Hamburger Dokumente

Die Auschwitz-Hefte

Band 2

Texte der polnischen Zeitschrift „Przegląd Lekarski"
über historische, psychische und medizinische Aspekte
des Lebens und Sterbens in Auschwitz

Herausgegeben vom Hamburger Institut für Sozialforschung

Aus dem Polnischen übersetzt
von Jochen August, Friedrich Griese, Veronika Körner,
Olaf Kühl und Burkhard Roepke
Textredaktion: Jochen August

Beltz Verlag · Weinheim und Basel 1987

Die Texte wurden entnommen aus:
Przegląd Lekarski. Seria II. Jg. XVII. 1961 bis Jg. XLII. 1985 bzw.
Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. Oświęcim nieznany. Kraków 1981, S. 26–97, 282–285.
© 1961–1985, Redaktion „Przegląd Lekarski – Oświęcim", Kraków, und die Autoren
© 1981, Wydawnictwo Literackie, Kraków (für: „Krematoryjne Esperanto")

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Die *Auschwitz-Hefte* : Texte d. poln. Zeitschr.
„Przegląd Lekarski" über histor., psych. u. med.
Aspekte d. Lebens u. Sterbens in Auschwitz / hrsg.
vom Hamburger Inst. für Sozialforschung. Aus d.
Poln. übers. von Jochen August ... Textred.:
Jochen August. – Weinheim ; Basel : Beltz
(Hamburger Dokumente)
Teilw. übers. aus: Oświęcim nieznany
ISBN 3-407-85501-X

NE: August, Jochen [Red.]; Stiftung Hamburger
Institut für Sozialforschung

Bd. 2 (1987)

© 1987 Beltz Verlag · Weinheim und Basel
Satz: Norbert Czermak, 8315 Geisenhausen
Druck: Druckhaus Beltz, 6944 Hemsbach
Buchbinder: Libellus Verlag und Buchbinderei, 7000 Stuttgart 1
Lektorat: Norbert Giovannini
Abb.: Bd. 1/S. 2 – Państwowe Muzeum Oświęcim-Brezinka, Oświęcim;
Übersichtspläne im Anhang – © Jürgen Pieplow, Wedel
Umschlaggestaltung: Klaus Linke, 6942 Mörlenbach
Printed in Germany

ISBN 3 407 85501 X

Inhaltsverzeichnis

Band 1

Editorische Vorbemerkung 6

Viereinhalb Jahre. 7

Ein Vierteljahrhundert „Przegląd Lekarski-Oświęcim" 9

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Das Überleben im Lager aus der Sicht ehemaliger Häftlinge von Auschwitz-Birkenau 13

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Opfer und Peiniger 53

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński:
An der Grenze zwischen Leben und Tod.
Eine Studie über die Erscheinung des „Muselmanns" im Konzentrationslager 89

Kazimierz Szczerbowski:
Der erste Schreiber im „Revier" von Auschwitz.
Erinnerungen 155

Tadeusz Paczuła:
Organisation und Verwaltung des ersten Häftlingskrankenbaus in Auschwitz 159

Kazimierz Hałgas:
Die Arbeit im „Revier" für sowjetische Kriegsgefangene in Auschwitz. Ein Bericht 167

Irena Białówna:
Aus der Geschichte des Reviers im Frauenlager in Birkenau 173

Janina Komenda:
Frauen im Revier von Birkenau 185

Tadeusz Szymański, Danuta Szymańska, Tadeusz Śnieszko:
Das „Spital" im Zigeuner-Familienlager in Auschwitz-Birkenau 199

Dorota Lorska:
Block 10 in Auschwitz 209

Mieczysław Kieta:
Das Hygiene-Institut der Waffen-SS und Polizei in Auschwitz 213

Jadwiga Apostoł-Staniszewska:
Reflexionen aus dem Frauenlager in Birkenau 219

Elżbieta Piekut-Warszawska:
Kinder in Auschwitz.
Erinnerungen einer Krankenschwester 227

Eugeniusz Brzezicki, Adolf Gawalewicz, Tadeusz Hołuj, Antoni Kępiński, Stanisław Kłodziński, Władysław Wolter:
Die Funktionshäftlinge in den Nazi-Konzentrationslagern. Eine Diskussion 231

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński:
Hunger im Konzentrationslager 241

Stanisław Kłodziński:
Die erste Vergasung von Häftlingen und Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz 261

Stanisław Kłodziński:
Phenol 277

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński:
Tod und Sterben im Konzentrationslager 281

Band 2

Antoni Kępiński:
Das sogenannte KZ-Syndrom. Versuch einer Synthese 7

Józef Bogusz:
Der Einfluß des Nürnberger Ärzteprozesses auf die Begriffsbildung bei Experimenten an Menschen 15

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Verhaltensstereotype ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz 25

Stanisław Kłodziński:
Der spezifische Krankheitszustand nach KZ-Haft 61

Zdzisław Ryn:
Die Dynamik der psychischen Störungen beim KZ-Syndrom 69

Czesław Kempisty, Alicja Szemraj-Lochyńska:
Arteriosklerose bei ehemaligen KZ-Häftlingen und ihre Auswirkungen auf den Alterungsprozeß und die Mortalität 75

Wojciech Żukowski, Grażyna Turska-Karbowska, Maria Gizler, Irena Orleska:
Der Gesundheitszustand der „Konzentrationslager-Kinder" auf Grund der Untersuchungen des Niederschlesischen Zentrums für Medizinische Diagnostik .. 81

Zdzisław Ryn:
Drei Geschwister im Lager. Eine klinische Analyse 89

Małgorzata Dominik:
Die Kinder 50 ehemaliger KZ-Häftlinge 97

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński:
Zur Psychopathologie von Hunger und Hungererleben im Konzentrationslager 113

Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Vernichtung durch Arbeit. Zur Pathologie der Arbeit im Konzentrationslager 135

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Selbsthilfe und „Volksmedizin" im Konzentrationslager 149

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
„Die Nächte gehören uns nicht..." Häftlingsträume in Auschwitz und im Leben danach 189

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
„bauernfuss, goldzupa, himmelautostrada". Zum Krematoriumsesperanto, der Sprache polnischer KZ-Häftlinge 241

Otto Wolken:
Die Befreiung von Auschwitz-Birkenau 261

Anhang:
Geschichte und Topographie von Auschwitz-Birkenau 268
Pläne von Auschwitz-Birkenau 273
Glossar 276
Die Autorinnen und Autoren 279
Gesamtverzeichnis „Przegląd Lekarski-Oświęcim" 1961–1987 285
Auswahlbibliographie zur Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau 315
Dienstgrade der SS 318
Hinweise zur Aussprache polnischer Namen und Wörter 318
Personenregister 319

Editorische Vorbemerkung

Die ausgewählten Aufsätze und Erinnerungen werden in der Regel vollständig abgedruckt (vgl. die editorischen Anmerkungen zu den einzelnen Texten). Einzelne Textpassagen sind jedoch gestrafft und gekürzt worden, um Wiederholungen zu vermeiden. Titel und Zwischenüberschriften wurden z.T. vom Herausgeber verändert bzw. ergänzt, Hervorhebungen, Daten, Abkürzungen, Verweise usw. sowie die äußere Form der Aufsätze und Erinnerungen gegenüber der in 25 Jahren gewachsenen polnischen Ausgabe vereinheitlicht. Im Unterschied zum polnischen Text werden jedoch lediglich *im Originaltext deutsch stehende Wörter und Sentenzen* einheitlich *durch Kursivschrift hervorgehoben*; dies läßt gleichzeitig erkennen, in welchem Umfang deutsche Wörter, genauer das KZ-spezifische Deutsch, in die Sprache der ehemaligen Häftlinge eingingen. Fehlerhafte Schreibungen und offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert und Zusätze bzw. Anmerkungen des Herausgebers durch eckige Klammern bzw. * gekennzeichnet.

Antoni Kępinski

Das sogenannte KZ-Syndrom. Versuch einer Synthese*

Vor ungefähr 12 Jahren schlug Dr. Stanisław Kłodziński, der selbst viele Jahre im KZ Auschwitz inhaftiert war, einigen Mitarbeitern der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau vor, sich mit dem Thema Konzentrationslager zu beschäftigen.[1] Dieser Vorschlag wurde mit einigen Vorbehalten aufgenommen. Wie können Menschen, die selbst nicht im Lager waren, jene verstehen, die diese Hölle durchgemacht hatten; würden die ehemaligen Häftlinge bereit sein, mit Nichthäftlingen offen über sich zu sprechen; ist es nicht grausam, die Erinnerung an Lagererlebnisse wiederzubeleben; wie entsteht ein Bild von den Geschehnissen im Lager, reicht unsere Vorstellungskraft dazu aus. Wir empfanden ein Gefühl der Ohnmacht angesichts eines Problems, das die Grenzen alles Menschlichen überschreitet.

Mit Unterstützung des Krakauer Klubs ehemaliger Auschwitz-Häftlinge gelang es, Kontakte zu ehemaligen Häftlingen zu knüpfen. Diese Kontakte waren der wohl stärkste Anreiz, Forschungen über diese schwierige Problematik aufzunehmen. Wir führten Gespräche, die uns sehr gefesselt haben. Die zahlreichen Fragen, die dabei auftauchten, konnten einfach nicht mehr ignoriert werden. Es stellte sich heraus, daß diese auf den ersten Blick normalen Menschen ganz anders waren. Dieses „Anderssein" wird offenbar, wenn sie beginnen, vom Lager zu sprechen; dann kommt Leben in sie, ihre Augen leuchten, sie werden gleichsam jünger um die Jahre, die sie vom Lager trennen, plötzlich wird alles wieder frisch und lebendig, sie können dem Bannkreis des Lagers nicht entkommen. Dort gab es furchtbare, aber auch schöne Dinge, abgrundtiefe menschliche Erniedrigung, aber auch Güte und Großherzigkeit; sie haben erfahren, was der Mensch ist; trotzdem, oder gerade deshalb läßt ihnen das Rätsel Mensch keine Ruhe, sie würden selbst gern wissen, wie sich soviel Böses auf dem kleinen Gelände des Lagers ballen und wie der Mensch das alles ertragen und dagegen ankämpfen konnte. Sie sind sich selbst manchmal ein Rätsel, jedenfalls spüren sie das Rätselhafte des Menschen, das Trügerische menschlicher Normen, Formen und Konventionen stärker als andere; für sie „ist der König nackt".

Es zeigte sich, daß der psychiatrische Kontakt mit solchen Menschen einfacher ist als mit denen, die nie im Leben solche Grenzsituationen erfahren hatten. Denn der Psychiater will wissen, wie der Mensch wirklich ist, was sich unter der Maske seiner Mimik, seiner Gesten und Worte verbirgt. Der Kontakt mit Patienten ist dann gelungen, wenn das Gespräch ohne gegenseitige Verstellung verläuft. Auch die ehemaligen Häftlinge stellen sich oft die Frage, was für ein Mensch dieser oder jener in Wirklichkeit ist, wie er sich im Lager verhalten hätte, wie es mit seiner Würde, Rechtschaffenheit usw. bestellt wäre, wenn er sich plötzlich „dort" befände. Psychiater und ehemalige Häftlinge waren sich also verbunden in der gemeinsamen Abneigung gegen jede Heuchelei und Verstellung.

Jeder ehemalige Häftling wird die Feststellung von Maria Zarebińska unterschreiben können: „Ich habe so furchtbare Dinge gesehen, so schreckliches menschliches Elend, so eine Grausamkeit, so ein Schwinden alles Menschlichen und so einfache Regungen aus reinem Herzen, daß ich ruhig sagen kann, ich habe alles gesehen, was der Mensch in Hölle und Himmel sehen und erleben kann." (25)

Als die ersten Gesprächsnotizen zusammengetragen waren, fragten wir uns unsicher, wie aus diesen einzelnen Lebensgeschichten, deren jede die Summe von größtenteils nicht mitteilbaren Erlebnissen ist, ein möglichst allgemeines Bild der Menschen gewonnen werden kann, „die das alles gesehen haben". Es galt, ihr Leben vor dem Lager, ihre Lagererlebnisse und ihr Leben nach der Befreiung zu rekonstruieren. (12) Wir waren auch im Zweifel, ob unsere Methode objektiv genug sei und wissenschaftlichen Kriterien standhalte. Stützte sie sich doch hauptsächlich auf die Fähigkeit, sich in den Untersuchten hineinzufühlen. Viele Erlebnisse waren in der Erinnerung der ehemaligen Häftlinge verblaßt oder entstellt. Bei jeder Verallgemeinerung gingen die individuellen und unwiederholbaren Züge der Untersuchten verloren. Es war schwierig, aus den vielen Einzelheiten die wichtigsten herauszufinden. Nicht immer war eine auf statistischer Analyse gegründete Auswahl unbedingt die beste. Fragen und Zweifel, die bei der Bearbeitung der Lebensgeschichten der ersten 100 Untersuchten häufig auftraten. (9) Später weiteten wir die Untersuchungen auf eine Gruppe mehrerer Dutzend sog. „Auschwitz-Kinder" aus, d.h. auf Menschen, die im Konzentrationslager geboren worden oder als Kinder dorthin gekommen waren. Hier sah die Problematik anders aus als bei den „erwachsenen" Häftlingen, doch fanden wir in beiden Gruppen viele Übereinstimmungen.

Die Begegnung mit einem Menschen, der das Lager durchlebt hat, wirft für jeden Psychiater viele Fragen auf. Fragen, die

* Tzw. „KZ-syndrom". Próba syntezy (1970, H. 1, S. 18–23). Übersetzung: Olaf Kühl.

1 Mit diesem Aufsatz soll versucht werden, die Krakauer Forschungen zusammenzufassen. Für wertvolle Hinweise und Beobachtungen danke ich den Kolleginnen und Kollegen Stanisław Kłodziński, Roman Leśniak, Maria Orwid, Wanda Półtawska, Adam Szymusik und Aleksander Teutsch.

manchmal an die Grundlagen seines Berufsverständnisses gehen. Jeder Psychiater versucht, sich eine hypothetische Antwort auf die Frage zu geben: Was ist der Mensch? Es scheint nun, daß ein Psychiater, der nie mit ehemaligen KZ-Häftlingen Kontakt hatte, seine Antwort anders formuliert als derjenige, der Gelegenheit hatte, solche Menschen zu treffen. Es geht dabei um das Verhalten des Menschen in Grenzsituationen, das ihn in neuem, manchmal ganz überraschendem Licht zeigt. Gerade diese Erweiterung der psychiatrischen Perspektive war wohl die Ursache vieler Schwierigkeiten, die bei dem Versuch auftraten, die im Kontakt mit ehemaligen Häftlingen zusammengetragenen Erfahrungen wissenschaftlich auszuwerten. Oft mußten auch Stereotypen psychiatrischen Denkens aufgegeben werden. Wir hielten uns auch sehr zurück mit Schlußfolgerungen, die wir auf der Grundlage erster Beobachtungen hätten ziehen können.

Der Kontakt zu den ehemaligen Häftlingen brach nach Beendigung der ersten Untersuchungen nicht ab. Sie baten und bitten weiter um ärztlichen Rat. Wir haben sie mit Hilfe einer Enquete befragt.(1) Eine große Gruppe von Häftlingen, an denen im Lager pseudowissenschaftliche Experimente vorgenommen worden waren, wird in der Klinik für Infektionskrankheiten der Medizinischen Akademie Krakau unter Leitung von Prof. Dr. Władysław Fejkiel und Dr. Maria Nowak-Gołąbowa eingehend untersucht. Sehr wichtig sind auch die psychiatrischen und elektroenzephalografischen Untersuchungen.(5) In der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie Krakau sind bisher ca. 500 ehemalige Häftlinge untersucht worden.

Alle nachfolgenden Untersuchungen und Kontakte bestätigten im wesentlichen, was schon bei der Analyse der ersten 100 Lebensgeschichten zutagegetreten war. Auch Untersuchungen anderer Institute stimmten mit diesen ersten Beobachtungen überein. Darin sehen wir einen Beweis für die Zuverlässigkeit der psychiatrischen Erkenntnismethoden, derer sich die Psychiater selbst nicht immer sicher sind.

Nach zehnjährigen Untersuchungen und Beobachtungen kann man also mit sehr viel größerer Sicherheit daran gehen, die spezifischen Merkmale von Menschen zu definieren, die das Konzentrationslager überstanden haben. Schon den ersten Wissenschaftlern, die sich kurz nach dem Krieg mit dem Gesundheitszustand ehemaliger Häftlinge befaßten, fielen Merkmale auf, die unter der Sammelbezeichnung „progressive Asthenie" (asthénie progressive), „Lagerfolgen-Asthenie" oder „Konzentrationslager-Syndrom" zusammengefaßt wurden. Das ist umso interessanter, als die krankhaften Veränderungen als Folge der Lagerhaft bei ehemaligen Häftlingen in sowohl somatischer wie psychischer Hinsicht ein doch sehr differenziertes Erscheinungsbild boten. So konnte bei dem einen Häftling das Lager eine vorzeitige Sklerose der Herzkranzgefäße, beim anderen der Hirngefäße zur Folge haben, beim dritten wurde Lungentuberkulose festgestellt; zu den Folgen der Lagerhaft sind u.a. zu rechnen: chronische Erkrankungen des Verdauungstrakts, Gelenkrheumatismus, vorzeitige Involution, hartnäckige neurasthenische Syndrome, Angst- und Depressionszustände, Alkoholismus, Epilepsie. (19, 20)

In manchen Fällen war der Kausalzusammenhang mit dem Lageraufenthalt leicht zu ermitteln, in anderen war dazu eine genauere Analyse notwendig. Oft treten Lagerfolgen erst zehn, fünfzehn Jahre nach der Befreiung auf. Die grundlegende Frage aber bleibt, was von diesen ganz unterschiedlichen Krankheitsfolgen sich unter der gemeinsamen Bezeichnung „Konzentrationslager-Syndrom" oder Lagerfolgen-Krankheit zusammenfassen läßt.

Natürlich kann man diese Frage mit der einfachen Feststellung beantworten, daß die Ätiologie in allen Fällen gleich ist: Lagerhaft. Aber nicht das ist eigentlich entscheidend. Wer mit Menschen aus dem Lager zusammengetroffen ist, ist frappiert von einer schwer definierbaren Ähnlichkeit, die zwischen ihnen besteht. Sie sind verschieden und leiden an unterschiedlichen Beschwerden, die von ihrem Aufenthalt im Lager verursacht wurden, und doch haben sie alle etwas Gemeinsames. Dieser Umstand war wohl von Anfang an der Hauptgrund für die Einführung des Begriffs „KZ-Syndrom" oder asthénie progressive. Auch in den Krakauer Untersuchungen zeigte sich dieses Syndrom von Jahr zu Jahr deutlicher. Deshalb ist es wohl eine berechtigte Forderung aller Wissenschaftler, die über die somatischen und psychischen Folgen des Lageraufenthalts arbeiten, den Begriff „KZ-Syndrom" als eigenständige diagnostische Einheit mit einer bestimmten Ätiologie und charakteristischen, wenn auch vielfältigen Krankheitsbildern und ganz eigener Behandlungsmethode in die medizinische Terminologie einzuführen.

Obwohl man die spezifische Eigenart der Menschen aus dem Lager in den direkt nach dem Krieg, aber auch mehrere Jahre später, ja sogar fast ein Vierteljahrhundert später durchgeführten Untersuchungen spürt, ist es nicht leicht, sie zu definieren. Die Definition des „Konzentrationslager-Syndroms", der Lagerfolgen-Krankheit oder – sollte es gelingen, eine treffendere Bezeichnung zu finden – noch anders genannten Krankheit kann nicht ausreichend damit geleistet werden, die Symptome aufzuzählen, die der Lageraufenthalt zur Folge haben kann. Eine solche Liste wäre unendlich lang. Dagegen sollte man versuchen, jene unbestimmte Eigenart zu ermitteln, die die verschiedenen Symptome und unterschiedlichen Menschentypen auf einen gemeinsamen Nenner bringt. Denn es war schließlich diese Eigenart, die zur Schaffung des Terminus „KZ-Syndrom" bewog. Obwohl ein Vierteljahrhundert vergangen ist, ist sie immer noch deutlich, vielleicht sogar ausgeprägter, als dies unmittelbar nach der Befreiung aus dem Lager der Fall war.

Doch selten ist das, was man nur spürt, einfach zu definieren. Deshalb fällt es trotz vieler Untersuchungen immer noch schwer, das Wesen des „KZ-Syndroms" zu bestimmen. Es ist etwas Ungreifbares daran, das alle, die das KZ durchlebten, miteinander verbindet. Es scheint, daß man die Kriterien des „KZ–Syndroms" wie auch die Merkmale der Menschen aus dem Lager nicht genau bestimmen kann, ohne ganz von vorn zu beginnen, d.h. mit dem Aufenthalt im Lager selbst. Gewiß überschreiten wir damit den Horizont der menschlichen Vorstellungskraft und vielleicht auch die Grenze der menschlichen Fähigkeit, sich in die Erlebnisse eines anderen hineinzu-

versetzen. Dennoch ist es ohne diesen ersten und grundlegenden Schritt nicht möglich, Fortschritte bei der Definition des „KZ-Syndroms" zu erzielen.

Dank der reichhaltigen KZ-Literatur kann man sich ein Bild davon machen, wie das Leben im Lager aussah. Doch ist dies ein fernes, verschwommenes Bild, und der Wissenschaftler fühlt sich ein wenig wie jene Frau Gudrun in Gawalewiczs Erinnerungen, die, nachdem sie von ehemaligen Häftlingen, für die sie aufopfernd sorgte, viel über deren Lagererlebnisse gehört hatte, fragte, ob sie denn im Lager Nachtlampen an den Betten gehabt hätten. (2, 3) Man sollte meinen, daß der Abgrund, der die Menschen aus dem Lager von denen trennt, die nicht dort waren, unüberwindlich ist. Denn niemand ist in der Lage nachzuempfinden, was sie durchgemacht haben. Ihre Erlebnisse übersteigen die Grenzen menschlichen Verstehens (des Jaspersschen Verstehenden).

Aber der Psychiater kann dennoch nichts unversucht lassen, diese Grenzen zu überschreiten. Auch wenn es ihm nicht immer gelingt, sich in die psychischen Erlebnisse des Patienten hineinzufühlen, muß er doch zumindest einen allgemeinen Einblick in die Welt seiner Empfindungen haben. Bei einer solchen Einstellung zu den Lagererlebnissen sollte man auf drei Momente hinweisen, die für das weitere Schicksal der Häftlinge wesentlich waren. Es sind dies die ungewöhnliche Spannweite der Lagererlebnisse, die psycho-physische Einheit und der Lagerautismus.

Der Eintritt in die Hölle des Lagers war ein Schock, der mit normalen Streßerlebnissen des Menschen nicht zu vergleichen ist. Alle Autoren, die sich mit den Erlebnissen im KZ befassen, betonen das allgemeine Auftreten der ersten Reaktion auf den Lageraufenthalt, die bei vielen Häftlingen mit dem Tode endete. (22, 23) Der Häftling mußte sich im Laufe von wenigen Wochen oder Monaten auf irgendeine Weise an das Leben im Lager anpassen, wenn er dies nicht tat, starb er. Zwei Dinge waren bei dieser Adaption von Bedeutung. Er mußte unempfindlich werden für das, was um ihn herum geschah, er mußte sich in sich selbst verschließen, mußte abstumpfen und teilnahmslos werden, ohne jedoch in den Zustand des „Muselmanentums", d.h. der völligen Gleichgültigkeit, zu geraten. Diese schützende Empfindungslosigkeit wird hier als „Lagerautismus" bezeichnet. Andererseits mußte er in der Hölle des Lagers seinen „Engel" finden, d.h. einen Menschen oder eine Gruppe, die ihn noch als Mensch behandelten und mit deren Hilfe es ihm gelingen konnte, einen Rest der früheren Welt zu bewahren. (22, 23)

Es scheint, daß das Wiederfinden des anderen Menschen eine ebensolche Erschütterung war wie der Eintritt ins Lager. Es war eine positive Erschütterung, der „Himmel" in der Lagerhölle. Niemals kann der Mensch in ein und derselben Stimmung leben. Neben dem Düsteren ist immer das Helle. Hier aber war die Kluft zwischen den gegensätzlichen Lebensstimmungen geradezu schockierend; das waren nicht die Kontraste des gewöhnlichen Lebens, das waren Himmel und Hölle. Die Masken waren gefallen, der Mensch stand nackt da. Es war wirklich eine Art psychiatrisches Experiment, wie es der ehemalige Häftling Dr. med. Piotr Wesełucha nennt. (24) Am Menschen trat das zutage, was normalerweise verborgen ist, seine verbrecherischen und seine heiligen Züge. Der Psychiater hat von Berufs wegen mit diesem „Unterfutter" der menschlichen Natur zu tun; im Lager lag es an der Oberfläche. Deshalb haben ehemalige Häftlinge auch ein sehr feines Gespür für die Authentizität des zwischenmenschlichen Kontakts; am wohlsten fühlen sie sich mit ihresgleichen, denn nur mit ihnen sprechen sie eine Sprache, anderen gegenüber sind sie immer ein wenig mißtrauisch. Die Persönlichkeitsveränderungen, die sich bei ehemaligen Häftlingen beobachten lassen, erinnern also ein wenig an post-psychotische Veränderungen, besonders an den Typus der gespaltenen Persönlichkeit. Im einen wie im anderen Fall findet der Mensch nach dem, was er erlebt hat, gleichsam nicht wieder auf die Erde zurück.(7,8) Die Spannweite ihrer Erlebnisse war zu groß, als daß es möglich wäre, sie mit den Verläufen des normalen Lebens in Einklang zu bringen.

Das Lager, dieser anus mundi, zertrümmerte die gewohnte Welt mit ihren Wertvorstellungen, Ideen, wichtigen und banalen Angelegenheiten. Sie wurde irreal, kehrte nur in Träumen zurück; es schien, als könne eine solche Welt nur auf einem anderen Planeten existieren. Wenn die bisherige Welt zusammenbricht, fühlt sich der Mensch verloren, ihn überkommt Angst, er sieht keine Zukunft mehr – daher das Gefühl der Hoffnungslosigkeit. In dieser Situation wurden das Lächeln des anderen Menschen, ein freundliches Wort, manchmal ein kleiner Gefallen zu dem Lichtstreif am Horizont, sie ließen wieder an Zukunft denken und daran glauben, daß man selbst und der andere trotz allem Menschen seien. Und von diesem Augenblick an konnte sich kein zwischenmenschlicher Kontakt, weder vor noch nach dem Lager, je mit dieser eigentümlichen Erleuchtung messen – der Begegnung mit dem Menschen in der Hölle des Lagers.

Im gewöhnlichen Leben geraten zwischenmenschliche Kontakte mehr oder weniger zu einer Formsache, man streift den anderen eher, als daß man mit ihm zusammenlebt, die Maske der Umgangsformen verhindert, daß man in eine fremde Intimsphäre eindringt. Deshalb fühlt sich der Mensch trotz guter Kontakte zu anderen oftmals einsam. Vielleicht klingt das paradox, aber im Konzentrationslager war das Gefühl der Einsamkeit weniger ausgeprägt als unter normalen Lebensbedingungen. Ehemalige Häftlinge fühlen sich oft besser unter ihresgleichen, d.h. ihren Leidensgefährten; wenn sie mit ihnen zusammen sind, schwindet das Gefühl der Vereinsamung und des Unverstandenseins.(10,11) Denn im Lager haben sie erfahren, was es wirklich heißt, mit dem Menschen in Berührung zu kommen. Dieser Kontakt hat ihnen oft das Leben gerettet, hat sie aus einer Nummer wieder zum Menschen gemacht.

Der zwischenmenschliche Kontakt besaß im Lager eine ganz andere Bedeutung als im normalen Leben. Eine gewöhnliche, menschliche Geste, die im normalen Leben gar nicht auffällt und für eine höfliche Konvention gehalten wird, wurde im Lager zur Erleuchtung, zum Lichtstreif am Horizont, sie war nicht selten lebensrettend, sie gab den Glauben an das Leben zurück.

Die grundlegende medizinische These der psychophysischen Einheit des Menschen findet sich besonders deutlich am Anfang und am Ende des Lebens, aber auch in Grenzsituationen bestätigt. Bei kleinen Kindern und Greisen ist das Subjektive mit dem Objektiven verbunden, der psychische Zusammenbruch zieht den körperlichen nach sich, ja er führt sogar zum Tod. Ebenso ist es in Grenzsituationen. Auch da ist der Mensch dem Tode nah, und wenn das Seelenleben, dieses subjektive Integral aller organischen Funktionen, zusammenbricht, geht alles zugrunde. Ein Häftling, der nicht mehr leben wollte, der alles satt hatte, überlebte meist nicht den nächsten Tag, oder er wurde zum „Muselmann". Andererseits konnte das freundliche Wort eines Lagerkameraden manchmal lebensrettend wirken. Nirgends sind vielleicht Wesen und Bedeutung der Psychotherapie so deutlich zum Ausdruck gekommen wie im Lager. Wenn im Lagerspital (zu der Zeit, da es schon von den politischen Häftlingen beherrscht war) Menschen von schweren körperlichen Krankheiten genasen, so geschah dies nicht dank irgendwelcher Medikamente, die es sowieso kaum gab, sondern dank der Haltung der Häftlingskameraden, der Ärzte, Pfleger und Rekonvaleszenten. Dies ist wohl ein herausragendes Beispiel dafür, was Psychotherapie vermag. Es war wirklich jene „therapeutische Gemeinschaft", von der heute in der Psychiatrie so viel die Rede ist.

Obwohl der Begriff der psychophysischen Einheit für jeden Arzt auf der Hand liegt, ist er scheinbar wenig überzeugend, weil er im Widerspruch zu der jedem Menschen eigenen natürlichen Spaltung in Soma und Psyche, in körperliche und seelische Faktoren steht; die einen sind Objekt, die anderen Subjekt. Es hat den Anschein, daß diese Spaltung zumindest teilweise Ausdruck der Steuerfunktionen des Organismus ist. Zwischen Steuerndem und Gesteuertem entsteht immer eine Subjekt-Objekt-Beziehung. Im menschlichen Organismus wird von den ausgedehnten und ungewöhnlich komplexen Steuerungsmechanismen nur ein kleiner Teil bewußt, die anderen sind entweder von Anfang an automatisiert (z.B. die vegetativen Funktionen), oder sie werden durch ständige Wiederholung automatisiert (z.B. die Tätigkeit des Gehens). Dem Kind, das laufen lernt, ist jede mit dieser Tätigkeit verbundene Bewegung bewußt; dabei kommt es zu einem schweren Kampf zwischen dem Subjekt, das die neue Tätigkeit, d.h. das Laufen beherrschen lernen will, und dem Objekt, d.h. all dem, das diesem neuen Ziel entgegensteht. In dem Maße, wie die neue Funktion beherrscht wird, läßt der Kampf nach; er geht auf neue Aufgaben über (z.B. die Funktion des Schreibens). Die einmal beherrschte Funktion wird zum gefügigen „Objekt", zur „Körperfunktion", sie wird „Leib"; ein Willensakt genügt („ich gehe"), und der Körper führt ihn gehorsam aus. Bei Tänzern, Bergsteigern usw. dauert der Kampf an; jede Bewegung ist und bleibt bewußt, ist nicht nur physische, sondern auch psychische Funktion; ihre Körper sind gewissermaßen „durchgeistigt", d.h. sie werden bewußt erlebt. Die Trennung zwischen Subjekt und Objekt hängt also mit dem fortwährenden Kampf um die Realisierung neuer Ziele zusammen, mit der Umwandlung von potentiellen Tätigkeitsstrukturen in realisierte Strukturen.

Im Lager wurden lange schon automatisierte Tätigkeiten erneut zum Gegenstand des Kampfes. Jeder Schritt, jede Körperhaltung, jede Handbewegung wurden wichtig, konnten oftmals über Leben oder Tod entscheiden. Das Essen und die Erledigung der physiologischen Bedürfnisse nahmen im Bewußtsein des Häftlings den Hauptanteil ein. Psychoanalytisch gesprochen handelte es sich dabei um eine Regression auf die ersten Lebensjahre, in denen das Kind diese Tätigkeiten erlernt und die deshalb im Mittelpunkt seines Erlebens stehen. Deshalb womöglich hatte der emotionale Zusammenhalt zwischen den Häftlingen etwas von einer Mutterbeziehung: die freundliche Geste wirkte so stark wie eine Geste der Mutter. Deshalb entschied der Wille zum Ausharren über Leben und Tod. Denn jede Bewegung war wichtig und zählte; immer wieder mußte man sich selbst überwinden. Am Ausdruck der Augen konnte man erkennen, daß jemand keine Kraft mehr besaß, weiter zu kämpfen. „Diese Augen, die Todesboten im Lager", schreibt Prof. Stanisław Pigoń, „sind eine Sache für sich. Ich habe sie bis zum Überdruß sehen müssen. Was sie besagten, hatten wir aus Erfahrung gelernt. So wie der Landwirt vom Anblick der hinter einer Wolke verschwindenden Sonne auf ein morgiges Unwetter schließt, so erkannten wir an der Art, wie jemand aus den Augen schaute, wann der heimlich nahende Tod eintreten würde. Schon drei Tage im voraus ließ sich das Ende eines Menschen voraussagen." (13, S. 200) Im Lager verschwand die Spaltung zwischen Soma und Psyche. Die Lockerung der inneren Spannung, mit der der Überlebenswille einherging, bedeutete im allgemeinen auch das Ende des Lebens. Der „Muselmann" war ein typisches Beispiel für den Häftling, der den Kampf aufgegeben hatte.

Der Arzt, der die Spätfolgen des Aufenthalts im Lager beurteilen soll, gerät oft in Schwierigkeiten bei der Festlegung von Kausalbeziehungen. Die Frage ist, ob ein vorzeitiger Alterungsprozeß, eine Tuberkulose, eine Kreislauferkrankung, eine Neurose, ob Alkoholismus, Epilepsie usw. tatsächlich Folge des im Lager durchstandenen Leidens sind. Oft treten die Krankheitssymptome erst nach vielen Jahren auf. Läßt sich beim Fehlen der zeitlichen Kontinuität noch von einer Kausalverbindung sprechen? Welche ätiologischen Faktoren spielen bei der Entstehung von Lagerfolgekrankheiten eine Rolle – Hunger, mechanische Traumen, Infektionskrankheiten, psychische Traumen usw.? Diese und ähnliche Fragen stellen sich dem Arzt, der Gutachten über ehemalige Häftlinge erstellt. (21) Es scheint, daß diese Fragen leichter zu beantworten sind, wenn man von der psycho-physischen Einheit des Organismus ausgeht, die im Lager auf dramatische Weise deutlich wurde. Die ungewöhnliche Mobilisierung des gesamten Organismus, die im Lager notwendig wurde und sich im Bewußtsein des Häftlings als unbedingter Überlebenswille niederschlug, war der wohl wichtigste ätiologische Faktor. Normalerweise hält der Mensch eine solche Spannung auf längere Zeit nicht durch. Es sind z.B. Todesfälle infolge einer allzu heftigen Mobilisierung des endokrinen und vegetativen Systems beschrieben worden (die Beobachtungen von Cannon, auf die Selye seine Konzeption des Stresses stützte). Natürlich waren auch andere ätiologische Faktoren, vor allem der

Hunger, nicht ohne Bedeutung, doch lief letztendlich fast jeder auf die äußerste Mobilisierung des Organismus hinaus. Für den einen war der Hunger unerträglich und ließ ihn schließlich zum „Muselmann" werden; für den anderen war er zwar eine Tortur, die keinen anderen Gedanken mehr möglich machte, aber eine Tortur, der der Häftling standhalten konnte. Im Endeffekt ging es also immer darum, die Trägheit des eigenen Körpers zu bekämpfen.

Es ist wohl nicht angebracht, bei der Erwägung kausaler Zusammenhänge streng zwischen psychischen und physischen Faktoren zu unterscheiden. Die einen waren so eng mit den anderen verbunden, daß jede Trennung nur künstlich sein kann. Hunger, Infektionskrankheiten (besonders der Fleck- und der Unterleibstyphus), Kopfverletzungen u.ä. konnten zu dauerhaften Schäden des Zentralnervensystems führen. Es war möglich, daß ein solcher Schaden sich jahrelang nur in chronisch-neurotischen Symptomen äußerte. Es kann Jahre dauern, bis die Symptome eines psychoorganischen Syndroms auftreten, die den Arzt natürlich auf die eigentliche Ätiologie aufmerksam machen, die vorher leicht zu übersehen war. Andererseits konnte der langanhaltende psychische Streß, den das Leben im Lager erzeugte, einen vorzeitigen Skleroseprozeß hervorrufen oder die Abwehrkraft des Organismus insgesamt schwächen. In diesem Fall war ein Syndrom deutlich somatischer Symptome die Folge psychischer Traumen.(19,20) Derartige Erwägungen haben aber allenfalls theoretischen Wert; in der Praxis lassen sich die einzelnen Faktoren nicht trennen. Die Frage der Kausalverbindungen läßt sich also nur insgesamt erörtern.

Die maximale Mobilisierung des Organismus, die Voraussetzung für das Überleben des Lagers war, konnte vom medizinischen Standpunkt aus nicht ohne Folgen bleiben. Wie ist aber dann zu erklären, daß eine Gruppe ehemaliger Häftlinge nach dem Lager jahrelang ohne ärztliche Hilfe auskam? Erst nach langer Zeit entwickelten sich bei einem Teil von ihnen somatische oder psychische Störungen, die als Spätfolgen des Lagers anzusehen waren. Vor allem ließ sich bei ihnen ein vorzeitiger Involutionsprozeß beobachten. Es gibt aber auch ehemalige Häftlinge, die sich bis heute bester Gesundheit erfreuen, sehr wohl fühlen und einen oft vitaleren und jugendlicheren Eindruck machen als Menschen, die den Torturen des Lagers nie ausgesetzt waren. Diese Menschen, so wenige es auch sind, geben dem Arzt Rätsel auf. Vielleicht ließen sich auch bei ihnen durch genauere Untersuchungsmethoden pathologische Veränderungen feststellen, die Folge des Lageraufenthalts sind. Theoretisch müßten solche Folgen eigentlich vorhanden sein. Der langanhaltende und starke Streß, den das Konzentrationslager erzeugte, kann nicht ohne dauernde Spuren im Organismus bleiben. Diese Spuren können jahrelang latent bleiben und dann plötzlich unter dem Einfluß manchmal ganz banaler körperlicher oder physischer Faktoren manifest werden.

Bei genauerer psychiatrischer Untersuchung zeigen sich diese Spuren in Form mehr oder weniger diskreter Persönlichkeitsveränderungen nach dem Lager, von Anpassungsschwierigkeiten an das normale Leben, Veränderungen der Grundhaltungen im Leben und der Wertehierarchie, Fixierung auf das Lager als endgültigem Bezugssystem, in Form von Lagerträumen, Lagerhypermnesien usw. Natürlich sind das Tatsachen aus dem psychischen Bereich, aber ausgehend von der Konzeption der psychophysischen Einheit, die im Lager auf besonders dramatische Weise deutlich wurde, muß man sie auf einer Ebene mit körperlichen Tatsachen betrachten.

Um zu verstehen, wie das Lager ohne alle gesundheitliche Schäden überstanden werden konnten, muß man wieder auf die Zeit des Lageraufenthalts selbst zurückgehen und fragen, wie das Lager überhaupt zu überleben war. Zweifellos galt es, für viele Erfahrungen, die im normalen Leben unerträglich gewesen wären, unempfindlich zu werden, sich in sich selbst zu verschließen, in sich selbst einen starken Halt zu finden, den Glauben ans Überleben, die Überzeugung, daß das Böse, und sei es noch so groß, eines Tages enden muß zu bestärken, den Gedanken an die Familie, den religiösen Glauben, den Gedanken an die Strafe, die die Verfolger ereilen wird, aufrechtzuerhalten.(22,23)

Prof. Stanisław Pigoń beschreibt das eindrucksvoll in seinen „Erinnerungen aus dem Lager Sachsenhausen": „Die alten Festungen hatten zwei Ebenen. Über der ‚unteren' erhob sich auf massivem Felsen immer die ‚hohe Burg'. Auch wenn die erste fiel, auf der zweiten konnte man sich noch lange halten. Ganz richtig riet der alte Räuber Rafał Olbromski im Gefängnis von Orawa: ‚Bleib hart'. Auch wir mußten angesichts der unheilvollen Gewalt so eine ‚höhere Burg' in uns finden, die unerschütterlichste aller unerschütterlichen Festen, uns in sie verkrallen und nicht einen Augenblick von ihr lassen. Zweifel und Entkräftung keinen Zutritt gewähren, uns einschließen in der entlegensten Wildnis und ausharren wie ein Stein im Boden. Sollen sie mich nur rausholen. Darin lag die eigentliche Rettung. Und das sind keine leeren Worte. Ich selbst habe in mir einen solchen Halt gefunden, und dieser Tatsache verdanke ich es wohl, daß ich heil herauskam. Was für ein innerer Halt das war, steht hier nicht zur Frage, aber er war da und schützte vor dem Ansturm des feindlichen Hasses. Aber so eine Schutzwehr hing weder vom Alter noch allein von den noch vorhandenen Vitalkräften ab." (13, S. 204)

Für den Psychiater erinnert dieses Phänomen an den schizophrenen Autismus; die Umwelt wird unerträglich, der Mensch verschließt sich in sich selbst, verweigert den Kontakt mit der Umgebung und lebt in seiner eigenen Welt, die für ihn plötzlich oder allmählich den Wert einer Wirklichkeit bekommt. Deshalb ist der Begriff des „Lagerautismus" zutreffend. Natürlich war er nicht absolut. Der Kontakt mit Freunden und Kameraden, dieser Lichtstreif in der Hölle des Lagers, spielte eine wichtige Rolle beim Überleben. Er war eine allgemeine Erscheinung, und ohne ihn war es unmöglich, sich an das Leben im Lager „anzupassen". (22, 23) Aber wie bei der Schizophrenie der volle Autismus vom leeren unterschieden wird, so gab es auch im Lager neben denen, die ihre ‚höhere Burg' gefunden hatten, auch solche, die sie nicht finden konnten. Prof. Pigoń schreibt über diese Menschen:

„Wenn ich von der Taktik der Häftlinge spreche, sich vor der Lawine des Bösen und der Vernichtung zu retten, dann muß ich

an eine Art denken, die ich nicht zu beurteilen wagte: war sie schwieriger oder leichter als die oben genannte, stand sie höher oder niedriger? Jedenfalls traf man selten jemanden, der den Mut besaß, sie auszuprobieren. Es handelte sich um eine eigentümliche Art der Ataraxie in Verbindung mit einer schwer verständlichen inneren Verholzung. Derjenige, der sich zu dieser Haltung durchgerungen hatte, wurde halb verächtlich, halb mitleidig als ‚Muselmann' bezeichnet. Das war ein seltsames Produkt der Lagerbedingungen. Mißhandelt und verachtet, gänzlich abgestumpft gegenüber der Todesgefahr, vermochte er das Leiden zu überwinden und zu ersticken, schreckte selbst vor grauenhaftem Schmerz nicht zurück. Es gab so einen in unserer Baracke, sein Anblick flößte mir schmerzliches Entsetzen ein. Er war abgemagert, konnte sich kaum auf den Beinen halten und lief mit der hartnäckigen Aufforderung: ‚Na, mach mich doch fertig!' geradewegs seinem Henker in die Arme. Und es ist ein Wunder: Manchmal wandte der Satan der Grausamkeit den blutsmüden Blick ab, und der Todgeweihte entkam. So etwas habe ich selbst gesehen." (13, S. 204 f.)

Erstaunlich ist die Tatsache, daß es ehemaligen Häftlingen schwerer fiel, sich an das Leben nach dem Lager anzupassen, als zuvor an das Lager selbst. (10, 11) Das hatte viele objektive Ursachen. Es gab viele unerfüllte Erwartungen, enttäuschte Hoffnungen. Lange Jahre wurden Leiden und Heldenmut dieser Menschen nicht gebührend gewürdigt. Die Sorgen des Alltags in der Freiheit kamen ihnen lächerlich vor im Vergleich zu dem, was sie im Lager hatten durchstehen müssen. Am zwischenmenschlichen Kontakt störte sie die Unaufrichtigkeit und Kleinlichkeit. So wie ein Patient nach einer schweren schizophrenen Psychose nur mühsam wieder die Beine auf die Erde, ins normale Leben bekommt, so wie ihm alles grau und banal erscheint im Vergleich zu dem, was er während der Psychose erlebt hat, so konnten auch die Menschen „von dort" sich monate-, ja jahrelang nicht wieder an das normale Leben gewöhnen.

Es gibt gewisse Grenzen des menschlichen Erlebens, die sich nicht straflos überschreiten lassen; wenn das aber geschieht, wenn man das „Jenseits" betreten hat, dann gibt es keine Rückkehr mehr. Es ändert sich etwas in der Grundstruktur; der Mensch ist nicht mehr derselbe wie einst. Diese Andersartigkeit bezeichnet man als „Persönlichkeitsveränderung", und im Falle der Schizophrenie gebraucht man häufig den technischen und für den Menschen nicht sehr passenden Ausdruck „Defekt".

Die bei ehemaligen Häftlingen beobachteten Persönlichkeitsveränderungen (7, 8) betreffen hauptsächlich drei Aspekte: 1) die allgemeine Lebensdynamik, die subjektiv als Stimmung empfunden wird; 2) das Verhältnis zu den Menschen und 3) die Selbstbeherrschung. Am häufigsten finden sich eine verschlechterte Stimmung, mißtrauische Einstellung zu den Menschen und herabgesetzte Selbstbeherrschung (gesteigerte Erregbarkeit und Reizbarkeit). Es kommen aber auch Veränderungen in entgegengesetzter Richtung vor: erhöhte Lebensdynamik, gestärktes, an Naivität grenzendes Vertrauen zu den Menschen und gesteigerte Selbstbeherrschung in Form einer „steinernen Ruhe".

Wer Verwandte und Freunde unter den ehemaligen Häftlingen hat, empfindet es manchmal als unangenehm, daß er mit ihnen gleichsam keine gemeinsame Sprache findet; sie fühlen sich viel besser im Kreise ihrer Kameraden aus dem Lager, als in der Familie oder bei Freunden, die sie vor dem Lager kannten. Sind sie „unter sich", d.h. mit den Lagerkameraden zusammen, so kommt plötzlich Leben in sie, sie zeigen Spontaneität, alle gesellschaftlichen Hierarchien und damit verbundenen Formen verschwinden und machen einem ganz eigenen Lagerhumor Platz. Nicht alle ehemaligen Häftlinge halten Kontakt mit den alten Kameraden; manche meiden diesen Kontakt und vermeiden überhaupt alle Erinnerungen an dieses Thema. Das sind überwiegend jene, die das Lager noch nicht „verdaut" haben; die Lagererlebnisse sind für sie noch so schmerzlich, daß sie nicht an sie zurückdenken möchten. (10, 11)

Jeder Mensch hat „Inseln" der Erinnerung, auf die er gern selbst zurückkommt oder die ganz unwillkürlich immer wieder aus dem Vergessen auftauchen. Es sind verschiedenartige Inseln, größere und kleinere, schöne und häßliche. Sie erscheinen in Abhängigkeit von der Stimmung und der jeweiligen Situation, aber manchmal scheinbar auch ohne jeden Grund. Für die ehemaligen Häftlinge sind die Lagererlebnisse nun keine kleine Insel, sondern ein riesiges Archipel, das durch seine Größe alle anderen Inseln verdeckt hat. Nach dem Lager ist dieses Archipel zum wichtigsten Bezugssystem im Leben der Häftlinge geworden. (10, 11) Es hat ihre Lebenseinstellung, ihre Wertehierarchie, ihr Verhältnis zu den Menschen geändert, es beeinflußt ihre Lebensziele, und es kehrt mit qualvoller Regelmäßigkeit in den Träumen zurück. Man kann es nie mehr verlassen.

Auf dem zweiten Gesamtpolnischen Kongreß der ZBoWiD-Ärzte (vom 28.–29. Mai 1968) wurde die Forderung erhoben, „das sog. KZ-Syndrom, das in der wissenschaftlichen Welt unstrittig anerkannt ist, wegen seiner Eigenart und klinischen Besonderheit in die Gruppe der internationalen Krankheits-Klassifizierung aufzunehmen und mit einer statistischen Nummer zu versehen, was u.a. für das ärztliche Gutachterwesen erhebliche Bedeutung hätte. Da die Nomenklatur dieses Syndroms nicht einheitlich ist, ist die Festlegung und Vereinheitlichung der entsprechenden Terminologie den Fachleuten, d.h. den Ärzten des ZBoWiD und beratenden Linguisten anzuvertrauen." (6)

Will man die vom Lager verursachten Krankheiten analysieren, so muß man bis zum Lageraufenthalt selbst zurückgehen. Drei Faktoren spielen hier eine wichtige Rolle, wie in diesem Aufsatz zu zeigen versucht wurde: die Spannweite der Erlebnisse („Hölle" und „Himmel" des Lagers), die psychophysische Einheit, die in Extremen des Lebens im Lager auf dramatische Weise manifest wurde, und eine Art von Autismus, der darauf beruhte, daß man einen Halt in sich selbst fand, um das Lager zu überleben. Die Eigenart der Nazi-Konzentrationslager schlägt sich auch in der Spezifik der von ihnen verursachten Krankheiten nieder. Trotz aller Gemeinsamkeiten sind sie nicht identisch mit den Veränderungen, die man nach dem Aufenthalt in Kriegsgefangenen-Lagern (der sog. „Stachel-

draht-Krankheit") oder in anderen Typen von Konzentrationslagern findet, und daher muß der Terminus des „KZ-Syndrom" zumindest vorläufig als passendste Definition gelten.

Literatur

1. Dominik, Małgorzata. Sytuacja zdrowotna i bytowa byłych więźniów oświęcimskich w świetle ankiety [Gesundheit und Lebenssituation von ehemaligen Auschwitz-Häftlingen im Lichte einer Befragung], Prz. Lek. 1967, 1, 102–104.
2. Gawalewicz, Adolf. Numer wraca do nazwiska. II. Prolog ludzkiego życia [Die Nummer wird wieder zum Namen. II. Prolog eines menschlichen Lebens], Prz. Lek. 1965, 1, 123–134.
3. Gawalewicz, Adolf. Refleksje z poczekalni do gazu [Nachdenkliches aus dem Wartesaal zu Gas], Krakau 1968.
4. Gątarski, Julian. Badania elektoencefalograficzne u osób urodzonych lub przebywających w dzieciństwie w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Elektroenzephalographische Untersuchungen an Personen, die in Nazi-Konzentrationslagern geboren wurden oder in ihrer Kindheit dort gefangen waren], Prz. Lek. 1966, 1, 37–38.
5. Gątarski, Julian, Maria Orwid, Małgorzata Dominik. Wyniki badania psychiatrycznego i elektroencefalograficznego 130 byłych więźniów Oświęcimia-Brzezinki [Die Ergebnisse der psychiatrischen und elektroenzephalographischen Untersuchung von 130 ehemaligen Häftlingen von Auschwitz-Birkenau], Prz. Lek. 1969, 1, 25–28.
6. Jagoda, Zenon, Jan Masłowski. Drugi zjazd lekarzy ZBoWiD. Polska medycyna wobec problematyki okupacyjnej [Der zweite Ärztekongreß des ZBoWiD. Die polnische Medizin und Fragen der Okkupation], Prz. Lek. 1969, 1, 184–188.
7. Leśniak, Roman. Zmiany osobowości u byłych więźniów obozu koncentracyjnego Oświęcim-Brzezinka [Persönlichkeitsveränderungen bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau], Prz. Lek. 1964, 1, 29–30.
8. Leśniak, Roman. Poobozowe zmiany osobowości byłych więźniów obozu koncentracyjnego Oświecim-Brzezinka [Persönlichkeitsveränderungen bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau], Prz. Lek. 1965, 1, 13–20.
9. Leśniak, Roman, Jan Mitarski, Maria Orwid, Adam Szymusik, Aleksander Teutsch. Niektóre zagadnienia psychiatryczne obozu w Oświęcimiu w świetle własnych badań [Einige psychiatrische Probleme des KZ-Lagers Auschwitz im Lichte eigener Untersuchungen], Prz. Lek. 1961, 1a, 64–73.
10. Orwid, Maria. Uwagi o przystosowaniu do życia poobozowego u byłych więźniów obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu [Anmerkungen zur Adaption ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz an das Leben nach dem Lager], Prz. Lek. 1962, 1a, 94–97.
11. Orwid, Maria. Socjopsychiatryczne następstwa pobytu w obozie koncentracyjnym Oświęcim-Brzezinka [Soziopsychiatrische Folgen des Aufenthalts im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau], Prz. Lek. 1964, 1, 17–23.
12. Orwid, Maria, Adam Szymusik, Aleksander Teutsch. Cel i metoda badań psychiatrycznych byłych więźniów obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu [Methode und Ziel der psychiatrischen Untersuchungen von ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz], Prz. Lek. 1964, 1, 9–12.
13. Pigoń, Stanisław. Z przędziwa pamięci [Aus dem Gespinst der Erinnerung], Warschau 1968.
14. Pigoń, Stanislaw. Wspominki z obozu w Sachsenhausen (1939–1940) [Erinnerungen aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen (1939–1940)], Prz. Lek. 1966, 1, 156–171.
15. Półtawska, Wanda. Z badań nad ‚dziećmi oświęcimskimi' (Uwagi ogólne) [Aus den Forschungen über die ‚Auschwitz-Kinder' (Allgemeine Anmerkungen)], Prz. Lek. 1965, 1, 21–24.
16. Półtawska, Wanda. Stany hipermnezji napadowej (Na marginesie badań tzw. ‚Dzieci oświęcimskich') [Paroxysmale Hypermnesie-Zustände (Zu den Untersuchungen der sog. ‚Auschwitz-Kinder')], Prz. Lek. 1967, 1, 89–93.
17. Półtawska, Wanda, Andrzej Jakubik, Józef Sarnecki, Julian Gątarski. Wyniki badań psychiatrycznych osób urodzonych lub więzionych w dzieciństwie w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Ergebnisse der psychiatrischen Untersuchung von Personen, die in Nazi-Konzentrationslagern geboren wurden oder in ihrer Kindheit dort gefangen waren], Prz. Lek. 1966, 1, 21–36.
18. Sarnecki, Józef. Konflikty emocjonalne osób urodzonych lub więzionych w dzieciństwie w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Emotionale Konflikte bei Personen, die in Nazi-Konzentrationslagern geboren wurden oder in ihrer Kindheit dort gefangen waren], Prz. Lek. 1966, 1, 39–46.
19. Szymusik, Adam. Poobozowe zaburzenia psychiczne u byłych więźniów obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu [Psychische Störungen bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz als Haftfolge], Prz. Lek. 1962, 1a, 98–102.
20. Szymusik, Adam. Astenia poobozowa u byłych więźniów obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu [Asthenie als Haftfolge bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz], Prz. Lek. 1964, 1, 23–29.
21. Szymusik, Adam. Dotychczasowy stan inwalidzkiego orzecznictwa psychiatricznego dotyczącego byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Der bisherige Stand der Invaliditätsbegutachtung bei ehemaligen KZ-Häftlingen], Prz. Lek. 1965, 1, 74–75.
22. Teutsch, Aleksander. Próba analizy procesu przystosowania do warunków obozowych osób osadzonych w czasie II wojny swiatowej w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Ein Versuch der Analyse des Adaptionsprozesses während des Zweiten Weltkrieges in den Nazi-Konzentrationslagern gefangengesetzten Personen an die Bedingungen im Lager], Prz. Lek. 1962, 1a, 90–94.
23. Teutsch, Aleksander. Reakcje psychiczne w czasie działania psychofizycznego stressu u 100 byłych więźniów w obozie koncentracyjnym Oświecim-Brzezinka [Psychische Reaktionen auf psychophysischen Streß bei 100 ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau], Prz. Lek. 1964, 1, 12–17.
24. Wesełucha, Piotr. Obóz jako eksperyment psychiatryczny [Das Konzentrationslager als psychiatrisches Experiment], Prz. Lek. 1970, 1, 242–246.
25. Zarębińska, Maria. Widziałam to wszystko [Ich habe das alles gesehen], Polityka 1969, Nr. 20.

Hier sind lediglich wissenschaftliche Arbeiten aufgeführt, die aus der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie Krakau hervorgegangen sind; dort wird auf die weitere Literatur verwiesen. [Vgl. auch das Gesamtverzeichnis der Auschwitz-Hefte des Przegląd Lekarski in diesem Band.]

Józef Bogusz

Der Einfluß des Nürnberger Ärzteprozesses auf die Begriffsbildung bei Experimenten an Menschen*

Am 9. Mai 1945 hörte nach 12 Jahren Schreckensherrschaft das „tausendjährige III. Reich", wie es Adolf Hitler nannte, zu existieren auf. Der Unrechtsstaat der Nazis hatte eine totale Niederlage erlitten und war in Trümmer gefallen. Auf das „tausendjährige III. Reich" passen wohl eher die Worte, die Hans Frank, Generalgouverneur eines Teils des besetzten Polen, am 18. April 1946 vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg sprach: „Tausend Jahre werden vergehen und diese Schuld von Deutschland nicht wegnehmen."[1]

Eine richtige Abrechnung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit hat bis heute nicht stattgefunden. In der BRD gibt es immer wieder Versuche, die Geschichte zu verwischen und vergessen zu machen – trotz der bedeutungsvollen Worte, die Bundeskanzler Helmut Schmidt in seiner denkwürdigen Rede vor dem Mahnmal für die Opfer des ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau am 23. November 1977 gesprochen hat.[2] Deutschland hat 1945 nicht nur eine militärische und politische, sondern auch eine moralische Niederlage erlitten, von der es sich am schwersten wieder erholen kann.

Vom Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg wurden die wichtigsten Nazi-Kriegsverbrecher abgeurteilt. Der Prozeß dauerte vom 20. November 1945 bis zum 1. Oktober 1946. Er galt den 22 Hauptkriegsverbrechern. Die Vollversammlung der Vereinten Nationen bestätigte am 11. Dezember 1946 die durch Statut und Urteil des Internationalen Militärgerichtshofs anerkannten Grundsätze des Völkerrechts. Dieser Prozeß war der erste Akt einer juristischen Abrechnung mit den verbrecherischen Taten derer, die den Zweiten Weltkrieg ausgelöst hatten und für die Kriegsverbrechen verantwortlich waren.

Weitere Prozesse fanden vor Militärgerichtshöfen in den einzelnen Besatzungszonen in Deutschland sowie vor Gerichten der von der Nazi-Aggression betroffenen Staaten statt. Hinzu kamen schließlich auch die Prozesse in der Bundesrepublik Deutschland. Von diesen Prozessen gehört der vor dem Amerikanischen Militärgerichtshof Nr. I in Nürnberg gegen die Nazi-Ärzte zu den interessantesten, aber auch zu den erschütterndsten.[3]

Rechtskompetenzen und Vollmachten dieses Gerichtshofs wurden in Artikel II des Gesetzes Nr. 10 des Alliierten Kontrollrats für Deutschland festgelegt. Der amerikanische Militärgouverneur für Deutschland in der amerikanischen Besatzungszone berief aufgrund der Anordnung Nr. 7 der Amerikanischen Militärregierung schon am 25. Oktober 1946, d.h. kaum einen Monat nach Verkündung des Urteils des Internationalen Militärgerichtshofes, den Amerikanischen Militärgerichtshof Nr. I. Am gleichen Tag legte der Hauptankläger für Kriegsverbrechen die Anklageschrift vor. Eine Abschrift der Anklageschrift in deutscher Sprache wurde jedem Angeklagten 10 Tage später, am 5. November 1946, ausgehändigt. Am 21. November 1946 hörte der Gerichtshof die Angeklagten, wobei jeder auf die erhobenen Vorwürfe mit „nicht schuldig" antwortete. Am 9. Dezember desselben Jahres begann der Ankläger die Beweisaufnahme, darauf legte die Verteidigung ihre Beweismittel vor. Am 5. Juli 1947 wurde die gesamte Beweisaufnahme abgeschlossen, worauf der Gerichtshof die Plädoyers der Anklage und der Verteidigung hörte. Nach den persönlichen Schlußworten der Angeklagten am 19. Juli 1947 wurde das Gerichtsverfahren endgültig abgeschlossen und am 19. und 20. August 1947 das Urteil mitsamt ausführlicher Begründung verlesen.

Das Verfahren wurde in englischer und deutscher Sprache durchgeführt und dauerte 139 Tage, davon 6 Tage für die Plädoyers und die Schlußworte der Angeklagten. An 133 Prozeßtagen machten 32 Zeugen der Anklage mündliche Aussagen, und 53 Zeugen, einschließlich der 23 Angeklagten, sagten für die Verteidigung aus. Die Verfahrensakten nahmen einen gewaltigen Umfang an. Das Protokoll der Gerichtsverhandlung ist 12 000 Seiten lang. In 18 Büchern sind 570 vom Staatsanwalt vorgelegte Dokumente enthalten, in 41 Büchern die von der Verteidigung vorgelegten 901, also insgesamt 1471 Dokumente.

* Wpływ norymberskiego procesu lekarzy hitlerowskich na kształtowanie się pojęć o dokonywaniu badań na ludziach (1981, H. 1, S. 72–79; vom Autor überarbeitet). Übersetzung: Olaf Kühl.

1 Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Bd. XII. Nürnberg 1947, S. 19.

2 Der deutsche Originaltext dieser Rede und seine polnische Übersetzung sind im Prz. Lek. 1978, H. 1, S. 271–272, veröffentlicht worden.

3 Wyrok wraz z uzasadnieniem Amerykańskiego Trybunału Wojskowego Nr. 1 w Norymberdze w procesie lekarzy hitlerowskich z dnia 19–20 VIII 1947 r. [Urteil und Begründung des Amerikanischen Militärgerichts Nr. 1 in Nürnberg im Ärzte-Prozeß, 19.–20. VIII 1947] Einleitungen: J. Bogusz und W. Wolter, Biuletyn GKBZHwP [Bulletin der Hauptkommission zur Untersuchung der Nazi-Verbrechen in Polen], Warschau 1970, Bd. XX, S. 13–137. [Engl. Text in: Trials of War Criminals before the Nuernberg Military Tribunals under Control Council Law No. 10. Vol. II. Washington 1950, S. 171–300.] Alle Zitate wurden der deutschen Fassung des hektographierten Verhandlungsprotokolls entnommen: Sitzung am 19. und 20. 8.1947, Bl. 11 566–11 756.

Jeder Angeklagte wurde von einem Wahlverteidiger vertreten. Wenn immer möglich, wurde den Anträgen der Verteidigung entsprochen, Personen, die eidesstattliche Versicherungen für die Anklage abgegeben hatten, persönlich vorzuladen; diese Personen wurden dann nach Nürnberg gebracht, um sie persönlich zu vernehmen oder einem Kreuzverhör durch die Verteidigung zu unterziehen. Der Verteidigung wurde große Freiheit bei der Vorlage des Beweismaterials eingeräumt, was so weit ging, daß zuweilen Material von verschwindend geringem Beweiswert akzeptiert wurde, um den Angeklagten eine uneingeschränkte Verteidigung zu gewähren.

Es ist wichtig, auf diese Umstände hinzuweisen, weil besonders in der BRD behauptet wird, bei dem Prozeß vor dem Internationalen Militärgerichtshof wie auch dem hier erörterten und anderen Prozessen hätten die Sieger über die Besiegten zu Gericht gesessen, das Ergebnis habe deshalb von vornherein festgestanden. Dabei zeugen der Verlauf der Verhandlung ebenso wie die ungewöhnliche Vorsicht bei dem Schuldspruch gerade vom Gegenteil: Der Gerichtshof hat die Würde des Rechts in vollem Umfang respektiert. Er hat sich von dem Grundsatz leiten lassen, daß der Angeklagte erst dann als schuldig zu betrachten ist, wenn überzeugende, glaubwürdige Beweise für seine Schuld vorliegen, die jeden vernünftigen Zweifel ausschließen; darauf wird im Urteil wiederholt hingewiesen.

Noch größere Vorsicht wurde in bezug auf Indizienbeweise geübt. Das Urteil des Gerichtshofs stellt fest: „Die Indizien müssen nicht nur im Einklang mit der Schuld, sondern auch im Widerspruch zur Unschuld stehen. [. . .] Denn nur die tatsächliche Ausschließung einer jeglichen anderen vernünftigen Hypothese außer derjenigen der Schuld ist es, die reinen Indizien Beweiskraft verleiht. Daher muß das Beweismaterial, bevor ein Gerichtshof berechtigt ist, einen Angeklagten ausschließlich aufgrund eines Indizienbeweises für schuldig zu befinden, eine so wohlverbundene und ununterbrochene Kette von Indizien aufweisen, daß alle anderen vernünftigen Hypothesen, außer der Schuld des Angeklagten, ausgeschlossen sind. Welche Art von Indizien zu einem Beweis werden, kann niemals die Sache einer allgemeinen Definition sein. Bei der endgültigen Beurteilung ist der rechtliche Prüfstein, ob das Beweismaterial ausreicht, um den Verstand und das Gewissen derjenigen Amtsträger, die unter ihrem heiligen Eid die Verantwortlichkeit für die Beurteilung der Tatsachen auf sich nehmen müssen, über einen vernünftigen Zweifel hinaus zufrieden zu stellen."[4]

Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man sagt, daß diesem behutsamen, von tiefem Verantwortungsgefühl gekennzeichneten Vorgehen der Mitglieder des Gerichtshofes höchste Anerkennung zu zollen ist. Nur aufgrund dieses Vorgehens ist es verständlich, daß von den 23 Angeklagten nicht weniger als sieben trotz sehr schwerwiegender Verdachtsmomente freigesprochen wurden.

Daher muß die nicht nur unobjektive, sondern geradezu unwürdige und beleidigende Behauptung vom „Gericht der Sieger über die Besiegten" als unberechtigt angesehen werden. Das gleiche galt im übrigen für den Prozeß vor dem Internationalen Militärgerichtshof.

Der Amerikanische Militärgerichtshof Nr. I in Nürnberg urteilte in folgender Besetzung (vier Personen):[5] 1) Der Vorsitzende des Gerichtshofs, Richter Walter B. Beals L.L.D., Präsident des Obersten Staatsgerichtshofs Washington; 2) Richter Harold L. Sebring, L.L.D., Richter am Obersten Staatsgerichtshof Florida; 3) Richter John T. Crawford, L.L.D., Richter am Bezirksgericht Oklahoma in Ada; 4) Ersatzrichter Victor C. Swearingen, L.L.D., Leiter des Amtes für Kriegsverbrechen im Pentagon, ehemals General-Staatsanwalt von Michigan.

Gehen wir kurz auf die Angeklagten ein. Von den 23 Personen waren 20 Ärzte und drei hochrangige Verwaltungsbeamte. Sieben Ärzte wurden freigesprochen. Unter den 13 verurteilten Ärzten waren sieben Universitätsprofessoren. Von diesen sieben wurden drei zum Tode, drei zu lebenslanger Haft und einer zu 15 Jahren Haft verurteilt.

Folgende Urteile wurden gefällt: I. Zum Tode durch Erhängen: 1. Prof. Dr. med. Karl Brandt; 2. Prof. Dr. med. Karl Gebhardt; 3. Prof. Dr. med. Joachim Mrugowsky; 4. Dr. med. Waldemar Hoven; 5. Viktor Brack, Chef des Hauptamts II der „Kanzlei des Führers"; 6. Dr. jur. Rudolf Brandt, persönlicher Referent von Himmler; 7. Wolfram Sievers, Generalsekretär der Gesellschaft „Ahnenerbe". II. Zu lebenslanger Haft: 8. Prof. Dr. med. Siegfried Handloser, Chef des Wehrmachts-Sanitätswesens und Heeres-Sanitäts-Inspekteur, General-Oberstabarzt; 9. Prof. Dr. med. Gerhard Rose; 10. Prof. Dr. med. Oskar Schröder; 11. Dr. med. Fritz Fischer; 12. Dr. med. Karl Genzken. III. Zu 20 Jahren Haft: 13. Dr. med. Hermann Becker-Freyseng; 14. Dr. med. Herta Oberheuser. IV. Zu 15 Jahren Haft: 15. Prof. Dr. med. Wilhelm Beiglböck. V. Zu 10 Jahren Haft: 16. Dr. med. Helmut Poppendick. VI. Freigesprochen: 1. Prof. Dr. med. Kurt Blome; 2. Prof. Dr. med. Paul Rostock; 3. Prof. Dr. med. Georg August Weltz; 4. Dr. med. Alfred Pokorny; 5. Dr. med. Hans Wolfgang Romberg; 6. Dr. med. Siegfried Ruff; 7. Dr. med. Konrad Schäfer.

Die Zahl von 13 in diesem Prozeß verurteilten Ärzten scheint nicht hoch zu sein. Bekanntlich wurden in zahlreichen späteren Prozessen noch viele andere Ärzte verurteilt. Es wird angegeben, daß sich von den insgesamt ca. 90 000 Ärzten im III. Reich 350 durch die Teilnahme an verbrecherischen Handlungen moralisch diskreditiert haben.[6] Manche halten diese Zahl für sehr niedrig, es sind ja gerade 0,4%. Vor allem ist nicht sicher, ob diese Zahl genau ist. In der Tat stellt sich die Frage, ob diese Zahl, vorausgesetzt sie trifft zu, als gering oder hoch zu bewerten ist. Nach unserer Ansicht ist schon die Zahl 350 erschreckend hoch. Wichtiger aber ist: Non quantitas, sed

4 Verhandlungsprotokoll, Bl. 11 717f.

5 F. Bayle. Croix gammée contre caducée. Les expériences humaines en Allemagne pendant la deuxième guerre mondiale. Neustadt (Palatinat) 1950, S. 1521.

6 Alexander Mitscherlich, Fred Mielke (Hrsg.). Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses. Frankfurt am Main und Hamburg 1960 [poln. Ausgabe Warschau 1963]. F. Bayle, a.a.O., gibt die Gesamtzahl mit ungefähr 80 000 bis 90 000 an.

qualitas. D.h. die Bedeutung liegt hier nicht nur in der Anzahl, sondern gerade auch in der Qualität. Unter den 350 waren viele Titelträger. Außer den sieben in diesem Prozeß verurteilten Universitätsprofessoren sind später zahlreiche andere Professoren in weiteren Prozessen verurteilt worden. Viele Professoren und Ärzte sind ihren Prozessen dadurch entkommen, daß sie Selbstmord begangen haben, sich versteckt haben oder in andere Länder und auf andere Kontinente geflohen sind.

Heute werden die mit dem Ärzteprozeß zusammenhängenden rechtlichen, ärztlichen und moralischen Fragen wieder aktuell. Wenn der einzelne Mensch in unserer heutigen, von inneren Widersprüchen gezeichneten Welt bisweilen in der Begriffsverwirrung, im ethischen Chaos fast verlorengeht, so ist ein „Augenblick des Nachdenkens" vonnöten. So ein „Augenblick des Nachdenkens" kann die Erwägung einiger Aspekte des Prozesses gegen die Nazi-Ärzte sein; wenn dabei auf die jüngere Vergangenheit eingegangen wird, ermöglicht das gleichzeitig wichtige Lehren für die Zukunft.

Der Nürnberger Ärzteprozeß hat unübersehbare Bedeutung für die Aufdeckung der ganzen Scheußlichkeit und den Niedergang der Nazi-Medizin. Obwohl damals, im Jahre 1947, nicht alles bekannt war und viele Dinge erst in späteren Prozessen ans Tageslicht kamen, hat dieser Prozeß doch unwiderleglich gezeigt, daß die Experimente der Nazi-Ärzte an Menschen, an wehrlosen Häftlingen der Konzentrationslager, unter bewußter Umgehung der elementarsten Grundsätze der Menschlichkeit und ohne oder gegen die Zustimmung der Opfer durchgeführt wurden, daß diese Experimente durch Grausamkeit gekennzeichnet waren und mit besonderen Leiden verbunden waren. Sie hatten zahlreiche Todesfälle zur Folge. Und dies sollte der Verteidigung zufolge dadurch „gerechtfertigt" gewesen sein, daß die Häftlinge ohnehin zum Tode verurteilt waren. Die Nazi-Ärzte, darunter viele Professoren der Universitäten des III. Reiches, u.a. auch berühmte Vertreter der deutschen Medizin, vergewaltigten die elementarsten Grundsätze der Ethik und der ärztlichen Deontologie und traten sie mit Füßen.

Welcher Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschheit, die Punkt 2 und 5 der Anklageschrift ausmachen, wurden die Angeklagten schuldig gesprochen?[7]

„Die Anklageschrift erhob den Vorwurf, „daß vom September 1939 bis zum April 1945 alle Angeklagten ‚Haupttäter, Mittäter, Anstifter, Vorschubleistende waren, ihre Zustimmung gaben zu und in Verbindung standen mit Plänen und Unternehmungen, die sich mit medizinischen Experimenten [. . .] ohne Zustimmung der Versuchspersonen befaßten, wobei die Angeklagten im Verlauf dieser Experimente Morde, Brutalitäten, Grausamkeiten, Folterungen, Greueltaten und andere unmenschliche Taten begingen'. Es wird behauptet: ‚Diese Experimente umfaßten die nachfolgend angeführten [Taten], ohne sich jedoch auf sie zu beschränken

[1] A. Höhenversuche: Ungefähr von März 1942 bis ungefähr August 1942 wurden im Konzentrationslager Dachau Experimente im Interesse der deutschen Luftwaffe durchgeführt, um die Grenzen menschlicher Widerstands- und Lebensfähigkeit in extremen Höhen zu ermitteln. Diese Experimente wurden in einer Unterdruckkammer durchgeführt, in der die in großen Höhen (bis zu 68 000 Fuß)[8] herrschenden atmosphärischen Bedingungen und Druckverhältnisse hergestellt werden konnten.

Die Versuchspersonen wurden in die Unterdruckkammer gebracht, in der sodann die künstliche Höhenlage gesteigert wurde. Viele Opfer starben an den Folgen dieser Experimente, andere erlitten schwere Verletzungen und waren Folterungen und Mißhandlungen ausgesetzt. [. . .]

[2] B. Kälte-Experimente: Ungefähr von August 1942 bis ungefähr Mai 1943 wurden im Konzentrationslager Dachau Experimente, hauptsächlich im Interesse der deutschen Luftwaffe, durchgeführt, um die wirksamste Methode zur Behandlung von Personen zu ermitteln, die sehr stark durchkältet oder erfroren waren.[9] In der einen Versuchsreihe wurden die Versuchspersonen gezwungen, in einem mit Eiswasser angefüllten Behälter bis zu 3 Stunden zu verbleiben. Binnen kurzer Zeit stellte sich hochgradige Erstarrung ein. Zahlreiche Opfer starben im Verlaufe dieser Experimente. Nachdem die Überlebenden sehr stark durchkältet waren, wurde die Wiedererwärmung mit verschiedenen Mitteln versucht. In einer anderen Versuchsreihe wurden die Versuchspersonen bei unter dem Gefrierpunkt liegenden Temperaturen viele Stunden lang nackt im Freien gehalten. Die Opfer schrien laut vor Schmerz, als sie Erfrierungen an Teilen ihres Körpers erlitten. [. . .]

[3] C. Malaria-Experimente: Ungefähr von Februar 1942 bis ungefähr April 1945 wurden im Konzentrationslager Dachau Experimente ausgeführt, um die Immunisierung gegen und die Behandlung von Malaria zu ermitteln.[10] Gesunde Konzentrationslagerinsassen wurden durch Moskitos[11] oder Einspritzungen von Extrakten aus den Schleimdrüsen von Moskitos infiziert. Nachdem sie an Malaria erkrankt waren, wurden die Versuchspersonen mit verschiedenen Medikamenten behandelt, um deren Wirksamkeit zu prüfen. Über tausend unfreiwillige Versuchspersonen wurden für diese Experimente verwendet. Viele Opfer starben und andere erlitten starke Schmerzen und wurden für immer Invaliden. [. . .]

[4] D. Lost (Senf)-Gas-Experimente: Zu verschiedenen Zeiten, zwischen September 1939 und April 1945, wurden in Sachsenhausen, Natzweiler und anderen Konzentrationslagern Experimente im Interesse der deutschen Wehrmacht durchge-

7 Einige der in diesem Aufsatz erörterten Fragen, deren Kenntnis Voraussetzung für die deontologischen Konsequenzen ist, wurden bereits verschiedentlich in der Literatur behandelt. Im „Przegląd Lekarski-Oświęcim" haben darüber u.a. Władysław Fejkiel, Czesław Głowacki, Andrzej Jakubik, Stanisław Kłodzinski, Zdzisław Ryn, Jan Sehn und Stanisław Sterkowicz geschrieben. [Vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 14, 15, 152, 168, 195, 197, 267, 349, 353, 403, 410, 411, 422, 821].

8 1 Fuß gleich 30,48 cm; 68 000 Fuß – mehr als 20 000 m.

9 Es handelte sich um Flieger, die gezwungen wurden, über dem Ozean oder einem Meer mit dem Fallschirm abzuspringen.

10 Durchgeführt von Prof. Dr. Claus Schilling, dem Prof. Gerhard Rose Eier der Stechmücke Anopheles zuschickte.

11 Anopheles.

führt, um die wirksamste Behandlung von Wunden, die durch Lost-Gas hervorgerufen waren, zu ermitteln. Lost ist ein Giftgas, das allgemein unter dem Namen Senfgas bekannt ist. Den Versuchspersonen wurden absichtlich Wunden zugefügt und mit Lost infiziert. Einige der Versuchspersonen starben an den Folgen dieser Experimente, andere erlitten heftige Schmerzen und Verletzungen. [. . .]

[5] E. Sulfonamit-Experimente: Ungefähr von Juli 1942 bis ungefähr September 1943 wurden im Konzentrationslager Ravensbrück Experimente im Interesse der deutschen Wehrmacht durchgeführt, um die Wirksamkeit von Sulfonamid zu ermitteln. Den Versuchspersonen wurden absichtlich Wunden zugefügt und mit Bakterien infiziert, wie zum Beispiel Streptokokken, Gas-Gangräne und Starrkrampf. Der Blutkreislauf wurde durch Abbinden der Blutgefäße auf beiden Seiten der Wunde unterbrochen, um einen ähnlichen Zustand wie bei einer auf dem Schlachtfeld erlittenen Wunde zu schaffen. Die Infektion wurde verstärkt, indem man Holzspäne und pulverisiertes Glas gewaltsam in die Wunden brachte. Die Infektion wurde mit Sulfonamid und anderen Medikamenten behandelt, um deren Wirksamkeit festzustellen. Einige Versuchspersonen starben infolge dieser Experimente, andere erlitten schwere Verletzungen und erduldeten qualvolle Schmerzen.[12] [. . .]

[6] F. Experimente betreffend Knochen-, Muskel- und Nervenregeneration und Knochentransplantation: Ungefähr von September 1942 bis Dezember 1943 wurden im Konzentrationslager Ravensbrück Experimente im Interesse der deutschen Wehrmacht durchgeführt, um Knochen-, Muskel- und Nervenregeneration und Knochentransplantation von einer Person auf die andere zu studieren. Teile von Knochen, Muskeln und Nerven wurden aus dem Körper der Versuchspersonen entfernt.[13] Als Folge dieser Operationen erlitten viele Opfer qualvolle Schmerzen, Verstümmelungen und wurden für immer Invaliden. [. . .]

[7] G. Experimente mit Meerwasser: Ungefähr von Juli 1944 bis ungefähr September 1944 wurden im Konzentrationslager Dachau Experimente im Interesse der deutschen Luftwaffe und Marine durchgeführt, um verschiedene Methoden der Trinkbarmachung von Meerwasser zu studieren. Den Versuchspersonen wurde alle Nahrung entzogen, sie erhielten nur chemisch behandeltes Meerwasser. Diese Experimente verursachten große Schmerzen und Leiden und hatten schwere Körperbeschädigungen der Opfer zur Folge. [. . .]

[8] H. Experimente mit epidemischer Gelbsucht: Ungefähr von Juni 1943 bis ungefähr Januar 1945 wurden in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Natzweiler im Interesse der deutschen Wehrmacht Experimente durchgeführt, um die Ursache der epidemischen Gelbsucht und Schutzimpfungen gegen sie zu ermitteln. Versuchspersonen wurden absichtlich mit epidemischer Gelbsucht angesteckt. Einige von ihnen starben als Folge davon und anderen wurden starke Schmerzen und Leiden verursacht. [. . .]

[9] I. Sterilisations-Experimente: Ungefähr von März 1941 bis ungefähr Januar 1945 wurden in den Konzentrationslagern Auschwitz und Ravensbrück und anderen Orten Sterilisationsexperimente durchgeführt. Der Zweck dieser Versuche war, ein Mittel zur Unfruchtbarmachung zu finden, das mit einem Minimum von Zeit und Mühe zur Sterilisation von Millionen von Personen geeignet wäre. Diese Experimente wurden mittels Röntgenstrahlen, Operationen und verschiedenen Medikamenten[14] durchgeführt. Tausende von Opfern wurden unfruchtbar gemacht und erduldeten hierdurch große seelische und körperliche Qualen. [. . .]

[10] J. Fleckfieber-Experimente: Ungefähr von Dezember 1941 bis ungefähr Februar 1945 wurden in den Konzentrationslagern Buchenwald und Natzweiler Experimente im Interesse der deutschen Wehrmacht durchgeführt, um die Wirksamkeit von Fleckfieber[–] und anderen Impfstoffen zu ermitteln. In Buchenwald wurden zahlreiche gesunde Insassen absichtlich mit Fleckfiebervirus infiziert, um den Virus am Leben zu erhalten; über 90 % dieser Opfer starben als Folge davon. Andere gesunde Insassen wurden dazu verwendet, die Wirksamkeit verschiedener Fleckfieberimpfstoffe und verschiedener chemischer Substanzen festzustellen. Im Verlaufe dieser Experimente wurden 75 % der ausgewählten Anzahl von Insassen mit einem der Impfstoffe geimpft oder mit einer der chemischen Substanzen genährt und nach einer Zeitspanne von drei bis vier Wochen mit Fleckfieberkeimen infiziert. Die restlichen 25 % wurden ohne vorherige Schutzmaßnahmen infiziert, um die Wirksamkeit der Impfstoffe und der chemischen Substanzen vergleichen zu können. Die Folge davon war, daß Hunderte von Versuchspersonen starben.[15] Ferner wurden Experimente mit Gelbfieber, Blattern, Typhus, Paratyphus A und B, Cholera und Diphterie durchgeführt. Gleichartige Experimente mit ähnlichen Ergebnissen wurden im Konzentrationslager Natzweiler durchgeführt. [. . .]

[11] K. Experimente mit Giften: Ungefähr im Dezember 1943 und ungefähr im Oktober 1944 wurden im Konzentrationslager Buchenwald Experimente durchgeführt, um die Wirkungen verschiedener Gifte auf Menschen zu ermitteln. Die

12 Opfer dieser grausamen Experimente waren Polinnen, die sog. „Versuchskaninchen". Prof. Gebhardt, Chirurg und Leiter der Heilanstalten in Hohenlychen, ging es nach eigenen Angaben um den Nachweis, daß die von ihm empfohlene Behandlung von Reinhard Heydrich, dem stellvertretenden Reichsprotektor in Böhmen und der Tschechei und ehemaligen Geheimdienstchef, auf den im Mai 1942 ein Attentat verübt worden war, mit Sulfonamiden wie Cibasol, Eleudron und Prontosil der von Dr. Morell, Hitlers Leibarzt, empfohlenen Behandlung überlegen war. Morell behauptete, daß Heydrich überlebt hätte, wenn man sein Sulfonamid eingesetzt hätte.

13 Die Opfer waren überwiegend Polinnen.

14 Eine 5–10 %ige Formalinlösung, die der Gynäkologe Prof. Dr. Carl Clauberg in die Eileiter injizierte.

15 Diese Experimente führte in Buchenwald Dr. Ding-Schuler, in Natzweiler Eugen Haagen durch (s. u.a. R. Waitz, M. Ciepielowski: „Doświadczalny dur wysypkowy w obozie koncentracyjnym w Buchenwaldzie" [Experimenteller Flecktyphus im Konzentrationslager Buchenwald], Prz. Lek. 1965, H. 1, S. 68–69). Sie untersuchten die Wirksamkeit der Weigl-Impfstoffe von Läusen aus dem Institut für Flecktyphus- und Virus-Forschung des OKW in Krakau, der Impfstoffe aus Eigelbkulturen aus dem gleichen Institut in Lemberg sowie von Impfstoffen aus der Leber von Mäusen (Ipsen-Murin-Vaccine Kopenhagen).

Gifte wurden den Versuchspersonen insgeheim in ihrer Nahrung verabreicht. Die Opfer starben an den Folgen des Giftes oder wurden unverzüglich getötet, um eine Autopsie zu ermöglichen. Ungefähr im September 1944 wurde mit vergifteten Kugeln auf Versuchspersonen geschossen, die dadurch Qualen und Tod erlitten.[16] [. . .]

[12] Brandbombenexperimente: Ungefähr von November 1943 bis ungefähr Januar 1944 wurden im Konzentrationslager Buchenwald Experimente durchgeführt, um die Wirkung verschiedener, pharmazeutischer Präparate auf Phosphorbrandwunden auszuprobieren. Diese Verbrennungen wurden den Versuchspersonen mit Phosphor zugefügt, der von Brandbomben stammte, und verursachten starke Schmerzen, Leiden und schwere Körperbeschädigungen. [. . .]"[17]

Außer der Beteiligung an den genannten Experimenten wurden einigen Angeklagten verbrecherische Handlungen einschließlich Morden, Folterungen und Mißhandlungen an nichtdeutschen Staatsangehörigen vorgeworfen, und zwar:

13. Die Ermordung von 112 Juden zur Vervollständigung der Skelettsammlung des Instituts für Anatomie der Universität Straßburg für Prof. August Hirt.[18]

14. Die Ermordung vieler tuberkulosekranker Polen.

15. Die systematische und geheime Ermordung von Hunderttausenden Menschen, darunter auch von Bürgern der von Deutschland besetzten Staaten, im Rahmen des sog. „Euthanasie-Programms", d.h. die Ermordung von an psychischen oder unheilbaren Krankheiten leidenden Patienten, behinderten Kindern und alten Menschen mit Hilfe von Giftgas, tödlichen Injektionen oder anderen Mitteln. Solche Personen galten als „nutzlose Esser", die ein „lebensunwertes Leben" führten. Die Finsternis des Mittelalters, als man während der grausamen Inquisition psychisch Kranke schlug, aushungerte und auf dem Scheiterhaufen verbrannte, wurden von der entsetzlichen Hölle der Hitlerschen „Euthanasie" weit in den Schatten gestellt. Bekanntlich wurden die „Euthanasiemaßnahmen" später auf die Vernichtung von Juden, Zigeunern, Polen und Russen, also auf große Massen von Menschen, ausgedehnt.

Nach der Aufzählung dieser gerichtlich festgestellten Verbrechen einige Anmerkungen zur Terminologie. In vielen Publikationen findet man den Ausdruck „pseudo-medizinische" oder „pseudo-ärztliche Experimente", was den Eindruck erwecken könnte, als hätte es sich hier um angeblich ärztliche Experimente gehandelt, also um Experimente mit mangelhaften, unwissenschaftlichen Voraussetzungen. Wesentlich dabei ist aber gerade der Umstand, daß dies überwiegend eben doch medizinische Experimente waren, die oft von zutreffenden theoretischen Voraussetzungen ausgingen (wie z.B. die Versuche zur Erforschung der Wirksamkeit von Impfstoffen gegen den Flecktyphus, zur Erforschung der Widerstandsfähigkeit des Organismus unter extremen Höhenverhältnissen usw.), nur daß sie eben im uneingeschränkten Sinne verbrecherisch waren. Angebracht erscheint also hier der Ausdruck „verbrecherische medizinische Experimente an Menschen", der den eigentlichen Sinn wiedergibt, und nicht „pseudomedizinische Experimente".

Ich möchte noch einige andere Angaben aus dem Urteil anführen, die deutlich machen, wie tief die Nazi-Medizin, der Deutsche selbst den Beinamen „Medizin ohne Menschlichkeit" – so der Titel von Alexander Mitscherlichs und Fred Mielkes Dokumentation über den Nürnberger Arztprozeß – verliehen haben, gesunken war.

Ende 1942 fand in der Medizinischen Militärärztlichen Akademie in Berlin eine Besprechung über die Wirksamkeit von Serum gegen den Gasbrand bei Verwundeten statt. Es wurde dabei die Tatsache angesprochen, daß Verwundete, die eine große Dosis Serum erhalten hatten, ohne ersichtliche Ursache überraschend gestorben waren. Mrugowsky, der an dieser Konferenz teilnahm, erwähnte die Möglichkeit, daß der Tod durch im Serum enthaltenes Phenol herbeigeführt sein könnte. Um diese Frage zu klären, befahl Mrugowsky seinem Untergebenen, Dr. Ding-Schuler, im Lager Buchenwald entsprechende Versuche durchzuführen. Dr. Ding-Schuler und der in Nürnberg angeklagte Dr. Waldemar Hoven töteten mehrere Häftlinge durch Phenolinjektionen, und Ding-Schuler erstattete Mrugowsky darüber Bericht. Die Bedeutung dieses Experiments ist umso furchtbarer, als schon seit 1941 in Auschwitz und Buchenwald systematisch Häftlinge durch die Injizierung von Phenol in den Herzmuskel ermordet wurden, wovon der „Oberste Hygieniker" hat wissen müssen und wohl auch wußte.

Besonders erschreckende Aussagekraft besitzen die grausamen Experimente, die im Konzentrationslager Ravensbrück an polnischen Frauen unternommen wurden und an denen hauptsächlich Prof. Karl Gebhardt sowie Dr. Herta Oberheuser und Dr. Fritz Fischer beteiligt waren. Andere Ärzte, die aktiv an diesen Experimenten teilnahmen, wie Rosenthal oder Schiedlausky, wurden getrennt abgeurteilt. Die Opfer wurden gezwungen, sich schrecklichen Operationen zu unterziehen, sie hatten furchtbar zu leiden, und viele von ihnen starben. Es handelte sich dabei um wahrhaft grausame Vivisektionen an Menschen. Gebhardt suchte sich damit zu entschuldigen, daß die Opfer als Angehörige der polnischen Widerstandsbewegung bereits zum Tode verurteilt waren und auf jeden Fall zur gesetzmäßigen Hinrichtung bestimmt worden seien.

Der Gerichtshof vertrat hier einen deutlichen Standpunkt. Die inhaftierten polnischen Frauen hatten nicht einmal den Anschein einer Gerichtsverhandlung erlebt. Sie hatten nicht ihre Zustimmung dazu gegeben, als Versuchspersonen benutzt zu werden. „Selbst wenn wir aber annehmen sollten", argu-

16 Am 11. September 1944 schossen Prof. Mrugowsky, Dr. Ding-Schuler und Dr. Widmann mit Patronen, die Nikotinsalpeter enthielten, auf fünf sowjetische Gefangene. Sie beobachteten und notierten die Symptome, die im Verlaufe von ungefähr zwei Stunden zum Tod der Opfer führten. Mrugowsky war sog. „Oberster Hygieniker" und Verfasser eines Buches über die ärztliche Ethik.

17 Verhandlungsprotokoll, Bl. 11 572–11 578.

18 S. Kłodziński, „Zbiór szkieletow żydowskich dla uniwersytetu III Rzeszy w Strasburgu (z działalności prof. dr. Augusta Hirta)" [Die Sammlung jüdischer Skelette für die Universität des III. Reiches in Straßburg (zur Tätigkeit von Prof. Dr. August Hirt)], Prz. Lek. 1964, H. 1, S. 96–101.

mentierte das Gericht weiter, „daß sie zum Tode verurteilt gewesen seien, wegen Handlungen, die als feindselig gegen die deutschen Streitkräfte im besetzten Gebiet von Polen betrachtet wurden, so waren sie dennoch berechtigt, den Schutz der Gesetze zivilisierter Völker zu genießen. Obwohl unter bestimmten Bedingungen die Regeln der Landkriegsführung die Rechtsgültigkeit der Hinrichtung von Spionen, Kriegsrebellen oder anderen Mitgliedern einer Widerstandsbewegung anerkennen, so lassen sie unter keinen Umständen den Vollzug der Tötung oder einer anderen Strafe durch Verstümmelung oder Folterung zu."[19] Und in der weiteren Urteilsbegründung führte das Gericht aus:

„Das für den Angeklagten Gebhardt vom Verteidiger Dr. Seidl unterbreitete Plädoyer ist aufmerksam studiert worden. Größtenteils erübrigt es sich, die darin ausgeführten Theorien zu besprechen, denn die Hauptverteidigung scheint diejenige zu sein, daß im Zusammenhang mit den Versuchen und anderen in der Anklage erwähnten Handlungen Dr. Gebhardt als Soldat handelte, im Verfolg von Befehlen, die er von einem zuständigen Vorgesetzten erhielt.

Wir sehen nicht, daß der Grundsatz des höheren Befehls als Verteidigung gegen die in der Anklageschrift enthaltenen Beschuldigungen angewandt werden kann. Dieses Prinzip wurde niemals als auf einen Fall anwendbar betrachtet, in welchem derjenige, dem der Befehl erteilt wird, eine freie Entscheidung über Annahme oder Ablehnung des Befehls hat. Dieses war die Sachlage im Falle Gebhardts. Das Beweismaterial zeigt völlig einwandfrei, daß ihm die Durchführung der Versuche nicht befohlen wurde, sondern daß er Gelegenheit dazu suchte. Dies trifft insbesondere auf die Sulfonamidversuche zu: In der Tat hat Gebhardt sie Grawitz[20] entrissen, um zu beweisen, daß gewisse von ihm im Mai 1942 in Prag am Totenbett des verwundeten Heydrich empfohlene chirurgische Verfahren den von Hitlers Leibarzt, Dr. Morell, vorgeschlagenen Behandlungsmethoden wissenschaftlich und ärztlich überlegen seien. Die Lehre [im englischen Text: The doctrine] ist deshalb nicht anwendbar. Selbst wenn sie aber anwendbar wäre, könnte das Vorhandensein solcher Befehle unter Kontrollratsgesetz Nr. 10 nur als strafmildernd in Betracht gezogen werden.

Ein weiteres in den Schriftsätzen des Verteidigers vorgebrachtes Argument versucht, sich auf die umstrittene Idee zu gründen, daß im allgemeinen Interesse der Linderung menschlichen Leidens ein Staat die Durchführung von ärztlichen Versuchen an zum Tode verurteilten Häftlingen ohne ihre Zustimmung rechtmäßig anordnen kann, selbst wenn solche Versuche schwere Leiden oder den Tod der Versuchspersonen nach sich ziehen können. Was immer das Recht eines Staates in Bezug auf seine eigenen Bürger sein mag, so steht fest, daß diese Gesetzgebung nicht ausgedehnt werden kann, um sie auf fremde Staatsangehörige, die in schlimmster Versklavung den Versuchen gegen ihren Willen und unter den grausamsten und sinnlosesten Bedingungen ausgesetzt sind, anzuwenden."[21]

Unter den Angeklagten war Prof. Gerhard Rose, ein bedeutender Forscher und Experte auf dem Gebiet der Tropenkrankheiten aus der Abteilung für Tropenmedizin des Robert Koch-Instituts in Berlin. Auf einer Tagung der Beratenden Ärzte der Wehrmacht im Mai 1943 erhob Rose nach dem Bericht Dr. Ding-Schulers über die Fleckfieberversuche heftige Einwände gegen die Methoden von Dr. Ding-Schuler. Später überwand er jedoch seine Bedenken und nahm wissentlich und aktiv an dem Versuchsprogramm in den Konzentrationslagern teil. Er versuchte, seine Handlungen mit der Bemerkung zu rechtfertigen, „daß ein Staat rechtmäßig Versuche an solchen Personen anordnen kann, die zum Tode verurteilt sind, ungeachtet dessen, ob solche Personen ihre Einwilligung, sich als Versuchsobjekte zur Verfügung zu stellen, verweigern mögen".[22] Das Gericht urteilte: „Wie wir schon im Fall von Gebhardt erklärt haben: Was immer die Rechtsverhältnisse mit Bezug auf medizinische Versuche, die von oder durch einen Staat zu seinen eigenen Bürgern durchgeführt werden, sein mögen, so wird etwas Derartiges vom Völkerrecht nicht sanktioniert, wenn es auf Bürger oder Untertanen eines besetzten Gebietes angewandt wird."[23]

Das war umso bedeutungsvoller, als sich Rose während des Gerichtsverfahrens auf Experimente berief, die ein amerikanischer Wissenschaftler an Todeskandidaten unternommen hatte, während der Sachverständige der Anklage, Prof. Andrew Conwy Ivy aus Chikago, davon ausging, daß man zwischen dem behandelnden Arzt, der eine Heilung erzielen will, und dem forschenden Arzt unterscheiden müsse, wobei seiner Ansicht nach jeder einem anderen Recht unterliegt. Davon wird im weiteren noch die Rede sein.

Auf ähnliche Weise wie Gebhardt versuchte auch Joachim Mrugowsky, sich gegen den Vorwurf der Durchführung von tödlichen Experimenten mit Akonit-Nitrat-Geschossen zu verteidigen, indem er sagte, daß die Menschen, die in diesem Versuch eingesetzt waren[,] zum Tode verurteilte Personen waren und daß er, Mrugowsky, zu ihrem rechtsmäßigen Scharfrichter bestellt worden sei. Das Urteil führt dazu aus: „Man braucht nur den unter Beweis gestellten Brief[24] zu lesen, um zur Schlußfolgerung zu gelangen, daß die Verteidigung nicht rechtskräftig ist. Dies war keine im Einklang mit Kriegsgesetz und Kriegsbestimmungen durchgeführte rechtmäßige Hinrichtung, sondern ein verbrecherischer medizinischer Versuch, in dem Gefangenen Wunden zugefügt wurden zu dem einzigen Zweck, die Wirksamkeit von vergifteten Kugeln als Tötungsmittel festzustellen. Die unglücklichen Opfer dieser abscheulichen Foltermethode waren russische Kriegsgefange-

19 Verhandlungsprotokoll, Bl. 11 644.

20 Leiter des Sanitätsdienstes der SS (Reichsarzt SS und Polizei) und Professor, ihm unterstanden die Angeklagten Gebhardt, Genzken, Mrugowsky, Poppendick, Hoven, Oberheuser und Fischer.

21 Verhandlungsprotokoll, Bl. 11 648f.

22 Verhandlungsprotokoll, Bl. 11 710.

23 Ebenda.

24 Der Verlauf der zum Tode führenden Symptome ist ausführlich beschrieben in einem Brief Mrugowskys an Dr. Widmann vom Kriminaltechnischen Institut in Berlin. Verhandlungsprotokoll, Bl. 11 674f.

ne, die auf den Schutz Anrecht hatten, welchen das Recht zivilisierten Völkern gewährt. Wie im wesentlichen in diesem Urteil gesagt wurde: obwohl unter gewissen besonderen Bedingungen die Landkriegsregeln die Rechtskräftigkeit einer Hinrichtung durch Erschießen anerkennen mögen, werden sie doch unter keinen Umständen die Zufügung von Tod durch Verstümmelung oder Folterung billigen."[25]

Richten wir unseren Blick etwas in die Vergangenheit.

Die Untersuchung von Leichnamen und Versuche an Tieren bildeten äußerst wichtige Meilensteine in der Entwicklung der medizinischen Wissenschaften. Im Laufe der Entwicklung der Untersuchungstechnik jedoch, und insbesondere der Entwicklung der Mikroskopie, der Biochemie, der Erforschung der Ultrastruktur usw. wurde klar, daß die scheinbar geringen makroskopischen Organ- und Systemunterschiede zwischen verschiedenen Gattungen von Lebewesen schließlich Grenzen erreichen, die die weitere Durchführung von Tierversuchen nutzlos machen, weil sie diese Grenzen nicht überschreiten können. Man verstand, daß zwischen dem menschlichen Organismus und dem der Tiere, trotz häufig weitreichender Ähnlichkeiten und Analogien, doch so wesentliche Unterschiede in der Zellinfrastruktur, dem Stoffwechsel, dem Hormonhaushalt usw. bestehen, daß man aus Tierversuchen gewonnene Erkenntnisse sehr häufig nicht auf den Menschen übertragen kann.

Schon seit langem haben sich die sog. theoretischen oder Grundlagenwissenschaften wie Physiologie, Biochemie und Pharmakologie, die sich früher ausschließlich auf Tierversuche stützten, mit den klinischen Wissenschaften verbunden, sich ineinander integriert. Eine klinische Physiologie, eine klinische Biochemie, eine klinische Pharmakologie sind entstanden; auch die Histopathologie stützt sich immer häufiger auf bioptische und zytologische Experimente, also auf Material, das dem lebenden Menschen entnommen wird.

Der große Fortschritt, der u.a. bei der chirurgischen Behandlung von zahlreichen ehemals nicht behandlungsfähigen Krankheiten gemacht worden ist, wurde möglich durch die kluge Anwendung von Erkenntnissen u.a. der Physiologie, der Pathophysiologie und der Chemie in der Humanchirurgie. Man braucht nur an die Entwicklung der Chirurgie des Brustkorbs, des Herzens und des Nervensystems zu denken, um zu verstehen, wie segensreich es war, daß man sich hier auf die Ergebnisse von Tierversuchen, aber eben auch auf Experimente an Menschen stützen konnte. Ist doch jede erstmals durchgeführte Operation und jede Anwendung eines neuen Medikaments zunächst einmal ein Experiment.

Macht man sich zudem klar, daß der Fortschritt der Wissenschaft erst durch das Betreten neuer, bislang unerforschter Gebiete ermöglicht wird, so versteht man auch, daß angesichts der erwähnten Mängel von Tierversuchen Versuche an Menschen eine wichtige Voraussetzung für diesen Fortschritt sind. Die medizinischen Wissenschaften können nicht darauf verzichten, in bestimmten Fällen die Behandlung mit neuen, noch unzureichend erprobten Medikamenten oder Eingriffen durchzuführen. Ebensowenig können sie ganz auf wissenschaftliche Versuche an Menschen verzichten, ohne daß Fortschritte bei der Vorbeugung, Diagnostik und Behandlung von Krankheiten verlangsamt würden.

Hier erhebt sich jedoch sofort die Frage: Wo liegt die Grenze zwischen dem in ärztlicher Hinsicht begründeten und mutigen Schritt ins Ungewisse und dem schädlichen oder sogar verbrecherischen Experiment am Menschen?

Das eigentliche Problem besteht also nicht darin, ob Versuche an Menschen überhaupt durchgeführt werden sollen, sondern unter welchen Umständen sie zulässig sind.

Wenn wir uns näher mit dieser Frage beschäftigen, so stellen wir fest, daß bis zum Zweiten Weltkrieg sehr wenig zu diesem Thema geschrieben worden ist, obwohl bekannt war, daß Experimente an Menschen, besonders in den Vereinigten Staaten, durchgeführt wurden, darunter häufig an Gefangenen. Der ethisch denkende Arzt wäre davor zurückgeschreckt. Die ganze Angelegenheit wurde gleichsam bewußt in Schweigen gehüllt.

Die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aufgedeckte furchtbare Wahrheit über die unmenschlichen Experimente, die Nazi-Ärzte an wehrlosen Häftlingen der Konzentrationslager vorgenommen hatten, ließ dieses Problem auf dringliche Weise wieder akut werden.

Wie aus der recht spärlichen Literatur hervorgeht, waren vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs u.a. folgende Versuche an Häftlingen durchgeführt worden: 1 800 Gefangene aus drei amerikanischen Gefängnissen im Staate Illinois wurden künstlich mit Malaria infiziert, nachdem sie sich freiwillig dafür gemeldet hatten; 2. eine große Zahl zum Tode Verurteilter in der Türkei wurden mit Flecktyphus infiziert, von ihrem Einverständnis ist nichts bekannt; 3. in Manila wurde ein Experiment mit abgeschwächten Bakterienstämmen der Pest an 900 zum Tode verurteilten Verbrechern unternommen; auch hier wissen wir nicht, ob das mit ihrem Einverständnis geschah; 4. auf Hawaii wurde ein Todeskandidat mit Lepra infiziert, der sich dazu bereit erklärt hatte, die Todesstrafe wurde erlassen, der Infizierte starb nach zwei Jahren an Lepra; 5. 25 Gefangenen in Amerika wurden nach ihrer freiwilligen Meldung Streptokokken injiziert. Man könnte noch weitere, ähnliche Fälle nennen.

Erwägt man diese Experimente heute, so wird man wohl emotional heftig ablehnend darauf reagieren, sowohl wegen der Gefährlichkeit dieser Versuche als auch wegen der Tatsache, daß man bei einem Verurteilten nur schwerlich von freiwilligem Einverständnis sprechen kann.

Dann folgten die bekannten Experimente in den Nazi-Konzentrationslagern und der bereits erörterte Prozeß gegen die Nazi-Ärzte.

In diesem Zusammenhang sollte man daran erinnern, daß die Verteidiger der Angeklagten, insbesondere diejenigen von Prof. Karl Brandt, Prof. Gerhard Rose, Prof. Joachim Mrugowsky und Dr. Hermann Becker-Freyseng Material über Versuche vorwiegend amerikanischer Forscher an Häftlingen zusammengetragen hatten, wobei sie das freiwillige Einverständnis dieser verurteilten Häftlinge in Zweifel zogen. Prof. Hans

25 Verhandlungsprotokoll, Bl. 11 675.

Luxemburger und Dr. Erich Halbach legten ein Referat mit dem Titel „Der Menschenversuch in der Weltliteratur" vor, das sich auf 54 wissenschaftliche Arbeiten stützte. Während des Prozesses kam es zu ernsthaften Meinungsverschiedenheiten zwischen den Sachverständigen. Während Prof. Andrew Convay Ivy aus Chicago nichts Verwerfliches darin sah und den behandelnden vom forschenden Arzt unterschied, was angeblich Privilegien und besondere Rechte des zweiten begründen sollte, tatsächlich aber an die Grundlagen des ärztlichen Berufes gerührt hätte, wandte sich Prof. Werner Leibbrand aus Erlangen prinzipiell gegen diese Auffassung. Der Gutachter Dr. Leo Alexander aus Boston wies darauf hin, daß die Verteidigung der Angeklagten, die darauf abzielte, Ähnlichkeiten zwischen Experimenten in anderen Ländern und den von den Angeklagten durchgeführten Experimenten aufzuzeigen, absurd sei. Es gebe keine grundsätzlichen Bedenken gegen Experimente an Menschen – unter der Voraussetzung, daß bestimmte Bedingungen eingehalten werden, wie das freiwillig erklärte Einverständnis, die Durchführung durch kompetente Ärzte und die Garantie sorgfältiger Pflege. Aber die Häftlinge der Konzentrationslager des III. Reiches wurden auf verschiedene sadistische Weise umgebracht: Die Nazi-Polizei folterte zu Tode, erhängte, erschoß, das Verwaltungspersonal tötete durch Hunger oder durch erschöpfende Arbeit, und die Ärzte töteten die Häftlinge durch Experimente.

In der Begründung des Urteils formulierte das Amerikanische Militärgericht Nr. I zehn Voraussetzungen für die Zulässigkeit von Experimenten an Menschen. Dieser sog. „Nürnberger Kodex" bzw. die „Nürnberger Zehn Gebote" war ein für die damalige Zeit hervorragendes Werk.[26] In der Folgezeit wurde klar, wie unzureichend es trotz seiner vorzüglichen Qualität ist. Besonders schwerwiegend war das Fehlen einer eindeutigen Trennung zwischen therapeutischen Experimenten (zum Zwecke der Heilbehandlung) und wissenschaftlichen Forschungsexperimenten, die nicht zur Heilung eines Menschen vorgenommen werden, sondern zur Gewinnung neuer wissenschaftlicher Informationen oder ihrer Ausweitung; letztere werden manchmal mit dem irreführenden Terminus „biologisches Experiment" bezeichnet. Zweitens war der „Nürnberger Kodex" im Hinblick auf Experimente entstanden, die die wichtigsten Grundsätze der ärztlichen Ethik und Deontologie auf eine bis dahin nie erlebte Weise verletzten. Deshalb erweiterte und vervollständigte der Weltärzteverband diese Grundsätze 1964 in der „Deklaration von Helsinki". Diese wiederum wurde vom Amerikanischen Ärzteverband 1966 ergänzt.

Trotz der schrecklichen Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs, trotz aller Bemühungen und Versuche, die Voraussetzungen für die Zulässigkeit von Experimenten an Menschen zu kodifizieren, weiß man aus der Literatur, daß in den USA nach wie vor Experimente an Menschen durchgeführt werden, die unseres Erachtens unzulässig sind. Aber in der wissenschaftlichen Welt erheben sich auch immer öfter Stimmen dagegen. Es wäre nicht übertrieben zu sagen, daß die „Wissenschaftswut" einiger Ärzte in den USA sich völlig unkontrolliert austoben kann. Besonders Experimente an Kindern in Kinderheimen sowie an psychisch Kranken in psychiatrischen Anstalten oder an Gefangenen, sind nicht mehr zu kontrollieren.

Es ließen sich Fälle anführen, in denen Untersuchungen an Menschen entweder eindeutig den Grundsätzen der Ethik widersprachen oder zumindest nicht zweifelsfrei im Einklang mit ihnen standen. Zahlreiche Beispiele hat im amerikanischen Schrifttum Professor Henry K. Beecher genannt, ein renommierter Anästhesiologe an der Harvard Medical School beim Massachussetts General Hospital in Boston, der sich viele Jahre lang mit diesem Problem befaßt hat. Viele Beispiele aus der amerikanischen Literatur kann man auch anhand des monatlich erscheinenden Berichtblattes „Zentralblatt für die gesamte Rechtsmedizin" aus der BRD sowie Paul Ramsays Arbeit „The patient as person" anführen. Beecher unterstreicht, daß in den USA nach dem Zweiten Weltkrieg mit der zunehmenden „Benutzung von Patienten" als Versuchsobjekten schwerwiegende Probleme auftraten, weil klar wurde, daß sich diese Patienten nicht zu solchen Zwecken gebrauchen lassen würden, wenn sie umfassend über die Versuche informiert wären. Durch die Arbeiten Beechers und anderer stellte sich heraus, daß man in den USA Patienten nicht nur unzureichend über die Risiken des Experiments aufklärte (gemeint sind Untersuchungen zur Gewinnung neuer wissenschaftlicher Kenntnisse, nicht zur Heilbehandlung), sondern daß viele Patienten überhaupt nicht wußten, daß sie Gegenstand von Experimenten geworden waren, obwohl es dabei sogar zu schwerwiegenden, unmittelbaren Folgen kam. Auf unbekümmerte und sorglose Weise stützten sich manche Wissenschaftler in ihrem heißen Forschungsdrang auf die Ansicht, daß es den Fortschritt hemmen würde, wenn man immer erst das Einverständnis des Patienten einholen und ihn dabei natürlich auch umfassend informieren müßte.

Die wachsende Dringlichkeit dieser heiklen und schwierigen Fragen, die viele, selbst hochangesehene wissenschaftliche Institute betrafen, schlug sich immer häufiger in wissenschaftlichen Publikationen und Büchern nieder, die gegen die Durchführung ethisch fragwürdiger Experimente eintraten. Besonders heftige Besorgnis und zahlreiche Einwände wurden durch Versuche an Kindern und psychisch Kranken provoziert, die in Heilanstalten behandelt werden.

Es gibt hier drei Vorgehensweisen: 1. Versuche an Menschen gänzlich zu verbieten ist nicht möglich, weil es rückschrittlich wäre und den wissenschaftlichen Fortschritt hemmen würde. 2. Ebenfalls geht es nicht an, vor der Entwicklung die Augen zu verschließen und sie in ihrer Bedeutung zu unterschätzen, denn bei uns im Land wie auch international hat eine Entwicklung begonnen, die sich immer weiter ausweiten wird, wenn sie nicht unter Kontrolle gerät. 3. Als einzig richtiger und gangbarer Weg bleibt: die Voraussetzungen für die Zulässigkeit von Menschenversuchen zu definieren.

Das ist keine leichte Aufgabe. Wichtig ist, daß die Ärzte, die Experimente an Menschen vornehmen, sich über die auf ihnen lastende Verantwortung völlig im klaren sind, ohne sich

26 [Deutscher Text in: Medizin ohne Menschlichkeit, a. a. O., S. 272f.]

zugleich durch diese Verantwortung von der Suche nach neuen Behandlungsmethoden abschrecken zu lassen, die dem einzelnen Patienten eine Besserung bzw. Heilung seines Zustands und der Allgemeinheit neue Wege zur Vorbeugung und Heilung von Krankheiten eröffnen würde.

Es ist nicht angebracht, dies schon heute in den Rahmen starrer Gesetzesvorschriften zu fassen. Gewiß wird das eines Tages geschehen können, aber erst später, wenn sich die ärztlichen Formulierungen sowohl wissenschaftlich als auch in der Praxis als richtig erwiesen haben. Die überstürzte Definition von starren rechtlichen Rahmen könnte nämlich zur Folge haben, daß die Vorschriften an der Realität vorbeigehen und entweder umgangen oder schon bald abgeändert werden müßten. Das eine wie das andere wäre von Nachteil. Richtig ist es dagegen, die Bedingungen für die Zulässigkeit von Menschenversuchen in der ärztlichen Pflichtenlehre zu formulieren. Die Gebote dieser Lehre sind, obwohl ohne rechtlichen Charakter, doch bindend genug, und sie können im Falle eines Falles weitaus leichter ergänzt oder abgeändert werden als Rechtsnormen.

Zunächst die Definition des Begriffs „ärztliches Experiment". Die Anwendung neuer Behandlungsmethoden oder neuer Medikamente, die bisher in der Praxis nicht geprüft wurden oder sich in der Erprobung befinden, kann zweifachen Charakter haben: a) als Einsatzversuch einer neuen (diagnostischen, therapeutischen oder prophylaktischen) Behandlungsmethode oder eines neuen Medikaments, um die Gesundheit des Patienten wiederherzustellen oder sein Leben zu retten, und b) als Einsatzversuch der neuen Methode oder des neuen Medikaments mit dem Ziel, wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen, die für den Fortschritt des medizinischen Wissens und der medizinischen Praxis unabdingbar sind; dieser Versuch muß im Einklang mit den humanitären Zielen der Medizin stehen (die in diesem Zusammenhang manchmal gebrauchte Definition des „biologischen Experiments" ist irreführend).

Die Voraussetzungen für die Zulässigkeit von Menschenversuchen, sowohl ärztlichen Experimenten am einzelnen Patienten als auch wissenschaftlichen Untersuchungen, die der Entwicklung der Wissenschaft und dem Allgemeinwohl dienen sollen, sind in der neuen „Sammlung der ethisch-deontologischen Grundsätze des polnischen Arztes"[27] genau und streng formuliert worden.

Die Begründung neuer Methoden und Heilungsversuche muß davon ausgehen, daß der erwartete Nutzen höher ist als das Risiko für Gesundheit und Leben des Patienten.

Das Einverständnis des Patienten ist prinzipielle Voraussetzung. Natürlich muß er zuvor angemessen informiert worden sein. In Ausnahmefällen, wenn die neue Methode oder das neue Medikament die einzige Möglichkeit darstellen, das Leben des Kranken zu retten, dieser aber selbst nicht zustimmen kann (z.B. weil er bewußtlos ist, oder wenn es sich um ein Kind handelt), darf das Einverständnis des rechtlichen Vormunds des Kranken eingeholt werden. Bevor die neue Behandlungsmethode angewandt wird, muß ihre Notwendigkeit durch Unterschrift der behandelnden Ärzte und des Leiters der medizinischen Anstalt bestätigt werden.

Die Anwendung neuer Methoden und Medikamente zum Zwecke der Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnisse ist von exakten Voraussetzungen abhängig gemacht worden. Sie darf nur in dafür bevollmächtigten Einrichtungen erfolgen. Der Arzt sollte ständig daran denken, daß die Verantwortung für die Folgen dieser Anwendung vor allem auf dem Arzt und nicht auf der Person ruht, die der Wirkung der neuen Methoden bzw. Medikamente ausgesetzt ist, auch wenn diese Person ihr Einverständnis für solche Versuche gegeben hat.

Unzulässig ist die ausschließlich Forschungszwecken dienende Anwendung neuer Methoden bei Kindern, bei geistig Behinderten, bei Häftlingen und bei Personen, die sich in Abhängigkeit von dem forschenden Mediziner befinden. Der Einsatz neuartiger Medikamente bei diesen Personen kann zulässig sein, wenn schädliche Wirkungen ausgeschlossen sind.

Man muß hier jedoch deutlich darauf hinweisen, daß sich nicht alles voraussehen und in Vorschriften fassen läßt. Es wäre ein Mißverständnis zu meinen, ein wie immer formulierter Kodex könne sämtliche Gefahren ausschließen. Es gibt im Leben keine zwei Situationen, die sich gleichen. Auch lassen sich nicht alle Konflikt- und Grenzsituationen in Vorschriften voraussehen.

Daraus folgt, daß neben der Formulierung allgemeiner Bedingungen für die Zulässigkeit von Menschenversuchen in der „Sammlung der Grundsätze" auch eine Instanz berufen werden muß, die Ansätze, Programme und Pläne für Experimente an Menschen vor Beginn ihrer Durchführung darauf zu prüfen hätte, ob sie sinnvoll und begründet sind und im Einklang mit den Zulässigkeitsbedingungen stehen, um sie dann gutzuheißen oder abzulehnen.

So können die Präzisierung allgemeiner Zulässigkeitsbedingungen für die Durchführung von Menschenversuchen, die für den Fortschritt der medizinischen Wissenschaften unabdingbar sind, in der „Sammlung der ethisch-deontologischen Grundsätze des polnischen Arztes" und die Berufung eines Kontrollorgans, das die Planung und Durchführung solcher Versuche in jedem Einzelfall kontinuierlich beaufsichtigt, eine Garantie dafür sein, daß diese Versuche vorschriftsmäßig und im vollen Gefühl der Verantwortlichkeit durchgeführt werden, und die Gesellschaft kann sicher sein und darauf vertrauen, daß die Zulässigkeitsbedingungen für solche Versuche eingehalten werden.

Nun könnte jemand fragen: Wie läßt sich die grundsätzliche Billigung von Menschenversuchen in unserem Land verantworten, da doch in unserer Gesellschaft die Erinnerung an die Grausamkeiten der Nazis noch so schmerzlich lebendig ist? Eine Antwort mag sein, daß der Mißbrauch von Menschenver-

27 Zbiór zasad etyczno-deontologicznych polskiego lekarza [Sammlung der ethisch-deontologischen Grundsätze des polnischen Arztes]. Krakau, Warschau 1978. [Diese Grundsätze wurden in langjähriger Arbeit von der von Prof. Dr. Józef Bogusz geleiteten Ethisch-Deontologischen Kommission der Polnischen Ärztegesellschaft ausgearbeitet. Eine Übersetzung ins Deutsche findet sich in: Evangelische Akademie Bad Boll. Protokolldienst 23/82. Medizin im Nationalsozialismus. Tagung vom 30. April bis 2. Mai 1982 in Bad Boll, S. 293–308.]

suchen und ihre Durchführung unter Verletzung der elementaren ethischen Grundsätze des Arztes durch die Nazi-Ärzte kein Argument gegen die Durchführung von Experimenten an Menschen überhaupt sein kann, ebensowenig wie die auszehrende Arbeit, zu der die Häftlinge in den Konzentrationslagern gezwungen wurden und die häufig den Tod zur Folge hatte, kein Argument gegen die Arbeit überhaupt sein kann. Die Berechtigung unseres Standpunktes finden wir in der Tatsache bestätigt, daß gerade wir der Dokumentation der verbrecherischen Experimente der Nazis dienen und sie nicht in Vergessenheit geraten lassen – das geschieht u.a. im „Przegląd Lekarski-Oświęcim" – sowie darin, daß eben nur durch eine genaue und strenge Definition der Zulässigkeitsbedingungen solcher Versuche ihre unkontrollierte und mißbräuchliche Entwicklung verhindert werden kann.

In der ganzen Welt wird dieses Problem diskutiert. Entziehen kann man sich ihm nicht, und es ist wohl ein Verdienst unseres Landes, daß hier schon heute auf fortschrittliche, aber auch unmißverständliche Weise die Bedingungen für die Zulässigkeit von Versuchen an Menschen definiert worden sind.

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski

Verhaltensstereotype ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz*

Beobachtungen der Lebensweise und des Verhaltens ehemaliger Häftlinge von Nazi-Konzentrationslagern und Hinweise in der Literatur zeigen, daß die Streßeinflüsse des Lagers dauernde psychische Spuren hinterlassen und die Persönlichkeit, die Weltanschauung und die Einstellung dieser Menschen zur Welt und zu ihrer Umgebung beeinflußt haben. Auf dieser Basis hat sich eine ganz eigene, leicht auszulösende Reaktionsweise auf bestimmte Reize verfestigt, d.h. eine Gruppe stereotyper Verhaltensweisen.

Dieses interessante Problem verdient zweifellos eine eingehendere Analyse, zumal sich ehemalige Häftlinge durch ihre spezifischen Reaktionen von der übrigen Gesellschaft unterscheiden und die Stigmatisierung durch die Erlebnisse im Lager einen Zugang eröffnet, um sich umfassender mit der komplexen Problematik des sog. KZ-Syndroms befassen zu können.

1974/1975 wurde eine Enquete zu diesem Thema an 108 ehemalige politische männliche und weibliche Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau verschickt. Davon antworteten 72 Personen (57 Männer, 15 Frauen), d.h. 66 %. Es sind überwiegend längere, ausführliche und eingehende Berichte eingegangen.

Die Enquete trug den Arbeitstitel „Spezifische Reaktionen, besondere Gewohnheiten und Verhaltensmuster ehemaliger Häftlinge des Lagers Auschwitz". Unsere Arbeitsgruppe regte an, das Augenmerk auf folgende Fragenkomplexe zu richten: Sinnesreaktionen (u.a. auf den Anblick von Uniformen, gestreifter Unterwäsche, Nazi-Symbolen, auf die deutsche Sprache, auf den Geruch und Geschmack von Essen), psychische Traumen und Reflexe, Gewohnheiten und Verhaltensmuster (z.B. frühes Aufstehen, Sitzen mit dem Gesicht zur Tür), charakteristische Haltungen (z.B. Hochachtung für Lebensmittel, Anhäufen von Gegenständen, die Einstellung zu materiellen Werten, besondere Haltung zu Menschen) u.a.

Es stellte sich heraus, daß wir mit dieser Umfrage einen wunden Punkt in der Psyche ehemaliger Häftlinge berührt hatten. Sie veranlaßte zu ausführlichen Berichten, die das Problem oft sehr tiefgreifend angingen, machte seine Komplexität deutlich und provozierte sogar Kritik, wenn etwa – allerdings selten – Zweifel daran geäußert wurden, ob diese Fragen überhaupt befriedigend erörtert werden können.

»Ich weiß nicht, ob ich diese Dinge beschreiben kann, denn wenn man an diese Hölle in Lager und Gefängnis zurückdenkt, muß man sie sich von Anfang bis Ende wieder in Erinnerung rufen. Beschreiben und durchleben, das sind zwei verschiedene Dinge.« (Józefa Szkodzińska)

»Ich halte es nicht für das Beste, alles einschließlich des Gesundheitszustands durch den Aufenthalt im Lager erklären zu wollen. Das verkrüppelt die Leute noch zusätzlich. Ich als Arzt sehe das Tag für Tag, und der Nutzen einer solchen Einstellung ist wirklich sehr gering.«
(Dozent Dr. Aleksander Giermański)

»Ich selbst kann schwer beurteilen, ob mein Verhalten, meine Reflexe, Gewohnheiten und Reaktionen eine Folge der Lagererlebnisse, oder ob sie angeboren sind.«
(Mgr. Stanisław Szpunar)

Die meisten Einsender sind sich darüber im klaren, daß zwischen im Lager erworbenen und angeborenen bzw. später erworbenen Persönlichkeitsmerkmalen unterschieden werden muß:

»Um als ehemaliger KZ-Häftling auf diese Fragen zu antworten, muß ich weit in die Jahre meiner Kindheit zurückdenken, als meine Mutter mir einprägte, was Gut und was Böse ist, und als mein Charakter sich festigte. Letztlich muß ich dann vergleichen, wie ich damals, in den Vorkriegsjahren war, und wie ich in Auschwitz sowie nach dem Ende der Haft war, wie ich mich im Laufe von dreißig Jahren, d.h. von der Befreiung bis zum heutigen Tage verändert habe. Erst dann kann man die tatsächlichen Veränderungen, die erworbenen Gewohnheiten und bedingten Reflexe auf gewisse Gegenstände, Situationen usw. erkennen.« (Zygfryd Rębilas)

Zu dieser Äußerung sei angemerkt, daß dieser vorsichtigen Haltung in den meisten Berichten der nicht immer ganz bewußte, aber deutlich spürbare und übermächtige Wunsch zugrunde liegt, sich als ehemaliger Häftling in seinen Reaktionen und Haltungen nicht von den übrigen Menschen zu unterscheiden, und daß auch die Einstellung zu Gegenständen, Orten und Situationen, die an das KZ und den Aufenthalt dort erinnern, recht ambivalent ist. Es ist daher nicht nur die inhaltliche Aussage der Berichte, die Rückschlüsse auf Nachwirkungen der im Lager erlittenen psychischen Traumen zuläßt – aufschlußreich können auch die Art, wie die Antwort auf unsere Umfrage abgefaßt wurde, das emotionale Klima und manchmal die innere Widersprüchlichkeit der Aussagen sein.

* Stereotypy zachowań u byłych więźniów obozu oświęcimskiego (1976, H. 1, S. 46–71; leicht gekürzt). Übersetzung: Olaf Kühl.

In dieser Hinsicht bemerkenswert ist folgende Äußerung, in der das Bedürfnis deutlich wird, sich von Gewohnheiten und Spannungen der Lagervergangenheit zu befreien; aber wie die Reaktion auf die beschriebenen Reize beweist, ist dieser Versuch wohl nicht ganz geglückt:

»Ich ärgere mich sehr über Lagergewohnheiten, die von manchen Kameraden gepflegt werden, z.B. Grüße, Kommandos, Wendungen und Verhaltensweisen, die angeblich zum Spaß praktiziert werden. Ich glaube, sie haben die Situationen von damals einfach noch nicht richtig verdaut. Bei einem Aufenthalt mit einer Gruppe ehemaliger Häftlinge in England habe ich das gesehen. Dieser Aufenthalt kostete mich aus eben diesem Grunde viel Kraft und Nerven. Ich finde, unter solchen Leuten kann man wirklich nicht ausspannen; damit meine ich auch die Klubs [ehemaliger Häftlinge]. Aus diesem Grunde habe ich mich aus dem Milieu der ehemaligen Häftlinge zurückgezogen. Seit meiner Rückkehr nach Hause habe ich mich auf psychische Normalität umgestellt und mein Gleichgewicht wohl auch wiedererlangt. Die Kameraden haben das falsch verstanden und mir übelgenommen.«

Nicht weniger aufschlußreich sind Erklärungen, in denen zwar davon gesprochen wird, daß das ersehnte Gleichgewicht und die Normalität wieder erreicht worden sind, aber durch hartnäckige Bezugnahmen auf die Verhältnisse im Lager erkauft werden:

»Ich ekele mich vor nichts, kann alles tragen, wenn es nur mir gehört, kann alles essen und trinken, denn wenn ich daran denke, wie man davon geträumt hat, sich nur einmal richtig satt zu essen, ist mir das Schlechteste in der Freiheit immer noch lieber als die Lagersuppen von damals.«

Noch ein weiterer Aspekt sei erwähnt. Die ehemaligen KZ-Häftlinge haben ein ausgeprägtes Gefühl für ihre Besonderheit, das ihnen nicht nur Genugtuung verschafft (z.B. das Bewußtsein, daß sie sich in schwierigsten Situationen bewährt haben und auf gewisse Weise denen überlegen sind, die nie im Lager waren), sondern oft auch schmerzliche Erfahrungen, die nicht ohne Einfluß auf ihre weitere psychische Entwicklung bleiben konnten. Wir haben es also mit einer in zwei Richtungen verlaufenden Entwicklungsdynamik der Verhaltensstereotype zu tun, wobei die Streßbelastung, die mit dem oft beschriebenen „KZ-Syndrom" zusammen hängt, eindeutig dominiert. Man kann die Erlebnisse ehemaliger KZ-Häftlinge nicht mit denen anderer Menschen gleichsetzen, die in den Kriegswirren viel durchgemacht haben. Die Bilder des Lageralbtraums sind unvergleichlich viel hartnäckiger als andere Erinnerungen. Fehlendes Verständnis, besonders bei der Jugend, für die tiefsitzende Verfestigung des Lagertraumas verstärkt die schädlichen Prozesse in der Psyche ehemaliger Häftlinge. So kommt es zu einer Abwehrhaltung: Abneigung, über das Leben im Lager zu sprechen, Isolation und die Überzeugung, daß man trotz aller Anstrengungen immer unverstanden bleiben wird. Daher z.B. die Proteste ehemaliger Häftlinge, wenn sie zur Rentenfestsetzung von jungen Ärzten untersucht werden.

»Man braucht nur mit einem ehemaligen Frontsoldaten und einem ehemaligen KZ-Häftling ein paar Worte über den Krieg zu wechseln. Der erste wird mit glänzenden Augen erzählen, man wird ihm die Heldentaten und Erfolge, etwa die Verteidigung von Brückenköpfen, ansehen; dem zweiten wird der Blick sich trüben: er konnte sich nicht einmal verteidigen, das sagt alles; deshalb sind die psychischen Verletzungen, die der Krieg hinterlassen hat, von unterschiedlicher Tiefe und Dauer. Wie es in der eingebürgerten Phraseologie ja auch heißt: Der Held ist der mit der Waffe in der Hand, alle anderen sind Opfer des Krieges. Ich finde es ärgerlich, wenn man die Haltungen der Menschen angesichts von Krieg und Okkupation so sehr über einen Kamm schert.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Wenn ich gefragt werde, antworte ich scherzend: Vielleicht schlief es sich gut auf der Pritsche. Ich erinnere mich nur manchmal, denke aber nicht tiefer nach, das ist doch vorbei; ich spreche nicht viel davon, denn das versteht niemand, der es nicht selbst durchgemacht hat. Die Menschen sind herzlos, man sollte ihnen nicht sein Herz ausschütten. Die einen denken, wir wollten damit angeben, andere wieder: ‚Na, die will uns was erzählen', ‚große Heldin' usw.; und noch andere: ‚Sie erzählt immer nur von diesem Lager, als wäre sie als einzige dort gewesen'.« (Józefa Stefaniszyn)

Das geschilderte Gefühl ist trotz aller Bemühungen, ihm entgegenzuwirken, sehr hartnäckig. Die zahlreichen und ausführlichen, aufrichtigen und tiefgehenden Antworten auf unsere Umfrage sind wohl auch so etwas wie der Versuch einer Selbsttherapie. Einige Verfasser bestätigen das, z.B. Ing. Leopold Czekalski:

»Es fällt mir schwer, über Lagerthemen zu sprechen; darüber zu schreiben, ist etwas leichter, besonders wenn man einen Fragebogen vor sich hat. Das Bewußtsein, daß man die Feder in jedem Augenblick weglegen kann, hilft mir, und ich mache häufig davon Gebrauch. Von mir aus hätte ich dieses Thema nie aufgreifen können. In Streßsituationen reagiert mein Organismus mit gesteigerter Erregbarkeit, ich bekomme sofort erhöhten Blutdruck und andere Störungen.«

Es kann die Beschwerden vielleicht lindern und den Kampf mit den unangenehmen Folgen der Lagererlebnisse erleichtern, wenn sich die ehemaligen Häftlinge die Natur der hartnäckigen Stereotype vergegenwärtigen und sich bewußt machen, daß sie sich auf deren Ursachen konzentrieren müssen.

Man kann diese spezifischen Reaktionen und Verhaltensstereotype wohl kaum verstehen, wenn man sich die psychische Situation der Häftlinge nach der Befreiung und ihre Schwierigkeiten bei der Wiederanpassung nicht zumindest in Umrissen klarmacht. Auch zu dieser Frage enthalten die Fragebögen erwartungsgemäß reiches Material: Die ehemaligen Häftlinge versuchen natürlich, ihr oft ungewöhnliches Verhalten, ihre

Beschwerden und Reaktionen, über die sie meist nur ungern sprechen, durch allgemeine Hinweise auf deren Entstehung verständig zu machen. Die erschütterten Wertvorstellungen, der verlorene Glaube daran, daß das Recht den Menschen schützen könne, die nicht endende Lebensgefahr und die gewaltigen Streßwirkungen des Lagers hatten die meisten so sehr geprägt, daß ihnen die Wirklichkeit, in der sie sich nach der Befreiung fanden, plötzlich als Spiel des bloßen Scheins, als etwas Irreales vorkam und sie sich kaum noch für fähig hielten, normale soziale Beziehungen anzuknüpfen. Es ist kein Wunder, daß viele von ihnen noch ziemlich lange in Kategorien des Lagers dachten, keinen Wert auf materielle Dinge legten, in den Tag hinein lebten und völlig unfähig waren, sich den in einer normalen Gesellschaft herrschenden Gewohnheiten anzupassen. Die anderen wurden weiterhin nach Kriterien des Lagers beurteilt. Zofia Fabowska, eine unserer Korrespondentinnen, drückte dies bildhaft aus: „Die psychische Nabelschnur zum Lager war noch nicht durchgeschnitten." Es ist verständlich, daß diese Schwierigkeiten bei der Wiederanpassung bei denen, die mit ehemaligen Häftlingen zu tun hatten, häufig auf Unverständnis stießen, auch bei Ämtern und Behörden, und so zu neuen Leiden führten. Einige Befragte schildern in diesem Zusammenhang erschütternde Erlebnisse:

»Einmal, als ich technische Messungen an einem Wohnhaus in Myśliborz (Wojewodschaft Szczecin, ich glaube, es war in der Bierut-Straße 6) vornahm, traf ich eine Frau, die auf dem Dachboden dieses Hauses wohnte. Ich erfuhr von ihr, daß sie in Auschwitz gewesen war, ihren Mann bei den Partisanen und zwei kleine Kinder in Auschwitz verloren hatte. Sie hatte denselben ‚Todesmarsch' bei der Evakuierung des Lagers zurückgelegt (Auschwitz – Loslau [Wodzisław-Śląski]) wie ich. Als ich meine Kameradin davon zu überzeugen suchte, daß sie nicht in solchen Verhältnissen wohnen könne und fragte, ob sie nicht versucht hätte, eine andere Wohnung zu bekommen, erhielt ich zur Antwort: ‚Ich habe nicht die Kraft, um etwas zu bitten, man versteht mich nicht und behauptet, es gäbe für Ledige keine anderen Räume. Ich habe Angst vor den Beamten. Ich hätte auch Angst vor dem Umzug. Ich bin das hier gewohnt, es ist ja auf jeden Fall besser als in Auschwitz. . .' Diese Frau lebte in einem elenden Mansardenloch, das allen menschlichen Maßstäben hohnsprach. Es sah furchtbar darin aus, gelegentlich kamen auch Ratten. Ich mußte lange auf die Stadt- und Kreisbehörden von Myśliborz einreden, um ihnen klarzumachen, daß diese Frau nicht unter Bedingungen leben konnte, die sie an ihr tragisches Schicksal unter der Okkupation und im Krieg erinnerten. Es gelang mit Mühe. Als ich nach einiger Zeit wieder zu Messungen dort war, wohnte meine Kameradin nicht mehr auf dem Dachboden. Man hatte sie in eine andere Wohnung gebracht. Warum so spät... Wahrscheinlich deshalb, weil das Wort ‚Opfer' seine Widerspiegelung im Leben besaß und die großen Reden über Leiden und Martyrien illustrierte.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Das Leben nach dem Krieg war in keiner Hinsicht leicht. Ich lebte in den Tag hinein, konnte kein Geld verdienen und nichts sparen, während andere sogar unter den damaligen Verhältnissen ganz gut zurechtkamen. Ich hatte meine Gewohnheiten, die anderen unangenehm auffielen. So legte ich vor dem Schlafen meine Kleidung auf einen Stuhl (und tue dies noch heute), um mich blitzschnell anziehen zu können. Abends putzte ich meine Schuhe, ging oder fuhr frühmorgens allein zu einem Spaziergang, und wenn ich Bekannte traf, machte ich sofort kehrt. Ich mochte und mag keine Menschenmassen. Warteschlangen habe ich immer gehaßt, und viele meiner Lebensmittelkarten habe ich nicht eingelöst.«
(Dr. Kazimierz Hałgas)

»Die ständige Furcht vor den Vorgesetzten hat uns wohl schrecklich geprägt. Ich weiß, heute muß man um alles kämpfen, sogar um das, was einem von Rechts wegen zusteht (z.B. Stellung, Beförderung, höheres Gehalt), aber man läßt sich aus Schwäche oder mangelndem Vertrauen in die eigenen Kräfte oft alles Unrecht widerstandslos gefallen. Das mag die tiefverwurzelte Gewohnheit des absoluten Gehorsams und der Kritiklosigkeit gegenüber den Vorgesetzten sein. Das ist tatsächlich eine interessante Eigenheit ehemaliger Häftlinge, auch meiner Kameraden, die sie bei sich ebenfalls beobachten. Gewiß tun uns unsere Mißerfolge weh, geht uns das Unrecht nah, das uns angetan wird, aber (. . .) wir sind nicht mehr in der Lage, Schwierigkeiten unverzagt anzugehen, und dabei brauchen wir so wenig zum Glück, ein bißchen Gesundheit, viel Ruhe. Leider stoßen wir bei unserer Umgebung, bei unseren Kollegen und Vorgesetzten nicht auf Verständnis, und wir können sie unsererseits auch nicht verstehen. Ich finde bei meinen Vorgesetzten oftmals wenig Verständnis dafür, daß ich mich aus gesundheitlichen Gründen nicht bei der freiwilligen Gemeinschaftsarbeit im Betrieb engagiere. Es ist mir peinlich, darauf hinzuweisen (oder überhaupt darauf zu sprechen zu kommen), daß ich meine Gesundheit eingebüßt habe, als ich kämpfte, während andere Geschäfte machten, zu einem kleinen Vermögen kamen bzw. sich als junge Leute gar nicht an diese Zeiten erinnern. Ich persönlich kann mich nicht aufdrängen und halte mich eher abseits.« (Kazimierz Tokarz)

»Ich zog nach Schlesien. Hier nahm ich Arbeit auf, und davon gab es genug. Das Leben hier war auch nicht so einfach. Jedes deutsche Wort auf der Straße, in der ärztlichen Praxis oder im Krankenhaus schreckte mich auf. Wenn ich unerwartet etwas gefragt wurde, nahm ich sofort Haltung an und antwortete ‚jawohl' oder ‚nein', ganz automatisch. Mich störten Fotografien an den Wänden, auf denen deutsche Uniformen zu sehen waren, die ganze Lebensart berührte mich unangenehm.«
(Dr. Kazimierz Hałgas)

»Das Gespenst des Hungers jagte mir noch viele Jahre nach dem Krieg ständig die Angst ein, jede Mahlzeit könnte die letzte sein, weil es dann nichts mehr zu essen gäbe. Das verursachte ein seltsames Hungergefühl, ich hatte einen vollen Bauch und stand doch immer hungrig vom Tisch auf. Psychisch hatte ich ständig einen Heißhunger, auch wenn mein Magen gefüllt war. Ich konnte nie sagen, wieviel ich eigentlich aß. Die psychischen

Erscheinungen haben sich bis heute kaum geändert, aber ich versuche wenigstens, diese Empfindungen zu verheimlichen.« (Józef Majchrzak)

Hier sollte man auf die besonders schwierige Situation der aus dem Lager geretteten polnischen Häftlinge hinweisen, die in ein völlig ruiniertes Land zurückkehrten und ungeachtet ihrer Krankheiten erneut ein spartanisches Leben beginnen mußten. Ihre Situation läßt sich nicht mit der der ehemaligen Häftlinge meist anderer Nationalität im Westen vergleichen, wo staatliche Hilfe und Entschädigungen für den Aufenthalt im Lager viele entscheidende materielle Probleme lösten und denen es der materielle Wohlstand erleichterte, die Mangelerfahrungen des Lagers zu vergessen. Deshalb zeigten ehemalige polnische Häftlinge, besonders die politischen, ein anderes psychisches Bild, als ihre französischen, norwegischen oder dänischen Kameraden.
Außer den tiefreichenden, dauerhaften und wahrscheinlich irreversiblen Persönlichkeitsveränderungen, die das Lager verursacht hat, zeigen ehemalige Häftlinge häufig Beschwerden, die nur sporadisch unter besonderen Bedingungen auftreten. Vor allem sie werden Gegenstand dieses Aufsatzes sein. An dieser Stelle wollen wir sie lediglich andeuten, ohne auf Einzelheiten wie Alter und Geschlecht, der Zeitpunkt der Verhaftung, die Intensität des Lagerstresses, die psychische Biographie vor und nach dem Lager usw. näher einzugehen.

»Ich bin überzeugt, daß es eine Gruppe von Menschen gibt, denen die sog. ‚Lebensfreude' für immer geraubt worden ist. Aber das hängt wohl von der persönlichen Disposition und vom Alter ab. Einmal sagte mir Kamerad Giermański (Olek aus der Diätküche) im Gespräche etwa Folgendes: ‚Weißt du, ich habe das anders erlebt, ich war jung, gerade 16 Jahre, und ich habe von diesen schrecklichen Zeiten viel weniger in Erinnerung als ihr Älteren, ich war einfach noch in einem Alter, in dem man leichter vergißt.' Mag sein, daß das richtig ist. . . Wir aber haben Momente, in denen ein Wort, ein Gesicht, irgendeine Lagerszene im Fernsehen, Kino oder Radio, manchmal die nach deutscher Art getragene Mütze eines Soldaten oder Milizianten genügen, daß man plötzlich entsetzt ist und sich fremd und allein fühlt unter all den vertrauten, nahen Menschen.«
(Dr. Kazimierz Hałgas)

»Heute, nach dreißig Jahren, sieht die Sache ganz anders aus, aber gleich nach dem Lager war unser Verhalten für die Familie wirklich unverständlich. Unsere ganze Lebensart unterschied sich von der normaler Menschen. Ich fragte meine Angehörigen oft, ob sie nicht irgendwelche Anomalien an mir bemerkten, und korrigierte mein Verhalten dementsprechend, um nicht von der Norm abzuweichen. Vielleicht konnte ich mich gerade dadurch schneller anpassen und meine Schwierigkeiten überwinden. Ich muß dazusagen, daß mich das auch bei der Arbeit belastete, denn ich hatte Angst, man könnte mich für leicht verrückt und somit für jemanden halten, der zu guter und effektiver Arbeit nicht fähig ist. Diese Befürchtung hat meine Entscheidungen oft beeinflußt.« (Cesław Łyjak)

»Nach meiner Befreiung aus dem Lager und der Rückkehr nach Hause benahm ich mich seltsam; oft überkam mich und erschreckte mich eine plötzliche Ruhe und Stille, deshalb schlief ich meist schlecht, und wenn ich eingeschlafen war, fuhr ich plötzlich aus dem Schlaf hoch, stand auf und ging in der Wohnung auf und ab, dachte daran, was ich erlebt hatte und wußte nicht, wem ich mein Überleben zu verdanken hatte; bis ich mich dann erschöpft und geschwächt wieder schlafen legte. So ging das jeden Tag. Auch wurde ich schweigsam und wortkarg.« (Karol Talik)

»1960 fuhr ich dienstlich in die DDR, das erste Mal seit Kriegsende. Schon der erste Kontakt an der Grenze mit den ostdeutschen Zollbeamten, Soldaten und deutschen Eisenbahnern machte auf mich einen starken, unangenehmen Eindruck. Der Anblick von Uniformen, die in Schnitt und Farbe den Uniformen der SS-Männer ähnelten, und die deutsche Sprache riefen in mir ein aus Unruhe und Angst gemischtes Gefühl hervor. Auch wenn ich versuchte, mir die Grundlosigkeit solcher Befürchtungen klarzumachen, wurde ich den unangenehmen Eindruck nicht los. Bei den Rufen und lauten Gesprächen der Bahnarbeiter auf den Bahnhöfen mußte ich gleich daran denken, wie Kapos und SS-Männer uns während der Arbeit und im Lager mit den verhaßten ‚*Los, los!*'-Rufen angetrieben hatten.« (Mrg. Ing. Adam Jurkiewicz)

»Nicht minder heftig reagieren wahrscheinlich ehemalige Häftlinge auf alles, was sie an jene Zeit und das Lager erinnert. Und schließlich sind solchen ‚Erinnerungen' alle ‚ausgesetzt', ob sie wollen oder nicht, schon durch Presseartikel, Filme, Bücher, Radio- und Fernsehsendungen usw. Die oben in Anführungszeichen gesetzten Worte charakterisieren in gewisser Weise schon meine negative Einstellung zu solchen Erinnerungen. Man will vor allem vergessen, und wenn man schon zurückdenken will, dann nur im Kreise derer, mit denen man Auschwitz erlebt hat. Deshalb meide ich auch alles, was mich an das Lager erinnert. Ich habe einige Publikationen und Lagererinnerungen gelesen, aber in keiner von ihnen bekam man ein vollständiges Bild der Realität des Lagers. Meist wurden nur die ‚Schrecken' des Lagers ausgemalt. Ich habe keinen einzigen Film über das Lager gesehen und schaue mir auch die Fernsehsendungen darüber nicht an. Ich will nicht bestreiten, daß ein gesellschaftlicher Bedarf nach solchen Sendungen und Publikationen besteht. Sie erfüllen einen bestimmten Zweck und sind notwendig.« (Alojzy Fros)

Vergleichbare psychische Störungen traten bei ehemaligen Häftlingen in den Ländern Westeuropas auf. Dort war man kurz nach dem Krieg bemüht, ihnen auf medizinischem Wege zu helfen. So versuchte Louis Fichez, diese Störungen in seinen Sanatorien durch verlängerten Schlaf und durch Beruhigungs- und Schlafmittel zu heilen. Andere kompensierten und kompensieren ihre lagerbedingte Isolierung durch Reisen und ständigen Wechsel des Wohnorts, wieder andere finden Vergessen im Alkohol.

Die große Mehrzahl der ehemaligen Häftlinge versucht wegen ihrer lagerbedingten Überempfindlichkeit, Streßfaktoren zu meiden; das ist nie ganz möglich, wenn man am normalen Alltagsleben teilnimmt. Dann wird der Mechanismus der Verhaltensstereotypen ausgelöst, die wir in diesem Aufsatz besprechen wollen.

Sinnes-Reaktionen

Ganz allgemein kann man feststellen, daß die Sinnes-Reaktionen bei den meisten ehemaligen Häftlingen in keinem angemessenen Verhältnis zu den auslösenden Reizen stehen, wenn diese Reize mit Lagererlebnissen assoziiert werden. Es kommt infolge solcher visuellen, akustischen, Tast-, Geruchs-, Geschmacks-, aber auch kinästhetischen und Temperaturreize zu vegetativen, neurotischen u.a. Störungen, z.B. Brechreiz, Durchfall, Kreislaufstörungen, übermäßiges Schwitzen, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Angstvorstellungen, Apathiezustände, Ticks, ja sogar Bewußtseinsstörungen und Ausfälle bei der Selbstkontrolle. Die Ärzte kennen diese Symptome und behandeln sie je nach Lage des Einzelfalls. Ziemlich erfolglos bleiben jedoch alle Anstrengungen der ehemaligen Häftlinge, sich diese übersteigerten, unangenehmen Reaktionen selbst abzugewöhnen, indem sie sich etwa bewußt dazu zwingen, Filme über die Lager anzusehen, Lagerliteratur zu lesen, die Marterstätten zu besichtigen usw. Das wird oft teuer bezahlt – mit Nervenzusammenbrüchen, tiefen Depressionen, quälenden Angstvorstellungen, Schlafstörungen, insbesondere Albträumen über Szenen aus dem Lager.

Die unnatürlichen Reaktionen werden am häufigsten durch visuelle Reize hervorgerufen; davon sprechen unter Hinweis auf konkrete Beispiele nicht weniger als 71,8% der Befragten (d.h. 38 Männer und 13 Frauen). Die ehemaligen Häftlinge reagieren allergisch vor allem auf das charakteristische Stoffmuster, das sie an die verhaßte Häftlingskleidung erinnert – auf weiß-blau gestreiften Drillich oder Stoff. Die Aversion gegen gestreifte Kleidung überträgt sich auch auf andere Kleidungsstücke oder Unterwäsche, wenn sie gestreift ist.

»Der Anblick von gestreiften Drillichanzügen oder Uniformen, wie sie leider bis heute auf manchen Feierveranstaltungen des ZBoWiD benutzt werden, regt mich mächtig auf. Und als man mir einmal vorschlug, für irgendeinen Umzug so einen Streifenanzug anzuziehen, lehnte ich nicht nur kategorisch ab, ich war auch danach noch eine Zeitlang sehr aufgeregt, ängstlich und depressiv.« (Jan Kurek)

»Meine Freundin aus dem Lager, Konstancja Długajczyk, war bei mir zu Besuch und schlief in unserem Schlafzimmer; anderntags fragte sie vorwurfsvoll: ‚Weshalb ist deine Bettwäsche gestreift? Hast du in Auschwitz nicht genug Streifen gesehen?' Sie könnte keine gestreiften Muster sehen, fügte sie noch hinzu und zitterte am ganzen Leib. Die Folge war, daß sie im Zimmer meiner Schwester schlief und unser Schlafzimmer nie mehr betrat.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Es bedrückt mich immer, wenn ich so einen Streifenanzug sehe; ich trauere dann denen nach, die im Lager geblieben sind, und habe den Eindruck, ich würde ihnen gern folgen. Zu Hause könnte ich so einen Anzug nicht haben, sonst stünden mir immer die Kameraden aus dem Lager und mein Bruder vor Augen.« (Adam Gawąd; sein Bruder starb 1941 in Auschwitz)

»Ich kann keine gestreifte Wäsche sehen«, betont ein anderer ehemaliger Häftling, Häftlingsnummer 26645. »Im Jahre 1969 war ich in der Psychiatrischen Klinik in Lubliniec. Dort konnte ich einige Tage lang die weiß-blau-gestreiften Schlafanzüge nicht tragen, die den Streifenanzügen im Lager täuschend ähnlich sahen. In so einem Schlafanzug hatte ich das Gefühl, als kratze und brenne mir die Haut, und ich spürte die Läuse sich bewegen. Nachdem man mir den Schlafanzug gegen einen anderen, geblümten getauscht hatte, verschwanden diese Empfindungen.«

Ebenso erzeugt der Anblick von Uniformen, die an die damaligen deutschen Uniformen erinnern, von Nazi-Symbolen, besonders des Hakenkreuzes und des SS-Zeichens, unerwartete Reaktionen. Die pathologische Abneigung gegen Uniformen ist bei vielen Häftlingen selektiver Art, aber da der Anblick eines Uniformierten leicht mit Situationen assoziiert wird, in denen SS-Männer als Henker und Verfolger auftraten, ist es nicht selten jede Uniform, die Gedanken ans Lager weckt, unerwünschte Erinnerungen und lästige Reaktionen hervorruft.

»Der Anblick einer SS-Uniform oder eines Hakenkreuzes versetzen mich in Wut. Ich habe mir schon manches Mal überlegt, ob ich mich beherrschen und ein Hakenkreuz, das ich irgendwo sehen würde, unangetastet lassen könnte. Ich glaube, selbst wenn ich mich einmal als SS-Mann verkleiden müßte, hätte ich mit großen inneren Vorbehalten zu kämpfen, und ich weiß nicht, ob ich so eine Uniform anziehen könnte.«
(Mgr. Mieczysława Chylińska)

»Es war vor einigen Jahren. In einer Entfernung von 60 bis 100 m, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, stand ein Miliziant. Er trug einen Regenmantel. Aus der Entfernung sah er haargenau aus wie ein SS-Mann. Ich wollte schon aus der Haut fahren, machte mir aber klar, daß das doch schon Jahre her sei. Militäruniformen, besonders Fliegeruniformen finde ich schön, aber die Milizuniform erdrückt mich geradezu (. . .). Ähnlich ist es, wenn ich sattelförmige Mützen sehe.«
(Ing. Czesław Czerwiński)

»Die Angst vor Uniformierten hat im Laufe der Zeit nachgelassen. Heute reagiere ich nicht mehr so heftig auf den Anblick einer Uniform. Aber kurz nach der Befreiung hatte ich auf dem Weg zur Arbeit ein ziemlich unangenehmes Erlebnis mit einem Milizbeamten. Ich sah plötzlich einen Uniformierten vor mir und lief sofort auf die Mitte der Fahrbahn, weil ich es aus der Zeit der Okkupation gewohnt war, nicht auf dem Bürgersteig zu gehen und beim Anblick einer Uniform sofort zu reagieren. Der Miliziant hielt mich an und führte mich auf die

Dienststelle. Dort erklärte ich das Motiv meines Verhaltens und wurde unter größter Ehrerbietung entlassen.« (Antoni Kubica)

»Der Anblick einer Uniform in *Feldgrau* ruft – ganz unbewußt – Erinnerungen wach. Der Wehrdienst hat mir keinerlei Schwierigkeiten bereitet.«
(Dozent Dr. Aleksander Giermański)

»Der Anblick von Uniform und Waffen, wie der Bahnpolizei oder sogar der Miliz, weckt Widerwillen in mir, obwohl ich nie etwas mit der Miliz zu tun hatte. Dagegen wirkt die Militäruniform mit Bewaffnung überhaupt nicht auf mich. Auch der Anblick von gestreifter Kleidung oder Unterwäsche weckt bei mir sofort unangenehme Erinnerungen, ich spüre, wie mir das Blut zu Kopf steigt, mir wird heiß, der Schweiß tritt mir auf die Stirn.« (Franciszek Gulba)

»Mir fallen in jeder Menschenmenge sofort die Uniformierten auf, und wenn ich einen Uniformierten ansprechen muß, rege ich mich, zumindest im ersten Augenblick, sehr auf.«
(Stanisława Piąty)

»Ich muß gestehen, daß ich bis heute – ebenso wie andere Kameraden von Auschwitz – unter so mancher spezifischen Sinnesreaktion leide. So weckt fast jede Uniform in mir nicht näher bestimmte, aber unangenehme Gefühle.« (Piotr Zoszak)

Erwähnenswert ist auch, daß es in der Gedenkstätte Auschwitz, wo gelegentlich Filmszenen aus der Okkupationszeit gedreht werden, schon häufiger zu dramatischen Reaktionen ehemaliger Häftlinge bei Darstellungen von SS-Männern und ihrer Opfer gekommen ist.

Praktisch kann der Anblick jedes Gegenstandes, mit dem der Häftling im Konzentrationslager unter dramatischen oder erschütternden Umständen in Kontakt gekommen war, Reaktionen hervorrufen, die der Umgebung unverständlich sind. So ist es erklärlich, wenn ein ehemaliger Häftling sich beim Anblick eines gefesselten Gefangenen, von Gittern und Stacheldrahtzäunen erregt, aber es kommt bei visuellen Reizen gelegentlich auch zu unangemessenen vegetativen, somatischen und psychischen Reaktionen, z.B. beim Anblick von Baumaterialien (wenn der Häftling im *Baukommando* arbeitete und bei der Arbeit empfindlichen physischen und moralischen Qualen ausgesetzt war), beim Anblick von Exkrementen, die an den Durchfallkot erinnern, von alten nackten Frauen u.ä. Die Befragten kommen häufig auf dieses Thema zu sprechen:

»Unangenehm berührt bin ich beim Anblick von Waffen, die ich im Lager so häufig als Tötungswerkzeug gesehen habe.«
(Piotr Zoszak)

»Einmal sah ich einen Inhaftierten, der in Handschellen aus dem Gefängnis in den Gerichtssaal geführt wurde. Ich bekam einen Schock, obwohl ich wußte, daß der Angeklagte ein Verbrecher war. Ich beruhigte mich erst, als ich feststellte, daß der Gefangene in sehr guter Verfassung war.« (Stanisława Piąty)

»Der Anblick von Waffen, vergitterten Fenstern, Umzäunungen, besonders Stacheldraht, verursacht Depressionen, Apathie und Gedanken an die Nichtigkeit dieses Lebens, häufig auch Schweißausbrüche, besonders im Gesicht.«
(Bolesław Domański)

»Beim Anblick von Zementsäcken, Ziegelsteinen, Schubkarren, Eisenbahnschwellen und einigen anderen Baustoffen und Geräten bekomme ich sofort eine Art Verdauungsstörung; ich nenne das, notabene, für mich: ‚Ich habe *Durchfall*'.«
(Dr. Adolf Gawalewicz)

»Die dunkelgrünen Exkremente von Enten erinnern mich an den ‚*Durchfall*', es fehlen nur dieser spezifische Geruch und die Beimischung von Blut.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Immer wenn ich in Toilettenräumen bin, die durch ihr Äußeres und durch mangelnde Sauberkeit ihre Funktion nur unzureichend erfüllen, denke ich gleich an die Lagerlatrine und verspüre Ekel und Abscheu.« (Julian Kiwała)

»Wenn ich in einem Dampfbad bin, muß ich an die Entlausungsaktionen im Lager denken, als wir stundenlang nackt auf den Stufen in der Sauna warten mußten, bis wir die zur Dampfdesinfektion abgegebenen Streifenanzüge wiederbekamen. Aber das Vergnügen an dem Dampfbad von heute läßt die schrecklichen Bilder von damals verblassen. Ich kann nur keine nackten, alten Frauen sehen. Damals im Lager habe ich mir geschworen, nie mehr so eine ‚nackte Alte' anzugucken, wenn ich in Freiheit kommen würde. Das ekelt mich und widert mich an. Im Dampfbad versuchte ich, nie mit einem nackten Frauenleib in Berührung zu kommen. Und ganz unerträglich ist für mich der Anblick einer Frau mit schlaffen Brüsten.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

Beschreibungen von Reaktionen auf akustische Reize fanden wir in 51,5 % der Fragebögen (von 25 Männern und 12 Frauen). Es ist den Befragten sicher nicht leichtgefallen, diese Reaktionen zu analysieren, denn sie sind in medizinischer und psychologischer Hinsicht viel differenzierter als die eben beschriebenen Reaktionen auf visuelle Reize; dies gilt insbesonders für stark wirkende, unerwartete Reize. So reagieren die ehemaligen Häftlinge lebhaft, spontan und schmerzhaft vor allem auf menschliches Stöhnen und Schreien oder auf Geräusche, die daran erinnern, auf Schüsse und auf den Klang der deutschen Sprache.

»Jegliches Stöhnen, Weinen und Wehklagen ruft bei mir unangenehme nervöse Reaktionen hervor und versetzt mich in einen Spannungszustand. Wenn solche Geräuschquellen länger anhalten und ich sie nicht beseitigen (bzw. vor ihnen fliehen) kann, kommt es zu Erschöpfung, zu Schweißausbrüchen, und jede geistige Arbeit wird mir unmöglich. So empfinde ich das unschuldige Gurren der Turteltauben (und davon gibt es eine Menge in Krakau) als Stöhnen eines gefolterten Menschen, und das geht mir sehr auf die Nerven. Ich nutze deshalb jede

Gelegenheit, die Stadt zu verlassen und so vor diesen Geräuschen zu fliehen.« (Prof. Józef Kret)

»Noch heute ärgert es mich, daß viele Leute im Alltag unnötig laut sprechen, singen oder schreien. Das Weinen und Stöhnen von Verletzten weckt bei mir Bedauern und Mitleid.« (Julian Kiwała)

»Ich vertrage überhaupt kein Geschrei und keinen Lärm, besonders das wahnsinnige Gebrüll, das man meist nachts auf den Straßen hört. Es weckt bei mir keine Erinnerungen, es macht mich nur wütend, und am liebsten würde ich so einem gleich eine ‚reinhauen'.« (Dozent Dr. Aleksander Giermański)

»Wenn Kinder weinen oder schreien, ob zu Hause, auf dem Hof oder auf der Straße, bekomme ich sofort Hitzewallungen, und der Puls schlägt heftiger.« (Franciszek Gulba)

»Ich zucke unwillkürlich zusammen, wenn ich einen Schuß höre, und dies sogar dann, wenn ich vorher weiß, daß geschossen werden wird. Ich habe Angst vor Knallen. Da hilft es nicht, wenn ich mich noch so sehr zusammennehme. Der Knall eines Schusses ruft mir die Erschießungen im Lager in Erinnerung.« (Mrg. Mieczysława Chylińska)

Abrupte Geräusche, Schreie, Knallen, Getöse, für das Lagerleben chrakteristische Laute, das Knirschen von Schritten, das Heulen einer Fabriksirene, Hundegebell – all das wirkt negativ auf das durch die Lagererlebnisse geschwächte Nervensystem. Daher Aversionen sogar gegen laute Musik, vor allem Beatmusik, gegen lauten Gesang u.ä.

»Es erinnert mich immer an gewisse Erlebnisse im Lager, wenn jemand plötzlich ins Haus stürmt und heftig an die Tür klopft, wenn das Radio pfeift, eine Baumaschine rattert. Einen Wecker benutze ich sehr selten. Wenn ich einmal dazu gezwungen bin, erwache ich abrupt, und mein erster Gedanke ist: Schnell anziehen, raustreten, Appell oder irgendein anderer Befehl.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Wenn ich höre, wie jemand heftig an die Tür klopft oder sie gewaltsam zuschlägt, laut spricht oder schreit, oder wenn die Ruhe plötzlich unterbrochen wird, gerate ich in ein Zittern, das ich nicht beherrschen kann. Ich halte den Atem an und lausche, wenn ich höre, wie abends oder nachts eine Autotür laut zugeschlagen wird.« (Stanisława Piąty)

»Wenn ich irgendeine Fabriksirene höre, muß ich an die Sirene im Lager denken (zu den Appellen; *‚Arbeitsformierung'*, sage ich dann zu mir), die ja im Lager von ungeheurer Bedeutung war! Ich bin wirklich glücklich, daß ich in der Gegenwart lebe.« (Józefa Stefaniszyn)

»Als ich von dem Nazi-Prozeß in Freiburg zurückkam, hatte man zu allem Übel einen authentischen Gefängniswärter mit Familie in unsere Mehrfamilien-Wohnung ziehen lassen. Der Wärter klimperte mit den Schlüsseln, wenn er den Flur entlang ging, und ich ‚erstarb' vor Angst. Für mich war das kein Wärter eines heutigen, polnischen Gefängnisses, sondern einer von damals, aus den Folterkellern der Gestapo in Zakopane. Und hier kommt es nicht so sehr darauf an, daß dieser Wärter mit seinen derben Manieren Wand an Wand mit uns wohnte, geradezu erstaunlich war nur, daß niemand verstehen wollte, welche Folgen es hatte, daß hier ein Gefängniswärter und ein ehemaliger Auschwitz-Häftling zusammengebracht worden waren.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Schüsse bringen mich kaum aus dem Gleichgewicht, aber Schreie kann ich nicht ertragen.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Wenn ich eine leere Straße entlanggehe und Schritte höre, bleibe ich stehen und drehe mich um, um mich zu vergewissern, was hinter mir ist. Ich marschiere auch morgens auf dem Weg zur Arbeit oder abends auf dem Heimweg nicht gern zu mehreren, ich gehe lieber allein, mit meinem eigenen Tempo und meinen eigenen Gedanken.« (Ing. Czesław Czerwiński)

»Ruhige und gedämpfte Musik wirkt beruhigend auf meine strapazierten Nerven. Ich mag die moderne Beatmusik nicht, sie erinnert mich an das Gebrüll und Geschrei im Lager.« (Jan Piotrowski)

»Ich kann es nicht leiden, wenn jemand schreit, wenn ich mit erhobener Stimme angesprochen werde, ich mag auch keine lärmenden Gespräche und sehr laute Musik, auch keine Melodien der Unterhaltungsmusik, die ich aus dem Lager kenne (wenn sie z.B. vom Lagerorchester gespielt wurden), bei denen ich an grausige Bilder und traurige Erlebnisse denken muß.« (Dr. Adolf Gawalewicz)

Die meisten der Geschehnisse im Lager, die von traumatischer Wirkung auf die Psyche der Häftlinge waren, gingen mit Geschrei, Kommandorufen, Befehlen und den Schimpfworten von SS-Männern einher, die auch ihre Muttersprache dazu benutzten, die Häftlinge zu quälen. Die Funktionshäftlinge taten es in dieser Hinsicht den SS-Männern nach. Das Deutsche war ja bekanntlich auch die Amtssprache im Lager; selbst diejenigen Häftlinge, die nicht Deutsch konnten, mußten schnell lernen, sich auf deutsch zu melden, und sich wenigstens den Grundwortschatz und einige Wendungen dieser aufgezwungenen Sprache aneignen; sie mußten auch den Text der deutschen Lieder, die im Lager „Pflicht" waren, erlernen, auch wenn sie deren Sinn nicht verstanden. So ist es natürlich, daß sie den Klang der deutschen Sprache mit den Erlebnissen von damals assoziieren und daß die unwillkürliche Abneigung dagegen sich noch heute auf Personen überträgt, die Deutsch sprechen, egal wer das tut und unter welchen Umständen es ist. Die Berichte sind in dieser Hinsicht sehr deutlich und zeigen eine oftmals starke emotionale Färbung.

»Ich kann nicht ruhig zuhören, wenn ich Deutsch höre, obwohl ich diese Sprache in der Vorkriegszeit recht gut

beherrschte. Heute erinnert mich das Deutsche an Hundegebell, denn so klang es mir in den Konzentrationslagern in den Ohren; die SS-Männer selbst verglich ich immer mit einer Meute tollwütiger Hunde, die nach allen Seiten beißen und ihre Opfer anbellen. Deshalb habe ich heute auch mit niemandem in Deutschland Kontakt und kein Bedürfnis, als Tourist oder zu Verwandten- und Bekanntenbesuchen nach Deutschland zu reisen. Ich vermeide es auch, deutsche Rundfunksender oder die deutschsprachigen Sendungen von Radio Polen zu hören.« (Roch Wystrach)

»Wenn ich zufällig jemanden deutsch sprechen höre, gerate ich in sehr heftige Erregung; es ist etwa so, als bekäme ich eine Gänsehaut, eine unerträgliche Empfindung: zuerst Angst, und dann feindselige Empfindungen gegen die, die sich dieser Sprache bedienen.« (Stanisław Sroka)

»Wenn ich Deutsch höre, bin ich erregt und nervös und denke ans Lager, ich sehe Bilder vor mir, wie SS-Männer weibliche Mithäftlinge schlugen und dabei deutsch zu ihnen sprachen bzw. sie anschrien, besonders bei der Arbeit; es gab viele, die diese Sprache nicht verstanden. Die wurden geschlagen, auf den Kopf gehauen, furchtbar getreten, bis irgendjemand ihnen auf polnisch zuflüsterte, was von ihnen verlangt wurde, und sie endlich verstanden. Erst dann hörte der SS-Mann auf zu schlagen.« (Józefa Stefaniszyn)

»Beim Klang der deutschen Sprache kommen mir ebenso wie beim Geheul der Alarmsirene Erinnerungen an die Kriegszeit.« (Walentyna Nikodem)

»Wenn ich Deutsch gesprochen höre, sehe ich mich um, woher das kommt.« (Stanisława Piąty)

»Ich kann nicht behaupten, daß ich die deutsche Sprache ‚nicht mag' – ich kann sie nicht ertragen.« (Ing. Czesław Łyjak)

Anschauliche und überzeugende Beschreibungen drastischer und paradoxer Reaktionen auf die deutsche Sprache nehmen in den Berichten breiten Raum ein. Auch wenn die zeitliche Distanz die Heftigkeit der Reaktionen bisweilen mildert, ist es doch immer ein unangenehmes Erlebnis, Deutsch gesprochen zu hören. Besonders die ersten Kontakte zu deutschen Kommunisten aus Ostdeutschland (später aus der DDR), die doch uns gegenüber freundschaftlich eingestellt waren, riefen negative Reaktionen hervor, die die Häftlinge selbst überraschten.

»Eine höchst unangenehme Reaktion ruft bei mir laut gesprochenes Deutsch hervor, besonders wenn es mit einem selbstsicheren und apodiktischen Ton einhergeht. Einen wirklich fatalen Eindruck in dieser Hinsicht machte deshalb auf mich die Rede von Wilhelm Pieck auf dem ersten Kongreß der ehemaligen politischen Häftlinge im Warschauer Politechnikum. Ich hatte mich etwas verspätet, war überhaupt nicht darauf vorbereitet, Deutsch zu hören, und es kam mir vor, als stürzte mir die Decke auf den Kopf. Im Laufe der Jahre sind diese Eindrücke schwächer geworden.« (Dr. Irena Białówna)

»Deutsch hörte ich nach meiner Befreiung aus dem Lager erstmals im Radio. Es war eine Begegnung zwischen Präsident Bierut und Wilhelm Pieck. Ich hatte plötzlich das Gefühl zu ersticken, so als würgte mich jemand, und ich schnappte hustend nach Luft; dann brach ich in Tränen aus.« (Kamila Targosz)

»Einmal in Oświęcim ist uns – mir und meinen Leidensgefährten – die deutsche Sprache unangenehm aufgefallen, auf einer Massenveranstaltung an einem Sonntag, vielleicht 1952 oder 1953, als die Witwe von Ernst Thälmann eine Rede auf deutsch hielt. Meinen Kameraden und mir hat das nicht gefallen. Sie konnte natürlich nicht anders sprechen, weil sie nicht Polnisch konnte, aber wir empfanden das etwa so: ‚Schon wieder? An diesem Ort?!' «

Die traumatische Überempfindlichkeit gegen die deutsche Sprache macht ehemaligen Häftlingen immer wieder zu schaffen, sie erschwert ihnen das Leben und ist die Ursache für kurzzeitige oder chronische Streßeinflüsse. Besonders unangenehm ist das für diejenigen, die aus beruflichen, wissenschaftlichen, touristischen Gründen oder wegen eines Gerichtsverfahrens gezwungen sind, Deutsch zu hören. Die Überlegungen, Kommentare und Einstellungen der ehemaligen Häftlinge sind nicht immer überzeugend, aber man muß bedenken, daß es sich hier um tiefsitzende psychische Traumen handelt.

»Auf die deutsche Sprache reagiere ich immer wütend, obwohl ich sie kenne – ich habe sie in der Zwischenkriegszeit auf dem Gymnasium gelernt. In Nowy Sącz ist sie selten zu hören. Einmal habe ich lächerlich reagiert: Ich ging hinter einigen Deutschen her und musterte sie hartnäckig; ich wunderte mich, was sie hier suchten. Bei ihnen war ein älterer Deutscher, und ich hörte ihn sagen, daß er in diesem und jenem Haus gewohnt habe, als er 1940 in Nowy Sącz war. Weiter sagte er, daß sich hier viel verändert habe, daß Nowy Sącz hübscher und größer geworden sei. Er nickte. Ich war furchtbar wütend und hilflos. Ich wollte ihm etwas sagen, nahm mich jedoch zusammen, um kein Aufsehen zu erregen. Wenn ich Musik und deutsche Lieder im Radio höre, bin ich immer erstaunt, daß dieses Volk angeblich die Musik lieben soll. Sogar die SS-Männer mochten Gesang, und sie waren doch zu solchen Verbrechen fähig. Wie ist das zu vereinbaren? Ein musikalischer Mensch ist gut, anständig, er kann nichts Böses tun – und dann sind es Verbrecher. Das werde ich nie verstehen. Ich schalte das Radio aus, wenn ich ihre Lieder oder überhaupt diese Sprache höre.« (Józefa Stefaniszyn)

»Die deutsche Sprache, die ich auf den Straßen von Szczecin zu meinem Leidwesen so oft hören muß, finde ich so widerlich, daß ich sonnabends meist versuche, zu Hause zu bleiben, um unangenehme Erlebnisse zu vermeiden.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Im Jahre 1949, nach Abschluß des Studiums, nahm ich eine Arbeit in den Chemischen Werken Oświęcim auf. In den ersten Jahren kam ich mehrmals mit einem Deutschen zusammen, einem Doktor der Chemie mit Namen Mittag, der in der Zeit der Nazi-Okkupation in den Buna-Werken in Auschwitz gearbeitet hatte und nach dem Krieg in dieser Stadt geblieben war. Der Klang der deutschen Sprache machte mich wütend und weckte in mir den fast unwiderstehlichen Wunsch, mich auf den Deutschen, der mir doch gar nichts getan hatte, zu stürzen und ihn zu schlagen.« (Mgr. Ing. Adam Jurkiewicz)

»Ganz besonders wütend macht mich die deutsche Sprache, vor allem wenn ich sie in Polen höre. Aber es regt mich auch bei Auslandsreisen auf, wenn ich Deutsch gesprochen höre, und das hat mir die Annehmlichkeit des Reisens leider häufig verdorben.« (Kazimierz Kumala)

Nur selten findet man in der Enquete – und wohl auch in der gesamten Gruppe der noch lebenden ehemaligen KZ-Häftlinge – Erklärungen, die von einer zumindest unbefangenen Einstellung zur deutschen Sprache sprechen. Aber selbst dieser Gleichmut wird erschüttert, wenn sie deutsche Worte und Redewendungen hören, die sie von den verhaßten Peinigern im Lager kennen.

»Ich reagiere nicht negativ auf das Deutsche, vielleicht deshalb, weil ich diese Sprache schon kannte, bevor ich ins Lager kam. Wenn nötig, spreche ich auch problemlos deutsch. Worte wie ‚*Los! Schnell! Weitermachen. . .!*' kann ich dagegen nicht ertragen. Bei ihnen muß ich an die Erlebnisse denken, die im Lager damit zusammenhingen. Wenn ich spreche, ersetze ich sie durch andere, wenn auch nicht immer sehr treffende Ausdrücke.« (Mgr. Mieczysława Chylińska)

In einer besonderen Situation sind Lehrer, die ihre Spontanität sozusagen von Berufs wegen, aus pädagogischen Erwägungen, zügeln und größere Selbstbeherrschung zeigen müssen, wenn dies ehemaligen Häftlingen auch oft schwerer fällt. Eine Lehrerin, Józefa Stefaniszyn, berichtet:

»Ich werde ein Beispiel anführen, wie ich einmal auf das Lied ‚*Heili, Heilo!*' reagierte, das von jungen Leuten gesungen wurde (sie kannten es aus einem Film). Im ersten Moment packte ich einen Lümmel am Ohr, aber nicht zu hart, besann mich dann und verschob das Thema auf die Erziehungsstunde. Ich knüpfte an das Thema der Polnischstunde an, zeigte anhand einiger Photographien ausgewählte Szenen des Verbrechens und erwähnte schließlich, daß unsere Eltern zu diesem Lied erschossen worden waren. Ich zeigte ihnen einen in der Nähe liegenden Hinrichtungsort; ich hatte die Erschießung in der Nähe meines Elternhauses mit eigenen Augen gesehen. Und dann sagte ich: Wie würdet ihr das finden, wenn man jemanden aus eurer Familie erschießt, Vater oder Mutter, und ihr später die Melodie hört, bei der die Exekution vorgenommen wurde? Zu Zeiten der Okkupation denkt man nicht mehr nur an seine eigenen Angehörigen, sondern an alle Polen – fügte ich hinzu. Ich erreichte damit, daß ich dieses deutsche Lied nie mehr aus dem Mund der jungen Leute hörte.«

Da es hier um das verhaßte Lied *Heili, Heilo*! geht, muß man hinzufügen, daß auch andere Musikstücke, die nicht ursächlich mit der Nazizeit zusammenhängen, lebhafte negative Reaktionen bei ehemaligen Häftlingen hervorrufen. Gemeint sind die Melodien, die das Lagerorchester spielte, und die Erinnerungen an das Lager wecken.

»Ich sehe das Bild des Konzentrationslagers Auschwitz besonders deutlich vor mir und bin immer tief erschüttert, wenn ich den ‚Florentiner Marsch' des bekannten tschechischen Komponisten Fučik höre. Das Orchester von Auschwitz spielte ihn fast täglich. Dieser Marsch ist gewiß ein schönes Werk. Vielleicht haben sich mir gerade deshalb die Verbindung seiner Ausdruckskraft mit den Bildern von Mord und Vernichtung, diese wunderbaren Akkorde vor dem Hintergrund der heimkehrenden ‚Kommandos', die einige Dutzend Leichname mit sich schleppten, diese Kolonnen von Halbtoten, die im Takt der Musik marschierten – besonders tief und anschaulich eingeprägt. Wenn ich die Melodie dieses Marsches höre (und das passiert mir aufgrund meiner Interessen recht häufig), sehe ich augenblicklich einen grauen, malariaträchtigen Tag in Auschwitz vor mir. In Kolonnen schleppen sich die Häftlinge in Streifenanzügen, die Füße in Holzschuhen, die sie nur mit Mühe vom Boden bekommen, ausgedörrte Gesichter und dürre Skelette, die im Drillich stecken, zum Tor mit der Aufschrift: ‚*Arbeit macht frei*'. Die Vorstellung arbeitet dann sehr intensiv, mir geht das alles beinahe so nahe wie damals. Solange die Melodie andauert, habe ich Angst und kann nichts dagegen tun.« (Zbigniew Dańczyszyn)

Zum Abschluß dieses Überblicks über die Reaktionen ehemaliger Häftlinge auf akustische Reize soll noch die Beschreibung eines Phänomens angeführt werden, das sich – selbst wenn man die Realität im Lager kennt – nur schwer rational erklären läßt; dazu müßte man die individuelle Biographie des ehemaligen Häftlings, der hier berichtet, genauer kennen. Eine derartige Reaktion unbekannter Genese grenzt sicherlich ans Pathologische.

»Eine andere akustische Reaktion ist mir geblieben. Sie wird Euch sehr merkwürdig vorkommen, denn sie ist gewiß untypisch und nicht alltäglich: Ich meine das Geschrei der Gänse. Ich bin vor dem Krieg auf dem Land aufgewachsen. Die Kindheit verbrachte ich überwiegend mit Gleichaltrigen auf der Weide. Dort wurden Ziegen, Kühe und sonntags die Pferde geweidet. Im Herbst nun gesellten sich auch noch Gänse hinzu. Diese Gänse grasten immer scharenweise, und es kam regelmäßig vor, daß so eine Schar aufflatterte, um mit großem Geschrei hundert Meter weiter zu fliegen und sich auf den benachbarten Feldern niederzulassen. Das bereitete uns zusätzlichen Ärger. Wir mußten ihnen hinterherlaufen und sie vom Feld des Nachbarn zurück auf die Weide treiben. Im Frühling, nein, im Juni 1943 befand ich mich in Block 11 im oberen Saal, in der

Quarantäne; die Fenster waren damals noch nicht zugemauert. Ich stand an so einem Fenster und blickte auf die Straße, die hinter der gemauerten Umzäunung verlief. Jenseits des Weges grasten Gänse. Ich sah ihnen teilnahmslos zu. Plötzlich flogen sie mit großem, entsetzlichen Geschrei auf. Und da geschah etwas Seltsames mit mir. Der kalte Schweiß brach mir aus, ich begann zu zittern, es fiel mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, und ich sah jene Weide aus den Kindertagen, die Gänse, mich selbst und meine Gefährten. Wie damals in Birkenau beim Anblick der Berge, überkam mich auch hier eine unendliche Trauer um die verlorene Freiheit. Und so ist es seit der Befreiung bis heute dreißig Jahre lang geblieben; immer wenn ich die Gänse schreien höre, schalte ich ab und denke an das Lager zurück, besonders an dieses Ereignis in Block 11.«

Auf komplexe Weise wirken akustische und visuelle Reize auf die Häftlinge, wenn sie Filme, Fernsehspiele, Theaterstücke und andere Inszenierungen über die Lager- oder Kriegsthematik ansehen, zumal dort die künstlerischen Mittel und Methoden bewußt so eingesetzt werden, daß sie erschüttern, rühren, Assoziationen freisetzen und die Erinnerung an die Vergangenheit lebhaft wachrufen. Kaum einer der ehemaligen Häftlinge ist psychisch so stabil, daß seine Erschütterung und Rührung nicht über die durchschnittliche Reaktion eines normalen Zuschauers hinausginge. Am häufigsten ist in diesem Zusammenhang die Rede von Weinkrämpfen, Schweißausbrüchen, Angstzuständen, Nervosität und Albträumen.

»Wenn ich einen Film über die Gefängnis- und Lagerproblematik sehe, habe ich mit den Tränen zu kämpfen, denn ich erinnere mich an alles und sehe es so deutlich, als wär es heute.« (Michał Kogut)

»Angstzustände bekomme ich vor allem, wenn ich mir Filme anschaue, in denen deutsche Uniformen zu sehen sind. Ich schlafe danach unruhig und träume, ich würde geschlagen oder von Hunden gebissen, so sehr, daß ich aus dem Bett hochfahre und um Hilfe rufe.« (Stefan Szostak)

»Filme über den Krieg oder die Lager erschüttern mich so tief, daß ich mich nicht beherrschen kann und in Tränen ausbreche. Den Kriegsfilm ‚Hubal' zum Beispiel, den ich mir hatte ansehen wollen, sah ich nur zu einem Drittel und machte dabei zwei Taschentücher naß. Solche Erschütterungen bei Filmen über die Kriegs- und Lagerthematik erlebe ich seit dem Kriegsende, und das wird nicht besser; ich träume danach auch oft vom Lager.« (Roch Wystrach)

»Filme bewirken bei mir eine Art psychischen Zusammenbruchs, Erschütterung, übermäßige Rührung; ich rege mich eben auf und versuche deshalb, mir solche Filme nicht anzusehen.« (Zygfryd Rębilas)

»Wenn ich in Filmen, Theaterstücken usw. all das sehe, was das polnische Volk und somit auch ich während des Krieges erlebt haben, bricht mir erst der kalte Schweiß aus, dann wird mir heiß. Auch bekomme ich starke Schwindelanfälle. Die deutsche Sprache erinnert mich an das schrille oder rauhe Gebell von Bastardhunden.« (Dr. habil. Ing. Jan Warchomy)

»Filme und Äußerungen über Erlebnisse in den Konzentrationslagern bringen mich unwillkürlich zum Weinen; ich habe dann ein Gefühl, das mich von innen her zu sprengen droht, mir wird heiß, und diese Hitze steigt mir zu Kopf, wobei ich Angst vor einem plötzlichen Tod habe. Alle Empfehlungen von Ärzten und Neurologen gehen daher dahin, daß ich belastende Eindrücke durch die Lagerthematik meiden soll, weil all diese Dinge sehr negativ auf meinen nervlichen und psychischen Zustand wirken.« (Władysław Styczyński)

»Filme über die Lager sehe ich mir nicht an. Filme über den Krieg wohl, aber nur solange dort keine Schläge, Mordtaten und andere Grausamkeiten vorkommen. Und ich gehe erst recht aus dem Zimmer, wenn auf dem Bildschirm Szenen von Verhaftungen, Verrat, Heimtücke, Verhören, Schlägen, Schreien, Stöhnen und Weinen zu sehen sind. Ich gehe nicht nur hinaus, ich schließe auch die Augen fest und halte mir die Ohren zu. Im Nebenzimmer laufe ich dann nervös auf und ab und warte bis man mir zuruft, daß ich wieder hineinkommen kann. Ich staune nur, daß die Mitbewohner sich solche Grausamkeiten ansehen können.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Ich sehe mir keine Kriegsfilme oder solche über das Lager an, weil ich dann gleich an meine furchtbaren Erlebnisse denken muß. Der Klang der deutschen Sprache erfüllt mich heute wie damals nach dem Krieg mit Widerwillen. Radiosendungen erschüttern mich nicht so sehr wie das Fernsehen. Ich kann mir keine Sendungen über Dinge ansehen, die mich ans Lager erinnern.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

Die Überzeugung, daß kein Schriftsteller, kein Künstler oder Filmemacher in der Lage ist, die Verhältnisse im Lager wahrheitsgetreu darzustellen – eine Überzeugung, die begründeter ist, als man gemeinhin annimmt – hilft den ehemaligen Häftlingen, die Filme und Theaterstücke über die Lagerthematik einigermaßen zu tolerieren. Sie gestattet eine kritische Haltung und Distanz zu diesen Werken, wodurch die Streßwirkung der Eindrücke gemildert oder ganz beseitigt werden kann. Dafür ärgern sich ehemalige Häftlinge dann oft über diese Künstler und konzentrieren sich darauf, vermeintliche oder tatsächliche Naivitäten oder Ungenauigkeiten in der Darstellung ausfindig zu machen.

»Keine der Inszenierungen oder Filme, die ich gesehen habe, hat mich beeindruckt, ich bin da eher kritisch, denn sie entsprechen oft überhaupt nicht der Realität. Wir ‚Ehemaligen' wissen, daß es in jedem Lager Vaterlandsverräter und Denunzianten gab. Aber die Mehrheit waren Patrioten, die mit einem Lächeln in den Tod gingen, und deren letzter Ruf war: ‚Es lebe Polen! Rächt unser Blut!' Das war die große Masse unserer Landsleute, Helden, die heute vergessen sein mögen. In dem Film ‚Die letzte Etappe' (wenn ich mich richtig erinnere) wird

nun eine polnische Häftlingsfrau als ‚negative Gestalt' dargestellt – als Verräterin. Solche gab es überall, aber das waren Einzelfälle. Man kann sie zeigen, jedoch vor dem Hintergrund der Helden, die in der Mehrzahl waren. Den Unterschied sollte man zeigen, nicht nur eine Verräterin (aus dem Film ‚Die letzte Etappe' bin ich hinausgegangen, ich konnte diese Schande nicht ertragen; alle ehemaligen Häftlinge waren dieser Ansicht, es herrschte regelrechte Empörung). So haben wir auf diese, wie ich meine, mißglückte, ungerechte Szene reagiert. Ich schreibe vielleicht zu unverfroren, aber aufrichtig.« (Józefa Stefaniszyn)

Neben den visuellen und akustischen Eindrücken sitzen den ehemaligen Häftlingen auch Geruchseindrücke aus Auschwitz tief und dauerhaft im Gedächtnis. Diese Reize rufen die Lagervergangenheit ebenso intensiv und spontan in Erinnerung wie die visuellen und akustischen Reize, doch ist ihre Wirkung, wie die Befragung ergeben hat, sicher nicht so verbreitet (sie werden von 33,3% der Befragten erwähnt, 17 Männern und 7 Frauen).

Dabei lassen sich folgende Gruppen von Geruchsreizen unterscheiden, die vor allem an den Geruch 1) verbrannter Menschenleiber, 2) menschlicher Ausscheidungen und Exkremente und 3) der Lagerverpflegung erinnern.

Am unangenehmsten sind, wie die Antworten auf unsere Umfrage bezeugen, Gerüche, die an den Rauch aus den Krematorien und den Gruben erinnern, in denen die Leichen verbrannt wurden. Der Geruch, der beim Verbrennen bestimmter Gegenstände, organischer Verbindungen, Lumpen usw. entsteht, beschwört meist Bilder von Lagererlebnissen herauf, die mit dem Gestank verbrannter Leichen verbunden waren.

»Unvergeßlich ist der Geruch verbrannten Fleisches, ein fetter Geruch, der ins Innere der Gebäude drang, besonders zu der Zeit, als die Leichen in Gruben verbrannt wurden, nicht im Krematorium; bis heute empfinde ich den Geruch angebrannten Essens oder gekochten Kleisters als unangenehm.«
(Dr. Irena Białówna)

»Von den Geruchseindrücken sind diejenigen am unangenehmsten, die an den spezifischen Geruch der im Krematorium und in Gräben verbrannten Leichen der im Lager umgebrachten Häftlinge erinnern. Der Rauch, der manchmal aus den Mülldeponien und verschiedenen dort verbrannten Abfällen dringt, erinnert auf schmerzliche Weise an die makabren Erlebnisse von damals.« (Piotr Zoszak)

»Von den Gerüchen wirkt nur der Gestank von verbrannter Haut oder Haaren sofort auf mich. Ich sehe die Gruben voller brennender Leichen. In Flossenbürg wurden die Leichen in solchen Gruben verbrannt. Ich mußte Holz zu diesen Gruben tragen.« (Ing. Czesław Czerwiński)

»Der Gestank, der Brandgeruch von Müllhaufen und städtischen Halden, der Rauch von verbrannten Knochen, Lumpen usw. – all das erinnert mich sofort an den beißenden Rauch von verbranntem Menschenfleisch, der ununterbrochen über dem Lager, über der Stadt Oświęcim und der Umgebung lag.« (Zygfryd Rębilas)

Bilder von Leichen werden auch in der Vorstellung von Häftlingen lebendig, die in Auschwitz die Vergasung von Mithäftlingen unmittelbar erlebten und dabei den charakteristischen Geruch des ‚Zyklon' oder des Auschwitzer Rauchs wahrnahmen. Noch heute sind sie deswegen stressogenen Reizen ausgesetzt.

»Wenn ich Mandelgeruch rieche, sehe ich Leichen. Ich schließe die Augen, damit dieses Bild verschwindet.«
(Józefa Stefaniszyn)

»Früher einmal habe ich Mandeln oder Mandelprodukte gern gegessen. Heute hasse ich diese Frucht und ihren Geruch, ich kann sie ‚geruchsmäßig' nicht ertragen!«
(Dr. habil. Ing. Jan Warchomy)

»Ich will noch von einer charakteristischen Sinnesreaktion berichten, die mich deutlich an Auschwitz erinnert. Ich bin leidenschaftlicher Hobbygärtner und pflege einen 400 m^2 großen Schrebergarten mit 150 Rosen und anderen Blumen, Sträuchern usw. Dort verwende ich Pflanzenschutzmittel, die aus dem Import stammen; ihr Geruch erinnert mich eindeutig an die Gerüche im Lager. Eines dieser Mittel, von Bayer, mir fällt im Augenblick nicht ein, wie es heißt, erinnerte mich ganz deutlich an den übelkeitserregend süßlichen Geruch, der mir damals in Auschwitz aufgefallen war, und der – wie mir erfahrene Kameraden erklärt haben – von Birkenau kam, von den Scheiterhaufen, auf denen die damals vergasten ungarischen Juden verbrannt wurden.« (Alojzy Fros)

Zu diesen Zitaten ist zu sagen, daß der Hauptbestandteil von „Zyklon B" Cyanwasserstoff war, der sich in geringsten Mengen auch in Mandeln findet.

Im Lager war es meist unmöglich, sich sauber zu halten. Der Gestank der ungewaschenen und verschwitzten Leiber, der schmutzigen, nassen Unterwäsche, die den Häftlingen am Leib trocknete, die spezifische Lagerkrankheit, der Durchfall, der den Häftlingen u.a. wegen der damit verbundenen unerträglichen Gerüche in Erinnerung geblieben ist – dies verfolgt die ehemaligen Häftlinge nach all den Jahren noch immer.

»Der Geruch der Menschen – nicht von Schweiß, sondern von einem Gemisch aus Kot, Urin und Schweiß –, als man uns im verplombten Waggon nach Groß Rosen, nach Gusen, nach Auschwitz, nach Nürnberg usw. transportierte, ‚verfolgt mich'. Der geringste Schweißgeruch ruft sofort diese ursprüngliche Empfindung wach. Deshalb vertrage ich kein Gedränge in der Kirche und mag keine Leute, die helles Bier getrunken haben, denn auch das weckt die alten Erinnerungen.« (Marian Główka)

»Meist riecht man in Straßenbahnen und Bussen an verregneten, nassen Tagen die dampfende Kleidung. Wenn wir nach

der Arbeit und dem Abendappell durchnäßt und verfroren in den Quarantäne-Block zurückkamen, dampften unsere Streifenanzüge auch, und der gleiche Geruch lag in der Luft – vermischt mit dem Gestank ungewaschener, nach Schweiß riechender Körper.« (Maria Slisz-Oyrsyńska)

»Besonders fest in Erinnerung geblieben ist mir der Geruch des Durchfallkots, den ich verspüre, sobald ich ans Lager denke.« (Bolesław Domański)

Dieser Geruch des Duchfallkots ist sehr oft mit Erinnerungen an die Umstände einer Erkrankung, an den Aufenthalt im Häftlingskrankenbau, an Krankheiten, Leiden und die Gefahren der Selektion verbunden. Dazu gehört auch häufig die Erinnerung an den Geruch bestimmter Medikamente und Desinfektionsmittel, besonders von Chlor.

»Ich möchte beschreiben, wie ich auf bestimmte Gerüche reagiere. Noch viele Jahre nach meiner Rückkehr aus dem Lager hatte ich manchmal solche Tage (besonders wenn es bewölkt, nieselig und regnerisch war und wenn Feuchtigkeit in der Luft lag), daß ich überall den Geruch von Durchfallkot zu spüren meinte. Das hing mit einem bestimmten Erlebnis im Lager zusammen; seit mehreren Jahren bin ich frei davon. Als ich 1941 in einem Kommando beim Schneiden und Einharken von Gras an den Teichen in Harmęże [Außenkommando Harmense] arbeitete, gehörte ich zu denjenigen Häftlingen, die das gemähte Gras oder Schilf mit Forken ans Ufer des Teiches ziehen mußten. Einmal sackte ich mit den Füßen im Schlamm des Teiches ein. Bei dem Versuch, sie herauszuziehen, stieß ich die Forke in den Teichboden, und das so unglücklich, daß ich mir den linken Fuß durchstach. Weil ich Angst hatte, mit meinem verletzten Fuß auf die ‚*Krankenstube*' zu gehen, entzündete er sich und war nach zwei Tagen geschwollen. Dank der Hilfe von Kameraden kam ich später doch noch auf die *Krankenstube.*

Nach ein paar Tagen, als der Fuß geheilt war, wurde ich in den sog. ‚*Schonungsblock*' verlegt. Ich kam in eine Stube, wo über dreihundert kranke Mithäftlinge lagen, die schon nach Durchfallkot und verschiedenen offenen Beinverletzungen stanken. Ich war nur wenige Tage dort (denn ich versuchte mit allen Kräften, von dort wegzukommen), aber diese Tage haben ihre Spur in meinem Nervensystem hinterlassen. Ich bin sicher, das war der Grund dafür, daß dieser Geruch mich noch lange Jahre in der Freiheit verfolgte.« (Ryszard Sobczyk)

»Die übelriechenden Wunden, die man manchmal in Krankenhäusern sieht, erinnern an das Lager und an diejenigen, die dort an Gangräne, an Phlegmonen oder Durchfall starben. Solche Erinnerungen stimmen besonders traurig.« (Piotr Zoszak)

»Der scharfe Geruch von Desinfektionsmitteln reizt mich, und Gemüsereste verbrenne ich, denn angefaultes Gemüse verbreitet denselben Geruch, der von den dampfenden Kochtöpfen aufstieg und in der Nähe der Lagerküche zu spüren war.« (Stanisława Piąty)

»Chlorgeruch wirkt sehr stark auf mich. So oft ich ihn wahrnehme, kommt mir sofort die Erinnerung an Block 20, den Infektions- und Durchfallblock, und an den Saal, wo am Fenster dick mit Chlor bestreute Kübel standen; dort herrschte ein unheimlicher Mief und Gestank, Chlor vermischt mit dem unangenehmen Geruch von Kot. Dann muß ich immer erbrechen.« (Alfred Skrabania)

Das vorletzte Zitat spricht von den Gerüchen der Lagerverpflegung, die die ehemaligen Häftlinge mit nagendem Hungergefühl assoziieren und die sie noch nach vielen Jahren mit Ekel erfüllt. Besonders ausgeprägt ist ihre Abneigung gegen Kohlrübe, die im Lager Auschwitz über lange Zeiträume ständig, ohne jede Abwechslung, für die Zubereitung der sog. Kohlrübensuppe benutzt wurde. Die Kohlrübe, die oft schon halbverfault war, wurde in dicke Scheiben geschnitten (‚Schallplatten', wie es im Häftlingsjargon hieß), die in der Schüssel schwammen. Man aß dieses zähe und wenig schmackhafte ‚Gemüse' mit Widerwillen.

Die ausgehungerten Häftlinge stahlen sich oft Kohlrüben und verzehrten sie roh, oft in gefrorenem Zustand, um nur etwas gegen die Hungerkrämpfe des Verdauungstrakts zu tun. Der Diebstahl von Kohlrüben wurde streng bestraft, und ihr Verzehr hatte häufig hartnäckigen Durchfall zur Folge.

Bisweilen ruft der Geruch von Lebensmitteln, die im Lager unter größten Schwierigkeiten aufgetrieben und von den ausgehungerten Häftlingen gierig verschlungen wurden, jedoch eine ganz entgegengesetzte Reaktion hervor – den übermächtigen Wunsch, davon zu kosten.

»Auf dem Feld wachsende oder vom Wagen geschüttete Kohlrübe erinnert mich gleich an die Berge von Kohlrüben, die vor der Lagerküche im Schlamm lagen. Ganz zu schweigen vom Gestank gekochter oder gebrühter Kohlrüben!« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

»Der Geruch von Kohlrüben löst bei mir Brechreiz aus!« (Wanda Brühl)

»Nie werde ich den Geruch der Kohlrübe vergessen, und besonders des Schaums, der sich in einer dicken, schmutzigen Schicht auf den später verzehrten Brennessel- oder Gänsefußsuppen sammelte. An andere Gerüche habe ich mich so gewöhnt, daß ich sie nicht mehr wahrnehme, wobei mir der allmähliche Verlust meines Geruchssinns sehr zustatten kommt.« (Dr. Irena Białówna)

»Ähnliche Empfindungen ruft bei mir eine ganz unscheinbare und prosaische Tatsache hervor, nämlich der Geruch von gekochtem Kohl. In Bars, Restaurants und Kantinen nimmt man diesen Geruch häufig wahr. Es braucht nur ein bißchen nach Kohl zu riechen, schon bin ich in Gedanken im Konzentrationslager Auschwitz. Dann sehe ich den großen,

damals noch unbebauten Appellplatz, den Rauch aus der Küche, die Häftlingsgestalten, die hie und da vorüberhuschen. Über allem liegt der scharfe, saure Geruch von Kohl. Ich weiß nicht weshalb, aber ich assoziiere diesen Geruch auch mit dem Bild der Kraftfahrzeuge oder der ‚*Rollwagen*', die Häftlinge aus dem ‚*Krankenbau*' nach Birkenau zur Vergasung brachten. Erfaßt mich bei dem ‚Florentiner Marsch' von Fučik vor allem Angst, so kommt bei der Wahrnehmung von Kohlgeruch noch eine gehörige Portion Ekel zu dieser Angst hinzu.

Ich sehe mich und meine damaligen Leidensgefährten als Muselmänner, die an *Durchfall* oder Krätze leiden. Unsere Körper wimmeln von Läusen und anderem Ungeziefer. Trotz des völligen physischen und psychischen Verfalls ekle ich mich zutiefst. Ich möchte mich davon befreien, aber solange der Geruch anhält, verschwinden auch diese Bilder nicht, und mein geistiger Zustand bleibt unverändert.«
(Zbigniew Dańczyszyn)

»Als ich neulich an einer Bar vorbeiging, drang aus der geöffneten Tür ein Geruch zu mir, ein gut vertrauter Geruch von vor dreißig Jahren. Ich blieb stehen und sog ihn in die Nase – und mit dem Geruch kamen die Erinnerungen. Der SS-Garten, die Baracke, in der eine Kantine für SS-Männer und Deutsche aus der Umgebung eingerichtet war. An einem grauen Novembertag im Jahre 1944 wurde aus der plötzlich geöffneten Tür ein großer Topf Suppe, das sog. *Eintopfgericht*, herausgetragen – ja, es war derselbe Geruch. In dieser Suppe war deutlich gewürfelte Mohrrübe zu sehen. Im ersten Moment hatte ich Lust, in die Bar zu gehen und die Suppe zu sehen, die genau so roch wie jene damals; aber ich hielt mich doch zurück.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

Viele ehemalige Häftlinge haben unangenehme Empfindungen aufgrund von Geruchsreizen, die für die Reaktionsstereotype von „Auschwitzern" untypisch sind. Diese Empfindungen werden dann ausgelöst, wenn sie z.B. Autoabgase, den Geruch frischgeschnittenen Holzes, von Teer, Dachpappe usw. wahrnehmen. Das hängt mit individuellen, traumatischen Lagererlebnissen bei der Arbeit in bestimmten Kommandos zusammen. Zwei ausgewählte Beispiele mögen das illustrieren:

»Wenn nachts Autoabgase oder Rauch von einer Heizanlage (sowohl diese wie ein Autoparkplatz befinden sich in der Nähe meiner Wohnung) auch nur in kleinsten Mengen in mein Zimmer dringen, wache ich entsetzt auf.«
(Ing. Leopold Czekalski)

»Interessant sind der Abscheu und die Erinnerung an viele Torturen, Hunger und Entkräftung im Zusammenhang mit dem Geruch und dem Anblick von Schnittholz, das gestapelt ist oder gerade aufgeschichtet wird. Dieser spezifische Geruch von gesägtem Holz erinnert mich an die erste, schwerste Zeit im Lager, als ich auf dem Holzplatz der DAW (*Deutsche Ausrüstungswerke*) gearbeitet habe. Damals kam mir vor Hunger und Müdigkeit oft der Gedanke, „diese Bretter zu essen", in dieses Holz zu beißen. So oft haben unsere Peiniger die als Abstandshalter benutzten Holzlatten dazu benutzt, uns zu schlagen und zu quälen. Obwohl das so viele Jahre her ist, lebt beim Kontakt mit diesem Material jene schreckliche Zeit wieder in uns auf.«
(Józef Majchrzak)

Meist negative und unnatürliche Reaktionen rufen gewisse Geschmacksreize bei den ehemaligen Häftlingen hervor, wenn sie mit den Eigenschaften gewisser Nahrungsmittel und Getränke verbunden sind, die für die Verpflegung charakteristisch waren. Solche Reaktionen sind deshalb seltener (15,3 % Umfrageantworten, davon 6 Männer und 4 Frauen), weil diese Reize relativ leicht zu vermeiden sind. Viele haben Kohlrüben und Pellkartoffeln bereits völlig von ihrem Speiseplan gestrichen, manche sogar Mohrrübe, Kohl und andere Gemüse sowie Kräuter (sogar dann, wenn ihr Verzehr notwendig ist), alle aber achten darauf, nichts Verdorbenes zu essen und kein angefaultes Gemüse in die Suppe zu geben. Manche haben sogar eine Abneigung gegen jede Art von Suppe entwickelt, die die Grundlage der Verpflegung im Lager bildete.

»Wenn ich etwas esse, das nach Kohlrübe oder Kräuteraufguß schmeckt, muß ich sofort an die ‚melka' (Mehlsuppe) denken, die uns in Birkenau gekocht wurde; das ist mir alles widerlich und erinnert mich an den Rauch, der aus dem Krematorium kam.« (Michał Kogut)

»Seit ich aus dem Lager nach Hause kam, habe ich kein einziges Mal Kohl, Spinat oder Sauerampfer gegessen. Das erinnert nämlich an die Suppe, die uns im Lager aus angefaulten, dreckigen Kohlblättern, nicht aus dem eigentlichen Kohlkopf, gekocht wurde; diese Blätter wurden unzerkleinert in großen Kesseln gekocht und unter der großspurigen Bezeichnung ‚*Kraut-Suppe*' zu Mittag gereicht. Das war ein richtiger Schweinefraß. Vor allem schwammen in der Schüssel, in der wir die Suppe bekamen, eine ganze Menge Raupen, die sich beim Kochen weißgefärbt hatten. Sie waren steif und hatten zahlreiche abstehende Beinchen. Zosia Pracka versuchte mich und sich selbst dazu zu bringen, die Suppe zu essen, weil das etwas ‚Warmes', etwas Gekochtes sei. Sie sagte: Wenn wir hier lebend herauskommen wollten, müssen wir mindestens einmal am Tag etwas ‚Warmes' essen. Und das ging so. Zuerst fischten wir mit dem Löffel die Raupen aus der Schüssel. Dann schlossen wir die Augen, um nichts zu sehen, und nahmen mit geschlossenen Augen diesen Schweinefraß zu uns. Ähnlich war es mit den Brennesseln; sie wurden mit den Unkräutern und dem Sand gekocht, der zwischen den Zähnen knirschte.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Seit meiner Befreiung habe ich niemals in irgendeiner Form Kohlrübe gegessen. Schon ihr Anblick und die Erinnerung an den Geschmack dieses Gemüses ekeln mich fürchterlich.«
(Julian Kiwała)

»Was die Geschmacksreize angeht, so empfinde ich einen Ekel vor Kohlrübe, ungepellten Kartoffeln und dem ‚Tee', mit dem man uns im Lager beglückte.« (Piotr Zoszak)

»Mohrrübe vertrage ich nur in geringsten Mengen – sie erinnert mich zu sehr an den Geschmack der Kohlrübensuppe.« (Dr. Adolf Gawalewicz)

»Seit jener Zeit mag ich keine Suppen. Ich esse alles und schätze jedes Gericht, aber diese Litermengen Wasser, die man damals als Muselmann verschlungen hat, bekomme ich nicht mehr herunter.« (Nikodem Pieszczoch)

»Bestimmte Lebensmittel kann ich wegen ihres Geruchs und Geschmacks bis heute nicht vertragen, es sind diese versäuert riechenden *Ersatz*-Suppen. Gerade dieser faulige Geruch erinnert mich sofort an das Lager.« (Jan Liwacz)

»Im Lager gab es ein sog. ‚*Kräuter-Kommando*', das Kräuter sammelte, aus denen ein ‚Tee' für uns gekocht wurde, den wir ‚ziółki', d.h. ‚Kräuter', nannten. Ich glaube, es handelte sich um getrocknete Birkenblätter mit einer Beimischung von irgendwelchen anderen Kräutern. Dieses Kommando sammelte auch Brennesseln für die Zubereitung von Suppen. Ich trinke nur schwarzen Tee und überhaupt keine Kräutertees, ich bin nicht einmal von ihrer Heilwirkung überzeugt.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Manchmal erinnern mich die Kräuter, die ich als Heilmittel trinke, an das Lager.«
(Priester Władysław de Rosenburgh-Grohs)

»Kräuteraufgüsse erinnern mich an den Lagertee. Dessen spezifischen Geschmack und Geruch habe ich seit der ersten Schüssel in Erinnerung, die ich am 15. Juli 1942 erhielt, als ich ins Lager gekommen war. Später muß dieser Geruch sich wohl geändert haben, oder ich reagierte anders darauf.«
(Walentyna Nikodem)

Selten, eigentlich nur in Ausnahmefällen reagieren ehemalige Häftlinge positiv auf Geschmacksreize, die sie ans Lager erinnern. Viel häufiger positiv, sit venia verbo, sind sie nur im formal-wissenschaftlichen Sinne dieses Wortes; so könnte man sie definieren, weil sie ein Hungergefühl hervorrufen. Aber unnatürlich und pathologisch sind sie zugleich, weil sie von den Reaktionen von Menschen abweichen, die den Hunger im Lager nie erlebt haben.

»Ich esse manchmal Ochsenschwanzsuppe, die mich zwar in Aussehen und Geschmack ein wenig an die ‚Avosuppe' im Lager erinnert (die man in der ersten Zeit bekommen konnte), aber dieses Gericht erzeugt keinen Ekel, vielleicht deshalb, weil es damals eine wertvolle Ergänzung zur täglichen Verpflegung darstellte.« (Julian Kiwała)

»Wenn hier im Hause manchmal ungeschälte Kartoffeln gekocht werden, erinnert mich das an die ‚*Pellkartoffeln*', an ihren Geruch, ihr Aussehen, ihren Geschmack. Dann werde ich sofort unheimlich hungrig – ich bin auf einmal so gierig auf so eine Kartoffel wie damals in Auschwitz, und obwohl ich nicht hungrig bin, muß ich mindestens eine davon essen, und es kommt mir vor, als könnte ich einige Dutzend davon verspeisen.« (Bronisław Gościński)

Unangenehmer, gar noch ausgeprägter in ihrer psychischen und somatischen Wirkung sind die Reaktionen auf Berührungsreize, auch wenn sie von den ehemaligen Häftlingen recht selten erwähnt werden. Die Berührung von rauhem oder feuchtem Stoff, der an die Decken oder die Kleidung im Lager erinnert, weckt Ekel, macht Angst, ruft eine „Gänsehaut" und allergische und andere Anfälle hervor. Bemerkt sei auch, daß man eine sehr heftige Reaktion, im günstigsten Fall Ärger auslösen kann, wenn man einen schlafenden ehemaligen Häftling anfaßt. Es ist interessant, daß die Stärke des Reizes gar nicht sehr groß sein muß, um diese Reaktion hervorzurufen.

»Berührungsreize, die an das Lager erinnern, rufen unwillkürlich Schauder und Ängste bei den meisten Personen hervor, die eher empfindlich sind, besonders bei Frauen; das hat manchmal Allergien, ja sogar Erkrankungen zur Folge.«
(Ing. Jan Rajek)

»Nicht nur ich, sondern wohl jeder von uns reagiert ungehalten darauf, wenn es dort auf den Decken und in jedem Wäschestück von Ungeziefer wimmelte.« (Michał Kogut)

»Noch längere Zeit danach erinnerte jede steifere und rauhere Kleidung oder Unterwäsche an die Kleidung und überhaupt an den Aufenthalt im Lager.«
(Antonina Gryboś-Tajak)

»Bei einem regennassen Mantel muß ich daran denken, wie sich der Streifenanzug anfühlte, den man nirgends trocknen konnte.« (Stanisława Piąty)

»Mich überläuft ein Schauder, wenn ich rauhe Stoffe anfasse; deshalb vermeide ich das, wenn möglich.« (Antoni Kubica)

»Diese grauen, rauhen Decken, die man in Ferienhäusern manchmal für den Strand bekommt, sind genau wie die damals im Lager; ich kann sie nicht vertragen.« (Leopold Czekalski)

»Drillichanzüge trage ich nie, sie erinnern an unsere Sommerdrilliche, die vom Regen steif wurden; außerdem vertrage ich keine grauen Decken. Als ich in einer Berghütte einmal graue Decken vorfand, schlief ich lieber unter meinem Mantel.« (Adam Gawąd)

»Ich werde sehr ärgerlich, wenn mich jemand auf ganz sanfte Art weckt, zum Beispiel durch eine leichte Berührung der Hand.« (Dr. Adolf Gawalewicz)

Diejenigen, die die Hölle von Auschwitz überlebt haben, die dazu gezwungen wurden, bei den Lagerappellen stundenlang in Frost oder Regen zu stehen, die im Winter dürftig bekleidet

unter freiem Himmel arbeiteten und nicht in der Lage oder nicht schlau genug waren, sich wenigstens einigermaßen vor der empfindlichen Kälte zu schützen, die Zementsäcke statt warmer Unterwäsche unter dem Streifenanzug trugen – sie alle sind viel empfindlicher und allergischer auf die Wirkungen und den Wechsel der Temperatur. Es ist somit nicht verwunderlich, daß ihr Temperatursinn geschärft ist. Niedrige Temperaturen im Herbst oder Winter können langanhaltende Depressionen hervorrufen, die z.B. durch den Anblick von Menschen, die im Frost arbeiten, vorübergehend noch verstärkt werden. Sehr häufig ist von hartnäckigen Erinnerungen an Auschwitz die Rede, die bei schlechtem Wetter, bei Kälte oder Sonnenglut aufsteigen. Langanhaltende Temperatureinwirkung macht, wie aus den Berichten hervorgeht, die Erinnerung an das Leben im Lager plastischer, ruft auch Einzelheiten dieses Lebens ins Gedächtnis zurück und verstärkt die damit verbundene emotionale Spannung.

»Jeder frostige, herbstliche, winterliche oder verhangene Tag erinnerte mich an die ‚verfluchten' Appelle, die einen fertigmachten, oder die todbringende Arbeit; auf ähnliche Gedanken bringt mich auch die Sonnenhitze; dabei muß auch der fürchterliche Durst erwähnt werden, den man auf keine Weise stillen konnte.« (Antonina Gryboś-Tajak)

»Immer wenn ich sehe, wie Baumaterial bei niedrigen Temperaturen auf- oder abgeladen wird, sehe ich unwillkürlich meine Kameraden und mich 1941 in Kommando *Bauhof* vor mir. Auch wenn die Arbeiter warm angezogen und bestimmt nicht hungrig sind, habe ich doch ein merkwürdiges Mitleid mit ihnen und werde traurig.« (Julian Kiwała)

»Ich kann den Spätherbst und den Frühlingsanfang nicht vertragen. Das matschige Regenwetter versetzt mich in trübe Stimmung, und mir wird furchtbar kalt.« (Alfred Skrabania)

»Heute ist Auschwitz-Wetter', denke oder sage ich, wenn ich an einem regnerischen Tag die durchdringende, feuchte Kälte spüre, besonders wenn es nieselt oder schneeregnet.«
(Dr. Adolf Gawalewicz)

»Bei schlechtem Wetter kommen mir die Appelle und die schwere Arbeit im Lager in den Sinn, besonders der Appell wegen der Flucht des ersten Häftlings aus dem Lager Auschwitz im Juli 1940. Damals mußten alle Häftlinge barfuß, die Hände an den Hals gelegt, von 18 Uhr abends bis 14 Uhr am anderen Tag in Habachtstellung verharren, und wer sich rührte, wurde umgebracht.« (Jan Gorzelniak)

»Kälte und Nieselregen erinnern mich an die Appelle, als ich in Block 2 in Quarantäne war. Vor dem Block war eine große Überschwemmung, dort mußten wir hineintreten und uns in Fünferreihen zum Appell aufstellen. Am meisten schimpften die Griechinnen, sie wollten sich dort nicht aufstellen. Die Blockälteste, eine Jüdin, schlug sie und trieb sie in das Wasser. Nicht nur Kälte und Regen, auch Pfützen auf dem Bürgersteig erinnern mich an die Appelle. Heute kann ich ihnen ausweichen oder über sie hinüberspringen, aber damals mußte man hinein und den ganzen Appell lang im Wasser stehen.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Daß ich im Lager soviel Kälte durchgestanden habe, ist der Grund dafür, daß ich es heute warm mag; ich liebe weiche Stoffe, duftende bunte Blumen, vor allem aber Sonne. Der Winter erinnert mich immer an das Lager, besonders bei Frost.« (Jan Piotrowski)

»Der Winter und kalte Herbstmorgen lassen mich manchmal an meine nächtliche Ruhestätte in der Auschwitzer Hölle denken, d.h. an die oberste Etage der ‚Buchse' (der Lagerpritsche), direkt unter dem dunklen Dachgeschoß, der Pferdebaracke, wo durch die langen Spalten kalte, oft neblige Luft hereindrang, durchsetzt mit dem ‚süßlichen', ekelhaften Rauch des Krematoriums, und wechselnd mit dem Mief, der im Block herrschte.« (Leopold Czekalski)

Gleichsam am Rande ist in einzelnen Berichten auch von Bewegungsreizen die Rede. Mindestens 10 der Befragten haben ein klares Urteil über ihre kinästhetischen Reaktionen, das in allgemeinen, vielleicht allzu allgemeinen, durch die Erlebnisse im Lager jedoch gerechtfertigten Feststellungen zum Ausdruck kommt, wie: ‚Ich mag Bewegung' oder ‚Ich mag keine Bewegung'; dies hängt mit den Torturen zusammen, die SS-Männer oder Gestapo jeweils anwandten: Zwang zum Stillstehen oder Aufforderung zu Bewegung, die über die Kräfte und Möglichkeiten des Häftlings ging. Es gibt auch einige Äußerungen, die über konkrete Ereignisse oder Erlebnisse im Lager und ihren Einfluß auf Reaktionen von Häftlingen auf kinästhetische Reize berichten.

»Ich mag Bewegung und Spaziergänge ungeheuer und kann einfach nicht stillsitzen oder stillstehen. Sieben lange Monate, für mich eine kleine Ewigkeit, mußte ich in Untersuchungshaft in der Zelle in Myslowitz (Mysłowice) ruhig sitzen, die Hände reglos auf den Knien verschränkt. Diese Art zu sitzen war Gestapo-Vorschrift.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Ich hasse es, beim Grüßen die Mütze zu ziehen. Deshalb trage ich ein Barett oder eine Jägermütze mit Ohrenklappen. Und bei der sog. ‚Thälmannmütze' lege ich beim Grüßen die Finger an den Schirm.« (Ing. Czesław Czerwiński)

»Ich kann Bewegung und Hetze nicht leiden und bin nicht gern in Menschenmengen; in der Stadt verliere ich die Orientierung, könnte nicht in einer stark belebten Großstadt leben.« (Adam Gawąd)

»Krankemann hatte das Licht auf der Toilette nicht ausgemacht; nach einigen Minuten, als auf dem Flur Ruhe eingetreten war, ging ich hinaus. Die beiden Brüder aus Jarosław lagen in einer Blutlache, mit eingetretenen Brustkörben und irrem Blick; ein grausiger Anblick. Er ‚verfolgt' mich

bis auf den heutigen Tag. An diesen Augenblick muß ich immer denken, wenn ich... in einer Toilette die Kette zum Spülen ziehe.« (Jan Krokowski)

Wie aus dem letzten Zitat ersichtlich, kann selbst eine ganz simple und, wie man meinen sollte, höchst prosaische Tätigkeit bei den ehemaligen Häftlingen Reaktionen auslösen, deren Folgen unberechenbar sind. Die Fortdauer der Lagertraumen ist nicht nur eine größere Last, als man gemeinhin annimmt, sie wird auch durch eine unglaubliche Vielfalt von Reizen verstärkt. Man kann das Ausmaß der Streßbelastung, der die ehemaligen Häftlinge ausgesetzt sind, nicht verstehen, ohne sich diese Tatsache klarzumachen.

Persönlichkeitsmerkmale, Gewohnheiten und Einstellungen

Die Analyse der Reaktionsweisen auf bestimmte Sinnesreize erleichtert das Verständnis der besonderen psychischen Situation ehemaliger Häftlinge, erklärt sie aber nicht hinreichend. Die im Lager erfahrenen Traumen haben auch andere Elemente der Persönlichkeitsstruktur beeinflußt: spezifische Merkmale der Persönlichkeit, Gewohnheiten sowie Einstellungen zu Menschen und Dingen. Die Wirkung der Lagertraumen auf die Häftlinge, die uns geantwortet haben, war umso größer, als es sich bei ihnen in der Mehrzahl um Menschen handelt, die zur Zeit der Verhaftung jung oder sehr jung und somit besonders empfänglich für den Einfluß persönlichkeitsprägender Erfahrungen waren. Die Vielfalt des Materials, das wir durch die Umfrage gewonnen haben, gestattet den Versuch, diese Persönlichkeitselemente zu definieren und zu beschreiben. Die Verfasser dieses Aufsatzes sind sich natürlich darüber im klaren, daß es schwierig ist, ohne genauere Untersuchungen wissenschaftlich fundierte Schlüsse zu formulieren. Für Untersuchungen auf einer größeren Basis müßte die Fragestellung differenziert und nach einzelnen Faktoren dieser Persönlichkeitsprägung durch das Lager (biogene, psychogene, soziogene) differenziert werden, es müßten zunächst genaue Nachforschungen über die Biographie der einzelnen Häftlinge angestellt werden usw. Man kann allenfalls hoffen, daß unsere Übersicht über die Problematik derartige Untersuchungen inspirieren und ihr Programm mit bestimmen wird.

Besondere Persönlichkeitsmerkmale

Eines der dominierenden Persönlichkeitsmerkmale, das viele andere psychischen Eigenschaften eines ehemaligen Häftlings determiniert, ist bekanntlich die extreme Neigung, unwillkürlich und in vielen Fällen ganz unbewußt alle Erlebnisse und Erscheinungen aus der Zeit nach der Befreiung in Beziehung zum Lager zu setzen. Eine extreme und deutliche Bestätigung dieses Phänomens finden wir in den folgenden Zitaten.

»Vor dem Fernsehapparat: Ich sehe z.B. Baszanowski, wie er sich strafft, wie er die Bizeps schwellen läßt, den Bauch einzieht, und pardauz! Mein Blick wird zu einem Röntgenblick – und ich sehe Baszanowski (oder irgendjemand anders) ohne Muskeln, ohne Bizeps, nur noch ein ‚Muselmann', der im Lager zugrundegeht. Eingefallener Bauch, Haut und Knochen – die Beckenknochen hohl, und schon ist mein Fernsehvergnügen hinüber, ich gehe weg, böse auf mich und die ganze Welt.« (Marian Główka)

»Ich denke oft mit Widerwillen an die *Nachtwachen* zurück. Die nächtliche Arbeit kostete mich ebenso viel Kraft wie die Appelle und das Zwangsstehen. Wenn ich heute irgendwo Wache halten müßte, und wäre es die ganze Nacht, ich würde nicht klagen, denn ich weiß ja, es ist kein Appell, es gibt keine SS-Männer und keine Hunde. Man ist ruhig und frei. Das heißt, das Schlimmste im Leben hat man schon hinter sich. ‚Im Lager war's schlimmer', sage ich mir dann.« (Józefa Stefaniszyn)

Wie die psychiatrischen Untersuchungen gezeigt haben, geht diese ständige, häufig zwangshafte Bezugnahme auf Lagererlebnisse mit Neurosen, Vorurteilen und der Entwicklung von vielen dauerhaften psychischen Eigenschaften einher, die den ehemaligen Häftlingen das Leben schwer machen, indem sie ihr Verhalten absonderlich und unverständlich erscheinen lassen.

»Vor dem Krieg liebte ich die Berge, ich mochte Ausflüge ins Gebirge und die Sommerlager dort. Als Pfadfinder verbrachte ich fast jeden unterrichtsfreien Tag in den Bergen. Einmal im Winter arbeitete mein Kommando auf dem Gelände von Birkenau. Es war ein frostkalter, aber sonniger Tag. Die Luft war klar. In der Ferne sah ich die verschneiten Gipfel der Beskiden glänzen, meine geliebten Berge. Ich stand regungslos, versonnen in diesen Anblick. Auf einmal standen mir jene sorglosen Wanderungen vor dem Krieg, stand mir meine ganze Jugend vor Augen. Und obwohl ich im Lager sonst nicht an die Jugendzeit zurückdachte und mich sentimentalen Gefühlen nicht hingab, so tat es mir in diesem Augenblick doch leid um meine verlorene Jugend und die Freiheit, und ich fühlte mich wie nie zuvor als Häftling, als Sklave. Dieses Gefühl war so stark, daß ich zu weinen anfing.

Als ich aus dem Lager kam, nach dem Krieg, hatten die Berge für mich alle Reize verloren, und so ist es bis heute geblieben. Jeder Aufenthalt im Gebirge belastet mich, und der Anblick der Berge läßt mich an jenen Augenblick in Birkenau denken, an das Leben im Lager.« (Alfred Skrabinia)

»Seit meiner Befreiung hat sich gewiß mein Verhalten auf Beerdigungsfeiern geändert, und dies ist bis auf den heutigen Tag so geblieben. Zwar begreife ich, wie tragisch es ist, einen nahen Angehörigen zu verlieren, aber ich kann mich dabei nie des Gedankens erwehren, daß diese Hinterbliebenen eigentlich froh darüber sein sollten, daß sie dem Toten die letzte Ehre erweisen und ihn überhaupt menschlich bestatten dürfen.« (Julian Kiwała)

»Gestreifte Unterwäsche oder Pyjamas wirken auf mich sofort. Ich bin einfach der Ansicht, daß man Weiß und Blau nicht nebeneinander benutzen sollte. Natürlich versuche ich mir klarzumachen, daß das heute nicht mehr so eine große Rolle spielt. Ja, aber ich muß es mir erst klarmachen, denn im ersten Reflex scheint mir, daß da etwas Erhabenes, etwas Heroisches ‚entweiht' wird.« (Ing. Czesław Czerwiński)

»Wenn ich auf der Straße alte, herrenlose, verschrockene und hungrige Hunde sehe, muß ich mit den Tränen kämpfen. So sehr erinnern sie an die ausgehungerten, armen ‚Muselmänner' im Lager, wenn sie von SS-Mann Taube, SS-Frau Drechsler oder von Stenia Starostka auseinandergejagt wurden.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

Die im letzten Zitat angedeutete Empfindlichkeit, die Neigung zu Tränen und dazu, bei jedem ‚geringen' Anlaß gerührt zu sein, aber auch eine äußerlich kühle Reaktion auf Beerdigungen oder beim Anblick von Leichen, selbst wenn sie schlimm zugerichtet sind – dies alles ist bei ehemaligen Häftlingen oft zu beobachten.

»Sogar dann, wenn ich bei verschiedenen Umzügen, Antikriegs-Demonstrationen u.ä. auf der Ehrentribüne stehe, klatsche ich schon vor dem Vorbeimarsch der Betriebsdelegationen, gesellschaftlichen und Sportorganisationen und lasse sie hochleben! Wenn sich die ‚Kleinen', die Vorschulkinder oder die Schuljugend der Tribüne nähern, lachend, mit Flaggen und Transparenten in den Händen, geschieht etwas Unsagbares in mir, Schauder überlaufen mich, ich bekomme eine ‚Gänsehaut', und mir kullern dicke Tränen übers Gesicht. In solchen Momenten muß ich an die Kinder gleichen Alters denken, die damals in die Gaskammern geschickt wurden. Diese übersteigerte Empfindsamkeit habe ich vom Lager. Ganz anders reagiere ich auf den Anblick eines Toten oder sogar den Leichnam eines Menschen, der nach einem Autounfall oder einem anderen Unglück arg verstümmelt ist; so etwas kann ich mir in aller Ruhe ansehen, es macht überhaupt keinen Eindruck auf mich. Die hochgradige Empfindlichkeit und Rührseligkeit hatte ich nicht immer, auch nicht kurz nach der Befreiung. Ich weiß nicht, ob das etwas mit einem vorzeitigen Alterungsprozeß zu tun hat, ich bin doch noch keine 58 Jahre.« (Zygfryd Rębilas)

»Es macht mir nichts aus, die Verletzungen, das Blut, den Tod von Erwachsenen zu sehen. Ganz gerührt bin ich dagegen, wenn ich in eine gefühlsbetonte Situation gerate oder ein melodramatisches Bild, einen Text oder ein Lied sehe oder höre, und mögen sie noch so banal sein. Die Leiden, ja sogar vermeintlichen Leiden von Kindern, aber auch von Tieren, Vögeln erschüttern mich oft viel tiefer, als es angemessen wäre.« (Kazimierz Kumala)

»Ich fahre nicht gern alleine weg, ich mag es nicht, mich von irgendjemanden zu verabschieden oder ihn zum Zug zu begleiten. Der Anblick, wenn der Zug wegfährt und ich allein auf dem Bahnsteig zurückbleibe, oder umgekehrt, daß ich wegfahre und jemand auf dem Bahnsteig zurückbleibt, tut mir weh. Bei mir zu Hause weiß man das schon und wartet nie bis zur Abfahrt des Zuges. Denn ich rege mich dabei sehr auf, kann mich nicht beherrschen. Da bin ich lieber allein und werde allein mit der Rührung oder Trauer fertig.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

Die ständige, unwillkürliche Erinnerung an das Lager, der Vergleich heutiger Situationen mit den Umständen im Lager führen auch dazu, daß viele ehemalige Häftlinge eine sehr humane, mitfühlende Einstellung zu menschlichem Unrecht, Leid und Mühe, zu Anzeichen sozialer Ungerechtigkeit und Rechtsverletzungen entwickeln. Diese wertvollen Eigenschaften, die in den Antworten auf unsere Umfrage auch gern hervorgehoben werden, werden von der Umgebung angesichts des Jähzorns, der Stimmungsschwankungen, Aggressivität und Bissigkeit vieler ehemaliger Häftlinge oft nicht gebührend geschätzt.

»Ich habe genug Leid mit ansehen müssen, so daß ich heute nicht ruhig bleiben kann, wenn jemandem ein Unrecht geschieht. Ich will dann immer gern helfen. Und vor allem wenn ich sehe, daß älteren Leuten Unrecht geschieht, unternehme ich alles in meinen Kräften stehende, um ihnen ihre Sorgen und Probleme leichter zu machen.« (Szczepan Robak)

»Im Lager hatte ich Gelegenheit, den Kameraden und anderen Mithäftlingen zu helfen. Und das tat ich. Mir war klar, daß man materiell und moralisch, psychisch helfen mußte. Das ist mir bis heute geblieben. Ich helfe nicht nur der eigenen Familie. Ich habe wirklich unangenehme Reaktionen von Leuten erlebt, die mich für verrückt hielten. Einem armen Jungen ein (mehrere Jahre altes) Fahrrad zu schenken, den Söhnen des Nachbarn, die in der Schule nicht so gut mitkamen, 5 Złoty für jede Zwei oder Eins im Zeugnis zu bieten. Es verschafft mir Befriedigung, wenn ich helfe.«
(Stanisław Szpunar)

»Ich beobachte an mir, daß ich sehr heftig auf jede Art von Rechtsbruch durch die Vorgesetzten reagiere, auch wenn es mich gar nicht persönlich betrifft; ich trete für Personen ein, denen Unrecht oder Leid getan wurde, und habe einen scharfen Blick dafür, wenn Angestellte aus dem Hause bei Beförderungen, Prämien, Auszeichnungen usw. übergangen werden. Dadurch bin ich für viele zu einem Sonderling geworden, es mag sogar sein, daß ich aggressiv erscheine.« (Roch Wystrach)

»Ich weiß noch, wie ich nach dem Krieg auf das Verhalten der Menschen im ersten Zug nach Polen reagierte. Die Waggons überfüllt, jeder wollte mit, aber wie unbarmherzig zeigten sich die, die schon im Abteil waren, gegenüber denen auf dem Bahnsteig. Diese abwehrenden Arme und Beine, diese Schreie, das Zuknallen der Türen. Was sind das für Menschen, fragte man sich (. . .). Weshalb schießt ein Pole auf den anderen? Und weiter, warum wollen sich die Menschen gegenseitig an die

Kehle? Woher diese Rüpelei, dieses Rowdytum? Und so wundere ich mich, ich wundere mich unaufhörlich, und manchmal fühle ich mich wie eine ‚Ausländerin'. Vielleicht ist das der Grund für diese ‚Andersartigkeit'.« (Zofia Fabowska)

»Etwas anders sah ich die Jahre, die ich im Lager verbracht hatte. Ich wollte diese Zeit vergessen, aus meinem Lebenslauf streichen; aber ich werde mit der Zeit immer seltsamer, verändere mich. Immer häufiger kehre ich in Gedanken ins Lager zurück, werde ganz sonderbar gefühlsselig, empfindlich für alles mögliche Unrecht, für die zwischenmenschlichen Beziehungen. Manchmal bin ich übertrieben bissig, ungehalten, jähzornig, in der Familie oder unter den Kameraden kaum zu ertragen, und dann nach wenigen Minuten bin ich wieder ruhig, gleichgültig, ausgeglichen, gerad so wie ein anschmiegsames Lämmchen. Diese abrupten Stimmungswechsel sind die Folge der schweren physischen und psychischen Verletzungen, die ich während meines Aufenthalts in den Lagern vom 10.1.1941 bis zum 8.5.1945 erlitten habe.«
(Zygfryd Rębilas)

»Ich sehe einen Wald von erhobenen Armen, wenn alle mit ‚Ja' stimmen. Da kommen mir gleich die Arme in den Sinn, die beim ‚Heil Hitler!'-Ruf ausgestreckt wurden. Einstimmigkeit war es, die dem deutschen Volk Millionen eigener und fremder Toter eingebracht hat. Als der Nationalrat in S. gegen alles Recht beschloß, sämtliche Grundbesitzer mit Abgaben für die Reinigung von gar nicht existierenden Straßen zu belasten, kam es dazu, daß ich die Versammelten als eine ‚Herde hirnloser Hammel' bezeichnete, was natürlich allgemeine Empörung hervorrief.« (Nikodem Pieszczoch)

Um das in den letzten Zitaten beschriebene Verhalten und andere Charakterzüge zu verstehen, muß man sich etwas näher mit den psychischen Traumen und ihrem Einfluß auf die Entstehung dessen beschäftigen, was gemeinhin als Neigung zu Vorurteilen bezeichnet wird.

»Ich bin ungemein allergisch gegen Krankenhausbetten, und noch mehr gegen Krankenhausbettwäsche, unter der jemand gestorben ist; da habe ich einfach Angst. Und mein Problem ist, daß ich mich da um keinen Preis hinlegen würde. Ich müßte schon lange mal ins Krankenhaus, denn ich habe grauen Star im rechten, stärkeren Auge. Absolut niemand kann mich davon überzeugen, daß unter dieser Bettwäsche niemand gestorben ist. Die Ärzte wollen mich nicht verstehen und sehen mich an, als ob ich verrückt wäre (vielleicht bin ich es auch). Ich bitte die Ärzte um die Erlaubnis, mir meine eigene Bettwäsche mitbringen zu dürfen, weil ich dann schon weniger Angst hätte. Die Ärzte sind damit nicht einverstanden. Und deshalb werde ich wohl nicht ins Krankenhaus gehen. Normalen Menschen mag das vielleicht lächerlich vorkommen, für mich ist es wirklich ein großes Problem. Im Lager habe ich die meiste Zeit Leichen getragen, vielleicht ist das der Grund. Wenn ich bei jemanden übernachte und weiß, daß dort jemand gestorben ist, bringe ich meine eigene Bettwäsche mit. Ich habe immer den Eindruck, als habe man aus diesem Bett gerade eben einen Toten herausgetragen.« (Wanda Brühl)

»Als ich im Sommer mit den Kindern in eine Ferienkolonie gefahren war, wurde ich ganz unglücklich und hatte Sehnsucht nach Hause. Vom ersten Augenblick an zählte ich die Tage bis zur Heimfahrt. Ich wunderte mich, daß die Kinder freiwillig in die Kolonie fahren wollten. Ich war dazu gezwungen, um mir etwas zu meinem niedrigen Lohn hinzuzuverdienen. Und wenn die Kinder morgens und abends Appell hatten, war ich nie dabei. Ich ging sehr weit vom Koloniegelände weg, um das Geschrei nicht zu hören, wenn sie sich zum Appell aufstellten. Die Kinder wurden in Zweierreihen, nicht in Fünfergruppen wie wir aufgestellt. Aber es war doch ein Appell. Und ich wollte nie mehr zum Appell antreten müssen. Der Kolonieарzt respektierte diese meine ‚Extravaganz'; er war bei den Appellen anwesend. Dafür bin ich ihm bis heute dankbar.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Seit 30 Jahren mag ich den Frühling nicht, weil er mich immer an meine Ankunft im Lager erinnert.« (Irena Przybysz)

»Herbstregen und Nebel wirken bedrückend auf mich. Eine verschwommene Landschaft läßt mich an das trübe Grau des Lagers denken, an das lange Appellstehen und die Aussicht auf einen schweren Tag, mit der man morgens zur Arbeit ging.« (Stanisława Piąty)

»Ich gehe nicht gern am Meer spazieren, weil ich dort den Eindruck habe, ich sei hinter einem Zaun eingesperrt – da stehe ich und kann nicht weiter.« (Wanda Brühl)

»Die jungen Mädel tragen die modischen Holzschuhe, die an die ‚Holländer' im Lager erinnern – für sie ist es eine schicke Mode, für uns ein Albtraum, in solchen ‚Holländern' zu gehen, besonders *im Laufschritt*; heute ist es auch Mode, sich Herzen von unterschiedlicher Farbe auf die Ellbogen und Knie zu nähen, besonders bei Kindern und Jugendlichen – dabei muß ich an unsere ‚Prominenten' in Mauthausen denken, die genau solche Jacken mit roten Lederherzen trugen. Das gehörte bei ihnen zur ‚modischen Art'.«
(Priester Władysław de Rosenburgh-Grohs)

»Vor meinem Aufenthalt im Lager hatte ich Hunde sehr gerne, aber heute überkommt mich ein seltsames Gefühl der Furcht, wenn ich irgendwo einem großen Hund begegne, und diese Furcht verläßt mich lange nicht.« (Stefan Szostak)

»Als ich vor drei Jahren im Krankenhaus war, bekam ich einen weißen Schlafanzug mit blauen Streifen, und dann verfrachtete mich die Schwester in einen Krankenwagen und fuhr mich zu fachärztlichen Untersuchungen ans andere Ende der Stadt. Dieser Schlafanzug und das Fahrzeug wirkten so stark auf mich, daß ich fast einen Nervenzusammenbruch bekommen hätte. Ich weinte und zitterte und bekam kein Wort heraus. Genauso überläuft mich ein Schauder, wenn ich den Totenkopf

der SS-Abzeichen sehe, denn dann bekomme ich Zittern und sehe all die Nazifressen vor mir, die ich einst kannte. Deshalb vermeide ich es auch, mir Filme mit solcher Thematik anzusehen; ich lese keine Bücher über die Lager, weil ich danach sehr lange brauche, um mich wieder zu beruhigen.« (Walentyna Nikodem)

»Ich habe einen Abscheu gegen Uniformen. Habachtstellung, Kasernenton, Klostersitten, die den Menschen entarten lassen, zwanghaftes Leben unter unnatürlichen Bedingungen des menschlichen Umgangs – all das halte ich für Sklaverei. Aber mich stören auch Unordnung, fehlende Selbstdisziplin und schlechter Umgangston.« (Nikodem Pieszczoch)

Infolge der psychischen Traumen – und welcher Häftling wäre im Lager vor ihnen verschont geblieben? – hat sich bei vielen eine gesteigerte Empfindsamkeit und übermäßige Ängstlichkeit entwickelt, die von einem subjektiven Gefühl der Bedrohung durch Vorgesetzte, Uniformierte, Behörden, aber auch einer allgemeinen Ungewißheit in bezug auf die Zukunft herrührt.

»Ich bin immer auf der Hut, achte immer auf das, was um mich herum vorgeht, bin immer auf eine schnelle Entscheidung oder eine Reaktion vorbereitet. Ich will niemals mehr unangenehm überrascht werden.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Ich habe Angst vor Spritzen; im Lager hatte ich nach dem Typhus furchtbare Angst davor, und das ist bis heute so geblieben.« (Bronisław Gościński)

»Bis auf den heutigen Tag habe ich Angst vor Menschen in Uniform, und am meisten fürchte ich mich, wenn in der Nähe meines Hauses ein Milizfahrzeug anhält; dann habe ich den Eindruck, sie wollten mich abholen (...). Ich würde mich nie auf ein Etagenbett legen, und dadurch bekomme ich viel Ärger, wenn ich in einem Schlafwagenabteil reise.« (Wanda Brühl)

»Ich bin ein Neurotiker. Ich kann es nicht ertragen, wenn jemand über mir oder hinter mir steht. Den Sitzplatz suche ich mir immer so aus, daß ich mich gegen die Wand lehne.« (Nikodem Pieszczoch)

»Seit nunmehr 30 Jahren bekomme ich Angst, wenn ich eine Milizuniform sehe (an einer Soldatenuniform gehe ich ganz unbeteiligt vorüber – interessant), oder eine Miliz-Dienststelle, am meisten aber bei einem Gericht oder Gefängnis. Das alles führt mir wieder die Verhaftungen und Verhöre der Gestapo in Łódź vor Augen.« (Walentyna Nikodem)

»An Schlaflosigkeit leide ich nicht; wenn ich den ganzen Tag in Bewegung war, bin ich abends meistens sehr erschöpft und schlafe sofort ein. Aber es passiert manchmal, daß ich nachts plötzlich aufwache oder eher von heftigem Herzklopfen geweckt werde, hochfahre und mich unvermittelt an etwas aus jener Zeit erinnere, z.B. irgendeine Einzelheit, einen Namen, ein Ereignis. Oder ich wache plötzlich in der großen, beinahe panischen Angst auf, so eine Zeit könnte wiederkommen und ich hätte keinen Ort auf der Welt, an dem ich mich verstecken könnte, oder es gäbe kein Brot und ich müßte wieder hungrig und unglücklich sein, und es gäbe auf der ganzen Welt nicht genug Brot, um satt zu werden.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

Der Alb der Erlebnisse in Auschwitz hat bei vielen Häftlingen ein sehr ausgeprägtes Gespür für die Notwendigkeit persönlicher Sauberkeit, guter Manieren, sorgfältiger Kleidung und gepflegten Make-ups entstehen lassen. Deshalb akzeptieren nur wenige Häftlinge dieser Gruppe die ‚Ästhetik des Häßlichen', also die neueste Mode, die z.B. auf ‚Eleganz' im herkömmlichen Sinne keinen Wert legt. Diese Gruppe von Häftlingen wird zusätzlich dadurch belastet, daß sie sich mit den Neigungen junger Leute abfinden muß, die in ihre Kleidung gern Elemente aufnehmen, die die Häftlinge an furchtbare Erlebnisse erinnern, wie etwa Holzschuhe, grob gestreifte Hemden, bestimmte Stoffarten usw.

»Ich mag es, wenn das Essen nicht einfach lieblos aufgetischt wird, und ich esse, wenn möglich, nie im Stehen und in Eile.« (Dr. Adolf Gawalewicz)

»Die Erlebnisse in Auschwitz haben mich besonders empfindlich für Dreck gemacht. Der Anblick und das Plätschern sauberen, fließenden Wassers hatten schon immer erfrischend auf mich gewirkt, nach der Rückkehr aus dem Lager aber gewann das eine spezifische Bedeutung. Es ist natürlich, daß man sich ohne tägliches Bad schlecht fühlt, aber es grenzt gewiß an Übertreibung, wenn man sich alle Augenblicke wäscht, nicht nur, wenn man Geld angefaßt hat, sondern überhaupt irgendwelche Gegenstände.« (Mgr. Mieczysława Chylińska)

»Ich mag die primitive Mode nicht, die sich durch Ungepflegtheit und das Tragen von Holzklappern und Umhängen oder grauen Pelerinen auszeichnet, die den Uniformen der SS-Frauen täuschend ähnlich sehen; eine derartige ‚Mode' kann ich nur verachten.« (Julian Kiwała)

Zum Abschluß dieses kurzen Überblicks über die Persönlichkeitsmerkmale, der für das Verständnis der Verhaltensstereotype notwendig war, müssen wir darauf hinweisen, daß bei einem Teil der ehemaligen Häftlinge eine gesteigerte Religiosität zu beachten ist – ein in wissenschaftlicher Hinsicht bedeutsames, aus Materialmangel bisher nicht erschöpfend bearbeitetes, eher gemiedenes Problem, das dennoch ungemein interessant ist. Obwohl in unserer Enquete nicht ausdrücklich nach dem Glauben der ehemaligen Häftlinge gefragt war, sind manche spontan auf dieses Thema eingegangen. Das ist insofern nicht verwunderlich, als das religiöse Engagement ein oft prägendes Element der Persönlichkeit ist und bei einer Analyse eigener Reaktionen und Verhaltensweisen kaum übergangen werden kann.

»Jeder hat eine andere Antwort" schreibt eine Frau, die damals die Häftlingsnummer 7662 hatte. „Ich bin religiös, bin

praktizierende Katholikin und sage ganz offen: ‚Der Herrgott hat mich erhört.' Ich habe viel gebetet und werde bis ans Lebensende beten. Ich glaube daran und kann sogar Beispiele für die rettende göttliche Vorsehung geben. Hier schreibe ich offen und ehrlich. Ich stehe frühzeitig auf (ohne Sirene), wache von allein auf und gehe fast täglich zur ersten Messe; ich bin keine Frömmlerin, aber ich möchte dem Herrgott für all die Gnade und die wundersamen Rettungen danken, die er mir und meiner Schwester hat zuteil werden lassen. Auch meine Eltern haben für unsere Rückkehr gebetet, ebenso wie mein Bruder, der Priester ist.«

Wir sehen es als dringlich an, die geistigen Einstellungen ehemaliger Häftlinge und damit auch ihr religiöses Leben genauer zu erforschen. Zu diesem Zweck ist eine eigene Enquete zusammengestellt worden.

Gewohnheiten

Der Auschwitz-Häftling war täglich gezwungen, Hunderte von Tätigkeiten und Bewegungen mit und ohne Befehle auszuführen, wobei Art und Tempo der Ausführung nicht selten über Leben und Tod entschieden. Die vielfache Wiederholung und Übung der Tätigkeiten führte schnell zu ihrer Automatisierung und somit zur Ausbildung von Gewohnheiten, während die langfristige Einwirkung von streßhaften Belastungen, die das schablonenmäßige, standardisierte Verhalten der Häftlinge im Lager begleitete, eine Alienation bestimmter Gewohnheiten zur Folge hatte, so daß diese Gewohnheiten noch viele Jahre nach der Befreiung aus dem Lager auch ohne die auslösenden Reize beibehalten wurden.

Dies gilt vor allem für die einfachsten und häufigsten Tätigkeiten, die mit dem Schlaf, dem Essen und dem Verhalten des Häftlings gegenüber Funktionshäftlingen und SS-Männern zusammenhingen. In geringerem Maße gilt es auch für sinnesmäßige und gedankliche Fähigkeiten, emotionale Einstellungen, Überzeugungen und Arbeitsmethoden, die im Lager automatisiert und dauerhaft angeeignet worden sind.

»Die mehrjährige rigorose Disziplin des kasernierten Lebens im Lager hat in mir eine Neigung zur Systematik im täglichen Leben und bei der Arbeit ausgebildet. Ich bemühe mich, einen, wie es heißt, geregelten Lebenswandel zu führen (was sich günstig auf meinen Gesundheitszustand auswirkt) und alle Vorsätze auszuführen, die ich für den Tag geplant habe. Ich bin unzufrieden mit mir, wenn ich etwas, was ich in einer bestimmten Zeit hatte erledigen wollen, nicht geschafft habe (...). Im Urlaub und an freien Tagen unternehme ich oft Ausflüge in die Berge, die nicht zu anstrengend sind. Niemals fahre ich einfach ‚ins Blaue'. Ich lege mir zu Hause einen detaillierten Ausflugsplan zurecht und verbringe den Tag genau nach diesem Plan.« (Adam Jurkiewicz)

Wie aus seiner Biographie hervorgeht, war Jurkiewicz imstande, die Flucht aus dem Lager in allen Einzelheiten genau zu planen, zu durchdenken und den Plan konsequent durchzuführen, ohne daß es zu irgendwelchen Überraschungen gekommen wäre. Etwas ähnliches beschreibt Zygfryd Rębilas:

»Ich weiß nicht, ob es als eine Lagergewohnheit anzusehen ist, daß ich immer sehr früh zur Arbeit komme; ich nehme an, daß ich das aus dem Lager habe, wo ich auch bei schlechtem Wetter immer viel früher als die Kameraden zum Morgenappell erschien; die Kameraden warteten bis zum Lagergong und wurden dann vom Blockältesten geschlagen, getreten und zum Appell hinausgetrieben. So bekamen sie ganz überflüssig Prügel, die ich mir ersparte. Daß ich auch heute immer so früh zur Arbeit komme, geschieht nicht aus Angst, ich könnte mich zu spät in die Anwesenheitsliste eintragen oder die Stechuhr stechen – es ist einfach eine Gewohnheit aus dem Lager.«

Am häufigsten sind automatisch ausgeführte Bewegungen und Tätigkeiten, die mit dem Schlafengehen, Erwachen und Aufstehen zu tun haben. Sehr häufig machen sich anhaltende Schlafstörungen bemerkbar, die vom Lager geblieben sind. Denn in diesem Bereich haben die Vorschriften und die Disziplin im Lager den größten Druck auf die Häftlinge ausgeübt. Sie würden die lästigen Gewohnheiten, die so unangenehm an das Lager erinnern und auch für die Umgebung nicht leicht zu ertragen sind, gern loswerden. Aber so hartnäkkig man auch dagegen angeht, sie bleiben oft unausrottbar. Glücklich dagegen, wer von sich sagen kann:

»Ich gehe gern früh schlafen, aber ich wache und stehe nicht gern früh auf; mein Hund ist es, der mich zum Morgenspaziergang hinauszieht, nicht die Erinnerung an den Frühappell.« (Dr. Adolf Gawalewicz)

Einigen ist es gelungen, sich von quälenden und für ihre Umgebung sonderlichen Gewohnheiten zu befreien; dazu bedurfte es einer mehr oder weniger langen, energischen Anstrengung.

»Nach der Rückkehr aus dem Lager konnte ich anfangs nicht auf normale Weise schlafen; ich lag einfach auf einer Decke auf dem Fußboden. Das ging aber bald vorbei.«
(Dozent Dr. Aleksander Giermański)

»Noch längere Zeit nach meiner Rückkehr ertappte ich mich öfter dabei, wie ich abends beim Ausziehen die Nähte der Kleidungsstücke musterte, so wie man das im Lager auf der Suche nach Läusen tat.« (Ryszard Sobczyk)

»Bis zum Jahre 1950 fuhr ich nach dem Aufwachen hoch und lief schnell ans Fenster, weil mir schien, alle stünden schon zum Appell und ich hätte mich verspätet, so daß ich mit erhobenen Armen, schlimmer noch, mit Ziegelsteinen in den Händen knien müßte. Heute ist das vorbei, aber ich erwache immer noch sehr unruhig und decke schnell die Couch zu.« (Wanda Brühl)

Die meisten spüren aber die unangenehmen Folgen der im Lager dauerhaft erworbenen Gewohnheiten noch heute.

»Ich schlafe höchstens drei Stunden am Tag. Ich gehe früh schlafen und stehe früh auf. Wenn ich liege und Schritte höre, sehe ich gleich einen Transport vor mir, der in Holzschuhen auf die Rampe tritt.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

»Mir sind auch Gewohnheiten aus dem Lager geblieben, z.B. das frühe Schlafengehen, nämlich um 22 Uhr; bis zu dieser Zeit bin ich im allgemeinen noch wach.« (Kazimierz Tokarz)

»Ein Beispiel: Es ärgert mich, wenn die Mitbewohner des Hauses morgens mit dem Aufstehen trödeln. Ich habe doch keinen Bauernhof, wo man früh raus muß, aber obwohl mir das klar ist, ärgert es mich doch.« (Jan Liwacz)

»Mein ‚Souvenir' aus dem Lager ist, daß ich früh aufwache, einen unruhigen Schlaf habe und keine Kopfbedeckung trage.« (Jan Kurek)

»Meine Kleider müssen vor dem Schlafengehen so geordnet sein, daß ich mich beim Aufstehen im Dunkeln anziehen kann, weil ich immer den Eindruck habe, ich käme zu spät zum Appell.« (Adam Gawąd)

»Was mich betrifft, ich schlafe leider insgesamt nur zwei, bestenfalls drei Stunden. Sechs bis sieben mal in der Nacht wache ich auf und kann dann schwer wieder einschlafen.« (Ing. Jan Rajek)

Unter den zahlreichen im Lager erworbenen Gewohnheiten, die nicht lästig sind und sogar einen gewissen Wert haben, erwähnen ehemalige Häftlinge das frühe Aufstehen, das sofortige Aufräumen des Bettzeugs, den Morgenspaziergang und pünktliches oder gar zu frühes Erscheinen am Arbeitsplatz.

»Ich stehe früh auf, sofort nach dem Erwachen, ohne lange faul im Bett zu liegen, und lege mich schlafen, wenn ich schläfrig werde. Nur ein einziges Mal habe ich im Lager, als um vier Uhr zum Frühappell gepfiffen wurde, gedacht: ‚Was wäre, wenn ich jetzt nicht aufstehen würde'; der Gedanke erstarb, bevor er mir richtig bewußt war, und schon stand ich bereit zum Appell.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»So wache ich auch früh auf und bin froh, wenn ich möglichst früh spazierengehen kann. Auch heute liegt mir daran, das ‚Umfeld' so weit wie möglich im Auge zu haben.« (Julian Niewiarowski)

»Meine erste, gewohnheitsmäßige Pflicht in der Frühe ist es, das Bett in Ordnung zu bringen.« (Ing. Leopold Czekalski)

»Von meinen Gewohnheiten ist mir geblieben, daß ich das Bettzeug auf der Couch sofort nach dem Aufstehen aufräume.« (Ing. Tadeusz Kahl)

»Vom Lager habe ich das Frühaufstehen; nach dem Waschen gehe ich ohne Frühstück sofort zur Arbeit, nachdem ich mir zuvor noch kurz den Garten angeguckt und vor dem Haus gestanden habe. So wie im Lager.« (Alfred Skrabania)

Mannigfaltig sind viele mit dem Essen zusammenhängende Gewohnheiten, die sich noch heute lästig bemerkbar machen und nicht zu beseitigen sind. Viele klagen darüber, daß sie es sich nicht abgewöhnen können, im Stehen oder, ohne daß sie dazu gezwungen wären, hastig zu essen, allein zu essen, die Löffel abzulecken u.ä. Auch bestimmte kulinarische Vorlieben halten sich hartnäckig.

»Eine Gewohnheit bei der Nahrungsaufnahme ist mir geblieben. Ich esse sehr oft abseits von allen aus meinem eigenen Geschirr. Das ist mir lieber, als gemeinsam mit allen am Tisch zu essen, obwohl mir die Familie ständig deswegen Vorwürfe macht.« (Antoni Kubica)

»Mir ist die Gewohnheit geblieben, den Löffel nach dem Essen abzulecken. Auch in Gesellschaft kann ich mich nur mit Mühe davor zurückhalten.« (Wanda Brühl)

»Ich esse immer im Stehen oder Gehen, achte überhaupt nicht auf Manieren, nur auf die Hygiene, und esse schnell, so als würde mich jemand hetzen. Morgens esse ich häufig die Kartoffeln und alle möglichen Suppen vom Vortag, die übriggeblieben sind. Wenn ich irgendwo eingeladen bin, lasse ich mich nicht lange bitten und esse, was mir schmeckt (gefräßig bin ich nicht), aber ich falle den Gastgebern nicht auf die Nerven, so wie andere das tun.« (Józefa Stefaniszyn)

Die Angewohnheit, schnell zu essen, von der im letzten Zitat die Rede ist, ist ein Sonderfall der Gewohnheit, überhaupt alle Tätigkeiten schnell auszuführen. Ein extremes Beispiel führt Maria Slisz-Oyrzyńska an:

»Nach dem Erwachen springe ich auf und bin sofort betriebsam. Ich habe es immer eilig, habe immer den Eindruck, ich könnte etwas nicht schaffen. Dabei erledige ich immer alles fristgerecht. All meine Befürchtungen in dieser Hinsicht sind also unbegründet. So vergeht mir ein Tag nach dem anderen, immer hastig, immer schnell. Und wieder dasselbe, dieselbe Hast, dieselbe Flucht vor irgendetwas, irgendwohin. Ich weiß selbst nicht, wohin. Etwas ist in mir, das mich drängt und hetzt.«

Unangenehm für die Häftlinge sind – wenn sie sich erhalten haben – bestimmte Bewegungsgewohnheiten, z.B. automatisches und rhythmisches Bewegen in geschlossenen Räumen, Strammstehen, wenn Gefahr von irgend jemanden vermutet wird, Fluchtreaktionen, das unwillkürliche Abnehmen der Kopfbedeckung u.ä.

»Als ich wieder zu Hause war, lief ich manchmal unbewußt im Zimmer auf und ab – ein paar Schritte hin und zurück, wie

in der Einzelzelle. Meine Mutter suchte mich dann zu beruhigen.« (Priester Władysław de Rosenburgh-Grohs)

»Wenn ich mit jemanden spreche, stehe ich unwillkürlich stramm. Denn als ich einmal beim Vorbeigehen des *Rottenführers* die Arme nicht gleichmäßig angelegt hatte, war ich fürchterlich geprügelt und getreten worden, so daß ich noch heute manchmal Kopfschmerzen habe. Das ist mir bis ans Lebensende geblieben. Wenn Dr. Choynacka nicht herbeigelaufen wäre, hätte er mich wohl totgeschlagen. Er war damals betrunken.« (Wanda Brühl)

Wenn gewohnheitsmäßigen Gesten, die durch den Aufenthalt in Auschwitz bedingt sind, nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt wird, kann es passieren, daß sie sich nicht nur verfestigen, sondern gleichsam zur zweiten Natur werden, mit allen daraus folgenden Konsequenzen.

»Eine Art sich aufzuwärmen bestand darin, die Fäuste bei eingewinkelten Armen auf die Brust zu legen und mit den Armen kreisende Bewegungen auszuführen. Diese Gewohnheit, die wir damals als ‚Start' bezeichneten, ist mir bis heute geblieben.« (Ing. Piotr Hiroń)

»An die Lagerkleidung habe ich mich so gewöhnt, daß ich keinen Widerwillen gegen sie empfinde; sogar die Mützen nähe ich mir nach Art der Lagermützen um, denn die kann man leicht auf- und absetzen; ich machte das genauso wie in Auschwitz.« (Bronisław Gościński)

Ziemlich tief verwurzelt ist die Angewohnheit, in allen Räumen den Platz mit dem größten Blickfeld einzunehmen, von dem aus Türen und Fenster beobachtet werden können. Dies hängt mit der unaufhörlichen Gefahr im Lager zusammen, von einer erst im letzten Augenblick sichtbar werdenden Person ganz plötzlich und unerwartet umgebracht oder geschlagen zu werden. Sicherer fühlen sich die Häftlinge, wenn sie allein sind. Aber auch dann wirkt die Gewohnheit, das Umfeld zu sondieren.

»Vom Lager ist mir die Gewohnheit geblieben, immer mit dem Gesicht zur Eingangstür zu sitzen (etwa im Restaurant), um einen Überblick über die Lage zu haben und alles beobachten zu können; das kommt von dem Sicherheitsbedürfnis im Lager.« (Piotr Zoszak)

»Ich bin gern allein. Mein Zuhause ist mein Zufluchtsort. Wenn irgend möglich, sitze ich gern mit dem Rücken zur Wand, um einen möglichst guten Überblick zu haben. Dabei suche ich mir einen Platz, auf dem ich mit dem Gesicht zur Eingangstür sitze. Diese Gewohnheit habe ich auch während meiner ganzen Berufstätigkeit in der Freiheit nie abgelegt.« (Ing. Leopold Czekalski)

»Ich habe mich früher sehr oft auf den Boden gesetzt, so als fühlte ich mich dort sicherer. Heute sitze ich normal, achte aber immer darauf, daß ich die Tür im Auge behalten kann. Diese ständige ‚Wachsamkeit' verläßt mich nicht und wird mich wohl nie verlassen.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Ob in der eigenen Wohnung, im Büro, einem Lokal oder auf Feierlichkeiten, ich versuche immer, den Eingang im Auge zu behalten, und bei jedem Klingeln, Klopfen usw. erfaßt mich eine seltsame Erregung; das ist nicht die Angst, der Vorgesetzte könnte ins Büro oder ein ungebetener Gast könnte in meine Wohnung kommen – es ist wahrscheinlich eine Angewohnheit aus dem Lager, denn in meiner Jugend war es mir egal, wo, wie und auf welchem Platz ich saß und wer hereinkam – das alles beachtete ich gar nicht.« (Zygfryd Rębilas)

Zum Abschluß dieser Hinweise über die Gewohnheiten sei noch auf den Gebrauch von Worten und Redewendungen aus dem Lager hingewiesen. Auch das ist natürlich – wie viele andere Verhaltensweisen ehemaliger Häftlinge – oft Gewohnheitssache. Aber es scheint doch, daß die Häftlinge sprachliche Eigentümlichkeiten des Lagerjargons relativ schnell abgelegt haben. Das fiel ihnen nicht so schwer wie die Überwindung anderer Angewohnheiten. Heute benutzen sie nur noch sporadisch und unwillkürlich Worte und Redewendungen, die aus dem Lager stammen. Ganz ungewöhnlich ist daher etwa folgende Erklärung: „Redewendungen und Difinitionen aus dem Lager wende ich in jeder Situation an, egal wo in welchem Milieu ich mich gerade befinde." (Stanisław Sroka) Ebenso selten schreiben ehemalige Häftlinge von einem gelegentlichen Gebrauch bestimmter Lagerwörter (vor allem „organisieren"). Dagegen ist diese Sprache im Kreise der Kameraden aus dem Lager – besonders dann, wenn man an jene Zeit zurückdenkt – allgemein gebräuchlich, und das ist ganz verständlich und begründet.

»Ich ertappe mich häufig dabei, daß ich Wörter benutze, die ausschließlich im Lager gebräuchlich waren, z.B. ‚ich habe organisiert', oder ‚extra prima Saloniki' (das waren die einzigen Worte der Griechinnen, die wir verstanden).« (Zofia Pracka-Raczyńska)

»Mir ist nur eine Redensart geblieben: ich sage nicht, daß ich etwas gekauft oder bekommen habe, sondern ich sage: ‚ich habe es organisiert'.« (Wanda Brühl)

»Wörter, Wendungen und Redensarten aus dem Lager gebrauche ich eigentlich je nach der Umgebung, in der ich mich gerade befinde, d.h. am häufigsten im Kreise der Kameraden aus dem Lager und nur sporadisch in der Familie oder unter anderen Menschen.« (Ing. Leopold Czekalski)

»Wenn ich mich mit alten Kameraden treffe, benutzen wir manchmal den Lagerjargon und erinnern uns etwa an Redensarten wie ‚Der Arsch ist nicht aus Glas' oder ‚Geht mir nicht auf die Nerven, ich will gesund durch den Schornstein' u.ä.« (Priester Władysław de Rosenburgh-Grohs)

»Unter uns benutzen wir ehemaligen Häftlingsfrauen den Lagerjargon. In einer anderen Sprache können wir keine Erinnerungen austauschen. Meist fehlen uns dann die passenden Ausdrücke für die Bezeichnung von Arbeiten oder Ereignissen. Wenn wir dagegen in unserer Lagersprache Erinnerungen austauschen, sehen wir alles so, wie es wirklich war.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Im Gespräch mit Lagerkameraden kommt es gelegentlich vor, daß ich ein Lagerwort oder eine deutsche Redewendung benutze, bei anderen Gesprächspartnern nie.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

Grundwerte

Es ist eine offensichtliche und bekannte Tatsache, daß die schweren Lagererlebnisse, vor allem der Hunger und die Lebensgefahr, nicht ohne Einfluß auf Wandel oder Entstehung bestimmter Wertvorstellungen bei ehemaligen Häftlingen bleiben konnten. Hier ist nicht der Ort, die Umstände und Faktoren dieses Prozesses darzustellen oder zu analysieren. Dieses Problem ist in der KZ-Literatur auch schon erörtert worden.

Es geht hier vor allem darum, von den Betroffenen selbst, d.h. den ehemaligen Häftlingen, eine authentische und deutliche Bestätigung dafür zu erhalten, daß ihre Wertvorstellungen durch das Lager erschüttert wurden; wichtig sind auch Hinweise darauf, welche Werte unter den Lagerverhältnissen besonders viel galten und wie derartige Werte nach der Befreiung aus dem Lager pathologisch zu funktionieren begannen. Ohne eine solche Information kann man die Besonderheit der ehemaligen Häftlinge nicht verstehen und ihre Verhaltensstereotype und Reaktionen nicht erklären.

Ein reales und grundlegendes Gut im Lager war das Brot, denn eine Portion davon war für den durchschnittlichen Häftling die Voraussetzung, den nächsten Tag überleben zu können. Wer zu wenig Brot erhielt, kam von Kräften, wurde zum „Muselmann" und starb. Auf den Brotdiebstahl stand im ungeschriebenen Kodex der Lagermoral die höchste, die Todesstrafe. Auch aus ökonomischer Sicht war das Brot das höchste materielle Gut, denn es wurde zur unbeschränkt gültigen Tauschwährung im Lager. Es stellte somit den höchsten und begehrtesten Wert im Lager dar. Alle übrigen materiellen Güter – einschließlich Gold, Schmuck und Geld – mußten nach dem Empfinden der Häftlinge dem Brot in Wert nachstehen.

Diese Einstellung zum Brot war unter den Umständen im Lager ganz sicher angemessen, es ist jedoch fraglich, ob sie es auch in Friedenszeiten ist, in der alle Arbeit haben und zumindest mittlerer Wohlstand herrscht. Dennoch haben fast alle ehemaligen Häftlinge nach der Befreiung dieses im Lager erworbene Bewertungsstereotyp bewahrt. Das äußert sich in einer tiefsitzenden Verehrung für das Brot, die die in unserem Volk traditionell herrschende Achtung vor diesem Grundnahrungsmittel gewiß übersteigt; so ist es für den ehemaligen Häftling sehr belastend, wenn er sehen muß, wie Brot verschimmelt und ihm nicht die allerhöchste Wertschätzung gilt. Die Betroffenen horten das Brot oft manisch über jeden Bedarf hinaus, sammeln vertrocknetes Brot, Rinden und Krümel, und ihre Geschmacksnerven werden beim Anblick von Backwaren unwillkürlich erregt.

Über ihr Verhältnis zum Brot schreiben fast alle Befragten. Die Mehrheit, nämlich 54,1 % (32 Männer und 7 Frauen) hat in ausführlichen Berichten die eigenen Reaktionen, Verhaltensweisen und Gedanken zum Thema Brot geschildert. Sie weichen sichtbar und deutlich von den bei uns geltenden Normen ab, und dies ist ein überzeugender Beweis für die Vitalität einer im Lager erworbenen stereotypen Wertvorstellung.

»Es geht mir um die Achtung vor unserer Nahrung, besonders vor dem Brot, das im Lager so begehrt war; man träumte nur von dem Tag, da man so einen Kilolaib Brot ganz für sich allein hätte. Deswegen lasse ich nicht zu, daß altbackenes Brot weggeworfen wird und esse es, egal wie hart es ist. Ich habe Zeiten (so muß man es wohl nennen), in denen ich zum Brotschneiden kein Messer benutze, sondern das Brot mit den Händen abreiße und stückweise trocken verzehre, weil ich ein Bedürfnis danach verspüre. Das passiert mir besonders dann, wenn ein kleinerer, länglicher Kilolaib Brot im Haus ist. Dann kommen Erinnerungen auf, wie die Häftlinge vom *Rollwagenkommando* ganze Wagenladungen solcher länglicher Kilolaibe Brot aus dem Magazin in die Lagerküche brachten.« (Ryszard Sobczyk)

»Ich habe eine ungeheure Achtung vor der Nahrung, vor allem vor Brot, das im Lager als Währung galt. Es ist mir zur Gewohnheit geworden (und meine Familie hat sich damit abfinden müssen), immer dafür zu sorgen, daß genug Brot und andere Backwaren im Haushalt sind. Natürlich ist mir klar, daß Brot keine Mangelware und jederzeit im Geschäft zu bekommen ist, aber ich bin eben empfindlich in diesem Punkt. Meine erste Frage, wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, lautet: Ist Brot da, und reicht es für das Abendbrot und Frühstück? Ich weiß, das ist lächerlich, und meine Jungen kritisieren mich manchmal wegen dieser täglichen Sorge ums Brot, aber sie werden mich wohl nicht ändern können; ich weiß eben, was das Brot wert ist. Auch habe ich es allen Familienmitgliedern zur Gewohnheit gemacht, das Brot zu schätzen; Schnittreste werden in einer Tüte als Futter für die Hühner oder Schweine gesammelt. Ich lasse auch nicht zu, daß Brotkrümel einfach zertreten werden, sondern sammle sie und verfüttere es an die Vögel. Was den anderen lächerlich vorkommt, ist für mich eine Art Ritual; das Brot hat so manchem Häftling das Leben gerettet, daher meine Hochachtung vor diesem Lebensmittel.« (Alojzy Fros)

»Ich habe eine fest verwurzelte Hochachtung vor Lebensmitteln, besonders vor Brot; diese Wertschätzung versuche ich auch meiner Familie einzuprägen. Keine Scheibe Brot darf vergeudet oder weggeworfen werden. Nur die Krümel bekommen die Vögel. Zu sehr ist mir der Hunger in der ersten Zeit

meines Aufenthalts im Lager in Erinnerung geblieben, d.h. im Juli, August und September 1942.« (Walentyna Nikodem)

»Als ich nach dem Lager wieder zu Hause war, glaubte ich, ich würde nie mehr eine Brotrinde übriglassen; Brot hatte für mich einen ungeheuren Wert, und ich konnte nie genug davon essen. Im Laufe der Jahre wurde das weniger wichtig, man war ja in Freiheit, aber ich werfe trotzdem niemals Brot weg, denn wie könnte ich den Hunger von damals vergessen? Ich sehe, wie heute die Kinder im Wohlstand leben, das Schulbrot, das sie von ihrer Mutter erhalten haben, werfen sie meinem Hund über den Zaun, wenn niemand hinsieht. Ich erinnere mich, als man uns nach Dresden transportierte, da ließ ich das Brot wie einen Bonbon im Mund zergehen, um es nicht zu schnell aufzuessen; so ein Hunger herrschte damals.« (Józefa Szkodzińska)

»Es tut mir sehr weh, wenn ich vergessene Brotkrumen, Brotreste im Müll oder angebissene und liegengelassene Schnitten sehe. Ich sammle Brotreste, hebe sie auf und esse sie (auch wenn ich nicht hungrig bin), bewahre sie auf für bessere Zeiten, denn mir scheint, daß es mir schon morgen wieder an Brot fehlen könnte.« (Bronisław Gościński)

»Mir ist unbegreiflich, wie man eine Schnitte Brot wegwerfen kann, die im Lager trotz ihrer mäßigen Qualität so hoch geschätzt war. Ich kann gar nicht anders, als dieses Brot zu sammeln und an die Vögel zu verfüttern. Das hängt mit sehr eindrücklichen Erinnerungen daran zusammen, wie wir den Hunden der SS-Männer ihr Futter wegstahlen oder Fleischknochen in der Nähe des Krematoriums, in dem ich eine Zeitlang gearbeitet hatte, sammelten. Besonders lebhaft ist mir in Erinnerung, wie mir im Lager einmal eine Brotration für zwei Tage gestohlen wurde.« (Józef Król)

»Es empört mich, wenn ich sehe, daß irgendwo ein Stück Brot, Getreide oder ein anderes Lebensmittel weggeworfen wurde; ich hebe es selbst auf und lege es an eine gut sichtbare Stelle, eventuell füttere ich damit die Haustiere. In den Jahren 1945 bis 1948 hatte ich die Manie, Brot zu horten; es mochte schlecht werden und verschimmeln, aber Vorrat mußte sein. Das war die Angst vor dem Hunger.« (Dr. Kazimierz Hałgas)

»Ich hebe jeden Krumen Brot auf und führe ihn unwillkürlich zum Mund; meine Familie quittiert das meist mit einem Lächeln. Mit Lebensmittelresten füttere ich die Vögel, die sich fast das ganze Jahr hindurch zahlreich versammeln. Im Lager habe ich nicht einmal einen Spatzen gesehen.«
(Ing. Leopold Czekalski)

»Ich lasse keine Lebensmittel verkommen, und besondere Hochachtung habe ich vor dem Brot, davon esse ich am meisten und am liebsten, und Brot muß immer im Haus sein, auch wenn ich im Augenblick gar keinen Appetit darauf habe. Aber das Bewußtsein, daß es da und in meiner Reichweite ist, erleichtert mich und schafft eine Atmosphäre der Sicherheit und des Wohlstands. Wenn ich ein Stück Brot auf dem Bürgersteig sehe, bücke ich mich immer und lege es zur Seite, damit niemand darauf tritt.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Ich halte es für übertrieben, jeden Brotkrumen oder andere Reste aufzuheben, aber eins habe ich wohl aus dem Lager: Ich schneide mir sehr gern eine Schnitte und esse sie ohne Butter und Belag; oft macht mir meine Frau oder jemand aus der Familie deshalb Vorwürfe, und in Gesellschaft, auf Feiern, werde ich komisch angeguckt, wenn ich trockenes Brot esse. Ich habe darüber nachgedacht und bin zu dem Schluß gekommen, daß das wohl eine ‚Manie' aus dem Lager ist, wo man das zugeteilte Brot trocken verzehrte, ja geradezu genoß, denn was waren schon die paar Gramm Margarine oder ‚*Blutwurst*'. Diese Zulagen aß man ganz zum Schluß.« (Zygfryd Rębilas)

Viele der Bemerkungen über Brot gelten in gleicher Weise für andere Lebensmittel, die damals im Lager für den Häftling lebensentscheidend sein konnten. Die ehemaligen Häftlinge beobachten bei sich eine Neigung zum Horten von Lebensmitteln.

»Ich habe große Hochachtung vor Lebensmitteln, aber auch eine Neigung, größere Mengen einzukaufen, als ich dann tatsächlich verbrauche. Ich weiß, daß ich ein Brötchen und 100 g Käse essen werde und kaufe dennoch zwei Brötchen und 150 g Käse, aus Furcht, es könnte nicht für morgen reichen. Auch verstecke ich bisweilen heimlich etwas, für später. Wie im Lager.« (Alfred Skrabania)

»Ich kratze die Wurstpelle sauber und schäle den Käse sehr dünn. Mehr noch, ich habe mich dabei ertappt, wie ich Lust bekam, solche Schalen aus dem Müll zu holen und zu essen, wenn noch viel Wurst oder Käse daran war. Absurd? Idiotisch? Natürlich tue ich das nicht, ich leide schließlich keinen Hunger. Aber ich halte fest, daß mich der Anblick solcher Pellen und Schalen sogar dann schmerzt, wennn ich satt bin. Käserinde versuche ich zu zerbröseln und werfe sie den Vögeln vor. Auch in bezug auf das Essen bin ich verrückt, und zwar total. Daß um Gottes willen nichts weggeworfen wird. Wenn meine Frau die Teller füllt und ich sehe, daß eine Nudel, ein Klößchen oder ein bißchen Kartoffel im Topf geblieben sind, nehme ich sie sofort heraus.« (Ing. Czesław Czerwiński)

»Ich lasse ungern etwas auf dem Teller, auch wenn ich schon satt bin, bei mir verderben keine Reste. Es ärgert mich, wenn jemand eine angerauchte Zigarette wegwirft. Außerdem habe ich rückblickend den Eindruck, als hätte die damals mit so großem Appetit verzehrte Lagerverpflegung keineswegs so schlecht geschmeckt, zumindest mir kommt das so vor, und ich würde mir z.B. die damals beliebte Nudelsuppe, wenn ich in die Lage käme, daß mir davon mit großer Schöpfkelle eingeschenkt würde, sehr wohl schmecken lassen. Schon im Lager ist mir aufgefallen, daß wir Häftlinge nicht von erlesenen und ausgefallenen Gerichten träumten, sondern von solchen, die uns zuletzt am besten geschmeckt hatten. Frisches Brot war der Traum aller, besonders im ganzen Laib.« (Mgr. Tadeusz Kahl)

Im Lageralltag besaßen Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Zigaretten, Werkzeuge und besonders Nähzeug größeren Wert als Geld, Gold oder Brillianten. Auch war es für die Häftlinge gar nicht einfach, Kleinigkeiten, Erinnerungsgegenstände usw. aufzubewahren, kurz – ihrer Sammlerleidenschaft zu frönen. Heute horten die ehemaligen Häftlinge verschiedene Kleinigkeiten in übertriebenen Mengen, die gar nicht verbraucht werden können.

»Ich hamstere. Alles was brauchbar ist, leere Dosen, große und kleine, Bretter, Schrauben, überhaupt alles mögliche. Natürlich obsiegt nach einer gewissen Zeit immer wieder die Vernunft, und ich beseitige viele dieser nützlichen Abfälle. Aber wehe, ich finde etwas davon im Mülleimer! Oder das mit dem ‚Organisieren'. Bin ich doch tatsächlich zu einem Kameraden gegangen, um ‚kazennoe' (ein Russizismus), also staatliche Seife zu bekommen. Im Betrieb. Dabei habe ich selbst welche und kann mir meine eigene Seife leisten. Aber nein, ‚Organisieren' ist besser, und man freut sich, daß der Kamerad geholfen hat.« (Ing. Czesław Czerwiński)

»Mir ist die Manie geblieben, alle möglichen Gegenstände zu sammeln, zu hamstern, die ich auf der Straße finde; es handelt sich meistens um Schnüre, Knöpfe, Klammern, Schrauben oder andere Dinge.« (Stanisław Baś)

»Eine kleine, ganz amüsante Macke habe ich, das stimmt. Ich kann einfach nicht an einem Knopf oder einem Faden vorbeigehen, die ich auf der Straße finde. So etwas hebe ich sofort auf und stecke es in die Tasche. Zuhause findet dann die ‚Selektion' statt – was unbrauchbar ist, wandert, so ist es meist, in den Mülleimer. Ich habe außerdem eine ‚Hochachtung' für alles Nähzeug.« (Ing. Leopold Czekalski)

»Eine andere, nicht weniger verrückte Angewohnheit ist das Sammeln aller möglichen Dinge. Mag sein, daß es ganz unbewußt geschieht, aber den Fingerhut zum Beispiel, den ich bekommen habe, als ich im Lager Auschwitz eine Zeitlang in der *Bekleidungswerkstätte*, bei den Schneidern, arbeitete, bewahre ich wie einen Wertgegenstand auf; auch trage ich bei fast jedem Anzug eine Nadel mit aufgewickeltem Faden unter dem Rockaufschlag, weil das angeblich praktisch ist – das habe ich wahrscheinlich auch aus dem Lager.« (Zygfryd Rębilas)

»Ich schätze Nadeln, denn sie besaßen im Lager einen ungeheuren Wert. Kleine Gegenstände, etwa Fäden, Knöpfe und Schnüre horte ich auch gern.« (Szczepan Robak)

»Ich sammle Lappen, Borten, Pelzstücke, Fäden und Knöpfe, um einen Vorrat davon zu haben.« (Stanisława Piąty)

»Ich sammle tatsächlich Knöpfe (ich besitze noch eine ganze Menge davon aus dem Krieg), Fäden, Bändchen, aber ich weiß nicht, ob das irgendwie mit den Lagererlebnissen zusammenhängt. Meine Kinder behaupten, das liege eher daran, daß ich eben alt werde.« (Walentyna Nikodem)

»Zigarettenstummel (Kippen) auf der Straße fallen mir schon von weitem auf, und ich muß mich bezwingen, sie nicht aufzuheben.« (Jadwiga Apostol-Staniszewska)

»Ich habe eine Neigung, alle möglichen Gegenstände (sie könnten ja nützlich werden) und persönliche Andenken zu sammeln, was dem Häftling verwehrt war.«
(Dr. Adolf Gawalewicz)

Erst vor diesem Hintergrund wird die bei ehemaligen Häftlingen recht verbreitete Geringschätzung oder jedenfalls Vernachlässigung des Geldes verständlich, obwohl sie im Alltag häufig sehr an Geldmangel leiden. Diese Gleichgültigkeit kann natürlich zahlreiche verschiedene Ursachen haben. Nicht nur Erfahrungen und Beobachtungen wie: ‚Der Kamerad hatte viel Geld und Gold – und starb trotzdem' sind für diese niedrige Bewertung des Geldes entscheidend. Ein wichtiger Grund ist wohl der durch das Erlebnis der Lagerhölle geweckte Zweifel, ob man auf lange Sicht eine normale Rechts- und Sozialordnung aufrecht erhalten könne; der Wert des Geldes ist relativ, er hängt ab vom normalen Funktionieren der Gesellschaft, in der es im Umlauf ist. Es ist bezeichnend, daß häufig nicht nur Gleichgültigkeit oder Abneigung gegenüber dem Geld geäußert werden, sondern auch davon die Rede ist, daß man keine größeren Ausgaben plant. Man zweifelt an der Möglichkeit einer Stabilisierung und will sich mit dem zufriedengeben, was man zum täglichen Leben braucht. Selbst dort, wo Gedanken über die Zukunft geäußert werden, ist immer Ironie zu spüren, die an der Ernsthaftigkeit der ganzen Äußerung zweifeln läßt.

»Etwas ist mir geblieben aus jener Zeit im Lager, wo man nicht einmal eine eigene Tasche hatte, geschweige denn etwas darin. Die Geringschätzung des Geldes, ohne das man im Lager lebte! Mangelnder Glaube an die Stabilisierung, an die Realität von Programmen, die die Menschheit beglücken sollen, und bisweilen die Lust, alles hinzuschmeißen und in die Welt hinauszuziehen, ohne einen Blick zurück. Irgendwie loskommen von diesem gewohnten Alltag, wo nichts passiert, während man auf irgend etwas wartet, was das graue Einerlei verändern würde, so wie das am ersten Tag der Freiheit war. Vielleicht sind dort irgendwo andere Menschen, stehen Türen offen, trifft man jemanden, mit dem man reden kann: ‚Weißt du noch. . .' – und nichts geschieht. . . Die Kombattanten werden allmählich zu Veteranen, zu musealen Wachsfiguren, die nur zum Feiertag hervorgekramt und ansonsten achtlos übergangen werden.« (Priester Władysław de Rosenburgh-Grohs)

»Leben und Gesundheit sind mir am wichtigsten. Geld ist für mich kein Wert an sich. Wenn es nur zum Leben reicht. Ich hasse Flitter, Gold und dieses Protzen mit Medaillen.«
(Andrzej Gąsienica-Makowski)

»Ich lege keinen besonderen Wert auf Geld und plane keine größeren, kostspieligen Einkäufe oder andere Ausgaben, die den Familienhaushalt auf lange Sicht belasten würden. Ich suche auch nicht nach zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten,

die den Lebensstandard der Familie in gewisser Weise heben könnten.« (Józefa Szkodzińska)

»Ich plane keine größeren Investitionen. Ich halte es für das wichtigste, daß ich und meine Familie uns gesund und vernünftig ernähren, alles andere kommt danach. Ich mache mir schon Gedanken darüber, wie ich mein Leben in Zukunft einrichten werde. Einmal sagte ich in einem Anflug von prophetischem Humor, daß für meinen Kranz ab 2006 gesammelt wird. Hübsches Alter: 86 Jahre. Woll'n mal sehen.« (Ing. Czesław Czerwiński)

»Geld hat für mich keinen größeren Wert, ich bin mit jeder Menge zufrieden, und obwohl ich manchmal mehr hatte, habe ich nie auf Vorrat gekauft. Ich mag kein Gold, denn es erinnert mich an die Kameraden, die es im Lager sammelten und fast ausnahmslos umgekommen sind, und das Gold, das vom Krematorium zur Lagerkommandantur gebracht wurde, zeigt, wieviele Menschen nur darum sterben mußten, weil die Deutschen an ihr Geld und Gold kommen wollten.« (Adam Gawąd)

»Geld ist kein Selbstzweck, es ist nur ein Mittel, einen gewissen Lebensstandard zu wahren. Ich glaube nicht, daß die Verhältnisse stabil bleiben werden. Ich plane nie auf längere Sicht.« (Nikodem Pieszczoch)

Brot und Lebensmittel, erst danach manche Gegenstände und Geld – das sind die Werte, auf die die ehemaligen Häftlinge in ihren Berichten besonders hinweisen. Diese Skala beschreibt die Wertrelationen natürlich nicht erschöpfend, aber andere Aspekte dieses Problems, wie etwa die Deformierung von moralisch-ethischen Werten, sind andererorts bereits ausführlich untersucht worden.

Einstellungen

Die stereotype Art und Weise, mit der ehemalige Häftlinge in bestimmten Situationen auf bestimmte Reize reagieren, hängt auch mit sozialen, moralischen und ästhetischen Einstellungen zusammen, die sie durch die bitteren Erfahrungen im Lager entwickelt und verinnerlicht haben. Man mag versucht sein, den ehemaligen Häftlingen auch in dieser Beziehung gewisse psychische Anormitäten zu bescheinigen. Aufschlußreich ist zum Beispiel die von Lagertraumen geprägte Einstellung der „Auschwitzer" zu größeren Menschenmengen und Ansammlungen. Die überwiegende Mehrheit mag solche Menschenmassen nicht, sie wirken meist negativ auf sie und haben ernsthafte vegetative und somatische Störungen zur Folge.

»Ich reagiere sehr heftig auf den Aufenthalt in einer Menschenmenge, dann wird mir eng, so als würde ich ersticken, ich habe den Eindruck, ich müßte jeden Augenblick ohnmächtig werden, und die einzige Rettung ist dann, sofort aus dieser Menge herauszukommen; wenn ich z.B. in der Großstadt bin, wo große Menschenmengen in verschiedenen Richtungen ziehen und alle es eilig haben, habe ich auch das Gefühl, ich wäre im Lager und drängte mich durch die dichtbevölkerten Lagerstraßen, wenn ich vom Appell kam oder zum Appell ging.« (Karol Talik)

In Materialien der Enquete finden sich sehr viele detaillierte Beschreibungen von Situationen im Lager, die eine derartige Abneigung gegen Gedränge und Menschenmengen verursacht haben mochten. Ausführlich schreiben darüber 47,2 % der Befragten (21 Männer und 13 Frauen). Meist geben die Häftlinge Beispiele für Traumen, die ihre konkreten – auf Unbeteiligte sonderbar, unverständlich wirkenden – Reaktionen auf den Kontakt mit der Menge erklären. Die Achtung vor dem menschlichen Leiden und das Bestreben, dieses ungewöhnliche Phänomen genauer zu verstehen, gebieten uns, längere Ausschnitte ungekürzt zu zitieren. Ihr authentischer Ton spricht für sich:

»Ich gerate fast in Panik, wenn ich in einer Menschenmenge bin oder in einer Schlange warten muß. Im Gedränge, z.B. beim Aussteigen aus dem Zug oder vom Bahnsteig in den Tunnel, eile ich mit allen Kräften vorwärts, denn ich habe den Eindruck, ich würde sonst niedergetrampelt, erdrosselt oder bekäme einen Herzanfall. Das hängt mit den Transporten von einem Lager ins andere zusammen, die unter makabren Verhältnissen erfolgten. Und wenn ich in einer Schlange stehe, kommt mir dieser Aufenthalt gefährlich oder sinnlos vor, und ich muß daran denken, wie ich im Lager zur Selektion anstand.« (Jan Kurek)

»Ich kann in der Kirche nicht mitten zwischen den Menschen stehen. Ich suche mir einen Platz an der Wand, damit niemand hinter mir steht, denn sonst denke ich, statt zu beten, immer nur: ‚Wann wird er zuschlagen?'. Ich spüre, daß etwas mich schlagen wird! Im Sommer stehe ich gern draußen vor der Kirche. Ich nehme auch nicht an der Maidemonstration teil und werde auch nicht in der Reihe warten, um mir einen ‚Orden' umhängen zu lassen. Nein, denn ich habe Angst, eins auf den Kopf zu kriegen! Und wie soll ich da jemandem erklären, daß ich am 1. Mai nicht dabei war? Wem soll ich das klarmachen? Da lacht man mich doch aus!« (Marian Główka)

»Ich hasse Menschenmengen und Stimmengewirr. Als ich aus dem Lager war, fuhr ich zur Ablaßfeier nach Kalwaria. Die Gespräche, die mich wie ein Rauschen von allen Seiten erreichten, das Singen, die Rufe – das war wie im Lager nach dem Appell.« (Kamila Targosz)

»Der Aufenthalt in einer Menschenmenge, das Warten in einer Schlange bekommen mir nicht gut. Wenn irgend möglich, vermeide ich den Anblick von massenhaft dahineilenden Menschen, und wenn ich im Bahnhof auf den Zug warte, stehe ich dort, wo am wenigsten Gedränge ist. In der Menge fühle ich mich unsicher, wie verloren. In einer Schlange stehe ich gar nicht erst an, wenn sie länger ist. Manchmal gebe ich es nach

einer Weile auf, komme dann wieder und gehe ganz weg. Dieses Anstehen hat etwas Erniedrigendes für mich, es ist beinahe so wie damals beim Appell.« (Mgr. Mieczysława Chylińska)

»Ich wehre mich immer vor Umzügen jeder Art, besonders wenn auch noch ein Orchester spielt. Umzüge erinnern mich an den Marsch, den wir am 14. Juni 1940 durch die Straßen von Tarnów machten, wo man uns (nicht mehr aus dem Gefängnis, sondern aus irgendeiner Schule) zur Bahnrampe führte, von wo wir nach Auschwitz fuhren. Und wenn ein Orchester spielt, dann stehen mir die Kommandos vor Augen, die von der Arbeit ins Lager zurückkehren, die Kontrollen am Lagertor (vor denen ich furchtbare Angst hatte), und bei den Kommandos die vielen Leichen auf Tragen.« (Ryszard Sobczyk)

»Ich kann es nicht ertragen, in einer Menschenmenge zu sein, bin viel lieber allein. Menschenschlangen sind mir ein Graus, ich habe immer Angst, gleich kommt ein Blockältester oder der *Stubendienst* herausgesprungen und haut uns mit voller Kraft eins über den Schädel. Wenn ich Schlange stehe und sehe, wie immer wieder einer sich vordrängelt und vor mir und anderen abgefertigt wird, packt mich die Wut, weil mich das daran erinnert, wie manche Prominente im Lager ihre Verpflegungsration außer der Reihe bekamen. Ich füge mich der Disziplin in der Schlange, aber das chaotische Gedränge, das beim Aussteigen aus dem Bus, dem Zug oder sonstigen Ausgängen herrscht, wirkt auf mich wie das rote Tuch auf den Stier. Dann ziehe ich mich zurück, aus Angst, ich könnte gleich was auf Kopf und Rücken kriegen, so wahr mir Gott helfe. Ich höre rufen *‚Ihr Schweinehunde!'* und bin sofort ganz klein – zurück, oder mit Ellbogengewalt nach vorn. Nur weg hier, nicht stehenbleiben, nicht in der Menge, denn dort gibt's Schläge.«
(Ing. Czesław Czerwiński)

Es bereitet ehemaligen Häftlingen große Schwierigkeiten, daß sie so eigenartig auf Menschenmengen reagieren; es erschwert ihnen das Leben und zwingt sie, auf viele Veranstaltungen, Kurse, Ausflüge, Gruppenreisen u.a. zu verzichten.

»Ich mag kein Leben in größerem Kreise, mag nicht mit vielen aus einem Napf fressen und in Gruppen übernachten. Das habe ich bei Schulungen gemerkt, z.B. bei Kursen für Arbeitssicherheit oder bei anderen Berufskursen, an denen einige Dutzend Leute teilnahmen und die gar nicht mal lange dauerten, 6 bis 14 Tage.« (Stanisław Stolarz)

»Es ist mir unangenehm, mich in irgendeiner Menschenmenge zu befinden. Wenn ich z.B. auf irgendeiner Versammlung, bei einem Vortrag o.ä. bin, werde ich schnell so nervös, daß ich einfach gezwungen bin, wegzugehen und mir ein stilles Plätzchen zu suchen.« (Prof. Józef Kret)

»Ich bin nie in Urlaub gefahren, ich kann nicht in der Menge leben und zu mehreren in einem Zimmer wohnen. Überhaupt bedeuten für mich Kloster, Gefängnis und Spital alle ein und dasselbe: Kasernenleben.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Ich vermeide es nach Möglichkeit, in eine große Menschenmenge zu geraten. Viel besser fühle ich mich in einer kleinen Gruppe. Am besten im Kreise der Familie. Den Urlaub verbringe ich meist individuell mit der Familie, fern von allen großen ‚Kurorten' und Feriensiedlungen. Ein eigenes Zelt, eigene Kochmöglichkeit – und ich habe meine Ruhe. Es hat mir gereicht, daß man mich fünf Jahre lang in der Masse der Mithäftlinge rumgehetzt hat.« (Mgr. Stanisław Szpunar)

Der folgende interessante Bericht von Alojzy Fros gibt eine Vorstellung davon, was für seltsame und folgenschwere Entscheidungen die ehemaligen Häftlinge oft treffen, um nur jeden Kontakt mit der Masse zu meiden und keinen Existenzbedingungen ausgesetzt zu werden, die an das Lager erinnern.

»Zu den Reaktionen, die eine Folge des Lageraufenthalts sind, zähle ich u.a. die Abneigung gegen Menschenmengen, Gedränge und größere Versammlungen. Das war bei mir unmittelbar nach der Befreiung sehr ausgeprägt und ist es bis heute geblieben. Denn als die Alliierten nach dem Krieg im Westen Lager für die Aussiedler, die sog. ‚displaced persons' organisierten, wollte ich nicht so wie sie in Baracken oder Kasernen untergebracht werden und ging zu einem deutschen Bauern, um mich als Knecht zu verdingen; zur Bedingung machte ich nur, daß er mich gut verpflegen sollte und ich mich bei ihm sattessen könnte. So arbeitete ich drei Monate lang, bis Vertreter aus dem naheliegenden polnischen Lager erschienen und mir vorwarfen, ich ‚diente mich den Deutschen an'. Ich erklärte mich mit einer Änderung meines Lebenswandels einverstanden, wenn ich eine eigene Unterkunft und irgendeine Arbeit bekäme. Ich erhielt ein Zimmer, das ich mit Dr. Szkudlarz, dem früheren Vizestadtpräsidenten von Katowice teilte, und begann in der UNRRA zu arbeiten. Den Deutschen habe ich mich nicht angedient, ich habe nur meinen Vertrag loyal eingehalten. Außerdem habe ich so auch einen bescheidenen Beitrag zur Umerziehung der Deutschen geleistet. Ich erinnere mich an eine charakteristische Szene, als ich in einer Gruppe von Frauen Kartoffeln schälte und von Auschwitz erzählte. Interessant war die Reaktion der Zuhörerinnen, die auf die Tatsachen, die ich berichtete und die keineswegs zu den schrecklichsten gehörten, immer wieder sagten: *‚Und das haben die Deutschen getan.'*«

Eine wahre Qual ist es für ehemalige Häftlinge, wenn sie Schlange stehen müssen. Wie sich herausstellt, fällt es vielen leichter, sich in einer Menschenmenge aufzuhalten als vor Geschäften Schlange zu stehen. Jeder Häftling mußte im Lager auf Essen, Unterwäsche und andere ‚Zuteilungen', auch auf ärztliche Behandlung, Verhöre in der Politischen Abteilung, auf Strafen, Selektionen usw. warten und war dabei Schlägen, Beschimpfungen und Demütigungen ausgesetzt. Für viele von ihnen, so auch für den nachfolgend zitierten Roch Wystrach, waren diese Warteschlangen die Verkörperung der Lagerhölle:

»Auch das Warten in der Schlange erinnert mich immer wieder an die Verhältnisse im Lager, etwa beim Wechsel der

Unterwäsche im Block des Blockältesten Bednarek, wo sich auf sein Kommando alle Häftlinge gleichzeitig ausziehen und dann einzeln zum Blocktor kommen mußten, um die alte Unterwäsche abzugeben und die neue in Empfang zu nehmen. Oder wie wir am Lagerkessel nach Suppe anstehen mußten. Kälte, schlechte Ernährung und rauhe Kleidung erinnern mich nicht so sehr ans Lager, vielleicht deshalb, weil ich in der Nachkriegszeit auch nicht im Überfluß lebte. Von den Verhältnissen im Lager ist mir unvergeßlich geblieben, wie wir während der ‚Nachtruhe' einer neben dem anderen auf dem Boden liegen mußten, ohne uns rühren zu können.«

Viele andere Häftlinge erinnern die Warteschlangen ebenfalls an das Lager, und sei es nur an ein erschütterndes Erlebnis, eine unangenehme Erfahrung, eine tief verwurzelte Furcht u.a.

»Unmittelbar nach der Entlassung aus der Haft und auch heute noch ruft mir jedes Anstehen im Laden, z.B. nach Fleisch, sofort eine andere Schlange in Erinnerung – nämlich die nach der armseligen Häftlingssuppe, wo man darum bangte, daß man noch etwas abbekam – auch diese Angst habe ich heute wieder: Wird es noch für mich reichen?«
(Antonina Gryboś-Tajak)

»Ich warte nie in der Schlange, denn das erinnert mich an die Lagerkantine, und ich habe immer den Eindruck, wenn ich Schlange stehe, haut mich jemand von hinten auf den Kopf.«
(Adam Gawąd)

»Wie oft mußte man im Lager nach einer erbärmlichen, dünnen Mahlzeit anstehen. Wenn ich heute an einem Laden Schlange stehe, um etwas einzukaufen, ertrage ich das mit erzwungener Ruhe, und mir kommen schmerzliche Erinnerungen.« (Ing. Leopold Czekalski)

Die unvermeidlichen Warteschlangen sind zu einem der häufigsten neurosenverursachenden Faktoren für ehemalige Häftlinge geworden. Diesem Streß aus dem Wege zu gehen, heißt aber meistens auch, auf den geplanten Einkauf oder irgendeine andere Besorgung zu verzichten.

»Der Aufenthalt in Menschenansammlungen, in der Menge ist unangenehm, deshalb meidet man solche Situationen auch ohne ausdrücklichen Anlaß – unbewußt. Das Warten in einer Schlange ist einfach unerträglich und gehört wohl zu den unangenehmsten Erscheinungen des Alltags. Besonders ärgerlich ist es, wenn sich junge Leute in der Schlange vordrängeln; das macht einen wütend, man fühlt sich gedemütigt und erniedrigt und in seiner Menschenwürde verletzt. Da gerät man schon einmal aus der Fassung und reagiert mit heftigen Worten.« (Piotr Zoszak)

»Eine andere Reaktion, die ich ebenfalls für eine Folge der Lebensweise im Lager halte, ist die Abneigung gegen das Warten in irgendwelchen ‚Schlangen'. Ich sehe von sämtlichen Einkäufen ab, wenn mehr als ein paar Menschen in der Schlange stehen. Diese meine Aversion ist so ausgeprägt, daß ich, als ich einmal bei der Miliz in einer endlosen Schlange auf den Paß für eine Reise nach Dänemark warten sollte, beinahe auch auf dieses seltene Vergnügen verzichtet hätte, und wenn meine Frau nicht so geduldig gewesen wäre, alle Formalitäten zu erledigen, hätte diese Reise gewiß nicht stattgefunden.«
(Alojzy Fros)

»Aus meinem Fenster sehe ich die Lebensmittelgeschäfte gegenüber: Vor dem Fleischladen stehen schon um 6.30 Uhr Leute an; die Ware wird um 9 Uhr geliefert. Die armen Leute stehen sich die Füße in den Bauch, und oft auch noch vergeblich. Nimmt das denn nie ein Ende mit den Warteschlangen; in der Zeit der Okkupation mußte man nach Suppe und Brot anstehen – und das ärgert mich am meisten, so daß ich beschlossen habe, nie Schlange zu stehen. Meine Frau ist mir manchmal böse deshalb, aber nie lange. Lieber esse ich etwas nicht, z.B. Fleisch, aber Schlange stehen werde ich nicht.«
(Zbigniew Dańczyszyn)

Der überaus emotionale Stil des letzten Zitats ist bezeichnend für sehr viele Berichte. Nicht nur die eigentliche Beschreibung der auf pathologische Weise empfundenen Unannehmlichkeiten, sondern auch die Art und Weise des Ausdrucks ist Beweis für die gesteigerte Empfindlichkeit und Erregbarkeit ehemaliger Häftlinge, die charakteristisch für das sog. KZ-Syndrom sind. Hier nun noch eine derartige Äußerung sowie ein auch unter medizinischem Aspekt beachtenswerter Vorschlag, wie der ‚Warteschlangenstreß' ehemaliger Häftlinge zu lindern wäre:

»Seit 1945 meide ich es möglichst, in Menschenmengen oder in Warteschlangen zu stehen, denn das erinnert mich an das Lager. Manchmal aber muß man einfach irgendwo anstehen, und dann werde ich nervös, aggressiv und schimpfe auf die Verhältnisse bei uns, das ist doch ein Unding, 30 Jahre nach dem Krieg, und ich muß nach ein paar Karotten oder Rüben anstehen, ganz zu schweigen vom Fleisch. Ein Skandal ist das.«
(Walentyna Nikodem)

»Ich kann es nicht leiden, in irgendeiner Menschenmenge zu sein. Da werde ich sauer und sage: ‚Sind doch hier nicht im Lager.' Und Schlangestehen hasse ich geradezu. Ich finde, jeder ehemalige Häftling müßte einen Ausweis zur Befreiung vom ‚Schlangestehen' bekommen. Schließlich hat niemand soviel im Leben angestanden wir wir, und die jungen Leute drängeln sich oft vor. Nicht nur, daß sie uns nicht den Vortritt lassen, sie beleidigen uns auch noch.« (Józefa Stefaniszyn)

Die Einstellung ehemaliger Häftlinge zu ‚den Menschen' verdient besondere Aufmerksamkeit. Als Folge der Lagertraumen zeigen sie die bekannte Tendenz, alle Menschen in Häftlinge und Nichthäftlinge einzuteilen. Die ehemaligen Häftlinge sind – so die tief verwurzelte Überzeugung – die einzige gesellschaftliche Gruppe, die in der Lage ist, die ungeheuren Leiden und Demütigungen, die sie im Lager ertragen mußten, zu verstehen. Denn nichts bringt die ehemali-

gen Häftlinge so auf wie der geringste Zweifel an der Wahrheitstreue ihrer Berichte über das Lager. Mit den Lagerkameraden kommen sie leichter ins Gespräch, finden eher eine gemeinsame Sprache und stoßen auf emotionale Resonanz, können sich entspannen; verbindend wirkt auch das Gefühl der Solidarität, das gegenseitige Vertrauen und die Gewißheit, auf Hilfe rechnen zu können.

»Ich muß sagen, daß wir ehemaligen Häftlinge der Konzentrationslager wohl ein anderes, vertraulicheres Verhältnis zueinander haben. Uns verbindet vor allem das Unrecht, das wir gemeinsam erfahren haben. So empfinde jedenfalls ich das bei meinen Kameraden. In dem Ort, wo ich vorher wohnte (d.h. in Szopienice) leben einige Kameraden, mit denen ich in Auschwitz im Lager war. Weil wir uns schon vor der Verhaftung kannten, hatten wir als Häftlinge täglich Kontakt. Oft trösteten wir uns gegenseitig, und wenn nötig, half einer dem anderen nach Kräften. Auch heute kommen wir, wenn wir uns treffen, immer wieder auf das Lager zu sprechen, auch wenn wir das gar nicht wollen. Einmal lernte ich bei einer Begegnung mit mir bekannten Kollegen jemanden kennen, den ich zum ersten Mal sah, aber als sich herausstellte, daß das gleichfalls ein ehemaliger Häftling war, und dazu aus Auschwitz, kam das Gespräch gleich auf das Lager.« (Ryszard Sobczyk)

»Infolge der Erlebnisse im Lager ist meine Einstellung zu den Menschen differenziert. Im persönlichen Umgang bin ich eher mißtrauisch. Ich beurteile die Menschen oft danach, ob sie ehemalige Häftlinge sind oder nicht. Wenn nötig, kann ich bestimmte Personen auch objektiv beurteilen. Das Kombattanten-Milieu zieht mich an (ich bin Aktivist im ZBoWiD). Obwohl ich bemüht bin, meine Mitmenschen nach den Grundsätzen von persönlicher und gesellschaftlicher Moral zu beurteilen, erweise ich den ehemaligen Häftlingen doch eine gewisse Bevorzugung. Ähnlich steht es mit den Ärzten und Pflegern, denen ich vom Lager her zur Dankbarkeit verpflichtet bin. In diesem Zusammenhang muß ich auch das Ministerium für Leichtindustrie erwähnen, d.h. meinen ehemaligen Arbeitsplatz, wo ich in den langen Jahren nach der Befreiung viele befriedigende und positive Erfahrungen gemacht, aber auch so manchen Streß erlebt habe, der sich häufig nicht vermeiden ließ.« (Ing. Leopold Czekalski)

»Es liegt nahe, die Menschen nach ihrer Einteilung in Häftlinge und Nichthäftlinge zu beurteilen, wobei ich die ehemaligen Häftlinge von Auschwitz am höchsten schätze. Wir gehören eben einfach zusammen, und ganz gleich, welche Vorzüge, Nachteile oder Laster sie haben – sie haben eben dasselbe durchgemacht wie ich. Man findet leicht eine gemeinsame Sprache, ganz automatisch fällt irgendeine Redensart aus dem Lager und wirkt keineswegs anstößig, auch wenn sie nicht sehr elegant ist.« (Stanisława Piąty)

»Ich verspüre eine gewisse Neigung dazu, all die geringzuschätzen, die die Zeit der Okkupation ohne größere Erschütterungen überstanden haben, und besonders jüngere Leute, die die ehemaligen Häftlinge herablassend behandeln und ihre tragischen Erlebnisse in Frage stellen. Allen Leidensgefährten dagegen begegne ich unwillkürlich herzlich, auch wenn ich sie persönlich noch nicht kenne; ich behandle sie sogar besser als den Durchschnitt der Kombattanten.«
(Mgr. Ing. Tadeusz Kahl)

»Meine Umgebung teile ich vor allem danach ein, ob jemand das Konzentrationslager durchgemacht hat; danach kommen die Kameraden bei den Partisanen, und erst dann der ganze Rest der Gesellschaft.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

Aufgrund ihrer ausgeprägt moralischen Einstellung sind die „Auschwitzer" empfindlich für jede Art von Rohheit, Brutalität, Unverschämtheit, Streitsucht, Neid usw. Psychologisch ist das leicht zu erklären. Im Lager hatten sich die Häftlinge ein Idealbild von einer freien und unabhängigen, fehlerlosen Gesellschaft gemacht, in der kein Mensch vom anderen bedroht werden sollte. Der Kontakt mit der Realität nach der Befreiung aus dem Lager mußte desillusionierend wirken. Ein verspätetes Echo dieser Enttäuschung ist auch in den Umfrageäußerungen zu hören:

»Die Fahrt in den überfüllten Stadtbussen, das Gedränge, Gefluche und häufig grundlose Geschimpfe, Streitereien und Neid, wenn der eine Erfolg gehabt oder es geschafft hat, eine begehrte Ware zu kaufen, während der andere leer ausging – auch das erinnert mich an die Lagerzeit, besonders das Anstehen am Kessel mit der Mittagssuppe, wenn der eine oder andere Kamerad eine Portion dickere Suppe ganz unten vom Kesselboden ausgeteilt bekam, während der andere die dünne Plörre von oben bekam; die gleiche Eifersucht gab es auch im Lager. In diesem Falle entstand die Eifersucht einfach durch den Hunger im Lager.« (Zygfryd Rębilas)

»Mir haben im Leben auch manche Polen Kummer bereitet. Jetzt, nach dem Krieg. Aber ich bin auch damit fertig geworden. Ich gebe einfach nicht auf, im Sinne des Liedes ‚Tapfer halten wir die Fahne in die Höh' und des Sprichworts ‚Mag auch der Schlot aus Stein und Eisen sein, wir kriegen ihn trotz allem klein', und vielleicht erlebe ich das Jahr 2006 ja doch noch.« (Ing. Czesław Czerwiński)

Die psychische Isolation ehemaliger Häftlinge, drückt sich z.B. in einem besonderen, differenzierten Verhältnis zu Vorgesetzten aus, denen man bei aller erklärten Loyalität doch oft kritisch, abgeneigt und mißtrauisch gegenübersteht. Die Vorgesetzten erinnern allzu leicht an die Funktionshäftlinge im Lager.

»Ich fürchte mich immer irgendwie vor einem Gespräch mit dem Vorgesetzten. Bei jedem Menschen, den ich neu kennenlerne, stelle ich mir die Frage, wie er im Lager ausgesehen hätte. Wie hätte er, der heute Achtung und Respekt genießt, auf all die Demütigungen damals reagiert?« (Alfred Skrabania)

»Vom Lager ist mir die Disziplin geblieben, die sich in meiner Einstellung zu den Vorgesetzten äußert. Ich versuche, immer höflich zu sein, erledige alle Aufträge und achte meine Vorgesetzten.« (Antoni Kubica)

»Tatsächlich empfinde ich aufgrund der Lagererlebnisse nicht so sehr Angst, als vielmehr Respekt vor Vorgesetzten, besonders vor Uniformierten (Miliz, Armee). Diese Empfindungen sind vielleicht schwer auszudrücken, jedenfalls kommt es mir so vor, als seien alle Vorgesetzten, z.B. der Direktor, meiner bescheidenen Person überlegen. Sehr oft haben meine Vorgesetzten ganz unrecht, was die Einschätzung bestimmter Situationen angeht, aber ich kann mich gegen solche, sagen wir, kritischen Bemerkungen nicht zur Wehr setzen, ich bin dann einfach ‚sprachlos'.

Ich glaube, das kommt vor allem von den Erlebnissen im Lager, wo die Vorgesetzten (Blockälteste, Kapos, SS-Männer) absoluten Gehorsam und absolute Disziplin erzwangen. Schließlich erinnern wir uns gut an die Angst vor der Peitsche des Blockältesten oder Kapo, ganz zu schweigen von den Repressionen der SS-Männer.«
(Kazimierz Tokarz)

»Tatsächlich waren für mich die Vorgesetzten eine Autorität, und wenn sie in der Arbeit schwer zu ertragen waren, dann löste das bei mir keine Verachtung, sondern Bedauern aus. Ich habe mich nie widersetzt, immer nur versucht, sie zu einer anderen Vorgehensweise zu überreden. Bei allen Vertretern des Staates, wie Miliz usw., muß ich immer an Zwang und Gewalt denken; obwohl mir die Notwendigkeit solcher Institutionen klar ist, empfinde ich doch nur selten etwas Gutes für sie.«
(Ein ehemaliger Häftling, Nr. 95848)

»Ich habe keine Angst vor den Vorgesetzten, aber alle uniformierten Personen flößen mir Furcht ein.«
(Andrej Gąsienica-Makowski)

»Vor Vorgesetzten hatte und habe ich nie Angst. Ich habe ihnen, wenn sie im Unrecht waren, eher immer freimütig die Wahrheit gesagt und dabei einiges aufs Spiel gesetzt, denn ich besitze einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit und verlangte diese auch den Vorgesetzten ab, meist vergeblich. Vor Uniformierten habe ich Achtung, ich freue mich, daß es keine SS-Männer, keine *Wehrmacht*, Polizei oder Gestapo mehr sind. Ja wirklich, ich halte viel von Uniformen, ich bin stolz und glücklich, daß es nun unsere polnischen Uniformen sind, um die wir gekämpft haben.« (Józefa Stefaniszyn)

Besonders stark verwurzelt ist die entschieden negative Einstellung derjenigen, die auf unsere Enquete geantwortet haben – und gewiß auch fast aller übrigen ehemaligen Häftlinge – zu den Deutschen als den Vertretern des Volkes, das ihnen größtes Leid zugefügt hat. Diese Empfindungen werden durch stark emotionale Worte wie ‚Haß' oder ‚Abscheu' unterstrichen. Auslöser dieser negativen Gefühle sind nicht nur der Klang der deutschen Sprache, Gegenstände, Kleidung und Uniformen, die ehemaligen Häftlinge stören sich auch – selbst bei jungen Deutschen, die nichts mit dem Völkermord der Nazis zu tun haben – an einem Verhalten, das an die SS-Männer im Lager erinnert: Hochmut, Arroganz, Schreihälsigkeit, übermäßig gezeigte Selbstsicherheit u.ä.

»Ich empfinde Vorbehalte, genauer gesagt – Abneigung gegen die Deutschen, und der Klang der deutschen Sprache ist für meinen Organismus ein unangenehmes Signal, das gleichsam Alarm auslöst. Ich schaue unwillkürlich dorthin, von wo die Stimme kommt. Ist es etwa ‚ein Bekannter'?«
(Mgr. Stanisław Szpunar)

»Ich mag die deutsche Sprache nicht und benutze sie eigentlich kaum. Das ist wohl einer der Gründe, daß ich bisher nicht einmal eine private Reise in die Deutsche Demokratische Republik gemacht habe. Sehr oft gehen mir das laute Verhalten, die Selbstsicherheit und Hochnäsigkeit der Deutschen ungeheuer auf die Nerven, und mir fallen dann immer sofort die Deutschen aus der Zeit meines Aufenthalts im Lager ein.«
(Julian Kiwała)

»Ich kann keine deutschen Uniformen sehen, ich wende unwillkürlich den Blick ab, ohne irgendwelche Empfindungen, ich will und kann das einfach nicht sehen. Die Deutschen als Volk interessieren mich überhaupt nicht, ihr Leben, ihre Erfolge und Errungenschaften, alle Annäherungsversuche an uns und ihre Reumütigkeit lassen mich kalt.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Das Wichtigste, was mir vom Lager geblieben ist, ist meine Abneigung gegen das deutsche Geblöke und der instinktive Widerwille, wenn ich Deutsch von einem Deutschen gesprochen höre, was bei uns – gerade in der Sommerzeit – immer häufiger vorkommt. Wenn ein Pole z.B. deutsch spricht, berührt mich das nicht so unangenehm. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Deutschen so gröhlend reden müssen, daß man sie schon von weitem hört. Eine ähnliche Abscheu empfinde ich gegen Menschen mit sog. ‚nordischem' Aussehen, also stämmige, rotblonde Typen mit hellen Augen, gegen Männer mit Zigarren im Mundwinkel.«
(Mgr. Tadeusz Kahl)

Sehr bezeichnend für die ehemaligen Häftlinge, für ihre Haltungen, Reaktionsweisen und komplexen psychischen Merkmale ist der Teil der Enquete, der ihre Einstellung zur KZ-Thematik und zu den Stätten der Vernichtung betrifft. Die Ansicht der Befragten – und gewiß auch eines hohen Prozentsatzes der übrigen ehemaligen Häftlinge – zu solchen Erinnerungen ist zwiespältig. Mit Sicherheit geht ein bedeutender Teil von ihnen jedem intellektuellen und emotionalen Kontakt aus dem Wege. Die übrigen haben einerseits den Wunsch, von der Lagerproblematik loszukommen, andererseits wollen sie sich aber ganz intensiv damit beschäftigen. Sie verspüren zumindest zeitweise das Bedürfnis, an Gesprächen über das Lager teilzunehmen oder einschlägige Literatur zu lesen.

»Immer wieder einmal verspüre ich das Bedürfnis, über das Lager zu sprechen. Dann gehe ich zu einem Kameraden, mit dem ich zusammen in der Schlosserei gearbeitet habe und der im gleichen Ort wohnt. Wir unterhalten uns dann über das Leben im Lager und auch über andere Dinge.. Und seltsam, uns fehlt es nie an Gesprächsstoff, wir fühlen uns gut und reden so viel wie sonst nie. Ich habe dann das Gefühl, als freute ich mich der Freiheit wieder von neuem, als wäre der Krieg eben gerade zu Ende und wir – befreit.« (Alfred Skrabania)

»Wenn ich in der Gedenkstätte bin und mich dem Lagertor nähere, und vor der Blockführerstube steht eine Gruppe von Touristen, oder wenn ich die Besucher durch das Tor gehen sehe, habe ich den Eindruck, ich wäre ein Häftling, der darauf wartet, hinter den Zaun getrieben zu werden, und die Stille käme von dem abgestumpften Gehör und den furchtbaren Schaudern, die mich überlaufen. Überhaupt sehe ich bei einem längeren Aufenthalt zwischen den Blöcken oder auf dem Hof von Block 11 jene Tage wieder so lebendig vor Augen, daß ich geradezu meine, neben einigen Mithäftlingen zu stehen, und viele der schrecklichen Appelle bis in alle Einzelheiten nacherlebe.« (Józef Majchrzak)

»Ich hatte zunächst geglaubt, ich als freier Mensch würde die verlassenen, zum Gedenken hergerichteten Stätten des Verbrechens von Auschwitz nie mehr freiwillig aufsuchen. Nach 25 Jahren bin ich aber doch mit einigen Kameraden aus dem Lager als ‚Pilger' zurückgekehrt, um all jenen die Ehre zu erweisen, die hier gestorben sind. Jetzt besuche ich Auschwitz häufiger, aber sporadisch, als einen riesigen Friedhof, auf dem meine Frau, einige fernere Familienmitglieder und viele Freunde und Bekannte geblieben sind. Ich verlasse diese Stätte immer sehr bewegt, weil die spezifischen Reaktionen und subjektiven Sichtweisen der Vergangenheit in mir wiederaufleben.«
(Ing. Leopold Czekalski)

»Ich habe nach dem Krieg kein Lager mehr besucht. Ich nehme nicht an Begegnungen oder Feiern aus derartigen Anlässen teil, denn ich kann all das nur schwer vergessen.« (Dozent Dr. Aleksander Giermański)

»Ich kann der Lektüre von Büchern und Artikeln über die Lager und diese Zeit nicht widerstehen, aber es kostet mich schon Mühe, das zu lesen. Wenn es ganz kritisch wird, breche ich die Lektüre ab und lege das Buch beiseite, verstecke es sogar, um es nicht mehr im Auge zu haben. Aber nach einer Weile greife ich doch wieder danach. Ähnlich ist es mit Filmen, Fernsehsendungen und Hörspielen. Ich schaue hin, höre interessiert zu. Wenn die Spannung zu groß wird, schließe ich die Augen oder senke den Blick, will nichts mehr hören. Bei mir zu Hause schalte ich den Fernsehapparat oder das Radio aus. Dann gehe ich wieder hin, schalte wieder an, schaue hin und höre zu.« (Mgr. Mieczysława Chylińska)

Sehr ambivalent steht man einem Besuch der Gedenkstätte Auschwitz gegenüber:

»Es zieht mich in das ehemalige KL-Auschwitz – wie den Wolf in den Wald. Ich bin mehrere Male im Jahr dort und übernachte meistens. Jedesmal in den späten Abendstunden gehe ich allein vor das Tor von Block 11, um den Ermordeten die Ehre zu erweisen. Seltsam, aber ich habe gar keine Angst dort, bin nur ruhig und traurig.« (Edward Ferenc)

»Im Unterschied zu manchen meiner Kameraden bin ich oft in Auschwitz, in Block 11 – vielleicht deshalb, weil ich dort mein Priesteramt sehr intensiv empfunden habe. Dort wurde ich gebraucht. Ich nahm diesen Menschen, die in den Tod gingen, die Beichte ab, ich betete mit ihnen und hielt heimlich Messen ab.« (Priester Władysław de Rosenburgh-Grohs)

»Einmal im Jahr, zu Allerheiligen, bin ich in Auschwitz, und danach bin ich jedesmal tagelang ganz erschüttert und krank.« (Walentyna Nikodem)

Wie man sieht, ist es für ehemalige Häftlinge ein gewisses Risiko, die Gedenkstätte Auschwitz und gewiß auch andere KZ-Gedänkstätten oder Orte, an denen sich Lager befanden, aufzusuchen. Die beschriebenen Stereotype werden dort sofort wieder akut; es kommt zu einer ganzen Reihe von Reaktionen, von depressiver Stimmung bis hin zu Empfindungen, die den Betroffenen manchmal monatelang aus dem Gleichgewicht bringen.

Schlußbemerkungen

Die auf der Grundlage dieser Enquete dargestellten Persönlichkeitsstörungen hängen vor allem mit der Unfähigkeit zusammen, die eigenen spontanen Reaktionen zu kontrollieren und Selbstbeherrschung zu entwickeln. Sporadisch kommt es auch zu asozialen oder antisozialen Reaktionen, die den ehemaligen Häftlingen im übrigen ziemlich häufig vorgeworfen werden; das liegt daran, daß ihr Verhalten und ihre Lebensweise dem oberflächlichen Beobachter, und damit praktisch dem Durchschnitt der Bevölkerung, unverständlich bleiben müssen. Das folgende Zitat ist typisch für die Einstellung ehemaliger Häftlinge, die sehr darunter leiden, daß sie mit ihren sozial wertvollen Absichten auf Unverständnis stoßen:

»Ich habe acht Jahre lang eine leitende Position bekleidet. Als Bahnhofsvorsteher in Nowy Sącz (570 Mitarbeiter) habe ich gute Arbeit verlangt, aber nie etwas, das in Anbetracht der Sachlage und der maximalen Möglichkeiten unausführbar gewesen wäre, auch wenn meine vorgesetzte Behörde oft Wunder gefordert hat. Dafür hatte ich so manche bittere, sehr bittere Pille zu schlucken, aber ich habe es immer vermocht, meine Leute zu rechtfertigen und in Schutz zu nehmen. Vor meinen Vorgesetzten hatte ich nie Angst, vorausgesetzt natürlich, ich war im Recht. Man sagte mir oft: ‚Sei ein Bahnhofsvorsteher und spiel nicht den guten Onkel'. Darauf erwiderte ich, man müsse beides in einem sein, und damit bin ich gut gefahren. Heute bin ich pensioniert, aber sehr oft kommen

meine ehemaligen Mitarbeiter zu mir, meistens die ganz unteren, und klagen über die Verhältnisse, die heute dort herrschen. Das Lager hat mich gelehrt, Ansprüche zu stellen, aber all die Qualen, die Schläge, der Hunger haben mich nicht herzlos gemacht; ich bin eher noch empfindsamer für das Geschick und Mißgeschick meiner Mitmenschen geworden, und das hat mir ihre Achtung und Sympathie eingebracht.« (Władysław Stawarz)

In vielen Berichten kommt ein charakteristisches Syndrom zum Ausdruck, das sich hartnäckig gegen die Wirkung der Zeit sperrt: Eine Übersensibilität des Gedächtnisses und der widersprüchliche Zwang, auf die Erinnerungen aus dem Lager zurückkommen und sie gleichzeitig völlig aus dem Gedächtnis tilgen zu wollen; die Verfestigung von plastischen, farbigen, stark emotionalen Assoziationen und Bildern aus dem KZ, die bis heute lebendig sind; bisweilen eine ausgeprägte Neigung zu Rückfällen selbst nach Zeiten des scheinbaren Vergessens und nicht selten ungeachtet einer Behandlung; eine damit zusammenhängende schwankende Intensität der beschriebenen Symptome; schließlich auch eine vermeintliche Adaption an die Erinnerungen aus dem Lager, die u.a. in der Suche nach positiven Werten zum Ausdruck kommt – Werten, die gleichsam der psychischen Reinigung dienen und denjenigen, die ihr „Anderssein" empfinden, tatsächlich eine gewisse Erleichterung verschaffen.

Neben dem Gefühl der psychischen Andersartigkeit, die bei der Mehrzahl mit spezifischen Persönlichkeitsveränderungen und einer besonderen Charakterstruktur einhergeht, lassen sich aus dem Material auch viele Klagen ablesen, besonders über schmerzliche Erfahrungen im Zusammenhang mit der Dynamik und den Rückfällen bei Assoziationen an das Lager:

»Mir ist alles genau in Erinnerung geblieben. Meine Reaktion auf bestimmte Dinge ist genauso wie vor dreißig Jahren. Ich schreibe, ich denke ständig über jene Tage des Grauens nach. Am schlimmsten fühle ich mich im Herbst, Winter und Frühling.« (Andrej Gąsienica-Makowski)

»Ganze zwanzig Jahre lang habe ich mit niemanden eingehender über die Lagererlebnisse gesprochen. Meine Informationen über das Leben im Lager beschränkten sich auf karge Auskünfte. Nach zwanzig Jahren hat mich meine Schwester dazu gebracht, Erinnerungen über meinen Lageraufenthalt zu schreiben. Und da begann alles von neuem; beim Schreiben durchlebte ich alles noch einmal. Jetzt komme ich von diesen Erinnerungen nicht mehr los, es werden immer mehr, mir fällt ständig etwas Neues ein. Ich stecke fast wie in einem Sumpf, versinke immer tiefer. Da komme ich nie mehr heraus!« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Die Zeit – dreißig Jahre seit dem Lager – und mein Alter haben das Ihre getan, ich reagiere heute auf manche Dinge anders. Und dennoch... Meine Frau und ich kauften Bettwäsche, bunt ist Mode. Die Auswahl von Farben und Qualität überließ ich ihr. Meine Frau wählte drei Garnituren – geblümt und gestreift. Ich reagierte sofort heftig auf die Streifen, erst nach einer Weile wurde mir klar: Streifenkleidung – Auschwitz!« (Jan Liwacz)

»In der ersten Zeit nach der Befreiung war die Intensität meiner Reaktionen sehr geschwächt; ich war gegenüber allem völlig abgestumpft. Dann wurde die Reaktion von Jahr zu Jahr heftiger, bis schließlich alle Angst vor mir hatten; selbst aus geringfügigen Anlässen kam es zu Handgreiflichkeiten. Die Reaktionen waren wohl von der Jahreszeit abhängig. Später erreichten Nervosität und Reaktion an manchen Tagen ein Maximum; ich mußte mich behandeln und tat das vorwiegend mit Kräutern.« (Karol Talik)

»Manche meiner Reaktionen nahmen an Intensität zu, aber das mag eine ‚Verschleißerscheinung' und durch Situationen bedingt sein, die mit dem Vergehen des Lebens zusammenhängen.« (Dozent Dr. Aleksander Giermański)

»Die Intensität der Reaktionen nach dem Krieg und heute ist ein wenig unterschiedlich. Wenn ich z.B. kurz nach dem Krieg Deutsch gesprochen hörte, im Bus in Schlesien, empfand ich sofort Feindseligkeit; heute reagiere ich mit gesteigerter Wachsamkeit.« (Nikodem Pieszczoch)

Im Zusammenhang mit der Dynamik der Persönlichkeitsveränderungen darf die Tatsache nicht übersehen werden, daß bei fast einem Viertel der ehemaligen Häftlinge, die uns geantwortet haben, die Intensität des lagerbedingten Stresses nachgelassen hat; ihnen ist es gelungen, von den Erinnerungen loszukommen, manchmal unter dem Einfluß äußerer Faktoren, meistens jedoch dank einer Autotherapie und Selbstüberzeugung sowie der Fähigkeit, dem heraufbeschworenen Bild der Lagerhölle positive Elemente abzugewinnen.

»Nach dem Krieg war meine Reaktion auf die beschriebenen Dinge sehr stark, und sie ist nach wie vor vorhanden, nur nicht so intensiv, weil ich bemüht bin, sie zu dämpfen; ganz beseitigen läßt sie sich nicht.« (Walentyna Nikodem)

»Im Laufe von dreißig Jahren hat mein seit der Nazi-Okkupation tief verwurzeltes Mißtrauen gegen das deutsche Volk etwas nachgelassen, besonders nach der Unterzeichnung des Staatsvertrages zwischen der VRP und der BRD.« (Ing. Leopold Czekalski)

»Ich meide Begegnungen mit den Kameradinnen oder Kameraden, den ehemaligen KZ-Häftlingen, die kein anderes Gesprächsthema kennen als das ‚Kazet'. Geradezu widerwärtig finde ich die Diskussionen darüber, in welchem Lager es schlechter und in welchem es besser war, wer mehr gelitten hat und wer weniger. Ich habe zum Glück auch nicht die Angewohnheit, meine Mitmenschen in ehemalige Häftlinge und Nichthäftlinge einzuteilen.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Die Umgebung unter dem Kriterium zu sehen und zu beurteilen, ob jemand Häftling war oder nicht – das war noch einige Zeit nach der Befreiung aus dem Lager ganz üblich. Heute existiert diese Teilung nicht mehr, sie ist verwischt, weil sie unpraktikabel und utopisch war. In der ersten Zeit nach der Rückkehr aus dem Lager hat fast jeder ehemalige Häftling gern kräftige Worte gebraucht. Dieses ‚Latein' war einem während des langen Lageraufenthalts beinahe zur zweiten Natur geworden. Man sprach nicht sehr gewählt. Nach der Rückkehr aus dem Lager machte man keinen Unterschied, ob man im Kreis der Kameraden und in der Familie, unter Fremden oder gar beim Vorgesetzten war. Man brachte seine Gedanken, Urteile und Gefühle einfach, aufrichtig und derb zum Ausdruck, ohne viel Rücksicht auf die Umgebung. Die grobe Lagersprache kam erst allmählich außer Gebrauch. Langsam und allmählich. Überhaupt verwischen sich bei mir die typischen Empfindungen des Lagers mit der Zeit, manche sind schon ganz verschwunden.« (Piotr Zoszak)

»Ich war so froh, als ich wieder bei Vater und Mutter war. Als ich aus dem Bad kam, hatte ich saubere Unterwäsche, eigenes Bettzeug, ein eigenes Zimmer, ich wußte, daß mir meine Mutter mein Lieblingsgericht kochen würde, daß ich nicht mehr würde hungern müssen, und daß niemand mir beim Essen auf die Finger gucken würde (. . .). Ich benutze nach wie vor keine Schlafmittel, aber ich habe – nach der Rückkehr aus dem Lager – entdeckt, wie schön das Leben sein kann, das ich nach dem Vorbild der Dichter des ‚Jungen Polen' manchmal so satt hatte, als ich jung war und mir nichts fehlte. . . und diese Überzeugung, daß es Augenblicke im Leben des Menschen gibt, für die sich zu leben lohnt; daß man manchmal von jemandem gebraucht wird. Und dies Gedicht, im Lager geschrieben: ‚Ich wußte nicht, wie sehr ich euch liebte, Vater und Mutter. . .' Heute weiß ich es. (. . .) Ob ich manchmal zurückdenke? Eher an das Gute, z.B. war ich bisher nie so gut auf den Tod vorbereitet wie dort, denn damals hat man gefastet, gebetet und gearbeitet; und der Tod hätte mich von manchem Übel erlösen können. Gute Menschen sind mir begegnet, die für mich gesorgt haben, obwohl ich sie nicht kannte. . .«
(Priester Władysław de Rosenburgh-Grohs)

Dennoch sind sich manche ehemalige Häftlinge bewußt, daß es häufig eine illusorische Hoffnung ist, die Lagervergangenheit ganz verdrängen zu können, und daß die Sensibilität für gefährliche, auslösende Reize anhält:

»Die ganze Ruhe, die wir uns mühsam erarbeitet haben, geht plötzlich und unerwartet in die Brüche, wenn wir durch irgendeine Geste, eine Melodie, einen Geschmack, Geruch oder Anblick an jene tragische Zeit erinnert werden. Wenn es ein Medikament gäbe, das für immer vergessen ließe, ich würde mich damit behandeln lassen. (. . .) Seit zwei Wochen vergewisserte ich mich, daß ich ausgedehnte Blutergüsse im Gesicht bekomme, wenn ich mich dort kratze; ich quälte mich sehr lange, sie erinnerten mich an irgendetwas oder irgend jemanden. Als ich eines Tages in den Spiegel schaute, fiel es mir plötzlich wieder ein: Block 17, auf Stube V sind die geisteskranken Häftlingsfrauen, besonders morgens sind sie arg zerkratzt und haben diese bläulichen Ergüsse im Gesicht. Ich sehe sie, ihre traurigen, blutunterlaufenen Gesichter. Damals war ich überzeugt, daß sie sich nachts schlugen. Heute weiß ich, daß das nicht stimmt. Sie brauchten sich nur zu kratzen, so wie ich. Als ich mir ihre Gesichter wieder in Erinnerung gerufen und mich vergewissert hatte, daß sie genau so blutunterlaufen aussahen, war ich plötzlich erleichtert, daß noch etwas aus jener Zeit aufgetaucht war und ich es ablegen konnte.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

Was die rein medizinischen Aspekte betrifft, so weisen manche der von uns Befragten ausdrücklich auf ihre Störungen, besonders psychischer Art, hin; so erwähnen sie etwa die Angst, das zentrale Symptom der Neurose, und schreiben über ihren neurotischen Charakter.

»Ganz bezeichnend für mich nach den Erlebnissen im Lager ist wohl, daß diese schrecklichen Erfahrungen meine Angst vor der Gefahr nicht nur nicht gelindert, sondern sogar noch gesteigert haben. Ich habe mehr Angst vor allen möglichen Leiden und schwierigen Situationen und versuche mehr als früher, ihnen aus dem Weg zu gehen, obwohl ich nüchtern und unerschrocken bin, wenn sie wirklich eintreten.«
(Mgr. Tadeusz Kahl)

»Obwohl inzwischen 30 Jahre vergangen sind, neige ich noch immer zu nervösen Störungen. Sie nehmen besonders bei Begegnungen im Kreise von Lagerkameraden zu.« (Jan Kurek)

»Die ‚Nerven'; heute sind alle ‚nervös', sogar die Kinder schon. Aber unsere Reizbarkeit und Erregbarkeit, in höherem Alter, ist größer. Nach der Rückkehr aus dem Lager lag mir daran, daß die Leute mich nicht bemitleideten, und ich wollte so sein ‚wie die anderen'. Heute aber leide ich unter dem mangelnden Verständnis, und die Sprüche der jungen Leute: ‚Ich hätte mir das nicht gefallen lassen', ‚ihr würdet nur einen Krieg anfangen und könnt nicht in Frieden leben' usw. bringen mich zur Weißglut. In Mauthausen habe ich ein Gedicht mit dem Titel ‚Die Nummer' geschrieben, in dem es heißt: ‚Wenn ich nach Hause komme – träumen darf man doch? – und meine Lieben erkennen mich nicht, dann ziehe ich die Nummer und frage: Ist sie nicht der Grund für all diesen Kummer?' Diese Strophe ist noch heute aktuell, obwohl sie im März 1945 im Lager geschrieben wurde. . . Und diese ‚wohlmeinenden' Bemerkungen, ‚denn der Herr Priester sind ja so nervös'. Ich war immer übersensibel und sehr empfindsam, heute nennt man das ‚nervös'. Jedenfalls träume ich nie von Okkupation und Lagern. Nie, d.h. seit etwa fünfzehn Jahren nicht mehr. . .«
(Priester Władysław de Rosenburgh Grohs)

Die in diesem Aufsatz vorgestellten Äußerungen könnten Material für eine psychopathologische Analyse sein. Hier sei nur angemerkt, daß sich bei einem hohen Prozentsatz der ehemaligen Häftlinge nicht nur an eine Neurose denken läßt.

Denn außer den Elementen einer Psychasthenie (Symptome des Gehemmtseins, der Flucht vor belastenden Situationen, von fixen Ideen, Entfremdungsgefühl, Unsicherheit usw.) findet man in den Äußerungen auch Phänomene, die an Wahnvorstellungen grenzen, auch wenn der Betroffene sie noch kritisch beurteilen kann (z.B. die hartnäckige Überzeugung, daß man beim Anstehen in der Schlange von hinten angegriffen wird; außerdem finden sich – in diesem Aufsatz nicht berücksichtigte – Wahnvorstellungen von Personen, die in stationärer psychiatrischer Behandlung waren). Nicht zu vergessen ist auch der Alkoholismus eines Teils der ehemaligen Häftlinge, der wohl auch mit dem Bedürfnis zusammenhängt, vor den Erinnerungen und Albträumen des Lagers zu fliehen. Bei einem relativ begrenzten Kreis ehemaliger Auschwitzhäftlinge findet man auch ein pathologisches Gefühl der sozialen Degradierung; es tritt bei denjenigen auf, die im Lager hohe Funktionen ausübten und über Leben und Tod ihrer Mithäftlinge entschieden.

In vielen Fällen bleiben Behandlungsversuche der psychischen Störungen ohne dauerhaften Erfolg. Die Anwendung von Schlafmitteln, Schlaftherapie, Ortswechsel, Sanatoriumsaufenthalte und der Versuch, ‚sich in der Natur zu verlieren', zeitigen keine sichtbaren Ergebnisse. Häufig kommt es beim ersten Kontakt mit streßerzeugenden Faktoren zu einem Rückfall in den Zustand vor der Behandlung.

Da er nun Näheres über die dauernde, starke und intensive Streßbelastung und den nicht selten dramatischen Verlauf der stereotypen Reaktionen ehemaliger Häftlinge erfahren hat, fragt sich der Leser zu recht, wie es diesen Menschen möglich ist, nach dem Lager jahrzehntelang die weitere, psychische Aktualität des Lageralbtraumes zu ertragen. Für dieses scheinbare Paradox gibt es eine recht einfache Erklärung. Ähnlich wie bei somatischen Krankheiten läßt sich nämlich auch bei ehemaligen Häftlingen eine herabgesetzte Widerstandsfähigkeit gegenüber psychischen Traumen bei gleichzeitig erhöhter Ausdauer beobachten. Ergänzend muß zudem gesagt werden, daß es sich bei den Adressaten unserer Enquete um die Gruppe der ehemaligen politischen Häftlinge handelt, also starke und geistig gefestigte Menschen. Die bei ihnen festgestellten und beschriebenen Reaktionen und Verhaltensstereotype sprechen nur dafür, wie stark das Trauma des Lagererlebnisses gewesen sein muß.

Verzeichnis der Befragten

Auf unseren Aufruf haben die folgenden ehemaligen Häftlinge geantwortet (in Klammern stehen die Häftlingsnummern in Auschwitz-Birkenau; zwei der Befragten waren auch in anderen Lagern inhaftiert, nur wenige haben sich Anonymität erbeten):

Jadwiga Apostoł-Staniszewska (26273), Stanisław Baś (62039), Irena Białówna (42117), Wanda Brühl (44701), Kazimierz Brzeski (753), Mieczysława Chylińska (44658), Leopold Czekalski (138863), Czesław Czerwiński (2529), Zbigniew Dańczyszyn (11246), Bolesław Domański (14296), Zofia Fabowska, Edward Ferenc (281), Alojzy Fros (136223), Adolf Gawalewicz (9225), Adam Gawąd (3433), Andrzej Gąsienica-Makowski (5654), Aleksander Giermański (716), Marian Główka (6994), Jan Gorzelniak (1210), Bronisław Gościński (403), Antonina Gryboś-Tajak (29690), Franciszek Gulba (10245), Kazimierz Hałgas (5670), Piotr Hirońi (4668), Kazimierz Japoł (9172), Janina Jasińska (63333), Adam Jurkiewicz (496), Tadeusz Kahl (66707), Julian Kiwała (9143), Michał Kogut, Józef Kret (20020), Jan Krokowski (226), Józef Król (14310), Artur Krzetuski (1003), Antoni Kubica (7617), Kazimierz Kumala (17374), Jan Kurek (9165), Jan Liwacz (1010), Czesław Łyjak (95848), Józef Majchrzak (33204), Julian Niewiarowski (5596), Walentyna Nikodem (8737), Nikodem Pieszczoch (673), Stanisława Piąty (7558), Jan Piotrowski (67158), Zofia Pracka-Raczyńska (35167), Irena Przybysz (43551), Jan Rajek (35585), Zygfryd Rębilas (9247), Szczepan Robak (86499), Kazimierz Rogulski (108593), Władysław de Rosenburgh-Grohs (Mauthausen 219131), Jerzy Rzeźniak (39237), Alfred Skrabania (26645), Maria Slisz-Oyrzyńska (40275), Ryszard Sobczyk (203), Tadeusz Sobolewicz (25053), Stanisław Sroka (214711), Władysław Stawarz (93234), Józefa Stefaniszyn (Ravensbrück 7662), Stanisław Stolarz (93235), Władysław Styczyński (5804), Józefa Szkodzińska (32293), Stefan Szostak (123014), Stanisław Szpunar (133), Karol Talik (1226), Kamila Targosz (7590), Kazimierz Tokarz (282), Jan Warchomy (182942), Roch Wystrach (10241), Piotr Zoszak (1049).

Allen, die sich an unserer Enquete beteiligt haben, danken die Verfasser herzlich für die Mühe, die sie sich mit den überwiegend sehr eindringlichen, umfassenden und ausführlichen Äußerungen und Berichten gemacht haben. Ohne dieses Material hätte dieser Aufsatz nicht geschrieben werden können, zumindest wäre er unvollständig und nicht so authentisch gewesen.

Bibliographischer Hinweis

Im Titel des vorstehenden Aufsatzes, in dem das Thema unter behavioristisch-phänomenologischem Gesichtspunkt erläutert wird, wird der Begriff des „Stereotyps" benutzt, ein in Psychologie und Soziologie inzwischen klassischer Terminus, den W. Lippmann (Public opinion, 1922) in die Soziologie eingeführt hat. Wir haben uns auf die Beschreibung des Phänomens konzentriert und davon abgesehen, theoretische Überlegungen aus der psychologischen und soziologischen Literatur zur Interpretation dieses spezifischen Problems heranzuziehen, das wir ja ohnehin nur vorsichtig zu deuten suchten. Psychologen, Soziologen und andere Spezialisten werden in dem von uns ausführlich zitierten Material künftig gewiß ein dankbares Feld für fachbezogene Erklärungen, Überlegungen und Diskussionen finden. Gewohnheiten waren ja bekanntlich auch schon öfter Gegenstand psychologischer Publikationen, hauptsächlich im Zusammenhang mit Lernprozessen. Die hier behandelte Thematik ist zum Teil mit der inzwischen schon recht umfangreichen Literatur zum sog. „KZ-Syndrom" verknüpft, etwa den Arbeiten von Antoni Kępiński, „Das sogenannte ‚KZ-Syndrom'. Versuch einer Synthese" (in diesem Band S. 7–13), und Stanisław Kłodziński, „Der spezifische Krankheitszustand nach KZ-Haft" (in diesem Band S. 61–67). In den Auschwitz-Heften des Przegląd Lekarski haben darüber hinaus u.a. Roman Leśniak, Maria Orwid, Adam Szymusik, und Aleksander Teutsch Arbeiten zu diesem Thema veröffentlicht (vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 82 ff., 92 ff.).

Dabei wurde die Wirkung der Lagertraumen und ihr unterschiedlicher Einfluß auf die psychischen Veränderungen bei denen, die das Lager überlebt haben, unter medizinischen und psycho-pathologischen Gesichtspunkten untersucht. U.a. hinsichtlich der Haltung ehemaliger Häftlinge gibt es Parallelen zu der bekannten Studie von Anna Pawełczyńska, „Wartości a przemoc. Zarys socjologicznej problematyki Oświęcimia" [Werte und Gewalt. Eine Soziologie von Auschwitz], Warschau 1973 [engl.: Values and Violence in Auschwitz. A sociological Analysis. Berkeley, Los Angeles, London 1979]. Fragen von Moral und Ethik behandelt auch Alicja Glińska in ihrem Aufsatz Moralność więźniów Oswięcimia [Die Moral der Häftlinge von Auschwitz], Etyka Jg. 1967, Nr. 2, S. 173–232. Einige spezielle Fragen wurden ganz knapp auch in veröffentlichten Erinnerungsberichten ehemaliger Häftlinge erwähnt, die u.a. den Einfluß der Lagererfahrungen auf die Psyche und das Leben in der Nachkriegszeit beschrieben haben, wie z.B. Adolf Gawalewicz in „Refleksje z poczekalni do gazu. Ze wspomnień muzułmana" [Nachdenkliches aus dem Warteraum zum Gas. Aus den Erinnerungen eines Muselmanns], Krakau 1973, 2., verb. Ausg., besonders S. 151, 155, 157, 159, 161–163, 167, 168–177, 178, 180–186 (vgl. auch Gesamtverzeichnis, Nr. 154 ff.). Es sei jedoch noch einmal betont, daß wir bei der Abfassung des Aufsatzes nicht von Theorien aus der Fachliteratur und den über das Schrifttum verstreuten Hinweisen, sondern vor allem von den Beschreibungen und Reflexionen in der zu diesem Thema durchgeführten Enquete ausgegangen sind und dieses Material interpretiert haben.

Stanisław Kłodziński

Der spezifische Krankheitszustand nach KZ-Haft*

In der Nachkriegszeit sind sowohl in Polen als auch im Ausland zahlreiche Publikationen zum Gesundheitszustand der Personen erschienen, die die Nazi-Gefängnisse und Konzentrationslager überlebt haben. Diese Arbeiten behandeln zumeist nur Teilbereiche, also etwa nur eine Krankheit bei einer bestimmten Gruppe von Häftlingen, oder sie versuchen – meistens sehr oberflächlich – mehrere Teilgebiete einbeziehende Analysen. Dabei beschränken sich die Autoren in der Regel auf einheitliche Untersuchungsgruppen, also zum Beispiel auf ehemalige Häftlinge eines Lagers, die in einem bestimmten Gebiet wohnen.[1]

Die thematische Streuung der bisherigen Forschungsbemühungen steht in Zusammenhang mit der Zeit, in der sie durchgeführt wurden. So wurden beispielsweise in den ersten Nachkriegsjahren bei ehemaligen Häftlingen oft andere Normabweichungen festgestellt als heute; zahlreiche Häftlinge sind kurz nach ihrer Befreiung gestorben, hauptsächlich auf Grund akuter Infektionen (z.B. Tuberkulose) und anderer, fortschreitender irreversibler Prozesse. Bei anderen hat sich der mit der Lagerhaft zusammenhängende spezifische Krankheitszustand nach der Anpassungszeit an das normale Leben modifiziert; bei vielen ehemaligen Häftlingen gingen die Krankheiten in einen latenten Zustand über, um nach Jahren wieder manifest zu werden. Aus diesem Grunde kann man in Polen, Frankreich, Dänemark, den Niederlanden und in anderen Ländern, in denen ehemalige Häftlinge verhältnismäßig systematisch ärztlich untersucht werden, nach Jahren neue krankhafte Veränderungen feststellen, die mit dem Aufenthalt in den nazistischen Lagern zusammenhängen.

Die kurz nach der Befreiung durchgeführten Untersuchungen ehemaliger Häftlinge brachten also akute Krankheitsprozesse zutage, die schnell zu einer beträchtlichen Mortalität in dieser Bevölkerungsgruppe führten. Die heute noch Lebenden unterlagen bereits in hohem Maße einer biologischen Selektion. Bei ihnen dominieren chronische Krankheiten mit schubweise auftretenden Verschlechterungen.

Die Veränderungen, um die es hier geht, betreffen somatische Krankheiten und psychische Störungen. Diese beiden Kategorien der Folgen der Lagerhaft wurden früher üblicherweise getrennt beschrieben. Erhebliche Auswirkungen auf die bisherigen Beobachtungen hatte hier die fortschreitende Spezialisierung der einzelnen medizinischen Teildisziplinen. So wurde ein ehemaliger Häftling von einer ganzen Reihe von Fachärzten untersucht, jeder analysierte aber ausschließlich die seinem Fachgebiet zugeordnete Krankheit. Der gleiche ehemalige Häftling diente dadurch einem Autoren als Beispiel für eine lagerbedingte Rheumaerkrankung, einem anderen als Beispiel für Bluthochdruck oder für Tuberkulose usw. Nicht verwunderlich also, daß viele Arbeiten erschienen, die beim Vergleich der einzelnen Krankheiten bedeutende prozentuale Unterschiede in den einzelnen Gruppen aufweisen.

Beispielsweise wurde in einer Gruppe bei 11 % Tuberkulose festgestellt (Zdawski), in einer anderen Gruppe dagegen 34 % (Klodziński). Der Prozentsatz psychischer Störungen wurde in einer Studie auf 49,4 % bei Frauen und 36,2 % bei Männern festgelegt (Szwarc), andere kamen auf 64 % (Szymusik). Bei anderen Spezialuntersuchungen wurde festgestellt, daß bei 91 % der Untersuchten lagerbedingte Persönlichkeitsveränderungen auftreten (Leśniak).[2] Selbstverständlich sind Vergleiche dieser Art trotz zuweilen charakteristischer Prozentsatzunterschiede relativ, kann es doch zu Mißverständnissen kommen, wenn die Untersuchungen der einzelnen Gruppen in zu großem Abstand erfolgten oder die Diagnosen unterschiedlich klassifiziert und zusammengestellt wurden (wenn z.B. die Lungentuberkulose in der Statistik getrennt aufgeführt wurde; ähnlich bei überstandenen Herzmuskelinfarkten und Kreislauferkrankungen). Außerdem darf nicht vergessen werden, daß bei kleineren Untersuchungsgruppen die Gefahr steigt, die Ergebnisse falsch zu interpretieren. So lassen sich auch aus komplexen Untersuchungen nur schwer die richtigen komperativen und zusammenfassenden Schlußfolgerungen ziehen.

Die Einschätzung der Folgen der Lagerhaft erfordert zweifellos, den ehemaligen Häftling vom allgemeinmedizinischen Gesichtspunkt aus zu betrachten, und gleichzeitig alle Krankheiten, an denen er leidet, zu berücksichtigen. Bisher wurde der Gesundheitszustand ehemaliger Häftlinge unter dem Aspekt der psychischen und physischen Einheit noch nicht ausführlich und synthetisch beschrieben, obwohl ein großer Bedarf an einer solchen Beschreibung besteht. Seit langem haben Ärzte intuitiv erkannt, daß ehemalige Häftlinge nicht auf die gleiche Art wie andere Patienten untersucht und behandelt werden können, da

* Swoisty stan chorobowy po przebyciu obozów hitlerowskich (1972, H. 1, S. 15–21). Übersetzung: Veronika Körner.

1 Eine umfassende Spezialbibliographie über den spezifischen Krankheitszustand ehemaliger Häftlinge der Nazi-Gefängnisse und -Konzentrationslager wurde bisher [1972; vgl. S. 317] nicht zusammengestellt. Viele der polnischen Arbeiten zum Thema enthalten die Auschwitz-Hefte des Przegląd Lekarski [vgl. Gesamtverzeichnis in diesem Band] und die Berichte über den ersten und den zweiten Ärztekongreß des ZBoWiD [vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 848, 850].

2 Prz. Lek. 1971, H. 1, S. 172; vgl. a. Gesamtverzeichnis, Nr. 83–87.

auf diese Weise weder ein umfassendes Bild ihres Gesundheitszustandes zu erhalten, noch ein vollständiges und stabiles therapeutisches Ergebnis zu erzielen ist. Es war also erforderlich, von den in der traditionellen Medizin üblichen Grundsätzen und Schemata abzugehen.

Einige Ärzte stießen bei der Diagnose auf eine ausgeprägte und gemeinsame Ätiologie der spezifischen Erlebnisse und Bedingungen in den Konzentrationslagern, die die Ursache des unterschiedlichen Krankheitsverlaufs bei ehemaligen Häftlingen darstellen. Seit den Untersuchungen von Targowla wurde versucht, diese Differenz und Spezifik des Krankheitszustandes auf verschiedene Weise zu definieren und zu bezeichnen, ohne sie eindeutig und erschöpfend beschreiben zu können. Bis heute werden in der Literatur verschiedene und unterschiedlich gefaßte Termini verwandt, z.B. progressive Asthenie, KZ-Krankheit, KZ-Asthenie, Lagerfolge-Asthenie, chronisch progressive KZ-Asthenie, KZ-Syndrom, concentration camp syndrome. Die Entscheidung für einen Terminus hing zumeist von der Fachrichtung des untersuchenden Arztes und von den Normabweichungen bei den Untersuchten ab, die den Arzt vor allem interessierten. Es wurden auch die klassischen Termini verwandt, wenn bei einem ehemaligen Häftling z.B. eine verfrühte Arteriosklerose diagnostiziert wurde (Blahá), oder man beschränkte sich auf einseitige Untersuchungen, wobei nur die psychischen Abweichungen erkannt wurden und beispielsweise eine chronische reaktive Depression diagnostiziert wurde (Kolle).

Einen der wichtigsten Versuche, diese Problematik zusammenzufassen und Kriterien auszuarbeiten, die zu einer einheitlichen Definition der spezifischen Folgen der Haft in Nazi-Konzentrationslagern und -Gefängnissen führen könnte, unternahm Antoni Kępinski.[3] Im Zentrum seiner Überlegungen stand das Phänomen der psycho-physischen Einheit. Ohne den Inhalt dieser grundlegenden Studie zu wiederholen, sollen doch noch einige ergänzende Bemerkungen angeführt werden.

Das Phänomen der psycho-physischen Einheit zeigte sich in den Konzentrationslagern sehr deutlich. In der wissenschaftlichen Medizin wird diese Einheit oft vergessen, denn wir sind aus verschiedenen, häufig methodisch begründeten Motiven geneigt, den menschlichen Organismus als Objekt zu behandeln. Dies ist die Voraussetzung, um überhaupt diagnostische und therapeutische Maßnahmen durchführen zu können. Bleiben wir jedoch bei der Konzeption einer psycho-physischen Einheit, so läßt sich auf gar keinen Fall erklären, wie der Organismus vieler Häftlinge den Lagerstreß aushalten, wie ausgehungerte, oftmals schwer geschlagene, übermüdete und unterkühlte Häftlinge zuweilen mit hohem Fieber schwere körperliche Arbeit verrichten, wie sie stundenlang im Bunker bei geringer Luftzufuhr und stundenlange Stehappelle in Kälte oder Hitze aushalten konnten, wobei sie zusätzlich an Flecktyphus oder Tuberkulose litten; wie sie mit eiternden Füßen laufen, wie sie gegen den Durst ankämpfen konnten, wenn sie tagelang kein Wasser erhielten, wie sie schwere Krankheiten ohne wirksame Behandlung überwinden konnten. Es ist unmöglich, diese und viele andere Tatsachen zu erklären, die dem untersuchenden Arzt für gewöhnlich unbekannt sind, wenn der Organismus nur als komplizierter Mechanismus betrachtet wird.

Wir müssen also von der dominierenden Rolle des Nervensystems ausgehen, das alle Funktionen des Organismus integriert und die einzelnen Mechanismen derart beeinflußt, daß sie ungeachtet einer bedeutsamen Schädigung weiter als Ganzes funktionieren. Wenn wir die dominierende Rolle des Nervensystems nicht aus dem Blick verlieren, können wir leichter verstehen, warum einige somatische Prozesse im Konzentrationslager anders als im normalen Leben verliefen. Es ist verständlicherweise schwierig festzustellen, wie weit dieser regulierende Einfluß des Nervensystems reicht und ob überhaupt eine Grenze festgelegt werden kann zwischen den somatischen und den Steuer-, also den nervlichen Prozessen, die subjektiv als psychische Prozesse empfunden werden. Auf jeden Fall hatte das, was allgemein als psychische Widerstandsfähigkeit bezeichnet wird, in Gefängnis und Lager einen entscheidenden Einfluß auf die Anpassung des Organismus an das Leben unter den extrem ungünstigen Haftbedingungen. Der Zusammenbruch der psychischen war gleichbedeutend mit dem Zusammenbruch somatischer Widerstandsfähigkeit.

Ein Häftling, der keine psychischen Kräfte mehr hatte, um um sein Überleben zu kämpfen, verlor sehr schnell auch die körperliche Kraft. Es gab in den Konzentrationslagern für diesen Zustand einen besonderen Begriff: Häftlinge, die sich aufgegeben hatten, nannte man „Muselmänner", die Hauptursache für diesen Zustand war der psychische Zusammenbruch. Es gab Häftlinge, die noch abgemagerter als die „Muselmänner" waren, sich aber psychisch aufrecht hielten, die daran glaubten, daß sie überleben werden, die Reste der menschlichen Würde wahrten und sich bemühten, nicht nur an sich selbst zu denken. Diese Menschen konnten die Schwere des Lagerlebens trotz schlechter körperlicher Verfassung aushalten. Es gab auch solche, die nicht in allzu schlechter physischer Kondition waren und trotzdem psychisch zusammenbrachen, die Haltung eines „Muselmanns" („es ist mir alles egal") annahmen und alle ihre Anstrengungen ausschließlich auf die Nahrungsbeschaffung ausrichteten – diese lebten oft nicht mehr lange. Die für den Muselmann so charakteristische Haltung entwickelte sich gewöhnlich aus der Einstellung, daß der Häftling sich und seine Person in den Vordergrund schob; es schien ihm, alles habe sich gegen ihn verschworen, das Lager, der Hunger und die Schläge beträfen besonders seine Person; er vergaß das Leiden der anderen, glaubte keinem mehr und hielt sich selbst für den am meisten benachteiligten und unglücklichsten Tropf. Diese egozentrische Einstellung machte es dem Häftling unmöglich, einen Ausweg zu finden und vor allem einen Halt bei Mithäftlingen zu suchen, der unbedingt nötig war, um sich an das Leben im Lager anzupassen. Die Einsamkeit des Muselmanns war eine der Hauptursachen seines psychischen Zusammenbruchs. Die Last des Lebens im Lager konnte nur im Empfinden der Gemeinschaft mit den Mithäftlingen ertragen werden. Wenn der Muselmann im Anfangsstadium von einem

3 Antoni Kępinski. Das sog. „KZ-Syndrom". Versuch einer Synthese, in diesem Band S. 7–13.

Freund oder Kameraden Hilfe erfuhr, so hatte er noch die Möglichkeit, diesen Zustand zu überwinden. Zuweilen bewahrten auch Pakete, Briefe, eine Fotografie oder ein Kassiber von zu Hause vor dem Gefühl der Einsamkeit. Es war eine seltsame Einsamkeit – stets inmitten einer großen Menschenmasse.

Von den zahlreichen ätiologischen Faktoren, die von Bedeutung für die richtige Einschätzung des heutigen Gesundheitszustands ehemaliger Häftlinge sind, ist auch die Tatsache hervorzuheben, daß eine gute physische Verfassung im Lager, ein durchtrainierter Körper und die Fähigkeit, Mühsal und Hunger ertragen zu können, die Überlebenschancen vergrößerten, ohne jedoch wirklich entscheidende Faktoren zu sein. Es wurde beobachtet, daß kräftig gebaute Menschen zuweilen schneller zusammenbrachen und zu Muselmännern wurden, als schwächere Mithäftlinge.

Bei dominierender Bedeutung der psychischen Einstellung hatten offensichtlich auch noch andere Faktoren Einfluß auf die Überlebensfähigkeit. So wurden z.B. bei Angehörigen einzelner Nationen, die in den Lagern zusammentrafen, Unterschiede in der Widerstandsfähigkeit gegenüber den Beschwernissen im Lager beobachtet.

Erklären läßt sich das durch verschiedene psychische Einstellungen und unterschiedliche Anpassungsfähigkeit an die mühseligen Lebensbedingungen. Es ist z.B. bekannt, daß Russen am meisten aushielten. Wie die Juden wurden auch sie im allgemeinen schlechter behandelt als Häftlinge aus anderen Nationen. Trotzdem vertrugen die Russen körperliche Belastungen, wie das tagelange Stehen ohne Kleider im Schnee, langes Hungern usw. besser als andere. Bei ihnen überwog die Haltung, das Lager ließe sich durchhalten, es sei „auch für Menschen" gemacht. Dagegen waren die Gefangenen aus westlichen Ländern, z.B. Holländer, Belgier, Franzosen, aber auch Italiener und Griechen, der Überzeugung, das KZ sei nicht für Menschen, und sie müßten unweigerlich darin umkommen; gerade sie brachen am ehesten zusammen. Eine starke soziale Verbundenheit, die das Überleben erleichterte, war im Lager am häufigsten bei Russen und Polen zu beobachten.

Ein wesentliches Moment der psychischen Widerstandsfähigkeit lag darin, daß sich die Häftlinge ein Ziel setzten, das sie hartnäckig verfolgten – eine Einstellung, die sich auch nach der Befreiung auf die Haltung und die Gesundheit auswirkte. Ein solches Ziel konnte sein, das KZ zu überleben, aus dem Lager zu fliehen, sich die Lebensumstände im Lager besser zu organisieren, anderen zu helfen, etwas gegen die SS zu machen (z.B. Sabotageakte durchzuführen), der Beschluß, seine Würde zu erhalten oder die eigenen religiösen, nationalen, politischen Ideale hochzuhalten.

Das Nervensystem braucht als Steuerorgan für den ganzen Organismus sowohl im Hinblick auf innere Prozesse, als auch in den Interaktionen mit der sozialen Umwelt ein ständig feststehendes Ziel, sonst führt es seine Funktion chaotisch aus. Möglicherweise mobilisierte die Festlegung eines solchen persönlichen Ziels für das Leben im Lager das ganze Nervensystem und damit den ganzen Organismus und vergrößerte dadurch die physische Widerstandsfähigkeit. Allerdings reicht Selyes Streßkonzept, das sich auf die endokrinen Mechanismen konzentriert, nicht aus, um die Widerstandsfähigkeit gegen den Lagerstreß zu erklären; überzeugender ist dagegen die Konzeption des Nervismus (Pavlov), nach der dem Nervensystem die integrierenden und führenden Funktionen zufallen.

Nach der Befreiung von der spannungsgeladenen Existenz im Lager brachen viele ehemalige Häftlinge psychisch und physisch zusammen; die Sterblichkeit und die Anfälligkeit für Krankheiten nahm zu, was in gewissem Maße damit erklärt werden kann, daß die Spannung nachließ, die durch die Orientierung auf das im Lager gesetzte Ziel entstanden war, wodurch das Nervensystem demobilisiert wurde. Es trat dann eine Entspannung ein, die zur Herabsetzung der allgemeinen Widerstandsfähigkeit führte. Die ehemaligen Häftlinge, die sich ein neues Ziel setzen konnten (Wissenschaft, berufliche oder gesellschaftliche Arbeit, Politik usw.), waren diesem Entspannungsprozeß nicht ausgesetzt, die Adaption an die Lebensbedingungen nach dem KZ verlief bei ihnen weit ungestörter, als bei ihren ehemaligen Mithäftlingen, die ein solches Lebensziel nicht fanden.

Betrachten wir das Leben im Lager unter dem Aspekt der Homöostase, also des Gleichgewichts zwischen Organismus und Umwelt, muß hervorgehoben werden, daß das Leben im Konzentrationslager keine günstigen Bedingungen für die Herausbildung eines solchen Gleichgewichts bot. Es war ein Leben voller Spannungen und Gefahren, das ständigen körperlichen und psychischen Verletzungen ausgesetzt war. Das Gleichgewicht blieb im Lager immer labil und konnte ständig zu einem Spiel mit dem Tod werden.

Nach Verlassen des Lagers fiel es vielen Häftlingen sehr schwer, sich an einen ruhigeren Lebensrhythmus zu gewöhnen. Manche suchten gleichsam die Gefahr und das Risiko. Die einen versuchten, die Langeweile des alltäglichen Lebens in Alkohol oder einem ausschweifenden Leben zu ertränken, andere zeigten häufig ziellose Überaktivität. Es sind Fälle bekannt, daß unmittelbar nach dem Krieg ehemalige KZ-Häftlinge in organisierten Gruppen durch das besetzte Deutschland zogen; ihr vorgebliches Ziel war es, SS-Leute und Lager-„Kapos" zu fangen. Dabei wurden aber auch Sittlichkeits- und Wirtschaftsdelikte verschiedener Art begangen. Auf diese Weise wurde der Organismus in Spannung gehalten. Manche gingen wieder in den Untergrund, gerieten mit dem Gesetz in Konflikt, flohen ins Ausland usw. Das endete häufig wieder mit einer Haftstrafe. Überaktivität äußerte sich aber auch darin, sich freiwillig zu Abteilungen, die gegen die UPA-Banden* kämpften, zur Miliz oder zu den Ämtern für Sicherheit zu melden.

Damit ist kurz skizziert, auf welche Weise eine Reihe von Elementen der Ätiologie des spezifischen KZ-Zustandes seine Besonderheit und Eigenart bestimmen, welchen Einfluß diese Elemente auf Haltung, Persönlichkeit und Handlungen ehemaliger KZ-Häftlinge haben können und wie weitgehend diese sich von anderen Personen – gesunden wie kranken – unterscheiden, die nicht im Lager waren.

* UPA: Ukrainische Aufstandsarmee; in Südostpolen und der westlichen Ukraine dauerte der Kriegszustand praktisch bis 1948 an.

Eine eingehende Analyse wird es erforderlich machen, gründlich zu überprüfen, wie die Dynamik der Krankheitsprozesse bei ehemaligen KZ-Häftlingen in der Nachkriegszeit verlief, worauf die Besonderheiten bei Gesundheitsstörungen dieser Personengruppe unter medizinischem Aspekt beruhen, wie sich das Bild verschiedener, gleichzeitig nebeneinander existierender pathologischer, somatischer und psychischer Zustände darstellt, welchen Nutzen die durchgeführten ärztlichen Untersuchungen in medizinischer Hinsicht für das weitere Schicksal der schnell aussterbenden Bevölkerungsgruppe ehemaliger KZ-Häftlinge haben können und was die Forschungen zum medizinischen Wissen beitragen. An dieser Stelle können diese Fragen natürlich nicht erschöpfend behandelt werden, wir weisen lediglich auf einige wesentliche Probleme hin.

Charakteristisch für den heutigen Gesundheitszustand ehemaliger Häftlinge ist nach unseren Beobachtungen, daß gewöhnlich gleichzeitig mehrere somatische Krankheiten in Verbindung mit psychischen Störungen verschiedener Art auftreten. Dies wird durch die zahlreichen bereits durchgeführten medizinischen Untersuchungen bestätigt. In der Praxis kam der ehemalige Häftling jedoch in die Sprechstunde, um eine bestimmte – somatische oder psychische – Krankheit behandeln zu lassen. Erst wenn er dann eingehender untersucht wurde, stellte sich heraus, daß bei ihm eine ganze Reihe von Erkrankungen vorlag. Bei einem wegen Bluthochdrucks behandelten Mann wurde z.B. auch eine Ulkuskrankheit bzw. ein neurasthenisches Syndrom festgestellt. Ein Lungentuberkulosekranker war gleichzeitig chronisch depressiv oder Alkoholiker, bei einem Herzinfarktpatienten wurden zusätzlich Lungentuberkulose und ein Leberabzeß diagnostiziert.

Das Nebeneinander mehrerer fortgeschrittener Krankheiten bei ein und demselben ehemaligen Häftling läßt sich damit erklären, daß die chronische Krankheit einen negativen Einfluß auf den gesamten Organismus ausübt und Krankheiten anderer Organe hervorruft. Man kann allerdings davon ausgehen, daß dieser Zustand von einem einheitlichen ätiologischen Faktor verursacht wurde, dem Lagerstreß. Dieser Faktor wirkte auf den ganzen Organismus, wobei einige Organe stärker in Mitleidenschaft gezogen wurden (locus minoris resistentiae). Für die bereits erwähnte Dynamik ist es wichtig, daß die Krankheit lange Zeit nur bei dem geschädigten Organ auftrat. Im Laufe der Jahre, zuweilen auch unter dem Einfluß einer einseitigen Therapie, erfolgte dann eine Schädigung anderer Organe. Ein Häftling, der längere Zeit nur wegen Lungentuberkulose behandelt wurde, konnte nach der Heilung z.B. Symptome eines sog. Lungenherzens aufweisen.

Charakteristisch ist, neben dem gleichzeitigen Auftreten mehrerer Krankheiten, eine ausgeprägte Abwehrschwäche. Zuweilen dauern auch leichte Krankheiten bei diesen Menschen sehr lange, brechen immer wieder aus und widerstehen jeder Behandlung (z.B. Unterschenkelgeschwüre).

Bei ehemaligen Häftlingen tritt jedoch auch die entgegengesetzte Erscheinung auf, die darin besteht, daß sie chronischen Krankheiten sehr gut widerstehen. Manche leiden jahrelang an schweren somatischen Krankheiten und haben aus ärztlicher Sicht keine lange Lebenserwartung. Doch der Krankheitsprozeß im Organismus verläuft gleichsam verlangsamt, und die Patienten bleiben entgegen den Erwartungen am Leben.

Eine gewisse Analogie zum somatischen Gesundheitszustand weist auch der psychische Gesundheitszustand auf. Auch hier ist der chronische Verlauf der psychischen Störungen und ihre Resistenz gegen die üblichen Behandlungsmethoden charakteristisch. Sehr oft haben wir es auch mit mehreren Krankheitssyndromen gleichzeitig zu tun. So kann zum Beispiel ein chronisches neurasthenisch-depressives Syndrom mit Symptomen eines chronischen psycho-organischen Syndroms einhergehen. Auf dieses Thema ist unter anderen Władysław Fejkiel[4] eingegangen.

Wie bei den somatischen Krankheiten läßt sich auch eine verringerte Widerstandskraft gegenüber psychischen Traumen bei gleichzeitig vergrößerter Ausdauer beobachten. So bewirkte zuweilen ein geringes psychisches Trauma einen Zusammenbruch, es kam aber auch vor, daß ein ehemaliger Häftling ungeachtet langer und oft ernster psychischer Störungen auf spezifische Weise mit dem Leben fertig wurde und nicht so schnell einer psycho-sozialen Degradation unterlag wie Patienten, die nicht im Konzentrationslager inhaftiert waren. In manchen Fällen läßt sich diese vergrößerte Ausdauer mit der Fähigkeit erklären, die alltäglichen Bedürfnisse auf ein Minimum zu reduzieren. Es kommt vor, daß der ehemalige Häftling zum Teil so lebt, als befinde er sich noch im Lager, und sich mit minimalen Einkünften und primitiven Lebensbedingungen zufrieden gibt. Bei anderen läßt sich das umgekehrte nervöse Phänomen beobachten, das darin besteht, die Bedürfnisse maximal zu befriedigen, in Luxus zu leben usw. Dahinter verbirgt sich gewöhnlich die Angst, das im Lager erfahrene Elend könne sich wiederholen.

Eine interessante Gruppe bilden jene, die im Vergleich zur Gesamtbevölkerung gesünder und jünger erscheinen, als dies ihrem Lebensalter entspricht. Sie suchen keine ärztliche Hilfe, fühlen sich im allgemeinen gesund, sind aktiv und voller Initiative. Zuweilen wollen sie nichts mehr mit den KZ-Erlebnissen zu tun haben und brechen alle Kontakte zu ehemaligen Häftlingen ab.

Ein Teil dieser Gruppe konzentriert sich hauptsächlich auf Fragen, die mit den Erlebnissen im Lager zusammenhängen, bei anderen werden diese dagegen vollständig unterdrückt. Sie zeichnen sich in ihrem Beruf oder durch gesellschaftliches und politisches Engagement aus.

4 W[ładysław] Fejkiel. Bewertung des Gesundheitszustandes ehemaliger Auschwitz-Häftlinge, an denen verbrecherische Experimente vorgenommen worden sind. In: V. Internationaler Medizinischer Kongreß der FIR 21. bis 24. September 1970 in Paris. Ermüdung und vorzeitiges Altern. Folge von Extrembelastungen. Leipzig 1973, S. 315–320. Ebenfalls vorgetragen wurde auf diesem Kongreß ein Referat von Roman Leśniak, Maria Orwid, Adam Szymusik, Aleksander Teutsch, Julian Gątarski und Małgorzata Dominik, das die Krakauer psychiatrischen Untersuchungen ehemaliger KZ-Häftlinge zusammenfaßte – vgl. ebenda, S. 201ff. Hanna Szwarc referierte über die Ergebnisse allgemeinerer Untersuchungen: Krankheiten ehemaliger Konzentrationslagerhäftlinge auf der Grundlage der in den Jahren 1964 bis 1966 in der VRP durchgeführten Untersuchungen – vgl. ebenda, S. 250–255.

Manchmal läßt sich trotz ernster somatischer Krankheiten und bei bereits recht alten ehemaligen Häftlingen beobachten, daß sie sich selbst als jung empfinden. Diese Menschen leben, als spielten ihre Krankheit und ihr Alter keine Rolle. Diese Erscheinung läßt sich damit erklären, daß die Erlebnisse im Lager bei ihnen das Gefühl erzeugen, daß nachdem man das KZ überlebt habe, alles im Leben leichter sei und man mit allem fertig werden könne. Darüber hinaus hat das Lager gleichsam ihre Lebenszeit in dem Sinne angehalten, daß sie sich noch immer in dem subjektiven Alter befinden, in dem sie im Lager waren, da alles, was später geschah, weniger wichtig erscheint. Der Streß des Lebens im Lager setzte bei ihnen größere Widerstandskräfte frei als bei durchschnittlichen Menschen, wodurch die psychische Jugend – wenn auch selten – mit der biologischen Jugend übereinstimmt. Diese Gruppe von Menschen ist somatisch gesund und aktiv.

Die in Polen und im Ausland durchgeführten Untersuchungen lassen häufig erkennen, daß die meisten ehemaligen Häftlinge früher in den Zustand der Involution geraten als die durchschnittliche Bevölkerung. Aufgrund dieser Forschungen erkennt ihnen beispielsweise die französische Regierung früher eine Rente zu.[5]

Die vorzeitige Involution macht sich gewöhnlich in der Form bemerkbar, daß nach einer Zeit relativer Anpassung an das Leben nach dem KZ im Alter von 50–55 Jahren Ermüdungs- und Erschöpfungszustände, Apathie, Resignation und eine generelle Einschränkung der Aktivität eintreten. Gleichzeitig neigen diese Menschen dazu, ihr Leben zu bilanzieren. Mit verstärkter Kraft kehren Erinnerungen aus dem Lager wieder, Albträume über das KZ werden häufiger. Verbitterung und Enttäuschung nehmen zu, die aus dem Kontrast zwischen dem im KZ erträumten und vorgestellten Leben nach dem Lager und der vorgefundenen Realität herrühren. In dieser Zeit kehren manche zur KZ-Thematik zurück und nehmen wieder Kontakte mit Kameraden aus dem Lager auf. Gleichzeitig machen sich diskrete Störungen eines psycho-organischen Syndroms bemerkbar: das Gedächtnis läßt nach; Gemütsbewegungen werden häufiger, die zuweilen die Form von incontinentia emotionalis annehmen, die Hemmungsvorgänge verlieren an Stärke (größere Reizbarkeit, Gereiztheit, Explosivität).

Die elektroenzephalographischen Aufzeichnungen weisen bei einem hohen Prozentsatz ehemaliger Häftlinge pathologische Veränderungen auf. So werden z.B. verschwommene organische Veränderungen in Form eines abgeflachten Grundrhythmus und des Auftretens freier Aktivität festgestellt.[6] Sogar bei denen, die sich dank ihrer Aktivität einer scheinbar guten Gesundheit erfreuen, lassen sich bei genauer Untersuchung Merkmale eines vorzeitigen Alterungsprozesses, sei es in Form von Störungen des Gefühlslebens oder in einer Resignation, die durch scheinbare Aktivität verdeckt wird, feststellen. Darauf weisen zusätzliche, v.a. enzephalographische Untersuchungen hin.

Die Erklärung für die verfrühte Involution muß in den Erlebnissen im Lager gesucht werden; darin stimmen alle Autoren überein, die sich mit dieser Frage beschäftigen.

Einige dieser Autoren äußern die Ansicht, das Leben im Lager habe die Entwicklung atheromatöser Prozesse beschleunigt. Doch wahrscheinlich geht es hier nicht nur um arteriosklerotische Prozesse, sondern auch um die allgemeine Auszehrung des Organismus durch langandauernden Streß, u.a. durch Hunger und Störungen des Eiweißstoffwechsels. Eine gewisse Rolle spielten auch psychische Faktoren. Diese sind sehr vielseitig und umfassen sowohl die Lagerzeit als auch die nachfolgenden Jahre. Heute wird bereits allgemein anerkannt, daß in der Ätiologie der Arteriosklerose die langandauernde Unterdrückung von Aggressionen eine Rolle spielten. Eben diese Situation bestand im Konzentrationslager, da die Häftlinge dort ihre Aggressionen gegenüber ihren Peinigern nicht abbauen konnten. Diese Aggressionsunterdrückung ist bei ehemaligen Häftlingen nicht selten erhalten geblieben, zwingt sie zum Verzicht auf Träume und Pläne und führt dazu, daß sie sich zurückgesetzt fühlen; häufig von ihrer Umgebung unverstanden, kapseln sie sich ab und bleiben mit Vorliebe im eigenen Milieu, im Milieu der ehemaligen Häftlinge. Die psychische Situation eines solchen gleichsam unterdrückten Lebens kann Alterungsprozesse deutlich beschleunigen.

Zur psychischen und sozialen Adaption ehemaliger KZ-Häftlinge an das Leben nach dem Lager wird unter anderem festgestellt, daß es schwierig ist, eine richtige Anpassung zu erreichen. Nach einer Reihe von Jahren, nach gut zehn Jahren trat in der Regel die endgültige Anpassung an die Lebensbedingungen in der Freiheit an. Eine große Gruppe findet sich nach einer kürzeren oder längeren Periode schlechter Adaption dann doch im neuen Leben zurecht, ist mit diesem Leben relativ zufrieden, hat berufliche und soziale Erfolge, verhält sich aktiv und hat nicht das Gefühl, isoliert zu sein. Sie fühlen sich auch nicht benachteiligt und werfen der Gesellschaft nicht vor, sie nicht richtig zu verstehen oder zu schätzen. Bei diesen Menschen läßt sich oft ein größeres Interesse am Mitmenschen beobachten als bei der Durchschnittsbevölkerung, was sich dann in Hilfsbereitschaft oder auch in großem sozialpolitischen Engagement äußert – dem Wunsch, die „Wirklichkeit zu verbessern". Viele haben einen Hochschulabschluß erworben und wichtige Positionen erreicht. Bei manchen läßt sich ein großer Drang zu wirtschaftlichen Erfolgen beobachten, andere halten das für nicht so wichtig. Wie bei den meisten ehemaligen Häftlingen spielen die formellen zwischenmenschlichen Beziehungen für sie kaum eine Rolle. Sie sind bemüht, den Menschen nach seinem tatsächlichen Wert einzuschätzen, und nicht nach der Position, die er in der Gesellschaft innehat.

Eine andere Gruppe bilden ehemalige Häftlinge, die sich scheinbar gut an das Leben nach dem KZ angepaßt haben,

5 J. Panasewicz. Niektóre aktualne zagadnienia patologii wojennej [Einige aktuelle Fragen der Kriegspathologie]. Prz. Lek. 1969, H. 1, S. 13–18; L. F. Fichez, A. Klotz. Die vorzeitige Vergreisung und ihre Behandlung. An Hand von Beobachtungen an ehemaligen Deportierten und KZ-Häftlingen. Wien 1961 (Bericht über die III. Internationale Medizinische Konferenz der FIR, Lüttich 1961).

6 J. Gątarski u.a., Wyniki badania psychiatrycznego i elektroencefalograficznego 130 byłych więźniów Oświęcimia-Brzezinki [Die Ergebnisse der psychiatrischen und elektroenzephalographischen Untersuchung von 130 ehemaligen Häftlingen von Auschwitz-Birkenau]. Prz. Lek. 1969, H. 1, S. 25–28.

berufstätig sind und sogar Erfolge haben. Trotzdem kann man hier eine gewisse Distanz gegenüber dem alltäglichen Leben spüren, als ginge es in Wirklichkeit um etwas ganz anderes. Es scheint, als lebten diese Menschen aus Pflichtgefühl. Sie sind in der Regel der Umwelt gegenüber positiv eingestellt, bleiben aber abgekapselt in ihrer eigenen Welt und finden nur mit ehemaligen Gefährten aus dem Lager eine gemeinsame Sprache. Unter der Decke guter Anpassung verbirgt sich häufig tiefe Enttäuschung über das normale Leben in der Freiheit, in der Familie und in der Gesellschaft. Oft sehnen sie sich nach einem utopischen Leben, das sie sich im Konzentrationslager erträumt hatten. Ihre sozialen und familiären Pflichten erfüllen sie zwar gut, doch sind sie im allgemeinen emotional nicht besonders engagiert. Ihr Gefühlsleben ist reserviert für KZ-Fragen. Sehr oft sammeln sie KZ-Literatur, suchen Kontakt zu ehemaligen Häftlingen und leben bei KZ-Erinnerungen auf.

Eine weitere Gruppe sind die schlecht angepaßten Menschen. Zu dieser Gruppe gehören die ehemaligen Häftlinge, die ihren Platz in der freien Welt bisher nicht finden konnten. Auch im Familienleben haben sie Schwierigkeiten; bei den Ehegatten finden sie kein Verständnis; es kommt zu Scheidungen. Im Beruf fühlen sie sich unverstanden und unterschätzt, sie kommen auch mit der Umwelt in Konflikt, wechseln häufig die Arbeitsstelle, suchen Trost im Alkohol und verstoßen gegen Rechtsvorschriften. Zu dieser Gruppe gehören auch jene, die sich seit dem Verlassen des Lagers krank und arbeitsunfähig fühlen. Sie regen sich auf über die langen Bemühungen um Rente und Entschädigung. Sie sind höchst unzufrieden mit dem Leben, fühlen sich von der Gesellllschaft zurückgesetzt und sind der Meinung, daß ihre unverschuldete KZ-Qual durch nichts ausgeglichen wurde.

Bei der Einschätzung der Adaption an das Leben nach der Befreiung darf die Bedeutung der „sozialen Position" nicht übersehen werden. Manche ehemaligen Häftlinge konnten sich lange nicht damit abfinden, daß sie im Lager eine wichtige – oft sehr positive – soziale Rolle gespielt hatten, sich jedoch nach der Befreiung plötzlich am Nullpunkt wiederfanden und erneut eine soziale Position erkämpfen mußten. Dieses Problem haben übrigens nicht nur ehemalige KZ-Häftlinge zu bewältigen, sondern auch viele Kriegshelden. In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage der Macht. Zuweilen konnte nämlich ein junger Häftling im KZ relativ viel Macht und Bedeutung in der künstlichen „Lagergesellschaft" erwerben. Als er das Lager verlassen hatte, verlor er diese Macht selbstverständlich, was ihn manchmal dazu brachte, sich gegen die bestehende Gesellschaft und ihre Normen aufzulehnen. Das ist die Gruppe der Soziopathen, die um jeden Preis Macht und Bedeutung erreichen wollen.

Die besondere Ätiologie und die eigenartige Spezifik des Krankheitszustands ehemaliger Häftlinge von nazistischen Gefängnissen und Konzentrationslagern sowie die im Vergleich mit der Gesamtbevölkerung häufig ganz andere Einstellung zum Leben, den Problemen und Konflikten, die besonderen Charaktermerkmale usw. der hier beschriebenen Bevölkerungsgruppe machen es notwendig, auch vom medizinischen Standpunkt aus besondere Wege zu gehen. Diese scheinbar selbstverständliche Feststellung verdient besonders hervorgehoben zu werden, da diese Herangehensweise bekanntlich in der Praxis häufig noch Bedenken hervorruft und es sogar zu Konflikten zwischen Patient und Arzt kommen kann.

Bei der Untersuchung bzw. Behandlung ehemaliger Häftlinge genügt es nicht, sich auf die Feststellung des aktuellen Zustands zu beschränken. Abgesehen davon wird der Patient selbst, sobald er Vertrauen zum Arzt gefaßt hat, sehr schnell von seinen Erlebnissen im Lager sprechen. Der Arzt sollte diese Äußerungen nicht despotisch unterbrechen, sondern sich zumindest bemühen, sie zu verstehen, er sollte sich ein kleines Stück in die besondere Situation einzufühlen versuchen. Anders wird er die Probleme und den Zustand eines solchen Patienten niemals erfassen können. Gerade das ist aber ein wesentliches Element bei der Behandlung somatischer und psychischer Krankheiten. Es ist also nicht verwunderlich, daß ehemalige KZ-Häftlinge am liebsten die Ärzte aufsuchen, die ebenfalls im Lager waren, denn ein solcher Arzt kann sie tatsächlich am besten verstehen.

Eine weitere wichtige Voraussetzung für Behandlung und Begutachtung ehemaliger Häftlinge ist ein relativ guter Überblick über die verschiedenen Gebiete der Medizin. Wir haben ja bereits begründet, daß der lagerbedingte Krankheitszustand in der Regel verschiedene Organe in Mitleidenschaft zieht. Der ehemalige Häftlinge behandelnde Arzt darf also kein schmalspuriger Spezialist sein, der sich in der Vielfalt der Fragen verlieren würde. Weiterhin benötigt er grundlegende Fähigkeiten in der psychiatrischen Behandlung, da die somatischen Krankheiten fast immer von psychischen Störungen begleitet werden.

Weil der lagerbedingte Krankheitszustand chronisch ist, muß der Arzt darauf gefaßt sein, sich längere Zeit mit dem Patienten zu befassen und kann nicht damit rechnen, die Leiden durch eine oder einige wenige Behandlungen aus der Welt zu schaffen.

Die Krankheitssituation des ehemaligen Häftlings hängt oft mit seiner Lebenssituation zusammen. Der Arzt muß also auch in diesen Fragen mit Rat zur Seite stehen, so muß er den Patienten zu Konflikten im Betrieb oder in der Familie beraten, muß bei den Bemühungen um Unterstützung, um Rente helfen und z.B. durch gut formulierte Bescheinigungen in Wohnungs- und Urlaubsfragen intervenieren.

Eine weitere Frage, die hier hervorgehoben werden muß, ist die Spezifik des durch die KZ-Haft bedingten Krankheitszustands in ihrer Bedeutung für eine Reihe allgemeiner medizinischer Probleme. Für die Medizin im Allgemeinen ist es unter diesem Aspekt wichtig, eine Antwort auf die Fragen zu finden, wieviel der Mensch aushalten kann und was auf ihn Einfluß hat, ob die physischen von den psychischen Prozessen abgetrennt werden können, worin die Hilfe für den anderen Menschen, auch die des Arztes, besteht und ob Krankheitsprozesse unter extremen Streßbedingungen ihren Verlauf ändern. Der Versuch einer Klärung dieser vielfältigen und schwierigen Problematik müßte Gegenstand einer besonderen Monographie werden. Hier können wir dazu nur folgendes feststellen:

Betrachten wir das Konzentrationslager als makabres biologisches Experiment und vergleichen es mit Hungerexperimen-

ten an Tieren, wird deutlich, daß der menschliche Organismus mehr aushalten kann als der des Tieres und daß die Grenzen dafür nicht fest gezogen sind. Zwar sind über 80 Prozent der Häftlinge in den Konzentrationslagern umgekommen, die Überlebenden bilden jedoch einen Beweis für diese ungewöhnliche Ausdauer des menschlichen Organismus. Es ist ex post sehr schwer einzuschätzen, warum manche Häftlinge den Streß im Lager aushalten konnten, wo doch die Mehrheit umkam. Selbstverständlich gab es auch Unterschiede in den äußeren Bedingungen im Lager, in dem, was jeder einzelne durchzumachen hatte. Oft hatten die Überlebenden das Glück, unter etwas besseren Umständen zu leben als die, die umgekommen sind. Zweifellos spielte jedoch die innere Widerstandsfähigkeit des Menschen, die bei jedem Häftling anders war, eine entscheidende Rolle. In den Konzentrationslagern ist beobachtet worden, daß Gefangene unter für die dortigen Verhältnisse relativ leichten Streßbedingungen zusammenbrachen und starben, andererseits aber schwere Strafen wie Bunker oder Prügelstrafen überlebten.

Es ist auch sehr schwer, eine Korrelation zwischen der Stärke des Traumas und seinen Folgen festzulegen. Über die Widerstandsfähigkeit des ehemaligen Häftlings entschied nicht allein seine damalige körperliche Verfassung oder sein Alter, eine wichtige Rolle spielten auch Faktoren psychischer und sozialer Natur. Die politischen Gefangenen hielten in der Regel mehr aus als Häftlinge, die durch Zufall ins KZ kamen. Die Hilfe der Mithäftlinge, auch wenn es nur ein herzliches Wort oder eine freundschaftliche Geste gewesen ist, hatte oftmals entscheidenden Einfluß auf die Widerstandsfähigkeit. Als in den Krankenbaublöcken bereits politische Häftlinge arbeiteten, mußte sich die ärztliche und pflegerische Hilfe häufig auf menschliche Gesten beschränken, da keinerlei pharmakologische Präparate zur Verfügung standen. So etwas wirkte mobilisierend, und darin bestand seine Bedeutung.

Zum Abschluß muß noch einmal hervorgehoben werden, daß zwar die medizinische Literatur zum spezifischen Krankheitszustand, der durch die Haft in den Nazi-Konzentrationslagern und -Gefängnissen verursacht wurde, recht umfangreich ist, eine ausführliche Synthese aber immer noch fehlt. Es wäre wünschenswert, wenn sich heute die Autoren neben den Reihenuntersuchungen darauf konzentrierten, das Krankheitsbild ausführlich zu definieren, dem diese Skizze gewidmet ist.

Zdzisław Ryn

Die Dynamik der psychischen Störungen beim KZ-Syndrom*

Der unmittelbare Kontakt mit ehemaligen KZ-Häftlingen ist vom psychiatrischen Standpunkt eine ungewöhnliche und unwiederholbare Erfahrung. Das emotionale Klima eines derartigen Kontakts wird von zwei wichtigen Faktoren bestimmt: den grausamen Lebensbedingungen im Lager, und dem Mal, das das Lager in der Psyche dieser Menschen zurückgelassen hat. Ihre unverkennbare psychische Andersartigkeit fällt der Umgebung, aber auch ihnen selbst auf. „Dieses ‚Anderssein'", schreibt Antoni Kępinski (1970), „wird offenbar, wenn sie beginnen, vom Lager zu sprechen (. . .), sie können dem Bannkreis des Lagers nicht entkommen. Dort gibt es furchtbare, aber auch schöne Dinge, abgrundtiefe menschliche Erniedrigung, aber auch Güte und Großherzigkeit; sie haben erfahren, was der Mensch ist; trotzdem, oder gerade deshalb läßt ihnen das Rätsel Mensch keine Ruhe (. . .). Sie selbst sind sich oft ein Rätsel, jedenfalls spüren sie das Rätselhafte des Menschen, das Trügerische menschlicher Normen, Formen und Konventionen stärker als andere; für sie ‚ist der König nackt'."

Das Mal der Lagererlebnisse sitzt fest in Geist und Körper, ja es nimmt sogar zu, seine Folgen werden stärker. Dieses eigenartige Lagerstigma ist auf die zweite und inzwischen schon auf die dritte Generation, die Nachkommen ehemaliger Häftlinge übergegangen. Es ist dauerhaftes Kennzeichen einer Population, die die Konzentrationslager und den Krieg am eigenen Leibe erfahren hat. Es handelt sich also hier um einen Prozeß, der zeitlich andauert und die Grenzen des individuellen Lebens der KZ-Häftlinge überschreitet. Er entwickelt eine ganz eigene Dynamik, er unterliegt einer Evolution.

Das komplexe und mannigfaltige klinische Bild der Folgen der KZ-Haft rechtfertigt gewiß die reichhaltige Terminologie, die hier gebraucht wird. In der internationalen Literatur überwiegen Definitionen wie „concentration camp syndrome" („Konzentrationslager-Syndrom"), „survivor syndrome" („Überlebenssyndrom") oder „asthenia progressiva gravis" („chronische progressive Asthenie"). Im Polnischen gibt es bislang keine konzise, angemessene Bezeichnung für die Krankheitsfolgen des Lagers. Ziemlich verbreitet ist der fremdklingende Begriff „KZ-Syndrom" nach dem entsprechenden deutschen Wort. Die Ärzte sind hier auf die Hilfe der Sprachwissenschaftler angewiesen, denn eigentlich erfaßt keines der genannten Synonyme vollständig das Wesen dieser Krankheit, ihre körperlichen und psychischen Symptome sowie ihren chronischen und progressiven Charakter. Der von Targowla benutzte Terminus „asthenia progressive gravis" trifft das Wesen der Krankheit wohl noch am ehesten, ist jedoch auch nicht restlos überzeugend. Man sollte bei diesem komplexen Problem die Möglichkeit einer einfachen, aus der Umgangssprache abgeleiteten Form erwägen und das KZ-Syndrom als „Lagerfolgekrankheit" oder als „Lagerkrankheit" (im Englischen „post-concentration camp disease" oder „concentration camp disease") bezeichnen. Im Vergleich zu der im englischen Sprachraum allgemein verbreiteten Form „concentration camp syndrom" wäre das insofern ein Fortschritt, als es die ätiologische Spezifik und ihre nosologische Besonderheit berücksichtigte, an der ja wohl heute kein Zweifel mehr besteht.

Die Inhaftierung im KZ war für die meisten Menschen ein Schock, der ihre bisherige Lebenserfahrung bei weitem überstieg. Dieser Schock war so stark, daß viele ihn einfach nicht ertrugen und kurz nachdem sie im Lager eingetroffen waren starben. Der Tod trat nicht selten ein, noch bevor Symptome der Hungerkrankheit deutlich geworden waren, also bei äußerlich gutem physischen Allgemeinzustand. Todesursache war meist eine psychosomatische Deterioration als Folge des Zusammenbruchs sämtlicher Schutzmechanismen.

Die Häftlinge, die dem Druck dieser negativen Einflüsse standhielten, mußten sich so schnell wie möglich der Lagerwirklichkeit anpassen und die dort gültigen Normen des Zusammenlebens akzeptieren. Diese Wirklichkeit war aber so scheußlich, daß sie vielen wie ein Albtraum erschien. Daher das Gefühl des Verschwimmens der Grenze zwischen Wachen und Traum, zwischen der realen und der phantasierten Welt.

Viele äußere und innere Faktoren bestimmten die Anpassung an das Lager (Teutsch 1962). Eine wichtige Rolle spielte dabei die Fähigkeit, eine Gruppe zu finden und so etwas wie eine Gruppenbindung zu entwickeln, sei es auch nur im engsten Kreis. Oft entschied dieser Faktor darüber, ob man bis zum nächsten Tag überlebte, er mobilisierte die Kräfte, die man brauchte, um mit den massiven – körperlichen, psychischen, moralischen – Traumen fertigzuwerden. Ebenso wichtig war die Aktivität der Häftlinge, sowohl in bezug auf die Befriedigung eigener Bedürfnisse, als auch ihre auf andere gerichtete Aktivität (Kępinski und Kłodziński, 1973). Um sich gegen die tödliche Grausamkeit der äußeren Eindrücke zu wehren, war es erforderlich, eine gewisse Abgestumpftheit zu entwickeln, man mußte seine natürliche Sensibilität dämpfen, sich in sich selbst verschließen und in einer Art Lagerautismus aufgehen.

* Zuerst unter dem Titel: Uwagi psychiatryczne o tzw. KZ-syndromie [Psychiatrische Anmerkungen zum sog. KZ-Syndrom] (1981, H. 1, S. 26–29); vom Verfasser überarbeitete und ergänzte Fassung. Übersetzung: Olaf Kühl.

Die häufigste Reaktion der Häftlinge war eine psychische Depression unterschiedlicher Intensität und Färbung. Im Extremfall kam es zum völligen Zusammenbruch und zur Prostration, wobei der Häftling auch den Glauben verlor, das Lager überleben zu können. Diesen psychischen Zustand in Verbindung mit äußerster körperlicher Auszehrung bezeichnete man als „Muselmanentum". Das Wesen dieses Krankheitsstadiums hat am treffendsten Jagielski (1968) formuliert: „Der Muselmann hatte die Schwelle des Todes schon zu Lebzeiten überschritten."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Erfahrung des massenweisen Sterbens der Mithäftlinge und auch die ständige Bedrohung des eigenen Lebens in der Ätiologie der Lagerkrankheit, abgesehen von biologischen Faktoren, die wichtigste Rolle spielte. Dieses Trauma verursachte eine Reihe tiefgreifender Veränderungen der Persönlichkeitsstruktur, es prägte auch die Einstellung der Häftlinge zur Umwelt und zu ihren Nächsten und veränderte ihre Wertehierarchie grundlegend (Ryn und Kłodziński, 1982).

Das Lager überlebt zu haben und wieder in Freiheit zu sein, machte nur die wenigsten wirklich glücklich. Kaum jemand hatte die Schwierigkeiten der Gewöhnung an ein normales Leben in der Gesellschaft vorausgeahnt. Aus dem Lager brachten die Häftlinge die unmenschlichen Lagergewohnheiten und Verhaltensstereotype mit. Sie betrachteten ihre Umgebung mißtrauisch und argwöhnisch, sie fühlten sich unverstanden und zurückgewiesen und unfähig, selbst mit engsten Verwandten und Freunden tiefere gefühlsmäßige Bindungen einzugehen. Auch wenn körperliche Verletzungen und Krankheiten geheilt werden konnten, war in der Psyche doch nach wie vor die Lagerrealität lebendig (Jagoda u.a. 1976).

Die Untersuchung der medizinischen Folgen der im Lager erlittenen Traumen war von Anfang an mit Schwierigkeiten verbunden, die im Laufe der Zeit eher noch zunahmen. Trotz zahlreicher fachärztlicher Untersuchungen, die in verschiedenen Gruppen ehemaliger Häftlinge durchgeführt wurden, sind viele Unklarheiten geblieben. Das gilt sowohl für die Ermittlung der ätiologischen Faktoren der Lagerkrankheit, für den Kausal-Zusammenhang zwischen Traumen und Krankheiten im Lager und dem aktuellen Gesundheitszustand, aber auch für den Einfluß der Lagertraumen und der Lagerkrankheit auf Entstehung und Verlauf anderer Krankheiten, wie etwa der Arteriosklerose, des vorzeitigen Alterns und psychischer Leiden. Die größten Kontroversen, besonders bei der Feststellung einer Lagerfolge-Invalidität, rief das deutliche Fehlen einer zeitlichen Kontinuität zwischen den im Lager erlittenen Traumen und dem Auftreten der Krankheit hervor. Denn dieser Zweifel betrifft das grundlegende Problem, inwieweit man einen Kausal-Zusammenhang zwischen den Krankheitsspätfolgen und dem Lageraufenthalt postulieren kann.

Persönlichkeitsveränderungen

Für die Psyche ehemaliger Häftlinge hatte die KZ-Haft Folgen zweifacher Art: Persönlichkeitsveränderungen und bestimmte psychopathologische Syndrome, die für die ätiologischen Faktoren, von denen sie hervorgerufen wurden, mehr oder weniger charakteristisch sind. Im Unterschied zu vielen ausländischen Autoren gehen die polnischen Forscher zu Recht davon aus, daß Persönlichkeitsstörungen und spezifische psychische Störungen ganzheitlich als integrale Bestandteile der Lagerkrankheit, d.h. des KZ-Syndroms, aufzufassen sind. Diesen Standpunkt hat auch Kępinski (1970) vertreten, der 25 Jahre nach der Befreiung der Konzentrationslager den Versuch einer klinischen Synthese dieser Krankheit unternommen hat.

Wie tief die Persönlichkeitsveränderungen unter dem Einfluß des Lagerstresses reichten und welcher Art sie waren, hing vor allem von der Persönlichkeitsstruktur vor der Inhaftierung, dem Alter zur Zeit der Inhaftierung und von der Dauer der KZ-Haft sowie der Intensität der dortigen psychischen Traumen ab. Den Häftlingen das Menschliche zu nehmen, ihre Persönlichkeit zu „brechen" gehörte zu den präzise geplanten, biologischen und psychologischen Behandlungsmethoden. Mit raffinierten Methoden versuchte man auch, den Häftling moralisch zu zerstören, indem man ihn durch Abstumpfung positiver Gefühle und Belohnung asozialer und unmoralischer Haltungen und Verhaltensweisen wirksam demoralisierte und zersetzte (Glińska 1967, 1969, 1969a; Sterkowicz 1969). Das Lagererlebnis veränderte das „moralische Selbstporträt" (Kępinski 1976) und bewirkte dauerhafte Persönlichkeitsveränderungen.

Derartige Störungen traten schon kurz nach der Befreiung auf und erschwerten es den ehemaligen Häftlingen beträchtlich, sich an die neuen Lebensverhältnisse anzupassen (Orwid 1962, 1964). Nur wenige waren ohne weiteres zu dieser Umstellung in der Lage. Die Anpassungsschwierigkeiten hingen von der Dauer der KZ-Haft und vom Charakter der dort verursachten Persönlichkeitsveränderungen ab.

Die Persönlichkeitsveränderung fand ihren Ausdruck in der subjektiven Einschätzung ehemaliger Häftlinge (Jagoda u.a. 1976, 1977; Leśniak 1964, 1965; Półtawska 1965). Meist handelte es sich um ein Entfremdungsgefühl und den Eindruck, von der Umgebung nicht verstanden und ungerecht behandelt zu werden. Die Untersuchungen Leśniaks zeigen, daß diese Veränderungen hauptsächlich in der Einstellung zu anderen Menschen, in charakterlichen und emotionalen Störungen und einer gewandelten Einstellung zur Welt und zum Leben zum Ausdruck kommen. Bei letzteren handelt es sich um eine dauerhaft gedrückte Stimmung, um das Gefühl der Sinnlosigkeit des Lebens und um Todes- und Lebensangst.

Die psychologischen und klinischen Beschreibungen dieser Störungen hat Jakubik (1981) gestützt auf eine allgemeine Systemtheorie verifiziert und dabei drei Hypothesen bestätigt gefunden: das Selbstbild der ehemaligen Häftlinge unterscheidet sich wesentlich vom Selbstbild der Gesamtbevölkerung; ehemalige Häftlinge haben ein niedrigeres Niveau der Selbstakzeptanz; und die KZ-Haft hat das Bild der ehemaligen Häftlinge von ihrer eigenen Persönlichkeit entscheidend geprägt. Daraus folgt, daß die ehemaligen KZ-Häftling vor allem durch eine hohe Diskrepanz zwischen „realem Ich" und „idealem Ich" charakterisiert sind.

Schwere Persönlichkeitsveränderungen hat man auch bei Personen festgestellt, die im Lager geboren wurden oder in ihrer

frühen Kindheit dort inhaftiert waren. Zentrales Symptom dieser Veränderungen sind Störungen im Gefühlsbereich (Sarnecki 1966) in Form einer Dominanz von Primärgefühlen wie Furcht, Angst und Zorn, Impulsivität, Obsessionen, Zudringlichkeiten und asozialen Haltungen. Veränderungen dieser Art bei Kindern haben Półtawska u.a. (1965, 1966) und Witkowski (1968) beschrieben. Sie wiesen auf die häufigen aggressiven und Angstreaktionen sowie auf das subjektive Gefühl hin, vom Lager „gebrandmarkt" zu sein. Diese Empfindungen, die jahrelang stabil blieben, erinnern im Erwachsenenalter an die Symptome des asthenischen Lagerfolgen-Syndroms. Die Ergebnisse der psychiatrischen und psychologischen Untersuchungen fordern ein erschütterndes Bild dieser Störungen, die vor allem den emotionalen und zwischenmenschlichen Bereich, aber auch Änderungen in der Einstellung zu Leben und Tod betreffen, zutage. (Półtawska 1965; Ryn 1982)

Bei dem Versuch einer dynamischen Darstellung der beschriebenen Persönlichkeitsveränderungen lassen sich folgende charakteristische Phasen unterscheiden: Die Phase der Mobilisierung der Kräfte und der Schutzmechanismen während der Lagerhaft und ihr Erlöschen und Schwächerwerden, die Phase einer langwährenden und tiefgreifenden Asthenisierung der Persönlichkeit in den ersten Monaten oder Jahren nach der Befreiung aus dem Lager, sowie die Phase eines dauerhaft herabgesetzten Lebensantriebs und markanten Stimmungsverfalls. In seltenen Fällen verlief die Persönlichkeitsveränderung anders, und es kam zu einer Fixierung des verstärkten Lebensantriebs mit psychischer Unruhe und grundlos hektischem Lebensantrieb mit psychischer Unruhe und grundlos hektischem Verhalten als Begleiterscheinung.

Diese Persönlichkeitsveränderungen sind integraler Teil der Lagerkrankheit und haben unmittelbar Einfluß auf die Ausbildung verschiedener psychopathologischer Syndrome.

Psychische Störungen

Bei ihrer Befreiung aus dem Lager waren die Häftlinge in einem Zustand extremer körperlicher Entkräftigung und litten an verschiedenen somatischen Krankheiten. In dieser Zeit bedurften sie einer intensiven Behandlung. Psychische Probleme traten dabei in den Hintergrund. Erst in den fünfziger Jahren erschienen erste Arbeiten zum psychischen Zustand ehemaliger Häftlinge.

1957 stellte Targowla die unterschiedlichen Krankheitssyndrome im Verlauf der Asthenie vor. Er unterschied dabei eine in der Intensität mittlere oder schwache Form, eine schwere Form mit depressiven Symptomen, die cholerische, hypochondrische Form, sowie das Syndrom der emotionalen, paroxysmalen Hypermnesie (zit. nach Szymusik 1964). Als eigene Form wurde die Involutions-Neurasthenie unterschieden, die in ihren Symptomen der Involutions-Depression ähnelt. Als zentrale Symptome nahm man damals an: herabgesetzte Aktivität, zeitweilige Depressionszustände, Minderwertigkeitsgefühle, Selbstmordgedanken, Stimmungsschwankungen, Reizbarkeit, Dysphorie, aber auch Abstumpfen des Gefühlslebens, Kontaktarmut und das Gefühl, von der Umgebung mißverstanden zu sein. Symptome, die auf eine organische Hirnschädigung hindeuteten, zeichneten sich damals nur andeutungsweise ab.

In den Untersuchungen, die Anfang der sechziger Jahre in der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau an hundert ehemaligen Häftlingen durchgeführt wurden, zeigten sich folgende Symptome: Reizbarkeit und Explosivität, Ängste, Kopfschmerzen, Apathie, Gedächtnis- und Schlafstörungen, Herzbeschwerden, Weinerlichkeit, allgemeine Schwäche, Schwindel und Störungen im Geschlechtsleben. Diese Symptome gestatteten die Abgrenzung folgender Krankheitssyndrome: progressive Asthenie, neurasthenische Neurose, Enzaphalopathie, vorzeitige Involution, depressiv-apathische Zustände, Angstneurose und Epilepsie (Szymusik 1964). Diese Krankheiten hatten sich bei den meisten Untersuchten im ersten Jahr nach der Befreiung aus dem Lager entwickelt, doch gab es eine Gruppe, in der die ersten Symptome erst nach zehn oder mehr Jahren aufgetreten waren.

Im psychopathologischen Bild der Lagerfolgen-Asthenie dominierten damals Reizbarkeit und Explosivität, vegetative Störungen, Angstzustände und Zwangsvorstellungen, die mit Realia aus dem Lager zusammenhingen. Der Krankheitsverlauf war chronisch fortschreitend und ließ sich nur schwer behandeln.

In der Gruppe der neurotischen Störungen wurden am häufigsten die neurasthenische und die Angstneurose diagnostiziert. Allgemeine psychische Störungen wurden damals bei ca. 60% aller Untersuchten festgestellt. Eine ähnliche Häufigkeit von psychischen Störungen zeigten auch die Untersuchungen an Gruppen ehemaliger Häftlinge in der Region Poznań (Szwarc 1965). Sie standen hinter den Kreislauferkrankungen an zweiter Stelle.

Allgemeinärztliche Untersuchungen ehemaliger Häftlinge, die 1971 in Bydgoszcz und Umgebung durchgeführt wurden, berücksichtigten auch den psychiatrischen Aspekt (Dębicka-Małkowska u.a. 1972). Obwohl am häufigsten neurotische Störungen diagnostiziert wurden, fanden sich hier an zweiter Stelle schon psychoorganische, meist dem Stumpfsinn verwandte Syndrome verschiedener Art. Sie entwickelten sich vorzeitig, und bei den Symptomen überwogen Affektstörungen, Gedächtnisschwäche, Verminderung der geistigen Leistungsfähigkeit und psychodynamische Verlangsamung. Die weniger zahlreichen charakteropathischen Syndrome waren durch eine hohe Konfliktbereitschaft, Reizbarkeit und Explosivität gekennzeichnet. Sie wurden gewöhnlich mit im Lager erlittenen Schädel-Hirnverletzungen in Zusammenhang gebracht. Die Autoren betonten jedoch, daß sich bei den meisten Untersuchten die Symptome der einzelnen Syndrome überlagerten; so waren z.B. die Syndrome der psychoorganischen Veränderungen und des vorzeitigen Alterns von neurotischen Symptomen überlagert, und bei Personen mit Charakteropathie konnte man Anzeichen des Stumpfsinns feststellen.

Bei den Krakauer Untersuchungen einer Gruppe von 130 ehemaligen Häftlingen, die pseudomedizinischen Experimenten unterzogen worden waren, standen dann die Störungen

psychoorganischer Natur bereits im Vordergrund (Gątarski u.a. 1969). Sie wurden bei 87 Personen (59 Männern und 28 Frauen) festgestellt. Am zweithäufigsten wurden Depressionen, Persönlichkeitsveränderungen und Anpassungsschwierigkeiten diagnostiziert. Bei den als psychoorganisch erkannten Syndromen standen Trieb- und Affektstörungen in Form von Impulsivität, Reizbarkeit, Gefühlsschwankungen, dysphorischen Zuständen sowie Gedächtnis- und Konzentrationsstörungen im Vordergrund, die zu erheblichen Arbeits- und Lernschwierigkeiten führten. Viele Patienten zeigten kurzzeitige Bewußtseinsstörungen, die meist einige Sekunden dauerten. Die Depressionen umfaßten verschiedene psychopathologische Syndrome, von oberflächlichen neurotischen Störungen bis hin zu tiefgreifenden, chronischen depressiven Angstsyndromen. Die elektroenzephalographischen Aufzeichnungen in dieser Gruppe waren zur Hälfte pathologisch und deckten sich weitgehend mit der klinischen Diagnose des psychoorganischen Syndroms.

Das psychoorganische Syndrom überwog auch bei psychiatrischen Untersuchungen an 150 Personen, die Półtawska (1978) von 1974 bis 1976 in Krakau durchführte. Sie diagnostizierte es bei 61 Personen, dagegen bei 57 fortschreitende Asthenie und bei 32 chronische Depression. Symptome einer organischen Hirnschädigung fanden sich häufiger bei Männern; diese Tatsache wurde auf körperliche Verletzungen im Lager sowie einen früher einsetzenden Alterungsprozeß zurückgeführt. Häufig vertreten waren auch hypermnetische Zustände, auch bei Personen mit psychoorganischem Syndrom, deren allgemeine Gedächtnisleistungsfähigkeit schon deutlich herabgesetzt war.

Diese allgemeine Tendenz einer Zunahme des „organischen" Krankheitsfaktors im Laufe der Zeit ist auch durch die Untersuchungen bestätigt worden, die Sternalski (1978) von 1973 bis 1974 in Schlesien durchgeführt hat. In einer 25-köpfigen Gruppe von Personen, die für das Bezirksgericht der Sozialversicherungen in Katowice begutachtet werden sollten, wurde bei nicht weniger als 18 Personen ein von neurotisch-depressiven Angstzuständen überlagertes psychoorganisches Syndrom, bei den übrigen ein neurasthenisches Syndrom festgestellt.

Einen noch höheren Anteil dieser Diagnosen finden wir in den Untersuchungen, die kürzlich von Sobczyk u.a. (1980, 1980a) veröffentlicht wurden. Bei einer Gruppe von 541 ehemaligen KZ-Häftlingen wurde eine Reihe von Befunden erhoben, die u.a. für Spätfolgen von Lagertraumen charakteristisch sind. Der Anteil der psychoorganischen Syndrome betrug 86 % bei den Männern und 87,1 % bei den Frauen. Die Autoren berücksichtigten dabei psychoorganische Syndrome unterschiedlicher Ätiologie, also auch Fälle vorzeitiger Arteriosklerose und Alterung. In der Gruppe der Männer wurden weiterhin somatische Krankheiten, neurotische Syndrome (neurasthenische Angst- und Depressionszustände), neurologische Verletzungsfolgen und organisch bedingte Charakterstörungen, Enzephalopathie, Epilepsie und die Folgen pseudomedizinischer Experimente diagnostiziert. Bei den Frauen dominierten Neurosen und somatische Krankheiten.

Ein deutliches Übergewicht der Symptome organischer Hirnschädigung über andere psychopathologische Syndrome bestätigen auch die Untersuchungen, die nach wie vor in der Krakauer Klinik für Psychiatrie an ehemaligen Auschwitz-Häftlingen durchgeführt werden.

Die Lagerkrankheit in der zweiten Generation

In den sechziger Jahren erschienen die ersten Publikationen über ungünstige medizinische und psychische Nachwirkungen verschiedener Art bei Kindern ehemaliger KZ-Häftlinge. Wie Dominik (1979) zu Recht betont, muß diese umfangreiche Problematik unter zumindest vier Gesichtspunkten betrachtet werden: dem biologischen, dem psychologischen, dem psychiatrischen und dem sozialpädagogischen. Schon die ersten Untersuchungen deuteten darauf hin, daß diese Kinder anfälliger für Neurosen waren, sie zeigten u.a., daß gewisse Ähnlichkeiten der Persönlichkeitsstruktur zwischen den Eltern und ihren Kindern bestehen und daß zwischen dem Kind und seinem im Lager inhaftierten Elternteil eine ambivalente, intensive Gefühlsbindung bestand (Dominik und Teutsch 1978).

Kempisty (1973, 1979) kam aufgrund langjähriger Forschungen und Beobachtungen zu dem Schluß, daß der allgemeine Erkrankungsindex bei Kindern ehemaliger KZ–Häftlinge bedeutend höher ist als in Kontrollgruppen. Die Lagertraumen führten bei den Familien ehemaliger Häftlinge zu sozialer Desorganisation und zur Abschwächung persönlicher Bindungen, was wiederum Störungen der sozialen Reifeprozesse hervorrief. Das fand seinen Ausdruck in der Zunahme emotionaler Spannungen, Konfliktsituationen und Verhaltensstörungen. Im Alltagsleben zeigte es sich in familiären Konflikten, Gesetzesverletzungen und Selbstmordversuchen.

Aus den letzten Untersuchungen von Dominik (1979), die sie nicht mehr zu Ende führen konnte, geht hervor, daß die meisten Nachkommen von KZ-Häftlingen eine normale Persönlichkeitsentwicklung und gute soziale Anpassung zeigen, obwohl viele von ihnen in der Kindheit häufig klinisch nachgewiesene neurotische Symptome aufwiesen.

Alle diese Untersuchungen belegen eindeutig, daß die von den Lagertraumen verursachte Pathologie der Eltern ihren Widerhall in der nächsten Generation findet. Erste Stimmen sprechen schon von einer Art „Vererbung" dieser Störungen auch in die dritte Generation hinein. Vom ärztlichen, aber auch vom sozialen Standpunkt sind nicht nur das klinische Bild und die Dynamik dieser Störungen interessant, sondern vor allem die Frage, auf welche Weise sie weitergegeben werden, ob durch biologische oder sozialpsychische Mechanismen.

Zusammenfassung

Ein tieferes Verständnis der Lagerkrankheit, ihres komplizierten und vielgestaltigen klinischen Bildes im somatischen wie im psychischen Bereich ist nur in enger Bezugsetzung zur Lager-

vergangenheit möglich. So wundert es nicht, daß die wissenschaftliche Erfassung dieser komplexen Probleme, die sich den herkömmlichen Stereotypen medizinischen Denkens entziehen, große Schwierigkeiten bereitete. Auch bei den psychiatrischen Untersuchungen war es erforderlich, die herkömmlichen klinischen Denkmodelle der Psychiatrie abzulegen und ihren Rahmen entsprechend der Erlebnisperspektive des Menschen zu erweitern, der in eine sogenannte Grenzsituation geraten ist.

Abgesehen von terminologischen Schwierigkeiten scheint das größte Problem darin zu bestehen, den Kausalzusammenhang zwischen Lagertraumen und den festgestellten Störungen zu definieren und bei den verschiedenartigen Krankheitsfolgen diejenigen zu unterscheiden, die sich unter dem Sammelbegriff der Lagerkrankheit (KZ-Syndrom) zusammenfassen lassen.

In der komplexen Ätiologie dieser Krankheit spielen nach Ansicht Kępinskis (1970) drei Faktoren eine Hauptrolle: Die Spannweite der Erlebnisse („Himmel" und „Hölle" des Lagers), die psychophysische Einheit, die sich unter den extremen Bedingungen des Lagerlebens dramatisch manifestierte, sowie ein gewisser Autismus, der darin bestand, in sich selbst einen Halt zu finden, der es erlaubte, das Lager zu überleben. Mit einem Wort, in der Lagerkrankheit spiegelten sich die spezifischen traumatischen Faktoren der Nazi-Konzentrationslager.

Die stark verkürzt vorgestellten Ergebnisse der psychiatrischen Untersuchungen ehemaliger Häftlinge zu verschiedenen Zeiten nach der Befreiung weisen mit aller Deutlichkeit darauf hin, daß das psychopathologische Bild der Lagerkrankheit eine bestimmte Dynamik besitzt. Es steht inzwischen zweifelsfrei fest, daß diese Krankheit schon im Lager begann. Sie wird von einem komplexen Syndrom traumatischer Faktoren biologischer und psychologischer Natur hervorgerufen. Unter deren Einfluß kam es noch während der KZ-Haft zu einer heftigen Anpassungsreaktion, die auf der maximalen Mobilisierung sämtlicher psychischer und physischer Schutzmechanismen und Kräfte des Organismus beruhte. Die Häftlinge, die zur Mobilisierung derartiger Mechanismen in der Lage waren, hatten eine Chance, das Lager zu überleben; bei den anderen trat kurz nach der Erschöpfung der Schutzkräfte der Zusammenbruch und damit ein Zustand der psychophysischen Prostration ein, der als „Muselmanentum" bezeichnet wurde. Dies war der sprichwörtliche Tod zu Lebzeiten.

Für die Zeit nach dem Lager lassen sich einige charakteristische Phasen der Entwicklung der Lagerkrankheit unterscheiden. In der ersten Zeit überwiegen die im Lager entstandenen körperlichen Krankheiten und die Symptome der allgemeinen (Hunger-)Auszehrung. Somatische Symptome dominieren über psychische Störungen. Dies ist eine Phase der Heilung und Rekonvaleszenz.

Die zweite Phase ist eine Zeit scheinbarer Latenz der somatischen und psychischen Krankheitssymptome. Sie ist von unterschiedlicher Dauer, von einigen Monaten bis zu mehreren Jahren (Cohen 1972).

In einer dritten Phase treten Persönlichkeitsstörungen und damit zusammenhängende soziale Anpassungsschwierigkeiten (in der Ehe, in der Familie, am Arbeitsplatz, im eigenen Milieu) auf. Diese Störungen haben meist zwei Formen: eine asthenische und eine sthenische.

In der nächsten Phase kommt es dann zu verschiedenen Beschwerden neurotischer oder, häufiger, pseudo-neurotischer Art, die das Bild der Neurasthenie oder der Angstdepressionen annehmen. In dieser Phase läßt sich die organische Grundlage dieser Störungen erst intuitiv erahnen. In vielen Fällen geht diese Phase in einen Zustand tiefer Depression mit einem gemischten psychopathologischen (reaktiven, endogenen, involvierenden) Erscheinungsbild über.

Die nächste Entwicklungsetappe ist das vorzeitige Altern sowie die vorzeitige Ausbildung einer generalisierten Sklerose. In dieser Phase sind die Symptome, die von einer organischen Grundlage der psychischen Störungen zeugen, bereits deutlich ausgeprägt.

Die letzte ist die organische Phase, in der bei den meisten Untersuchten, die sich im allgemeinen schon im fortgeschrittenen Alter befinden, Symptome eines psychoorganischen Syndroms festzustellen sind, sei es mit Anzeichen des Stumpfsinns oder denen der Charakteropathie, wobei enzephalopathische Syndrome, Epilepsie, psychotische Schübe vom organischen Typ u.a. vorkommen.

Es ist darauf hinzuweisen, daß die hier unterschiedenen Phasen nicht deutlich voneinander abgegrenzt und häufig schwer zu identifizieren sind und sich auch manchmal überlagern. Das hat in einigen Fällen zur Folge, daß das psychopathologische Bild der Lagerkrankheit vielgestaltig ist und große diagnostische und terminologische Probleme bereitet. Dennoch läßt sich in jedem Fall die ausgeprägte Dynamik dieser Veränderungen verfolgen, die gewöhnlich nach dem hier dargelegten Zyklus verlaufen, d.h. von der Latenzphase über Persönlichkeitsstörungen und Anpassungsschwierigkeiten, die pseudo-neurotische und depressive Phase bis hin zum vorzeitigen Alterungsprozeß und der Sklerose, um schließlich in der organischen Phase zu enden.

Dieser Ablauf läßt sich schematisch folgendermaßen darstellen;

1. Phase der körperlichen Auszehrung
2. Latenzphase
3. Phase der Persönlichkeits- und Anpassungsstörungen
4. Pseudo-neurotische Phase
5. Depressive Phase
6. Vorzeitiges Altern und Sklerose
7. Organische Phase

In der zweiten Generation sind die psychischen Folgen deutlicher ausgeprägt. Es handelt sich dabei um Persönlichkeitsstörungen, soziale Unreife, neurotische Syndrome sowie Anpassungsschwierigkeiten. Im somatischen Bereich äußert sich die „Lagerkrankheit" in einer erhöhten allgemeinen Krankheitsanfälligkeit im Vergleich zur Kontrollgruppe. Die bisherigen Beobachtungen lassen noch keine präzisen Schlußfolgerungen über Art und Tendenz der Veränderungen in der dritten Generation zu.

Verfolgt man die Entwicklung der Lagerkrankheit über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten, so läßt sich unschwer

feststellen, daß sie kontinuierlich verläuft. Sie besitzt zudem progressiven Charakter, d.h. die Symptome und organischen Veränderungen nehmen mit der Zeit zu. Das gilt auch für Schädigungen des Zentralnervensystems.

Ein weiteres Charakteristikum dieser Krankheit ist das gleichzeitige Auftreten verschiedener somatischer Krankheiten in Verbindung mit psychischen Störungen unterschiedlicher Art. Wie Kłodziński (1972) richtig feststellt, läßt sich das gemeinsame Auftreten mehrerer fortgeschrittener Krankheiten bei einem ehemaligen Häftling dadurch erklären, daß die chronische Krankheit den gesamten Organismus negativ beeinflußt hat und Erkrankungen anderer Organe zur Folge hatte; man kann jedoch davon ausgehen, daß dieser Zustand von einem einheitlichen ätiologischen Wirkungsfaktor, nämlich dem Lagerstreß, ausgelöst worden ist. Dieser Streß wirkte auf den gesamten Organismus, er beeinträchtigte jedoch die Funktion bestimmter Systeme besonders stark. Wichtig ist, daß sich die Krankheit lange Zeit hindurch nur in dem geschädigten System bemerkbar machte. Im Laufe der Jahre, oft auch unter dem Einfluß einer einseitigen Heilbehandlung, kamen dann Funktionsstörungen anderer Systeme hinzu.

Diese Bemerkungen gelten auch für die psychische Seite der Lagerkrankheit. Außer der bereits hervorgehobenen psychopathologischen Vielgestaltigkeit sind auch der chronische und progressive Verlauf charakteristisch für die Lagerkrankheit. Das ist der Grund dafür, daß dieser Krankheit mit traditionellen Behandlungsmethoden kaum beizukommen ist.

Trotz dieses insgesamt pessimistischen Bildes lassen sich jedoch auch einige optimistische Elemente feststellen. Sie betreffen eine sehr kleine Gruppe ehemaliger Häftlinge, die ein hohes Alter erreicht haben und trotz des langdauernden und belastenden Lageraufenthalts bei verhältnismäßig guter Gesundheit sind, sich an das Leben nach dem Lager anzupassen wußten, keine ärztliche Hilfe suchen und – was wohl am bemerkenswertesten ist – einen gesünderen und jüngeren Eindruck auf ihre Umgebung machen, als es ihrem Lebensalter entspricht. Sie haben sich ihre vitale Aktivität bewahrt, sind voller Initiative und denken nur ungern an ihre Erlebnisse im Lager zurück.

Die Konzentrationslager der Nazis sind Geschichte geworden, ihre Folgen aber dauern in den Leiden, Ängsten und Depressionen ehemaliger Häftlinge bis heute an. Dieser ungeheure Leidensdruck, dem sie bis zum heutigen Tage ausgesetzt sind, ist die schmerzlichste Folge der KZ-Haft. Die Auswirkungen des Lagerstresses blieben aber nicht nur in der individuellen Erfahrung ehemaliger Häftlinge erhalten, sie treten sogar in der zweiten und dritten Generation noch auf. Das Brandmal des Krieges, und besonders das Brandmal der Konzentrationslager prägt unsere Gesellschaft bis heute, und das unterscheidet uns von den Gesellschaften, die Krieg und Lager nicht am eigenen Leibe erfahren haben. Tiefe und Dauer dieser Folgen ermöglichen es uns, jene Vorstellungskraft aufzubringen, die zum Verständnis der Grausamkeiten der Konzentrationslager erforderlich ist.

Zum Abschluß wollen wir noch einige prognostische Reflexionen anstellen. Es läßt sich voraussehen, daß die Evolution der Lagerkrankheit in der nächsten Zukunft weiter fortschreiten wird, jedenfalls solange, wie die Menschen leben, die das Lager durchgestanden haben. Höchstwahrscheinlich werden organische Störungen weiterhin dominieren. Jedoch können auch andere Entwicklungsrichtungen der Krankheit nicht ausgeschlossen werden. Dagegen besteht kein Zweifel, daß die Lagerkrankheit in ihren abgeschwächten Formen auch in den nächsten Generationen andauern wird. Die tiefgreifenden und intensiven Lagertraumen haben eine allzu schmerzliche Spur in der menschlichen Natur hinterlassen, als daß diese zugleich mit dem Hinscheiden der Generation ehemaliger Häftlinge verschwinden könnte.

Literatur

[Die herangezogenen Arbeiten sind mit einer Ausnahme in den Auschwitz-Heften des Przegląd Lekarski erschienen und werden unter Verweis auf das Gesamtverzeichnis im Anhang nachgewiesen.]

Cohen, E.A., 1972 – Nr. 47.
Dębicka-Małkowska, D., u.a. 1972 – Nr. 49.
Dominik, M., A. Teutsch 1978 – Nr. 52.
Dominik, M., 1979 – Nr. 53.
Gątarski, J., u.a. 1969 – Nr. 56.
Glińska, A., 1967 – Nr. 160.
Glińska, A., 1969 – Nr. 161.
Glińska, A., 1969a – Nr. 162.
Jagielski, S., 1968 – Nr. 402.
Jagoda, Z., S. Kłodziński, J. Masłowski 1976 – s. Bd. 2, S. 25–59.
Jagoda, Z., S. Kłodziński, J. Masłowski 1977 – s. Bd. 1, S. 13–52.
Jakubik, A., 1981 – Nr. 60.
Kempisty, C., 1973 – Nr. 65.
Kempisty, C., 1979 – Nr. 69.
Kępiński, A., 1970 – vgl. Bd. 2, S. 7–13.
Kępiński, A., S. Kłodziński 1973 – Nr. 73.
Kępiński, A., Psychopatie [Psychopathien], Warschau 1976.
Kłodziński, S., 1972 – s. Bd. 2, S. 61–67.
Leśniak, R., 1964 – Nr. 83.
Leśniak, R., 1965 – Nr. 84.
Orwid, M., 1962 – Nr. 92.
Orwid, M., 1964 – Nr. 94.
Półtawska, W., 1965 – Nr. 96.
Półtawska, W., u.a. 1966 – Nr. 97.
Półtawska, W., 1978 – Nr. 99.
Ryn, Z., S. Klodziński 1982 – s. Bd. 1, S. 281–328.
Ryn, Z., 1982 – s. Bd. 2, S. 89–96.
Sarnecki, J., 1966 – Nr. 104.
Sobczyk, P., 1980 – Nr. 660.
Sobczyk, P., u.a. 1980a – Nr. 106.
Sterkowicz, S., 1969 – Nr. 424.
Sternalski, M., 1978 – Nr. 108.
Szwarc, H., 1965 – Nr. 111
Szymusik, A., 1962 – Nr. 112.
Szymusik, A., 1964 – Nr. 113.
Szymusik, A., 1965 – Nr. 661.
Szymusik, A., 1974 – Nr. 114.
Teutsch, A., 1962 – Nr. 115.
Witkowski, J., 1968 – Nr. 441.

Czesław Kempisty, Alicja Szemraj-Lochyńska

Arteriosklerose bei ehemaligen KZ-Häftlingen und ihre Auswirkungen auf den Alterungsprozess und die Mortalität*

Einleitung

Seit 20 Jahren betreuen wir in Wrocław ehemalige KZ-Häftlinge (und ihre Angehörigen) fachärztlich, die in Niederschlesien leben. Dank der dabei durchgeführten Untersuchungen ist eine umfangreiche Dokumentation entstanden, die dadurch bereichert werden konnte, daß sich ehemalige Häftlinge aus anderen Regionen unseres Landes spontan bei uns meldeten. So konnten unter anderem Krankengeschichten von Personen, die in ihrer Kindheit im Lager waren, aufgezeichnet werden.[1] Dieses Material gab uns die Möglichkeit, die Spätfolgen der Lagerhaft zu beobachten und periodische Analysen der Erkrankungshäufigkeit und der Mortalität ehemaliger Häftlinge durchzuführen.[2]

Es gibt unterschiedliche Angaben, wieviel ehemalige Häftlinge von Nazi-Konzentrationslagern in Polen zum gegenwärtigen Zeitpunkt leben. Es ist aber festgestellt worden, daß die Ausrottungspolitik der Nazis und ihre Folgen zu einer hohen Sterblichkeitsrate unter diesen Personen geführt haben, die im Vergleich zu den entsprechenden Werten aus 14 am Zweiten Weltkrieg beteiligten europäischen Ländern sowie aus Japan und Kanada signifikant ist. Aus diesem Vergleich ergibt sich, daß es in den ersten Nachkriegsjahren in Polen acht- bis zwanzigmal mehr Todesfälle unter ehemaligen Häftlingen gab, als in der Durchschnittsbevölkerung der erwähnten Länder (und in vergleichbaren Altersgruppen). Bezogen auf die gesamten 35 Nachkriegsjahre liegt die Zahl in Polen drei- bis fünfmal höher.[3] In den Jahren 1945–1955 bildete die Lungentuberkulose die wichtigste Todesursache in der Population der ehemaligen Häftlinge, im Durchschnitt dieser 35 Jahre waren es Kreislauferkrankungen. Die meisten Todesfälle traten in dieser Krankheitsgruppe durch Komplikationen im Verlauf der Koronararteriosklerose, der Arteriosklerose, der Arteriosklerose der Hirngefäße sowie der Extremitätengefäße ein (s. Abb. 1).

Wir haben bereits in den Jahren 1963–1967 nach Untersuchungen ehemaliger Häftlinge auf den sehr aggressiven und in keinem Verhältnis zum Alter der Patienten stehenden Charakter der arteriosklerotischen Veränderungen in den klinischen Gesamtbildern dieser Bevölkerungsgruppe hingewiesen und darüber im „Bulletin der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen" veröffentlicht.[4]

Bei der Untersuchung der Ätiopathogenese der Arteriosklerose, die unter ehemaligen Häftlingen in Relation zum Alter unverhältnismäßig schnell fortschreitet, sind Beobachtungen aus dem Konzentrationslager Dachau verwendet worden.[5] Seinerzeit sind dort zehntausend Autopsien vorgenommen worden. Diese in den nazistischen ärztlichen Untersuchungsstationen durchgeführten Leichenöffnungen zumeist junger Menschen (20–30 Jahre) zeigten in der überwältigenden Mehrheit der Fälle eine makroskopisch und histologisch nachweisbare Arteriosklerose. Diese Obduktionen wurden an Menschen vorgenommen, die jahrelang bis zu ihrem Tode kein Gramm tierisches Fett zu sich genommen hatten. Die Nahrung in den Lagern enthielt praktisch kein tierisches, sondern nur pflanzliches Eiweiß und bestand ausschließlich aus Kohlehydraten, selbstverständlich ohne Zucker.[6]

Hinsichtlich der Genußmittel hatten die Häftlinge jahrelang keine Gelegenheit, einen Tropfen Alkohol zu trinken, und nur einige wenige „Prominente" hatten zeitweise etwas Tabak zum Rauchen. Bei den Autopsien wurde festgestellt, daß Häftlinge, die einige Jahre im Lager gewesen waren, nur noch halb soviel wie vor ihrer Verhaftung wogen (besonders in den ersten Monaten im Lager war ein Gewichtsverlust von 10 bis 15 kg monatlich zu verzeichnen), darüber hinaus zeigten sich weit

* Miażdżyca w procesie starzenia się i umieralności byłych więźniów obozów hitlerowskich (1982, H. 1–3, S. 102–107; leicht gekürzt). Übersetzung: Veronika Körner.

1 Die ganz Polen umfassenden Untersuchungen der „Konzentrationslagerkinder" wurden in Abstimmung mit dem Ministerium für Gesundheit und Sozialfürsorge sowie der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen in Wrocław durchgeführt.

2 Die Ergebnisse dieser Untersuchungen wurden unter anderem in den Auschwitz-Heften des Przegląd Lekarski sowie dem Bulletin der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen veröffentlicht.

3 C. Kempisty, E. Piotrowska: Bilans strat i biologicznych następstw hitlerowskiej polityki eksterminacyjnej wobec narodu polskiego. Próba syntezy [Bilanz der Verluste und der biologischen Folgen der NS-Exterminationspolitik gegenüber dem polnischen Volk. Versuch einer Zusammenfassung]. In: Studia nad faszyzmem i zbrodniami hitlerowskimi. IV. Acta Universitatis Wratislaviensis, Nr. 424. Wrocław 1979, S. 193–214, bes. S. 199.

4 C. Kempisty: Wpływ przebywania w hitlerowskich obozach koncentracyjnych na wzmożenie chorobowości i przyspieszenie miażdżycy. [Die Auswirkung der Haft in Nazi-Konzentrationslagern auf die Zunahme der Morbidität und die Beschleunigung der Arteriosklerose]. Biuletyn Głównej Komisji Badania Zbrodni Hitlerowskich w Polsce. XIX. Warschau 1968, S. 246–286.

5 F. Blahá: W sprawie patogenezy miażdżycy tętnic [Zur Pathogenese der Arteriosklerose]. Przegląd Lekarski 1964, H. 1, S. 65–70.

6 H. Münch: Głód i czas przeżycia w obozie oświęcimskim [Hunger und Lebenserwartung im Konzentrationslager Auschwitz]. Przegląd Lekarski 1967, H. 1, S. 79–88.

fortgeschrittene arteriosklerotische Veränderungen[7] – sowohl in Form von Ablagerungen in der Intima der Arterien, als auch in Form von Kalkablagerungen. Die stärksten Veränderungen waren in den Hirn-, den Herzkranz- sowie im Bereich der Gefäße der unteren Extremitäten zu finden. Ähnliche Beobachtungen machten belgische Ärzte in den Lagern (Lanny, Halshoffer, Uehlinger, Mollison), Ärzte des Warschauer Ghettos (Fliederbaum, Stein) und andere während des Krieges und kurz danach.[8]

Von den nach Kriegsende veröffentlichten Beiträgen über den schädlichen Einfluß von Dystrophie und negativen psychischen Erlebnissen auf die Entstehung und Entwicklung der Arteriosklerose ist der Standpunkt des Beirats der ärztlichen Sachverständigen der Kriegsopferversorgung bemerkenswert („Die Arteriosclerosis als Schädigungsfolge", Bonn-Duisdorf 1958). Nach Ansicht dieses Beirats[9] waren während des Krieges in Deutschland, Norwegen und den Niederlanden bedeutend weniger Fälle von Arteriosklerose zu verzeichnen. In dieser Zeit waren weniger Komplikationen wie Infarkte oder Schlaganfälle zu beobachten, was auf die Unterernährung zurückgeführt wurde. Ähnliche Erkenntnisse gewann der Beirat auch bei der Untersuchung nicht ausreichend ernährter Kriegsgefangener. In dieser Population wurde klinisch und anatomopathologisch ein bedeutender Rückgang der Arteriosklerose und ihren Folgen beobachtet.

Giese und Schettler[10] berichteten von schweren Arteriosklerosefällen unter heimgekehrten ehemaligen Kriegsgefangenen, die unter klinischer Beobachtung standen. Obwohl es überzeugende Argumente für einen engen kausalen Zusammenhang zwischen diesen Veränderungen und der von den ehemaligen Häftlingen durchgestandenen Hungerkrankheit mit ihren zahlreichen negativen Erlebnissen gab, ließen sich Ämter und Sozialgerichte nicht von der Notwendigkeit überzeugen, diesen Personen eine Rente zuzuerkennen.

Goetzmann[11] stellte zwischen 1946 und 1948 bei heimkehrenden deutschen Kriegsgefangenen in 5,8% Symptome von Arteriosklerose fest (nach zwei- bis dreijährigem Lageraufenthalt), bei Heimkehrern in den Jahren 1953–1954 (also nach sieben bis acht Jahren Kriegsgefangenschaft) fanden sich in der gleichen Altersgruppe bereits Symptome bei 20%. Die Beobachtungen aus dem Leningrad der Blockadezeit unterscheiden sich ebenfalls von den Erfahrungen aus den Konzentrationslagern. Es ist verständlich, daß dort der Hunger einen besonderen Charakter hatte. Er entwickelte sich allmählich, weil in der belagerten Stadt mit der Zeit die Lebensmittelreserven zu Ende gingen.

Angesichts der hier zitierten unterschiedlichen Interpretationen kamen wir zu der Auffassung, daß der Hunger in den Konzentrationslagern einen anderen Charakter hatte. Das Leben im Lager voller emotionaler Spannungen, der ständige Kampf ums Überleben und schließlich der „entsetzliche Hunger", der bald eine beträchtliche Auszehrung nach sich zog, trugen ohne Zweifel zu einem Mangel an schwefelhaltigen Aminosäuren[12] bei und führten zu Ablagerungen von Cholesterin in den metabolisch veränderten Gefäßen. Zahlreiche Hirn- und psychische Traumata, die aus dem täglichen Überlebenskampf resultierten, führten zu einer Störung der Hämodynamik des Hirns und des Gleichgewichts der Nebennierenrinde.[13] Dieser Zustand aktivierte durch das „Alarmsystem der Nebennierenrinde" zahlreiche Faktoren, durch die Summe der Adrenalinstresse verringerte sich die Versorgung der Gefäße mit Enzymen und die Haftfähigkeit des Endothels.[14]

Man kann davon ausgehen, daß die in den Lagern beobachtete Entwicklung der Arteriosklerose bei häufig sehr jungen Menschen und ihr Zusammenhang mit der Lagerhaft und den dortigen unmenschlichen Bedingungen an der Grenze zwischen Leben und Tod sich mit der Zeit bestätigt und in großem Maße mit den Untersuchungen seit Kriegsende, die sich mit der Epidemiologie der Arteriosklerose[15], der experimentellen Arteriosklerose[16], der Biochemie und dem Stoffwechsel der Gefäßwand[17] sowie mit der Diagnostik und Therapie[18] befassen, in Übereinstimmung gebracht werden kann.

Nachdem bis heute, 36 Jahre nach dem Krieg, buchstäblich tausende von Arbeiten sich mit der Kriegspathologie befaßt haben, gilt es als zweifelsfrei erwiesen, daß die Erlebnisse im

7 C. G. Gunn: Neuropsychological factor in arteriosclerosis. Psychotropic drugs in internal medicine. Excerpta Medica Foundation. Amsterdam 1969, XXII, S. 13–24.

8 Jan Jodłowski: Badania anatomopatologiczne kilku przypadków zejść śmiertelnych w przebiegu choroby głodowej (wyniszczenia „lagrowego") [Anatomopathologische Untersuchungen einiger Todesfälle im Verlauf der Hungerkrankheit („Lagerkachexie"). In: Pamiętnik XIV zjazdu Towarzystwa Internistów Polskich we Wrocławiu w roku 1947. O.O., o.J. [Wrocław 1948], S. 361–365; R. Köster: Die Endangitis obliterans und ihre Problematik bei der Begutachtung. Münchener Medizinische Wochenschrift 1957, S. 1709.

9 W. Giese: Die Dystrophie. Arbeit und Gesundheit. Neue Folge. Stuttgart 1958, S. 65.

10 S. Anm. 9 sowie G. Schettler: Arteriosklerose. Ätiologie, Pathologie, Klinik und Therapie. Stuttgart 1961, S. 501–519.

11 P. Goetzmann: Erkrankungen des Kreislaufs. Diskussionsbemerkung. Verh.-Berichte d. ärztlichen Sachverständigen-Beirats d. Kriegsopferversorgung. Bonn 1956.

12 G. V. Mann: Journ. Ext. Med. 1953, S. 98. S. auch J. Walewski, Z. Kaleta: Miażdżyca [Arteriosklerose]. Warschau 1966, S. 65.

13 K. Gibiński: Miażdżyca naczelnym problemem angiologii (Arteriosklerose als Hauptproblem der Angiologie]. Polski Tygodnik Lekarski 1967, Nr. 33, S. 300. S. auch: L. A. Garlson, L. Orö: Plasma lipids and urinari excretion of catecholamines in man during experimentally induced emotional stress. J. Clin. Invest. 1968, S. 47.

14 G. Schettler, s. Anm. 10, S. 111–162.

15 H. C. McGill, Jun. (Red.): Geographic pathology of arteriosclerosis. Baltimore, Md. 1968. S. auch Inter-Society Commission for Heart Disease Resources. Arteriosclerosis Diseases. Cirkulation 1970, A. 55, S. 42.

16 J. D. Stamler, M. Berkson, H. A. Lindberg: Risk factors. Their role in the etiology and pathogenesis of the arteriosclerotic diseases. Baltimore Md. 1979.

17 A. Żmuda, A. Dembińska-Kieć, A. Chytkowski, R. J. Gryglewski: Experimental arteriosclerosis in rabbits platelets aggregation, thromboxane A2 generation and anti-aggregatory potency of prostacyclin. Prostaglandins 1977, Nr. 14, S. 1035.

18 S. Anm. 13. S. auch F. Kulba: Arteriosklerose und Krieg. Münchener Medizinische Wochenschrift 1957, Nr. 20, S. 47.

Lager eine dauerhafte Spur im menschlichen Organismus hinterlassen haben. Diese Veränderungen, die in den ersten Nachkriegsjahren nicht immer zum Vorschein kamen, haben progressiven Charakter, die Symptome verstärken sich von Jahr zu Jahr, die psychophysische Leistungsfähigkeit der Untersuchten nimmt ab, der Alterungsprozeß ehemaliger Häftlinge beschleunigt sich und ihre Sterblichkeit steigt an. Wie bereits hervorgehoben, spielen die Arteriosklerose und ihre Komplikationen dabei eine besondere Rolle; sie fordern die meisten Opfer.

Die Pathogenese der Arteriosklerose ist noch nicht vollständig geklärt. Zu den wesentlichen Auslösefaktoren zählt die Weltgesundheitsorganisation in ihrem International Arteriosclerosis Project: einen gestörten Lipidhaushalt, Bluthochdruck, Übergewicht, Diabetes, Rauchen, mangelnde körperliche Bewegung sowie Streß. Wir beschlossen, die Entwicklung dieser Faktoren über 20 Jahre hinweg bei ehemaligen KZ-Häftlingen zu verfolgen, und zwar bei den Personen, die in dieser Zeit an Komplikationen im Verlauf der Arteriosklerose verstorben waren. Dabei interessierte uns, welchen Anteil diese Faktoren bei der Auslösung und Entwicklung der Arteriosklerose in dieser Bevölkerungsgruppe seit Kriegsende gehabt haben und inwieweit die Arteriosklerose den Verhältnissen im Konzentrationslager selbst anzulasten ist, dabei insbesondere den durch die Hungerkrankheit verursachten allgemeinen Veränderungen des Organismus.

Material und Methode

Von 1961 bis 1980 wurden 500 ehemalige KZ-Häftlinge sowie eine hinsichtlich Größe und bestimmter grundsätzlicher Merkmale (Alter, Geschlecht, Beruf) vergleichbare Gruppe von Personen, die nicht im Lager gewesen waren, beobachtet und untersucht. Es muß vorangestellt werden, daß der Vergleich mit den Personen, die nicht im Lager waren, nur der Orientierung dient. Anfang 1961 waren sowohl die ehemaligen Häftlinge – Gruppe A (ausgelost nach H. Steinhaus' Methode der „eisernen Zahlen" aus 4280 ehemaligen Häftlingen) – als auch die Vergleichsgruppe B (ausgelost aus 7830 Einwohnern Wrocławs) zwischen 31 und 41 Jahren alt. Nach Abschluß der Untersuchungen waren die noch Lebenden zwischen 50 und 61 Jahre alt. Die durchschnittliche Lagerhaft der Untersuchten lag zwischen 16 und 20 Monaten, der Medianwert betrug 2 Jahre und 8 Monate. Hinsichtlich der sozialen Struktur waren 67,8 % Akademiker und 23,2 % Arbeiter und Bauern. Das im Verlauf dieser 20 Jahre zusammengetragene Material wurde in Abständen von fünf Jahren analysiert, die Ergebnisse wurden, wie bereits erwähnt, veröffentlicht.

Bei den prophylaktischen Untersuchungen wurden periodisch bestimmt:
- der Cholesterinspiegel und die Konzentration von Lipiden und ß-Lipoprotein im Blutplasma,
- der Arteriendruck und
- das Körpergewicht.

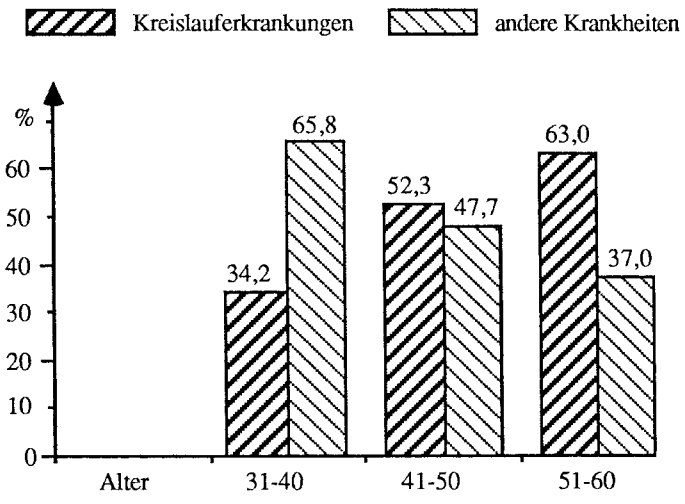


Abb. 1: Prozentsatz der Todesfälle durch Kreislauferkrankungen bei ehemaligen KZ-Häftlingen 1961–1980

Außerdem wurden:
- der Patient über seine Rauchgewohnheiten in der jeweiligen Zeit vor der Untersuchung befragt,
- der Grad der körperlichen Bewegung bei der Arbeit anhand der Grundsätze bestimmt, die bei internationalen Untersuchungen zur Vorbeugung von Koronarleiden[19] üblich sind und
- Informationen über die Streßsituationen des Patienten zusammengetragen.

Die Untersuchungsergebnisse

In der Untersuchungszeit, also zwischen 1961 und 1980, starben von den 500 ehemaligen Häftlingen 272 Personen, das sind 54,4 %; in der Vergleichsgruppe B waren 78 Todesfälle, das sind 15,4 %, zu verzeichnen (Abb. 2). In den sechziger Jahren traten in der Population der ehemaligen Häftlinge drei- bis sechsmal so häufig Todesfälle auf, in den siebziger und achtziger Jahren waren sie viermal bis doppelt so häufig. Es ist bereits erwähnt worden (Abb. 1), daß Kreislaufkrankheiten als Todesursache dominierten.

Von den häufig zu verzeichnenden Faktoren einer Arteriosklerosegefährdung sind die Mittelwerte des Cholesterinspiegels, der komplexen Lipide und des ß-Lipoproteins kurz vor dem Tode der untersuchten ehemaligen Häftlinge am aussagekräftigsten. Von den 272 Personen der Gruppe A war nur bei 32 Untersuchten ein mehrfach höherer Cholesterinspiegel als der Grenzwert von 260 mg % zu verzeichnen. In der Vergleichs-

19 S. Rywik, J. Korewicki, W. Mikołajczyk, W. Szostak, S. Bień, A. Korsak, A. Ostrzycki, J. Sznajd, Z. Szybiński, A. Szczeklik, J. Pach, M. Magdon, L. Mellibruda: Założenia metodyczne „eksperymentu polskiego" pierwotnej prewencji choroby wieńcowej [Methodologische Grundlagen des „polnischen Experiments" der primären Angina-pectoris-Vorsorge]. Przegląd Lekarski 1975, H. 32, S. 510.

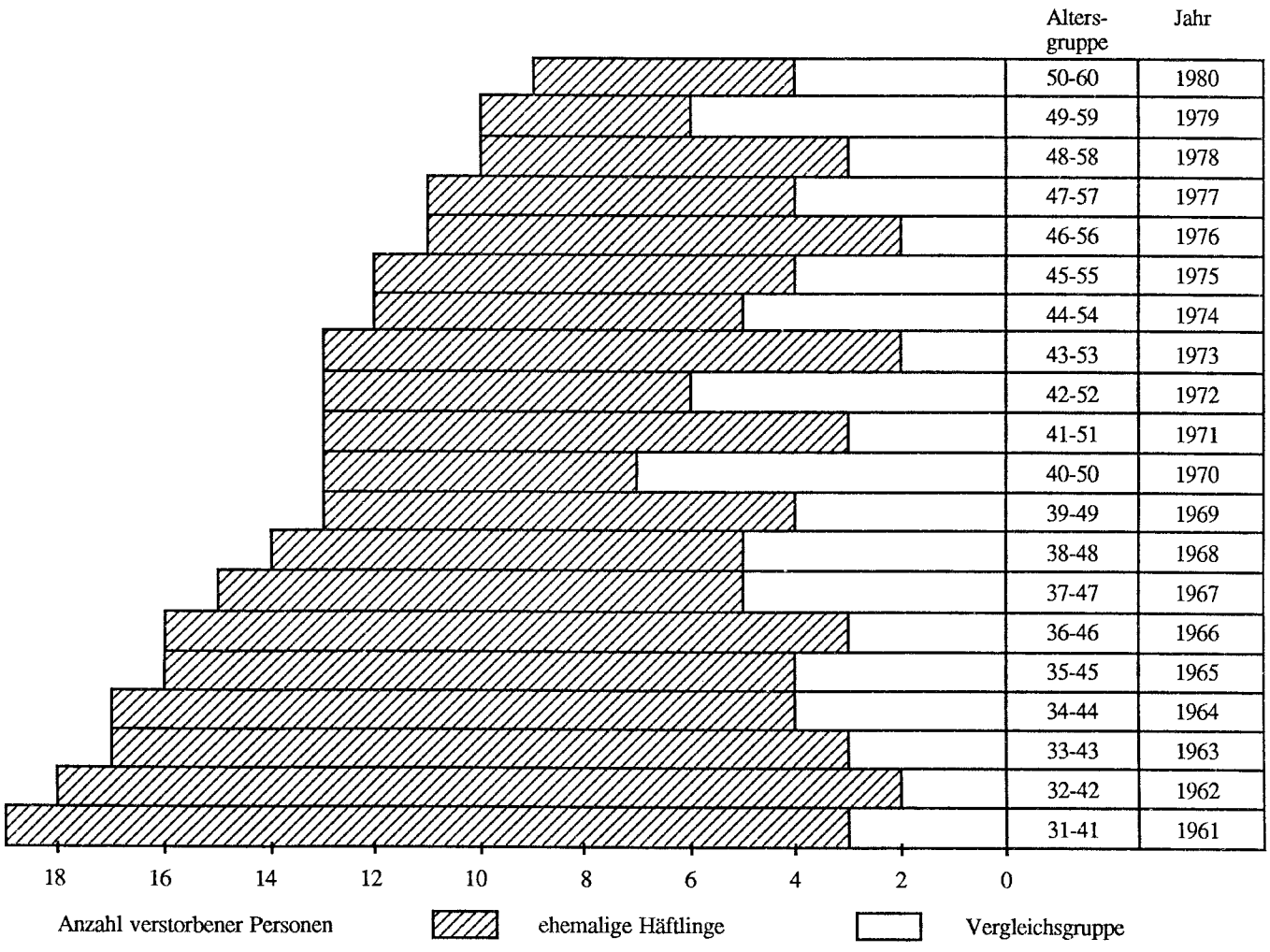


Abb. 2: Todesfälle in der Untersuchungsgruppe von 1000 Personen mit vergleichbarer Altersstruktur (500 ehemalige Häftlinge und 500 Nicht-Häftlinge) 1961–1980

gruppe der Nicht-Häftlinge gab es 50 Personen mit einem erhöhten Cholesterinspiegel im Blutplasma, das sind 18,38 %. Eine angemessene Konzentration von ß-Lipoprotein (Obergrenze 430 ± 14,3 mg) war bei 178 Personen der Gruppe A (65,44 %) und bei 157 Personen der Gruppe B (57,7 %) nachzuweisen. Korrekte Werte von komplexen Lipiden waren ebenfalls bei einem höheren Prozentsatz der ehemaligen Häftlinge zu verzeichnen.

Ein zweiter wesentlicher Faktor der Arteriosklerosegefährdung ist der Bluthochdruck. Ein systolischer Hochdruck war bei 14,7 % der ehemaligen Häftlinge in den Grenzen 160–199 mm Hg und bei 5,5 % der gleichen Gruppe von über 200 mm Hg nachzuweisen. In der Vergleichsgruppe der Nicht-Häftlinge trat bei 20,2 % der Patienten ein systolischer Hochdruck von 160-199 mm Hg und bei 9,2 % von über 200 mm Hg auf.

Einen diastolischen Hochdruck von 95–114 mm Hg wiesen 22,06 % und von über 115 mm Hg 7,35 % der Gruppe A auf. In der Gruppe B lagen die entsprechenden Prozentsätze bei 23,10 % und 11,40 % der Personen.

Insgesamt hatten 23,28 % der Untersuchten aus der Gruppe A und 26,40 % aus der Gruppe B Bluthochdruck. Die mittleren Druckwerte und der Prozentsatz der Hypertonie stiegen mit dem Alter unbedeutend an. Die Differenz der mittleren systolischen und der diastolischen Druckwerte zwischen den ältesten (46–60 Jahre) und den jüngsten ehemaligen Häftlingen (41–45) war statistisch nachweisbar ($p < 0,05$).

Das mittlere Körpergewicht in beiden Gruppen betrug 70,9 ± 9,3 kg, die Körpergröße lag bei 170,5 ± 6,5 cm. Ein unbedeutendes Übergewicht wurde bei 41,9 % der ehemaligen Häftlinge und bei 42,6 % aus der Vergleichsgruppe festgestellt. Mehr als 15 % Übergewicht hatten 12,5 % aus Gruppe A und sogar 22,2 % aus Gruppe B. Mit dem Alter der Untersuchten stieg auch die Häufigkeit von Übergewicht an, die Differenz zwischen den jüngsten und den ältesten Untersuchten in beiden Gruppen war statistisch nachweisbar.

In der Gruppe der ehemaligen Häftlinge hatten 171 Personen, also 62,87 %, vor dem Tode nicht geraucht, bis zu 10 Zigaretten täglich 12,87 %, mehr als zehn 19,12 % und über 20 Zigaretten hatten 14 Personen, also 5,15 %, geraucht. In der Vergleichsgruppe gab es bedeutend mehr Raucher: Bis zu 10 Zigaretten täglich rauchten 14,34 %, über zehn 42,28 % und mehr als 20 Zigaretten rauchten 10,66 %. Das Rauchen stand

auch in einem deutlichen Zusammenhang mit dem Alter. Sowohl bei den Häftlingen wie den Nicht-Häftlingen konnten wir in der Gruppe der Älteren einen prozentual erheblich ($p < 0,05$) niedrigeren Anteil gegenwärtiger Raucher feststellen (Gruppe A 15,2 %, Gruppe B 35,1 %).

Geringe körperliche Aktivität bei der Arbeit wurde bei 32,1 % der ehemaligen Häftlinge und bei 37,2 % in der Vergleichsgruppe festgestellt. Nur 20 % der ehemaligen Häftlinge und 26,8 % aus Gruppe B verbrachten mindestens 50 % ihrer Arbeitszeit bei großer körperlicher Anstrengung. Der Prozentsatz der wenig aktiven Personen wies in beiden Gruppen mit dem Alter von 50–60 Jahren eine unerheblich ($p > 0,05$) steigende Tendenz auf.

Bei 32 Personen aus der Gruppe der ehemaligen Häftlinge, also bei 11,76 %, traten Störungen im Kohlenhydrathaushalt auf. Dabei ergab sich bei 14 Personen (5,15 %) ein manifester und bei 18 Personen (6,6 %) ein latenter Diabetes mellitus. In der Vergleichsgruppe stellten wir bei 21 Personen (7,7 %) einen manifesten und bei nur 9 Personen (3,3 %) einen latenten Diabetes fest.

Unter ständiger Berücksichtigung der reichhaltigen Literatur zum KZ-Syndrom haben wir in den vergangenen zwanzig Jahren das Bild des ehemaligen Häftlings und seine Anpassung an das Leben beschrieben und u.a. festgestellt: „Die Familien ehemaliger Häftlinge werden durch das spezifische Merkmal der Vergangenheit im Lager gekennzeichnet, die darin besteht, daß die psychophysische Leistungsfähigkeit der Untersuchten begrenzt ist..."[20] Bei der gegenwärtigen Analyse des gesammelten Materials wird deutlich, daß die ehemaligen Häftlinge in der zurückliegenden Zeit zahlreichen negativen emotionalen Spannungen ausgesetzt waren. Darunter waren Konflikte bei der Arbeit und in der Familie (unter anderem wegen Konflikten bei der Arbeit hatten in den vergangenen 20 Jahren 18 Personen 20 bis 27mal die Arbeitsstelle gewechselt), der tragische Verlust eines Familienmitglieds, Konflikte mit dem Gesetz, Straßenverkehrsunfälle mit Gehirnerschütterung, Selbstmordversuche usw. Ähnliche extrem negativ gefärbte Streßfaktoren konnten wir auch in der Vergleichsgruppe notieren.

Nicht weniger als 152 der insgesamt 272 ehemaligen Häftlinge waren in dem Untersuchungszeitraum zahlreichen emotionalen Schocks ausgesetzt. In der Vergleichsgruppe waren dagegen viermal weniger negative Erlebnisse (insbesondere Konflikte) zu verzeichnen, die in Richtung eines pathologischen persönlichen, Gruppen- oder Familienlebens tendierten. Bei den ehemaligen Häftlingen betrafen diese Erlebnisse die Sphäre der sozialen Pathologie und hingen mit dem Empfinden zusammen, das eigene Tun sei fruchtlos und man könne (wie häufig im Lager auch) nicht mehr auf die geistige und soziale Unterstützung der Gefährten rechnen.

20 C. Kempisty: Wyniki socjo-medycznych badań potomstwa byłych więźniów obozów hitlerowskich [Ergebnisse sozio-medizinischer Untersuchungen der Nachkommen ehemaliger Häftlinge der Nazi-Lager]. Przegląd Lekarski 1973, H. 1, S. 13–20.

Interpretation

Die langfristigen Untersuchungen, die zwanzig Jahre lang mit ehemaligen Häftlingen in Wrocław und Niederschlesien durchgeführt wurden, haben eindeutig gezeigt, daß die sechs Risikofaktoren für Arteriosklerose, die die WHO aufgelistet hat (unter anderem im Bereich der Angina-pectoris-Vorsorge), in der Gruppe A (ehemalige Häftlinge) bedeutend niedriger liegen, als in der Vergleichsgruppe einer durchschnittlichen polnischen Population.

Der erste in dieser Studie untersuchte Faktor war der Cholesterinspiegel; sein Mittelwert in der gesamten Gruppe der ehemaligen Häftlinge lag bei 213,68 mg % und ist somit niedriger als in der Gruppe B (Nichthäftlinge), dort betrug er 219,44 mg %, niedriger auch als bei Männern über 40 in Belgien (235 mg %[21], den USA (240 mg %)[22] in Schweden (246 mg %)[23], der Schweiz (240 mg %)[24] oder Finnland (280 mg %)[25]. Ähnlich niedrige Werte waren bei den ehemaligen Häftlingen im Bereich der Lipid- und der β-Lipoproteinkonzentration zu verzeichnen.

Der Bluthochdruck – als zweiter Risikofaktor – wies in der Gruppe A ebenfalls niedrigere Werte auf: Der systolische Druck lag in dieser Gruppe in den (durchschnittlichen) Grenzen von 130–145 mg Hg und ist somit niedriger als in der Gruppe B (135–148). Er entspricht in etwa dem Durchschnittswert der Bevölkerung Warschaus[26] (135 mm Hg), der USA (127–143 mm Hg)[27], Belgiens (135–143 mm Hg)[28], Schwedens (138 mm Hg)[29] und der Schweiz (130–146 mm Hg)[30].

Der nächste bei den ehemaligen Häftlingen analysierte Risikofaktor war die Korpulenz, die als relatives Übergewicht definiert wurde. Von den ehemaligen Häftlingen hatten nur 12,5 % Übergewicht, in der Vergleichsgruppe 22,2 %. 20 % der männlichen Einwohner Warschaus über 40 hatten Überge-

21 M. Kotnitzer, N. Dramaix, G. de Backer, C. Thilly: Cholesterolemia and psycho-social-biological variables. Heart Bulletin 1977, S. 147.

22 J. Stamler: Lifestyles, major risk factors, proof and public policy. Circulation 1978, Bd. 3, S. 58.

23 L. Wilhelmsen, H. Wedel, G. Tibblin: Multivariate analysis of risk factors for coronary heart disease. Circulation 1973, Bd. 48, S. 950

24 M. Escher, S. Heyden, S. Christeller, J.P. Gasser, H. Keller, L. Ramsler, U. Geel: Hypertonie, Nikotinabusus, Hypercholesterinämie und Übergewicht bei Schweizer Männern, 1973. Schweiz. Medizinische Wochenschrift 1974, Nr. 104, S. 1423.

25 Aaroma A., F. Björksten, A. Ericsson, A. W. Matela, M. Kirjarinto, J. Fellmann, N. Tamminen: Serum cholosterol and trigliceride concentrations of Finns and Finnish Laps. Acta Med. Scand. I, 1975, Nr. 198, S. 13–23.

26 J. Charzewska, S. Rywik, E. Chabros, H. Wągrowska, E. Chodkowska: Eksperyment polski dotyczący prewencji choroby wieńcowej. [Das polnische Experiment zur Angina-pectoris-Vorsorge]. Kardiologia Polska 1980, Bd. 23, Nr. 3, S. 188–191.

27 R. Stamler, J. Stamler, W. F. Riedlinger, G. Algera, R. H. Roberts: Weight and blood pressure. Findings in hypertension screening of 1 million Americans. JAMA 1978, Nr. 240, S. 1607.

28 G. de Backer, L. Ramioul, M. Kotnitzer, C. Thilly: Epidemiology of arterial blood pressure in an industrial population. Heart Bulletin 1978, Bd. 2, S. 14.

29 S. Anm. 23.

30 S. Anm. 24.

wicht.[31] Dabei ist bemerkenswert, daß dieser Wert in Moskau bei 20–23 % lag, in der Schweiz bei 20 %,[32] in Berlin bei 20 %[33] und in den USA sogar bei 45 %. Aus unseren Beobachtungen erfolgt, daß es bei den ehemaligen Häftlingen in den ersten Nachkriegsjahren eine heftige Tendenz zur Gewichtszunahme gab, was nach der überstandenen Hungerkrankheit als psychologisch begründet erscheint, in den letzten Jahren läßt sich dagegen beobachten, daß das Gewicht tendenziell gehalten wird oder sogar abnimmt.

Auch das Rauchen bildet einen wesentlichen Risikofaktor für die Arteriosklerose; es ist heute allgemein als Risikofaktor für Angina pectoris anerkannt. Obwohl in unserem Land das Rauchen so weit verbreitet ist, rauchen ehemalige Häftlinge überraschend selten (37,13 % Raucher), und zwar sowohl im Vergleich mit Gruppe B (67,28 %), wie mit anderen Populationen, z.B. der Bevölkerung Warschaus (60,0 % Raucher)[34] und der USA (50,0 %) oder Belgiens, wo 65 % der Männer rauchen. Nur in der Schweiz gibt es unbedeutend weniger Raucher als in der Gruppe der ehemaligen Häftlinge – dort rauchen 35 % der Männer über 40[35].

Der nächste untersuchte Risikofaktor war der Grad der körperlichen Aktivität. Wenig Bewegung bei der Arbeit war für 32,1 % der 272 ehemaligen Häftlinge in der analysierten Gruppe charakteristisch; dieser Prozentsatz lag etwas niedriger als in Gruppe B, wo er 36,8 % betrug. Aus Untersuchungen, die sich auf vergleichbare Aktivitätskriterien stützen und in Polen im Rahmen des „polnischen Experiments" zur Angina-pectoris-Vorsorge durchgeführt wurden, ist ein annähernd großer Anteil von körperlich aktiven Personen ermittelt worden, nämlich 35 % der Untersuchten.[36]

Der Diabetes mellitus, der als Risikofaktor für Angina pectoris gilt, weil er die arteriosklerotischen Veränderungen verstärkt, fand sich bei 11,76 % der ehemaligen Häftlinge und in ähnlichem Ausmaß (11,02 %) bei der Vergleichsgruppe. Diese Ergebnisse liegen etwas über den Ergebnissen, die in Untersuchungen anderer polnischer[37] und ausländischer[38] Autoren veröffentlicht wurden.

Der letzte Risikofaktor – der Streß und sein Anwachsen – ist am schwersten zu definieren und zu bewerten[39]. Wir verfügen über keine Skala der menschlichen emotionalen Spannungen, die sich in epidemiologischen Untersuchungen verwenden ließe; so haben wir alles festgehalten, was die von uns untersuchten Personen langfristig und stark Beschwernissen und Leiden ausgesetzt hat. Diese Untersuchungen wiesen darauf hin, daß die ehemaligen Häftlinge abgesehen von den Erlebnissen im Lager (diesen Zeitraum hatten wir des Vergleichs wegen ausgeklammert) etwa viermal häufiger verschiedenen langanhaltenden Streßsituationen ausgesetzt waren.

Schlußfolgerungen

1. Die in den Jahren 1945–1980 verzeichnete Sterblichkeitsrate der ehemaligen KZ-Häftlinge ist mehrfach so hoch wie der analoge Wert bei vergleichbaren Altersgruppen der polnischen Durchschnittsbevölkerung sowie in 14 am Zweiten Weltkrieg beteiligten Ländern.

2. Die häufigste Todesursache in der Gruppe der ehemaligen Häftlinge waren in den 35 Nachkriegsjahren Kreislauferkrankungen sowie eine früher und im Verhältnis zum Alter unverhältnismäßig stärker auftretende progressive Arteriosklerose und ihre Komplikationen.

3. Von den 500 ehemaligen Häftlingen, die an der Langzeituntersuchung teilnahmen, starben in den Jahren von 1961 bis 1980 272 Personen. Bei ihnen lag nur ein Risikofaktor der Arteriosklerose – der Streß – viermal höher als bei der Gruppe, die nicht im Lager war.

4. Das Niveau der schon häufig untersuchten sechs Risikofaktoren der Arteriosklerose (Cholesterinspiegel über 200 mg %, Diabetes mellitus, Rauchen, mangelnde körperliche Bewegung, Bluthochdruck, Übergewicht) lag bei den 272 ehemaligen Häftlingen kurz vor ihrem Tod, der zu einem erheblichen Anteil (in der jüngsten Altersgruppe der 31–45jährigen etwa 50 %) durch Komplikationen der Arteriosklerose verursacht wurde, niedriger als in der Vergleichsgruppe und in einigen Populationen Europas und der USA.

5. Geringere Verbreitung von Hypercholesterinämie, Bluthochdruck, Korpulenz, Diabetes mellitus und Rauchen und ein hypokinetischer Lebensstil in der Gruppe der ehemaligen Häftlinge weisen darauf hin, daß die erwähnten Risikofaktoren in dieser Bevölkerungsgruppe eine andere Bedeutung haben können, als in anderen Populationen.

6. Es ist anzunehmen, daß sich die Zeit der Lagerhaft, in der aufgrund weit fortgeschrittener Veränderungen des gesamten Organismus (Hungerkrankheit) die Abwehrmechanismen, darunter auch das Schutzsystem der Intima, ihre Funktion aufgegeben hatten, auf die Entwicklung der Arteriosklerose bei ehemaligen Häftlingen und auf ihren besonders malignen Charakter ausgewirkt hatte. Der im Lager entstandene große biologische Defekt im Stoffwechsel der Gefäßwand könnte die Entwicklung arteriosklerotischer Veränderungen begünstigt haben, auch wenn die Risikofaktoren der Arteriosklerose in der Nachkriegszeit auf niedrigerem Niveau lagen. Selbstverständlich handelt es sich hier um theoretische Erwägungen, die als Hypothese für weitere Forschungen anzusehen sind.

31 S. Anm. 26.
32 S. Anm. 24.
33 G. Schettler: Risk factor of coronary heart disease. West German data. Prev. Med. 1976, Nr. 5, S. 216–225.
34 S. Anm. 26. S. auch: D. D. Reid, P. J. S. Hamilton, P. McCartney, G. Rose, R. J. Jarrett, H. Keen: Smoking and other risk factors for coronary heart-disease in British civil servants. Lancet II, 1976, S. 979–984.
35 S. Anm. 24.
36 S. Anm. 26.
37 W. Piwowarska, D. Mroczek-Czarnecka, M. Śnieżek: Czynniki zagrożenia miażdżycą u młodych mężczyzn z zawałem mięśnia sercowego [Arteriosklerotische Risikofaktoren bei jungen Männern mit Herzmuskelinfarkt]. Kardiologia Polska 1980, Bd. 23, Nr. 4, S. 220–222.
38 P. R. J. Burch: Coronary heart disease. Risk factors and ageing. Gerontology 1978, Nr. 24, S. 139–140.
39 H. Selye: Stress okiełznany [Bewältigter Streß]. Warschau 1978, S. 29–37.

Wojciech Żukowski, Grażyna Turska-Karbowska, Maria Gizler, Irena Orleska

Der Gesundheitszustand der „Konzentrationslager-Kinder" auf Grund der Untersuchungen des Niederschlesischen Zentrums für Medizinische Diagnostik*

Einleitung

Die Tragödie der von den Nazis verfolgten polnischen Kinder gehört bekanntlich zu den düstersten Kapiteln der Geschichte des II. Weltkriegs. Gegen Recht und internationale Konventionen, gegen die elementaren Grundsätze der Menschlichkeit wurden diese Kinder als Geiseln mißbraucht, in Gefängnisse, Lager und Stätten der Zwangsarbeit verbracht, germanisiert und, wenn sie den Rassenkriterien nicht genügten, der „wissenschaftlichen" Euthanasie unterzogen. Berechnungen gehen davon aus, daß der Naziterror weit über zwei Millionen polnischer Kinder das Leben gekostet hat.

Ein Teil der Verfolgten hat zwar überlebt, doch macht sich bei den meisten von ihnen die im Lager verbrachte Kindheit noch heute in Form der, wie die Psychiater es nennen, progressiven Asthenie bzw. des KZ-Syndroms bemerkbar. In psychischer Hinsicht ist dieses Syndrom durch gedrückte Stimmung, mißtrauische Einstellung zu den Menschen und gestörte Konzentrationsfähigkeit gekennzeichnet, in somatischer Hinsicht kann es z.B. zu vorzeitiger Sklerose der Herzkranz- oder Hirngefäße, zu chronischen Erkrankungen des Verdauungstrakts, zu Gelenkrheumatismus, vorzeitiger Involution, hartnäckigen neurasthenischen Zügen oder Angstzuständen und Depressionen führen.

Nach dem Ablauf von fast vierzig Jahren ist es natürlich nicht leicht, die Kausalzusammenhänge einzelner Krankheiten zu ermitteln, denn ihre Ätiologie kann zwar, muß aber nicht mit der KZ-Haft zusammenhängen. Viele somatische Krankheiten sind dennoch in psychischen Traumen begründet, und in der Praxis kann man die einzelnen Faktoren nicht voneinander trennen.

Aus diesem Grunde sind auch die Ergebnisse von Untersuchungen des Niederschlesischen Zentrums für Medizinische Diagnostik DOLMED an Kindern, die von den Nazis verfolgt, d.h. in Konzentrationslagern geboren wurden oder sich dort aufgehalten haben, frei von allzu weitgehenden Verallgemeinerungen. Es wird einfach der Sachverhalt berichtet, ohne eine ätiologische Abhängigkeit der einzelnen Krankheiten vom Lager zu postulieren. Denn dies ist eine Frage, die außer den Internisten auch die Psychiater, Psychologen und Soziologen beantworten sollten. Es scheint aber, daß das hier vorgestellte Material Ausgangspunkt für eine Analyse sein kann, die eine vollständigere Beschreibung des Phänomens, das bisher immer noch recht allgemein als KZ-Syndrom bezeichnet wird, gestatten könnte.

Man muß sich auch darüber im klaren sein, daß die Menschen, deren Gesundheit infolge der KZ-Haft am stärksten geschädigt war, heute nicht mehr leben. Die gegenwärtig untersuchte Gruppe umfaßt also diejenigen ehemaligen Häftlinge, bei denen der gesundheitliche Schaden infolge der Erlebnisse im Lager noch relativ gering ist.

Charakteristik des Gesundheitszustands der untersuchten Gruppe

Die Untersuchungen von Personen, die in ihrer Kindheit vom Naziregime verfolgt wurden, im Niederschlesischen Zentrum für Medizinische Diagnostik umfaßten insgesamt (bis Ende Februar 1984) 279 Personen, davon 40 % Frauen (s. Tabelle I).

In dieser Gruppe waren 82 % der Frauen und 86 % der Männer über 50 Jahre alt, der Altersdurchschnitt betrug 53 Jahre bei beiden Geschlechtern. Ungefähr ein Drittel der Untersuchten wohnt in Niederschlesien, die Hälfte davon in Wrocław. Aufgrund von Invalidität oder Pensionierung arbeiten nahezu 70 % der Untersuchten nicht mehr; ihre Bildungsstruktur ist in Tabelle I dargestellt. In der ganzen Gruppe haben die Personen mit Grundschulbildung den größten prozentualen Anteil, den niedrigsten diejenigen mit Hochschulbildung. Recht viele, nämlich 17 %, hatten keine abgeschlossene Grundschulbildung.

Bei allen wurde die im Niederschlesischen Zentrum für Medizinische Diagnostik übliche Serie von Untersuchungen und Tests vorgenommen, d.h. anthropometrische Messungen, Messungen des arteriellen Blutdrucks (im Liegen), hämatologische Untersuchungen, biochemische Blutanalyse und allgemeine Harnuntersuchungen. Außerdem wurden fachärztliche Untersuchungen durchgeführt: augenärztliche, neurologische, radiologische, gynäkologische sowie EKG und Gehöruntersuchungen. Den internistischen Untersuchungen unterzogen sich über 53 %, und die übliche Anamnese wurde von 82 % eingeholt.

Charakteristisch für die untersuchte Gruppe war eine größere Zahl von Personen mit einem über der Norm liegenden prozentualen Fettanteil. Ein Untergewicht von mehr als 10 % des Normalgewichts (nach Broc) trat fast viermal häufiger bei den Männern als bei den Frauen auf, in der gesamten untersuchten Gruppe wurde es bei über 10 % festgestellt.

* Stan zdrowia „dzieci obozów" w świetle badań Dolnośląskiego Centrum Diagnostyki Medycznej (1985, H. 1, S. 25–29). Übersetzung: Olaf Kühl.

Tabelle I
Alters- und Geschlechtsverteilung, Wohnort, Bildung, Beschäftigungsstruktur

Bezeichnung des Merkmals		Frauen		Männer		Insgesamt	
		n	%	n	%	n	%
Anzahl der Personen im Alter von 40–49 Jahren		20	18	24	14	44	16
Anzahl der Personen im Alter von 50 und mehr Jahren		89	82	146	86	235	84
Insgesamt		109	100	170	100	279	100
Mittleres Alter		52,7	± 5,7	53,4	± 4,2	53,1	± 4,9
Wohnort:	Wrócław	13	12	27	16	40	15
	Wojewodschaft Wrócław	6	6	14	9	20	7
	Niederschlesien	10	9	17	10	27	10
	Außerhalb von Niederschlesien	79	73	109	65	188	68
	Nicht berufstätig	60	64	96	71	156	68
Bildung: *	Grundschule nicht abgeschlossen	19	20	19	14	38	17
	Grundschule	25	27	40	30	65	28
	Berufsschule	11	12	30	22	41	18
	Mittelschule	31	33	24	18	55	24
	Hochschule	8	8	22	16	30	13

* Angaben aus der Anamnese (94 Frauen und 135 Männer)

Verhältnismäßig häufig wurden Anormalitäten bei den spirometrischen Untersuchungen notiert (bei beiden Geschlechtern über die Hälfte der Untersuchten), bei denen es sich vor allem um ein verringertes Sekundenvolumen bei normalem Gesamtvolumen der Lungen handelte.

Hinzuzufügen ist, daß 62 % der Frauen und 19 % der Männer nie im Leben geraucht haben.

In beiden Gruppen hatten nahezu 30 % anormale arterielle Blutdruckwerte. Bei den Männern handelte es sich hauptsächlich um Bluthochdruck (16 %) – 160/100 mmHg – und Grenzwerte (12 %) von 145–155/95 mmHg, während bei den Frauen ein niedriger Blutdruck – systolisch < 100 mmHg – dominierte und Bluthochdruck sowie Grenzblutdruckwerte mit einer Häufigkeit von 9 % auftraten.

Bei über der Hälfte der Untersuchten (56 % der Frauen und 68 % der Männer) wurden Anormalitäten der EKG-Kurve festgestellt. Am häufigsten waren Rhythmusstörungen, die bei 27 % der Frauen und 30 % der Männer gefunden wurden. Nahezu die Hälfte der Störungen waren Bradykardien. Bei 20 % der Untersuchten wurden darüber hinaus morphologische Veränderungen der EKG-Kurve festgestellt, die meist Unregelmäßigkeiten im Bereich der T-Welle, der ST-Strecke und des QT-Bereichs betrafen. Außerdem wurden im EKG bei den Männern dreimal häufiger als bei den Frauen Reizleitungsstörungen in Form eines partiellen Blocks des rechten Schenkels des His-Bündels (19 % und 7 %) sowie Hypertrophien des Herzmuskels, meist an der linken Kammer (14 % und 4 %), festgestellt.

Bei den Kleinbild-Röntgenaufnahmen des Brustkorbs wurde bei 35 % der Frauen und 52 % der Männer eine Vergrößerung der linken Herzkammer gefunden. Noch mehr, nämlich 45 % der Frauen und 69 % der Männer, hatten Veränderungen im Bereich des Aortenbogens – hauptsächlich als intensive Saturation. Bei den radiologischen Untersuchungen (bei über 60 % der Untersuchten vorgenommen) konnte zudem festgestellt werden, daß die Männer fast zweimal so häufig wie die Frauen Lungenanomalien aufwiesen (20 % und 12 %). Das betraf überwiegend emphysematische Symptome, faserig-knotige Veränderungen dagegen traten bei den Frauen geringfügig häufiger auf.

Bei der augenärztlichen Untersuchung wurde bei 39 % der Frauen und 50 % der Männer eine Alterssichtigkeit festgestellt, die in den meisten Fällen nicht ausreichend korrigiert war. An sonstigen Refraktionsanomalien wurde am häufigsten Weitsichtigkeit notiert (18 %).

Ein anormales Bild des Augenhintergrunds zeigten 65 % der Frauen und 86 % der Männer. Bei über der Hälfte der Untersuchten wies der Augenhintergrund einen dem Alter entsprechenden Zustand auf, und bei den pathologischen Veränderungen überwogen Fälle von Gefäßsklerosen (13 %).

Die Gehöruntersuchungen zeigten in der überwiegenden Mehrheit bedeutende Gehöreinschränkungen, besonders bei den Männern, bei denen der Anteil pathologischer Audiogramme mehr als 70 % ausmachte (bei den Frauen mehr als 60 %).

Bei 29 % der Frauen und 18 % der Männer wurden Veränderungen im Urin festgestellt. In der Gruppe der Männer trat hierbei meist Eiweiß, bei den Frauen Blut auf. Bei Personen mit

anormalem Ergebnis der Harnuntersuchung (31 Frauen und 30 Männer) wurde zusätzlich eine Analyse des Harnsediments durchgeführt. In 40 % der Fälle beider Geschlechter wurde dabei das Auftreten von frischen oder ausgelaugten Erythrozyten, und bei ungefähr 20 % der Untersuchten mehr als 5 Leukozyten im Sehfeld festgestellt.

Bei der gynäkologischen Untersuchung wurden bei 54 % der Frauen Veränderungen festgestellt, bei denen am häufigsten waren: Entzündungen des Gebärmutterhalses, Lageveränderungen der Gebärmutter, Anomalien von Scheide und Schamteilen sowie Zustände nach Entfernung des Zeugungsorgans. Die häufigste Pathologie im zytologischen Bild des Scheidenabstrichs war das Vorhandensein von Leukozyten (bei 47 % der untersuchten Frauen) und auch – bei 29 % – eine Trichomonadeninfektion.

Vergleich der Untersuchungsergebnisse mit der Vergleichsgruppe

Die Analyse der Ergebnisse wurde vor dem Hintergrund der Indikatoren des Gesundheitszustandes einer altersmäßig analogen, berufstätigen Bevölkerungsgruppe vorgenommen, die 1983 im Niederschlesischen Zentrum für Medizinische Diagnostik untersucht worden war.

Bei den Befunden aus der Anamnese ist der Unterschied in der subjektiven Bewertung des Gesundheitszustandes bemerkenswert. Die ehemaligen Häftlinge beurteilen ihren Gesundheitszustand sehr viel häufiger als schlecht, während eine gute Einschätzung der eigenen Gesundheit bei der Vergleichspopulation viermal so häufig war. Die Ergebnisse der Anamnese sind in Tabelle II veranschaulicht.

Die Häufigkeit des Auftretens von Krankheiten und Symptomen sowie die Werte, die für die meßbaren Parameter in der untersuchten Gruppe im Vergleich zur Population von der Norm abweichen, sind in den Tabellen III bis X dargestellt. Dabei haben wir uns hauptsächlich auf diejenigen Häufigkeiten beschränkt, die statistisch signifikant (auf dem Niveau $p < 0{,}05$) in den zwei Vergleichsgruppen voneinander abweichen.

Tabelle III betrifft Erkrankungen des Nervensystems, die bei 65 % der ehemaligen Häftlinge festgestellt wurden – um 10 % häufiger als in der Vergleichspopulation. Am häufigsten waren Neurosen (ungefähr 45 % gegenüber 9 %) sowie neurotische Symptome (5 % gegenüber 2 %). Andere Erkrankungen wie Epilepsien, Psychosen, posttraumatische Enzephalopathien und posttraumatische Zerebrasthenien wurden bei ungefähr 4 % der Untersuchten gefunden, gegenüber einer Häufigkeit von nicht mehr als 0,5 % in der Vergleichspopulation.

In Tabelle IV sind Erkrankungen des Knochen- und Gelenksystems aufgeführt; sie traten bei 63 % der Untersuchten auf,

Tabelle II Subjektive Einschätzung des eigenen Gesundheitszustandes (auf Grund der Anamnese)

Selbsteinschätzung	Frauen		Männer		Insgesamt	
	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population
Gruppengröße (n)	94	2398	135	1777	229	4175
Guter Gesundheitszustand (in %)	3	18	9	32	6	25
Schlechter Gesundheitszustand (in %)	55	43	54	34	54	37
Chronische Erkrankung (in %)	31	14	30	13	31	14

Tabelle III Nervensystem – Häufigkeit von Krankheiten und Symptomen (%)

	Frauen		Männer		Insgesamt	
Diagnostische Gruppe	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population
Posttraumatische Enzephalopathien	3,6	0,1	3,2	0,7	3,4	0,4
Epilepsien	1,8	0,5	6,5	0,6	4,7	0,5
Psychosen	3,6	0,3	4,3	0,4	4,1	0,4
Posttraumatische Zerebrasthenien	1,8	0,3	3,2	0,4	2,7	0,3
Neurosen	43,6	11,0	45,2	6,8	44,6	9,2
Neurotische Symptome	7,3	1,6	4,3	2,1	5,4	1,8
Krankheiten und Störungen des Nervensystems (insgesamt)	69,1	56,8	62,4	52,6	64,9	54,9

beinahe doppelt so häufig wie in der Vergleichspopulation (33 %). Die am häufigsten festgestellten Beschwerden waren Bandscheibensymptome, Rückgratverkrümmung und Degenerationserkrankungen der Gelenke. Die in der untersuchten Gruppe festgestellte Häufigkeit war in diesem Fall 2 bis 3 mal so hoch, bei den Folgen von Kopfverletzungen gar 13 mal so hoch wie der entsprechende Prozentsatz in der Vergleichspopulation.

Tabelle V veranschaulicht Kreislauferkrankungen. Sie traten bei über 60 % der Untersuchten auf, und obwohl der Häufigkeitsunterschied gegenüber der Vergleichspopulation in diesem Fall statistisch nicht signifikant war (66 % gegenüber 63 %), traten doch einige Krankheiten in der untersuchten Gruppe deutlich häufiger auf. Das gilt vor allem für die chronische Insuffizienz der Herzkranzgefäße (2 mal häufiger), den Linksschenkelblock (4 mal) sowie überstandene rheumatische Erkrankungen (7 mal). Außerdem waren in der untersuchten Gruppe morphologische EKG-Veränderungen sowie Herz muskelhypertrophien doppelt so häufig.

Eine Vergrößerung der linken Herzkammer und eine intensive Saturation des Aortenbogens bei der Röntgenaufnahme waren ebenfalls häufiger (ungefähr 10 %) als in der Vergleichspopulation. Dagegen konnte kein statistischer Unterschied in der Häufigkeit der Hypertonie in beiden Gruppen nachgewiesen werden (Tabelle VI).

Das Bild des Augenhintergrunds war in der untersuchten

Tabelle IV
Bewegungsapparat (Skelett und Gelenke) – Häufigkeit von Erkrankungen und Symptomen (%)

	Frauen		Männer		Insgesamt	
Diagnostische Gruppe	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population
Ischiassymptome	36,4	12,6	25,8	13,8	29,7	13,0
Rückgratverkrümmung	38,2	12,1	21,5	15,0	27,7	13,3
Degenerationserkrankungen der Gelenke	34,5	8,7	15,1	6,4	22,3	7,7
Befunde nach Kopfverletzung	3,6	0,5	16,1	1,5	11,5	0,9
Gelenk- und Muskelschmerz	7,3	1,0	1,1	0,4	3,4	0,9
Befunde nach Verletzungen der unteren Extremitäten	0,0	0,4	4,3	1,1	2,7	0,7
Erkrankungen des Bewegungsapparates (insgesamt)	67,3	32,9	60,2	33,0	62,8	32,9

Tabelle V
Kreislauf – Häufigkeit von Erkrankungen sowie EKG- und Rtg-Veränderungen (%)

	Frauen		Männer		Insgesamt	
Diagnostische Gruppe	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population
Chronische Kranzgefäßinsuffizienz	16,3	7,0	22,6	11,4	20,2	8,9
Überstandene rheumatische Erkankung	7,3	0,6	1,1	0,4	3,4	0,5
Reizleitungsstörungen	7,5	6,5	18,9	12,8	14,5	9,6
Rechtsschenklige Blöcke des His-Bündels	4,3	2,9	10,1	6,8	7,9	4,8
Linksschenklige Blöcke des His-Bündels	2,2	0,8	5,4	1,2	4,1	1,0
Morphologische EKG-Veränderungen (ST, T, GT)	22,6	16,3	24,3	12,4	23,7	14,4
Herzmuskel-Hypertrophien (EKG)	4,3	3,7	14,2	9,1	10,4	6,4
Vergrößerung der linken Herzkammer (Rtg)	34,8	21,7	52,2	39,4	45,8	37,7
Aortenbogen intensiv saturiert (Rtg)	45,5	47,4	69,0	54,1	60,3	50,6
Kreislauferkrankungen (insgesamt)	63,8	59,9	68,8	66,3	62,2*	62,7

* Die Differenz zwischen untersuchter Gruppe und Population ist statistisch nicht signifikant.

Tabelle VI Verhalten des arteriellen Blutdrucks und Veränderungen am Augenhintergrund (%)

		Frauen		Männer		Insgesamt	
Diagnostische Gruppe		Untersuchte	Population	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population
RR > 160/100 mmHG		9,2	13,0	16,0	13,4	13,3*	13,2
Systolischer RR < 100 mmHG		11,0	6,4	0,6	1,6	4,7*	4,1
RRS systolisch (mmHG) ± G		121,79 22,68	128,18 20,55	134,64 22,52	133,62 18,11	129,60 23,54	130,79* 20,00
RRS diastolisch (mmgH) ±		74,98 12,69	75,61 11,63	80,88 12,71	78,01 11,21	78,57* 13,04	76,76 11,70
Augenhintergrund:	Veränderungen im Gefäßbereich	14,0	6,0	16,4	6,3	15,4	6,2
	Sklerosen	13,1	3,0	12,6	3,6	12,8	3,3
	Anormalitäten	64,5	30,0	86,2	32,5	77,4	31,2

* Die Differenz zwischen untersuchter Gruppe und Population ist statistisch nicht signifikant.

Tabelle VII Atmungsapparat – Häufigkeit von Erkrankungen und Symptomen (%)

	Frauen		Männer		Insgesamt	
Diagnostische Gruppe	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population
Bronchialkatarrhe	7,3	2,9	12,9	6,4	10,8	4,4
Überstandene Tbc	9,1	2,5	16,1	5,3	13,5	3,8
Faserigknotige Veränderungen beim Rtg	6,1	0.8	4,4	3,1	5,0	2,1
Narbige Veränderungen am Brustfell (Rtg)	0,0	0,8	8,0	4,3	5,1	2,8
Atmungsinsuffizienz	10,9	5,2	9,7	5,9	10,1	5,5
Anormale Spirometrie (beide Komponenten)	12,8	4,5	25,4	14,4	20,4	9,3
Bedeutender Hörverlust	61,2	38,5	77,0	67,1	63,4	52,5
Erkrankungen des Atmungsapparats (insgesamt)	25,5	22,2	39,8	33,3	34,5	27,1

Tabelle VIII Verdauungsystem – Häufigkeit von Erkrankungen und Symptomen (%)

	Frauen		Männer		Insgesamt	
Diagnostische Gruppe	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population
Ulkuserkrankungen	7,2	3,2	15,1	9,1	13,1	5,7
Chronische Magenkatarrhe	12,7	2,2	10,8	3,5	11,5	2,8
Darmfunktionsstörungen	18,2	3,6	3,3	1,4	8,8	2,7
Indikationen Rtg des Verdauungstraktes	3,6	1,3	7,5	1,6	6,1	1,4
Erkrankungen des Verdauungssystems (insgesamt)	43,6	29,8	35,5	25,4	38,5	27,9
Untergewicht > 10 %	4,6	6,0	15,9	13,7	11,5*	9,7
% Fettgehalt unter der Norm	12,8	6,9	9,4	5,6	10,8*	6,2
% Fettgehalt über der Norm	2,8	6,3	4,1	3,2	3,6	4,8*

* Die Differenz zwischen untersuchter Gruppe und Population ist statistisch nicht signifikant.

Tabelle IX Harnsystem – Häufigkeit von Erkrankungen und Veränderungen im Harn (%)

Diagnostische Gruppe		Frauen		Männer		Insgesamt	
		Untersuchte	Population	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population
Entzündliche Zustände		7,2	1,2	4,3	0,9	5,4	1,0
Lithiasis (Steinbildung)		5,5	1,3	2,2	2,5	3,4	1,8
Erkrankungen des Harnsystems insgesamt		16,4	5,2	10,8	8,2	12,8	6,5
Harnuntersuchung auf:	Zucker	1,9	1,2	5,4	2,0	4,0	1,5
	Blut	18,7	10,3	6,0	3,4	10,9	6,5
	Eiweiß	13,1	4,6	9,5	5,0	10,9	4,6
Anormale Harnanalyse		29,0	15,0	17,9	9,6	22,2	11,7

Tabelle X Hämatologische und biochemische Untersuchungen

Häufigkeit der Abweichungen vom Normalwert Mittlere Standardabweichung		Frauen		Männer		Insgesamt	
		Untersuchte	Population	Untersuchte	Population	Untersuchte	Population
Leukozyten (1000 mm^3)	über der Norm	6,5	2,8	11,8	7,5	9,7	5,1
		6,77 ± 1,53	6,36 1,59	7,40 1,94	6,93 1,80	7,18 1,81	6,69 1,72
Erythrozyten (mln mm^3)	unter der Norm	0,0	1,1	6,5	2,7	4,0	1,8
		4,68 ± 0,36	4,65 0,34	4,99 0,38	5,05 0,36	4,87* 0,40	4,85 0,43
BSR nach 1 Stunde (mm)	höher als 20	32,4	19,7	11,2	8,8	19,5	14,4
		16,78 ± 12,19	14,65 8,98	11,35 10,69	9,55 7,21	13,47* 11,58	12,60 8,53
Kalium (mEg/l)	unterhalb der Norm	0,0	0,2	1,8	0,2	1,1	0,2
		4,54 ± 0,41	4,62 0,40	4,97 0,41	4,70 0,41	4,56 0,41	4,65* 0,41
Harnsäure (mg %)	über der Norm	16,7	9,6	22,4	15,6	20,1	12,5
		5,06 ± 1,04	4,86 0,90	6,02 1,08	5,79 1,02	5,65 1,16	5,31 1,00
Alkalische Phosphatase (mU/ml)	über der Norm	2,8	0,9	3,0	0,6	2,9	0,7
		62,08 ± 17,36	60,85 19,46	59,69 17,09	61,59 31,03	60,62 17,22	61,83* 26,45
SGOT (mU/ml)	über der Norm	4,6	2,2	12,7	4,8	9,4	3,5
		28,41 ± 10,50	28,80 13,52	35,64 29,82	34,28 21,83	32,88* 24,39	31,47 18,69

* Die Differenz zwischen untersuchter Gruppe und Population ist statistisch nicht signifikant.

Gruppe doppelt so häufig anormal wie in der Vergleichspopulation (77 % gegenüber 31 %). Das betraf vor allem Veränderungen bei den Gefäßen und Gefäßsklerosen (Tabelle VI).

Die Erkrankungen des Atmungssystems sind in Tabelle VII dargestellt. Sie wurden bei ungefähr 30 % der Untersuchten festgestellt; am häufigsten wurde eine überstandene Tuberkulose gefunden (bei 14 %, d.h. dreimal so häufig wie in der Vergleichspopulation). In der untersuchten Gruppe wurden faserigknotige Veränderungen in den Lungen und narbige Veränderungen am Rippenfell bei den radiologischen Untersuchungen signifikant häufiger beobachtet.

Außerdem traten Bronchialkatarrhe und Atmungsinsuffizienzen doppelt so häufig auf. Hierbei ist anzumerken, daß bei ungefähr 20 % der Untersuchten, d.h. doppelt so häufig wie in der Vergleichspopulation, anormale spirometrische Kennziffern (sowohl VC wie auch FVC_1) ermittelt wurden.

Tabelle VIII zeigt Erkrankungen des Verdauungsstraktes, die bei nahezu 40 % der Untersuchten gegenüber 30 % in der Vergleichspopulation auftraten. Besonders häufig wurden Ulkuserkrankungen bei Männern und chronische Magenkatarrhe bei beiden Geschlechtern festgestellt. Mit diesen Erkrankungen läßt sich das häufigere Auftreten von Untergewicht in dieser Gruppe erklären.

Erkrankungen des Harnleitersystems sind in Tabelle IX zusammengestellt. Sie traten bei 13 % der Untersuchten auf, fast doppelt so häufig wie in der Vergleichspopulation. In der Gruppe der ehemaligen Häftlinge zeigten nicht weniger als 22 % der Urinuntersuchungen anormale Befunde, obwohl entzündliche Zustände nur bei 5 % und Lithiasis (Steinbildungen) bei 3 % der Untersuchten festgestellt wurden. Es ist daher anzunehmen, daß die durch Sedimentanalyse nachgewiesenen pathologischen Veränderungen im Harn, die in der untersuchten Gruppe doppelt so häufig waren wie in der Vergleichspopulation, auf entzündliche Prozesse zurückzuführen sind, die bei einem Teil der Personen vermutlich symptomlos verlaufen.

Die Erkrankungen des Harn- und Verdauungstraktes sowie des Kreislaufs, bei denen eine höhere Häufigkeit in der Gruppe der ehemaligen KZ-Häftlinge festgestellt wurde, äußerten sich in der Anormalie mancher biochemischer und hämatologischer Parameter: die Leukozyten, die Blutsenkungsreaktionen, der Harnsäure-Wert, der Wert der alkalischen Phosphatase und die SGOT lagen häufiger als in der Population über der Normobergrenze, die Erythrozyten dagegen unter der Normuntergrenze (siehe Tabelle X).

Zusammenfassend ist zu betonen, daß bei den untersuchten „Konzentrationslager-Kindern" Krankheiten und Normabweichungen bedeutend häufiger auftreten als in der Vergleichspopulation. Das spricht überzeugend für einen kausalen Zusammenhang dieser Befunde mit der KZ-Haft.

Zdzisław Ryn

Drei Geschwister im Lager. Eine klinische Analyse*

Das Schicksal von Kindern und Jugendlichen in Konzentrationslagern und die durch die dortigen Bedingungen erfahrenen Traumen sind bisher monographisch nicht bearbeitet worden. Trotz aller Versuche ist es nicht einmal annähernd gelungen, die Zahl der Kinder und Jugendlichen festzustellen, die in Konzentrationslager und andere Repressionsstätten gerieten, und zu klären, wie viele sie überlebten. Noch viel bescheidener sehen auch die Ergebnisse der Untersuchungen über die Folgen von Schäden durch Lagerhaft bei Kindern im Vergleich zu Erwachsenen aus (vgl. die Bibliographie polnischer Arbeiten am Ende dieses Aufsatzes).

Nach sehr allgemeinen Schätzungen ist davon auszugehen, daß nur ein geringer Prozentsatz der Kinder den Aufenthalt in Konzentrationslagern überlebt hat, denn Kindertransporte waren in der Regel zur Vernichtung bestimmt. Der Aufenthalt in Lagern oder Gefängnissen hinterließ bei den meisten dauerhafte Spuren, sowohl im körperlichen wie im psychischen Gesundheitszustand. Im allgemeinen zeigten die Kinder später Mißtrauen und Feindseligkeit gegenüber ihrer Umgebung sowie Gefühlskälte und einen Mangel an Sicherheitsgefühl. (Tokarz, 1980)

Die Lebensverhältnisse und Traumen, denen die Kinder im „Polen-Jugendverwahrlager" in Litzmannstadt (Łódź) ausgesetzt waren, hat Józef Witkowski (1968) in einem ergreifenden Aufsatz beschrieben. Viele der Geretteten starben bald nach der Befreiung. Und diese Kinder unterschieden sich in ihrem Verhalten und ihrem psychischen Zustand so sehr von den normalen Kindern, daß bald die Bezeichnung „die aus dem Lager" an ihnen hängenblieb. „Die Kinder ähnelten Tieren, sie überfielen ihre Erzieher und behandelten sie, als ob diese ihre deutschen Aufseher wären (...). Länger als eine Woche war keiner der Erzieher imstande, es mit ihnen auszuhalten. Mit größter Mühe konnten sie vom Wohlwollen ihrer Erzieher überzeugt werden, sie hatten Minderwertigkeitskomplexe gegenüber Gleichaltrigen und waren insgesamt unterentwickelt." (Witkowski 1968)

Ähnliche Veränderungen bei den Lagerkindern beschrieb Wanda Półtawska (1965). Sie betonte, daß die Kinder – besonders in der ersten Zeit nach der Befreiung – starke Angstreaktionen zeigten. „Die Kinder fürchteten sich vor erhobener Stimme, vor Uniformen, vor plötzlicher Bewegung, Dunkelheit, Nacht, vor Männern und – das ist interessant – sie hatten Angst, normal zu essen; das Essen, das ihnen gereicht wurde, rührten sie nicht an, vielmehr warteten sie ab, bis alle hinausgingen, und warfen sich erst dann gierig auf das Essen, oder sie ließen das aufgetragene Essen stehen und sammelten sorgfältig die Krümel vom Boden. Bei manchen Kindern verwandelte sich diese Angst in aggressives Verhalten, und das Kind schlug in den ersten Tagen nach der Befreiung die Hand, die es berühren wollte."

Später klagten die Kinder über Nervosität, Kopfschmerzen, Schlafstörungen und das Gefühl, „gebrandmarkt" oder anders als die anderen zu sein, ein Gefühl, das von den Lagererlebnissen herrührte. Diese Erfahrungen sind hartnäckig und halten viele Jahre an; sie erinnern darin an die Symptome der lagerbedingten Asthenie, die als sog. „KZ-Syndrom" bei Erwachsenen beschrieben wird. (Półtawska, (1966)

Das Hauptsymptom der bei den Lagerkindern festgestellten Störungen sind Veränderungen in der Gefühlssphäre. Aus den Untersuchungen von Sarnecki (1966) geht hervor, daß primäre Gefühle wie Furcht, Angst und Wut hier überwiegen. Weiter stellte man Obsessionen und Zwangsvorstellungen, aber auch Verschlossenheit, Impulsivität und antisoziale Tendenzen fest. Als charakteristisch für diese Gruppe von Konflikten hob der Autor einen Konflikt hervor, den man als „Kampf um einen Platz auf der Erde" bezeichnen könnte, sowie den Generationskonflikt und die sog. psychoasthenische Gehemmtheit.

Der Aufenthalt im Lager rief also – neben bestimmten somatischen Veränderungen – in der Regel tiefe und dauerhafte Gefühls- und Verhaltensstörungen hervor, die das richtige Funktionieren dieser Kinder in der Gesellschaft wesentlich erschwerten. Diese Probleme hatte man übrigens mit großer Wahrscheinlichkeit voraussehen können.

Überraschend waren dagegen die Untersuchungsergebnisse bei Kindern, die in Familien ehemaliger Häftlinge geboren wurden. Sie deuteten nämlich auf die Möglichkeit hin, daß die Lagerfolgekrankheiten, von denen die Eltern gezeichnet waren, gleichsam „vererbt" werden können. Aus den Arbeiten von Dominik (1978, 1979) und Kempisty (1973, 1979) geht hervor, daß die Kinder ehemaliger KZ-Häftlinge häufiger als andere Kinder von neurotischen Störungen betroffen sind und eine anormale Persönlichkeitsentwicklung zeigen. Neueste Untersuchungen deuten darüber hinaus auf die Möglichkeit hin, daß diese Probleme auch auf die dritte Generation übertragen werden können.

Die hier angeführten Informationen geben nur ein skizzenhaftes Bild der komplizierten Probleme, mit denen der Arzt bei der Beschäftigung mit Personen, die in Konzentrationslagern geboren wurden oder in ihrer Kindheit dort inhaftiert waren,

* Troje rodzeństwa w obozie koncentracyjnym (Analiza kliniczna) (1982, H. 1, S. 97–102; gekürzt). Übersetzung Olaf Kühl.

konfrontiert wird. Es ist deshalb notwendig, diese Beobachtungen fortzusetzen, um weitere Einsichten in die Dynamik dieser Störungen zu gewinnen.

Eine außerordentliche Gelegenheit zu solchen Untersuchungen ergab sich in den letzten Jahren. In der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau meldeten sich drei Geschwister, zwei Schwestern und ihr Bruder, die als Kinder u.a. in Lagern Ratibor, Myslowitz, Pogrzebień und Potulitz (Lebrechtsdorf) inhaftiert waren.* Das Ziel dieser Untersuchung war die Einschätzung ihres psychischen Zustands im Zusammenhang mit ihren Anträgen auf Kriegsinvalidenrente. Es ging also um eine Aussage über einen kausalen Zusammenhang zwischen den bei ihnen festgestellten Störungen und den in den Lagern erfahrenen Schäden. Die Begegnungen mit den Untersuchten entwickelten sich bald zu einem dauerhaften therapeutischen Prozeß, der vom Ambulatorium der Klinik bis heute fortgeführt wird. Da es ja außergewöhnlich selten möglich ist, bei drei Geschwistern, die in ihrer Kindheit in Lagern waren, psychiatrische und psychologische Untersuchungen durchführen zu können, sollen die Ergebnisse in Kürze dargestellt und vor dem Hintergrund der aus der Literatur bisher bekannten Befunde analysiert werden. Die psychologischen Untersuchungen wurden von Mgr. Anna Lipowska-Teutsch und Dr. Elżbieta Uniwersal-Leśniak durchgeführt. Die EEG-Aufzeichnungen wurden in der zuständigen Abteilung der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau aufgenommen (Leiter: Dr. med. Julian Gatarski). Die medizinische Betreuung oblag dem Autor dieses Aufsatzes und Dr. Barbara Monné-Dzikowska. Die Untersuchten gaben ihre Zustimmung zur Verwendung der Untersuchungsergebnisse in wissenschaftlichen Publikationen.

Die familiäre Situation

Die Untersuchten stammen aus einer Arbeiterfamilie. Ihre Mutter lebt nicht mehr. Sie wurde gemeinsam mit den Untersuchten im Juni 1943 in Myslowitz gefangengesetzt. Dort wurde sie gefoltert und später in kritischem Zustand in das Konzentrationslager Auschwitz überstellt, wo sie kurz darauf verstarb. Sie war damals 25 Jahre alt.

Wie die jüngere der Schwestern berichtet, war ihre Mutter eine unreife und kindliche Person. Sie war künstlerisch begabt, malte, häkelte, war sehr aufgeschlossen für die Schönheit der Natur und liebte Tiere. Während der Okkupation war sie dagegen, daß ihr Mann zu den Partisanen ging, sie drohte ihm, sich umzubringen, wenn er nicht aus Rücksicht auf die Kinder auf diese Tätigkeit verzichte. Doch als man ihn dann suchte und verhaften wollte, verriet sie ihn nicht und gab das Versteck, in dem er sich aufhielt, nicht preis. Sie wurde mitsamt den Kindern verhaftet. Beide Schwestern nehmen dem Vater übel, daß er durch seine Verhaltensweise den Tod der Mutter und ihre eigene Verhaftung herbeigeführt hat.

Der Vater ist ein einfacher Mensch, grob und gefühlskalt. Von Beruf ist er Metzger. Er war Alkoholiker; wenn er betrunken war, randalierte er und schlug die Kinder. In der Okkupationszeit entging er der Verhaftung. Zwei Jahre nach dem Krieg heiratete er abermals und hatte Kinder. Das erste Jahr nach der Befreiung aus dem Lager waren die Untersuchten von Tanten erzogen worden und wohnten nicht mit dem Vater zusammen. Das Verhältnis des Vaters zu seinen Kindern aus erster Ehe war von Abneigung geprägt. Beide Schwestern heirateten früh, um selbständig zu werden.

Die ältere Schwester

Zum Zeitpunkt der Untersuchung ist sie 42 Jahre alt, verheiratet und hat 2 Kinder. Sie ist berufstätig. Schwangerschaft und Niederkunft sowie die Entwicklung in frühester Kindheit verliefen regelmäßig. Im dritten Lebensjahr bekam sie eine komplizierte Rippenfellentzündung mit eitrigem Exsudat und sekundärer Verformung von Rückgrat und Rippen. Vor der Verhaftung besuchte sie einen Kindergarten. Nach dem Krieg absolvierte sie mit Verspätung die Grundschule. Sie wollte Krankenschwester werden, aber der Vater überredete sie, eine Arbeit aufzunehmen. Die Schwangerschaft ertrug sie schlecht, nach der Niederkunft war sie krank und magerte ab. Ihr Eheleben verläuft günstig.

Sie wurde mit ihren Geschwistern und ihrer Mutter verhaftet. Der Aufenthalt in den Lagern fiel zwischen das 7. und 9. Lebensjahr. Während der Verhaftung demolierten die Deutschen ihr Haus und schlugen alle Bewohner. Ihre Großmutter versuchte, ihren damals 17 Monate alten Bruder unter der Bettdecke zu verstecken; dafür wurde sie von den Deutschen geprügelt, bis sie ohnmächtig wurde. Auf dem Polizeirevier wurde ihre Mutter vor den Augen der Kinder geschlagen und gefoltert, damit sie den Vater verraten sollte. In Myslowitz hat man die Mutter – ohnmächtig und blutüberströmt – in einer Decke in den Saal getragen, in dem sich ihre Kinder aufhielten. Die Untersuchte erinnert sich noch, daß man ihre Mutter mit Kaffee- oder Teeresten abgewaschen hat. Ein paar Tage darauf fand die Trennung der Kinder von ihren Eltern statt. Die Eltern hängten ihren Kindern Tafeln mit Geburtsdatum und Namen um den Hals, das waren später die sog. Lagernummern. Die Soldaten trieben die Eltern, die Weinkrämpfe hatten, mit Gewehren weg. Ihre Mutter fiel mehrmals in Ohnmacht. Die Kinder wurden in ungefähr 20 Lastwagen geladen und in ein Lager transportiert, das die Untersuchte heute nicht mehr identifizieren kann. Die Mutter wurde in das Konzentrationslager Auschwitz verschleppt, wo sie starb.

* Ratibor: wahrscheinlich „Polenlager Nr. 75" (in den „Polenlagern" in Oberschlesien wurden Polen gefangengehalten und auch auf „Eindeutschungsfähigkeit" untersucht, die aus ihren Wohnungen ausgesiedelt worden waren, um Platz für deutsche Ansiedler zu schaffen); Myslowitz: Ersatz-Polizeigefängnis in Myslowitz; Pogrzebień: „Polenlager Nr. 82", das vom 11.9. bis Oktober 1943 mit 220 Kindern belegt war; Potulitz bei Bydgoszcz (Bromberg): Sammellager für Umsiedler, ab 1943 auch „Ostjugendbewahrlager").

Die Untersuchte als die älteste der Kinder kümmerte sich um die jüngeren Geschwister und übernahm die Rolle der Mutter. Besondere Schwierigkeiten bereitete der jüngste Bruder. Es gab keine Nahrungsmittel, kein Wasser und keine Kleidung. Man mußte ihn fortdauernd auf den Armen halten und vor verschiedenen Gefahren schützen. Der Bruder war immer krank, er litt unter Hautausschlag und Grinden, hatte Hungerblähungen und Geschwülste, sein Kopf schien unproportional vergrößert. Die Untersuchte lebte in ständiger Angst um die jüngeren Geschwister, sie versuchte, sich nie von ihnen trennen zu müssen und begleitete sie sogar auf die Toilette. Im Lager sorgte sie für Nahrung und Kleidung. Sie alle waren verlaust, Krätze und Infektionskrankheiten breiteten sich aus; deshalb wurden die Kinder kahlgeschoren.

Sie wurden nacheinander in zwei verschiedene Lager gefahren; sie erinnert sich an den Namen Pogrzebień. Sie waren auch in Łódź (Litzmannstadt), doch dort hat man den Transport nicht angenommen. Nach ihrer Schätzung dauerte der Transport mit einem Güterzug – unter äußerst primitiven Bedingungen, auf Stroh, ohne Wasser und bei hungermäßigen Nahrungsrationen – mehrere Wochen. Schließlich kamen sie in das Lager Potulitz (Lebrechtsdorf) in der Nähe von Nakel (Nakło). Das Gelände war sumpfig und malariaverseucht, es wimmelte von Stechmücken. Dort waren sie etwa ein Jahr. Die schlimmsten Erinnerungen aus diesem Lager waren die Unmengen von Gefangenen, auch Erwachsenen, der Hunger, die primitiven Baracken, Pritschen für mehrere Personen, der ständige Aufenthalt unter Kranken, Erschöpften und Sterbenden. Sie schliefen auf der dritten Etage einer Holzpritsche, sie in der Mitte, ihre Geschwister links und rechts von ihr. Sogar im Schlaf schlang sie ihre Arme um den Hals der Geschwister. Später schliefen sie auf der einen Pritsche zu viert. Überall wimmelte es von Ungeziefer. Um die Bettdecke zu waschen, mußte man Schnee in einem Eimer abtauen lassen. Die älteren Kinder gingen zur Arbeit, aber die Untersuchte blieb mit ihren jüngeren Geschwistern in der Baracke. Neben der Baracke bestreuten sie den matschigen Boden mit Kies, räumten die Baracke und die Umgebung auf, stellten sich zu den Appellen auf. Sie erinnert sich, daß sie viele Stunden in einer Schlange auf „Untersuchungen" warten mußte; es sollte ihnen Blut für verwundete Soldaten abgenommen werden. Sie lebten ständig in einer Atmosphäre der Bedrohung und des Todes. Gegen Ende wurde auf dem Lagergelände ein Ofen mit Schornstein errichtet, in dem die Kinder verbrannt werden sollten. Am schlimmsten setzte ihnen jedoch der Hunger zu. Die Untersuchte wurde schwach, sie konnte nicht mehr gehen, aber krank wurde sie nicht, weil sie, so sagt sie, einfach nicht krank werden durfte. Sie war angetrieben von dem Gefühl der Verantwortung für die Geschwister, für die sie sowohl die Rolle der Mutter als auch die des Vaters übernehmen mußte. Sie machte ihnen immer Mut, erzählte ihnen von zu Hause, von den Eltern, vom Zusammentreffen mit der Familie usw. Sie hatte einen sehr leichten Schlaf, wachte bei jedem Geräusch auf; immer hatte sie mehr Angst um die Geschwister als um sich selbst. Gewöhnlich aß sie selbst nichts, sie gab die ganze Portion den jüngeren Geschwistern, besonders wenn es etwas Schmackhaftes gab. Sie stahl Kartoffeln, durchsuchte die Mülltonnen, versuchte, Holzschuhe und Kleidung zu organisieren. Nur ihrer äußersten Mobilisierung und Entschlossenheit ist es zu danken, daß die drei Kinder bis zur Befreiung überlebten.

Die Befreiung des Lagers ist für die Kinder mit einer der schrecklichsten Erinnerungen verbunden. Ein paar Tage lang hatten sie Schüsse und Artilleriedonner vernommen. Dann hörten sie „Hurra"-Schreie und sahen viele Soldaten, polnische und sowjetische. Der Drahtzaun um das Lager wurde durchschnitten. Die Deutschen, die es nicht geschafft hatten, das Lager rechtzeitig zu verlassen, hatte man auf dem Appellplatz versammelt – sie waren in Unterwäsche überrascht worden. Man schoß auf die Deutschen, die mit erhobenen Händen dastanden. Die Deutschen starben vor den Augen der Kinder. Der dicke, glatzköpfige Lagerdirektor ging zu Boden, als die Soldaten mehrmals auf ihn schossen: Er trat mit den Füßen, grub seine Finger in die Erde, zuckte am ganzen Leib. „Das war die furchtbarste Kollektivrache, ich hatte Mitleid, ich weinte und protestierte. . ." Nach Schätzung der Untersuchten hielten sich zum Zeitpunkt der Befreiung etwa tausend Kinder im Lager auf. Ständig waren sie dem Anblick der Sterbenden und Toten ausgesetzt. Es starben sowohl Erwachsene als auch Kinder. Fast täglich sah die Untersuchte sterbende Kinder, sie half beim Begraben der Toten. „Am Morgen zogen wir an einem Gurt den Wagen mit den kleinen Leichen, wir halfen den Wagen schieben; nicht selten war er voll beladen, diese Beine, diese Hände hingen so herunter; später träumte ich von alledem."

Nach der Befreiung aus dem Lager kehrten sie auf Fuhrwerken, die von Ochsen gezogen wurden, zurück; das dauerte wochenlang. Sie wurden in irgendeinem Waisenhaus untergebracht, wo sie nach längerer Zeit von ihrem Vater gefunden wurden. Im Waisenhaus hatte die Untersuchte keine Angst mehr; sie fühlte sich sicher, es gab zu Essen und es war warm. An Sonntagen nahmen fremde Menschen sie zu sich. Ihren Vater erkannte sie, sie lief auf allen Vieren zu ihm und dann zurück, um die jüngeren Geschwister zu holen. Die jüngere Schwester und der Bruder erkannten den Vater nicht. Erst nach einiger Zeit glaubten sie, daß das ihr Vater war, und zeigten ihre Gefühle.

Alle drei waren vor Hunger ganz schwach, aber trotzdem konnten sie nichts essen, schon der Geruch der Speisen zu Hause störte sie, nichts schmeckte ihnen, und sie mußten beim Anblick oder Geruch von Essen erbrechen. Es gab Hühner und Enten, Leckerbissen, von denen sie schon lange geträumt hatten, und nun rührten sie sie nicht einmal an. Die Untersuchte konnte lange Zeit nicht aus eigener Kraft gehen, sie bewegte sich auf allen Vieren, Arme und Beine zitterten. Erst nach mehreren Monaten erlangte sie die Gehfähigkeit wieder. Alle drei hatten Lungen- und Knochentuberkulose. Es begannen viele Monate dauernde Kuren in Krankenhäusern und Sanatorien. Der Bruder litt besonders, er mußte an einem Bein operiert werden, das kürzer war. Monatelang lag er in Gips, bewegte sich nicht, weinte.

Körperlich ist die Untersuchte schwächlich, sie wiegt sehr wenig und sieht schlecht aus. Sie leidet unter Rheumabeschwer-

den und Gelenkschmerzen, ihre Beine schwellen an, doch daran hat sie sich, wie sie behauptet, schon in der Kindheit gewöhnt. Sie hat Sehstörungen, ist weitsichtig.

Mehr machen ihr die psychischen Beschwerden zu schaffen: Sie ist nervös und überempfindlich, reizbar und leicht explosiv. Darüber hinaus neigt sie zu Tränen und leidet unter Herzklopfen und Kopfschmerzen. Oft überkommt sie eine unbegründete Lust, jemanden zu schädigen, zu schlagen, und manchmal richtet sie diese Lust gegen sich selbst, bis hin zu dem Verlangen, sich das Leben zu nehmen. Obwohl sie glaubt, von Natur aus eher heiter zu sein, neigt sie zu Depressionen und Niedergeschlagenheit, zu Nervenzusammenbrüchen; dann verliert sie jede Lust am Leben und sehnt sich nach dem Tod. Sie denkt manchmal an Selbstmord. Sie schläft leicht ein, wacht jedoch häufig auf. Als ihre Kinder noch klein waren, wurde sie oft von Träumen geplagt, deren Inhalt mit ihrem Aufenthalt im Lager zusammenhing, hatte Angst, erlebte im Schlaf verschiedene Erlebnisse im Lager gleichsam noch einmal. Das dauerte mehrere Jahre lang. Wenn sie aus dem Schlaf hochfuhr, fürchtete sie um ihre Kinder. Sie hat ein schlechtes Gedächtnis und ist oft zerstreut.

Sie möchte allein gelassen werden, von ihrer Umgebung fühlt sie sich nicht verstanden. Sie zieht sich leicht zurück, ist sensibel und empfindlich für die Urteile anderer Menschen. Sie ist übertrieben pedantisch, insgeheim träumt sie davon, Freundschaften knüpfen zu können.

In letzter Zeit fällt es ihr immer schwerer, ihren Verpflichtungen nachzukommen, sie empfindet eine unbestimmte Unruhe, die manchmal die Form einer Angst um ihre Angehörigen annimmt. Die Untersuchte wittert drohende Mißerfolge, Unglück, Schwierigkeiten, sie fühlt sich übermüdet. Ein Schuldgefühl plagt sie, sie glaubt, jemandem Unrecht getan zu haben und weiß nicht, ob sie gerecht handelte. Sie hat den Eindruck, daß viele Menschen ihr gegenüber unfreundlich bzw. abgeneigt sind. Unter Fremden fühlt sie sich kritisiert und belächelt. Sie fühlt sich verfolgt, beobachtet und beschattet; das kann sie nicht ertragen. Deshalb verläßt sie z.B. oft das Kino während der Filmvorführung. Sie fürchtet um ihre Gesundheit, fühlt sich unsicher und gefährdet. An ihrer Arbeitsstelle gerät sie in Konflikte. Sie neigt allzu sehr dazu, ihre Kinder zu bevormunden, ist ängstlich und wittert irgendein Unglück.

Seit ein paar Jahren kehrt sie immer seltener in Gedanken zu den Lagererlebnissen zurück, allmählich fühlt sie sich irgendwie davon befreit. Sie ist überzeugt, daß das Lager ihr Widerstandskraft und Verantwortungsgefühl in schwierigen Lebenslagen beigebracht habe.

Ihrer jüngeren Schwester gegenüber ist sie nach wie vor hilfsbereit und beschützend, obwohl sie beide leicht in Konflikte geraten. Ihren Bruder behandelt sie wie einen älteren Sohn, tritt ihm gegenüber beschützend auf; sie unterhalten rege Kontakte, und sie hilft ihm in verschiedenen Alltagsproblemen.

Die psychologische Untersuchung: Im WISKAD-Test weisen die Ergebnisse auf ein zutiefst kritisches und pessimistisches Selbstbild sowie auf gesellschaftliche Isolierung und ein andersartiges Erleben hin, außerdem auf die Neigung zur Verschlossenheit. Die gedrückte Stimmung ist die Folge des Mißtrauens gegenüber ihrer Umgebung. Ihre Emotionen sind labil, ihre Toleranz gegenüber Frustrationen und unbestimmten Schuldgefühlen gering. Ihr Leiden wird verstärkt durch die Schwierigkeiten, ihre Gefühle im Handeln oder im Kontakt mit anderen Menschen auszudrücken.

Die EEG-Untersuchung zeigt Steilwellenkomplexe temporal beidseitig vor dem Hintergrund von EEG-Allgemeinveränderungen im Ruhezustand.

Diagnose: KZ-Syndrom in Form von angstdepressiven Zuständen bei beginnender Läsion des Zentralnervensystems. Fortschreitende psychophysische Asthenie.

Die jüngere Schwester

Zum Zeitpunkt der Untersuchung ist sie 39 Jahre alt. Seit 17 Jahren ist sie verheiratet und sie hat ein Kind im Alter von 16 Jahren. Sie hat ein Lehrerstudium abgeschlossen und arbeitet in ihrem Beruf.

In früher Kindheit entwickelte sie sich regelmäßig und hatte keine ernsteren Krankheiten. Der Aufenthalt in den Lagern fiel zwischen ihr 5. und 7. Lebensjahr. An diese Zeit erinnert sie sich recht gut, wobei sie manche Erinnerungen akzentuiert.

Deutlich erinnert sie sich an die Lagerbaracken, an lange dunkle Korridore, an das mehrstündige Warten in der Schlange auf die ärztlichen Untersuchungen. Zu den „Untersuchungen" wurden die Kinder einzeln aufgefordert; sie zogen sich nackt aus und traten vor die Ärzte. Die Ärzte maßen ihnen die Köpfe, teilten sie in Gruppen ein und gaben ihnen dann Injektionen, wohl in die Brust, daran erinnert sie sich nicht genau. Danach wurden die Kinder in „Rassen" aufgeteilt. Trotz dieser Aufteilung blieben alle drei Geschwister glücklicherweise in derselben Gruppe. Weitere Untersuchungen fanden in einem anderen Saal statt, wo es hohe Schemel gab. Sie mußten den jüngeren Bruder darauf setzen. Die Untersuchte weiß bis heute nicht, was der Zweck dieser Untersuchungen war, worum es dabei ging; heute nimmt sie an, daß es sich sicherlich um irgendwelche pseudomedizinischen Experimente handelte.

Im Lager bekam sie Scharlach, sie litt auch unter Mundschleimhautentzündung, unter einem „Zusammenkleben der Augen", unter Geschwülsten, die „aufplatzten und bluteten"; sie war auch im Spital. Sie erinnert sich an die ständige Angst, von ihren Geschwistern getrennt zu werden, und fürchtete die Frauen, die auf sie aufpaßten. Sie litt unter Krätze, man schmierte sie mit einer übelriechenden Salbe ein. Sie erinnert sich an einen angenehmen Augenblick, den Anblick des weißen Winters durch die Ritzen der Barackenbretter, und an Bonbons aus gebranntem Zucker, die ihre Schwester ihnen brachte. Im Lager gab es auch ältere Kinder, zu Weihnachten führten sie ein Krippenspiel auf.

Sehr traumatisch sind ihre Erinnerungen an den Abort: Ein Bretterverschlag, ein Brett mit einem Loch und eine Stange, die verhinderte, daß man in die Kloake fiel; es war dort sehr kalt, und der Raum war immer voller Kinder, während an der anderen Seite Erwachsene standen, die die Kinder beobachteten und belauschten. Sie erinnert sich an einen kleinen Jungen,

dem der Mastdarm herausgefallen war. Sie versuchte, den Darm mit ihren Fingern wieder einzuführen. Auch der scheußliche Anblick eines Mannes ohne Genitalien ist ihr im Gedächtnis geblieben.

Eine andere Erinnerung stammt vom Weihnachtsfest. Nach zweiwöchiger Zugreise waren in ihrem Waggon einige Personen gestorben; ganze Tage mußten sie sich auf den Bahnhöfen aufhalten. Sie stehen auf einem Platz und warten auf die Essensausgabe. Bei der Austeilung von Suppe ein großes Gedränge; der Koch gießt einen Schöpflöffel voll heißer Grütze auf einen Jungen, der sofort von Blasen bedeckt war. Er war danach schwerkrank und man erzählte, er sei gestorben. Im benachbarten „Isolierzimmer" lag eine ferne Verwandte, die an Auszehrung gestorben war. Man hob ihre Hand, und von der Hand hingen Fetzen herab; wenn man sie gegen das Licht betrachtete, konnte man Muskeln und Knochen sehen.

Einmal kam ihre Oma zum Lager, sie stand hinter dem Zaun, aber ein Wächter paßte auf sie auf. Aus Angst trat sie nicht näher heran. Sie hörte von der Oma, daß sie ihr etwas zu Essen gebracht habe, aber das wurde ihnen nie ausgehändigt.

Auf einem Müllhaufen sah sie ein kleines, vielleicht einjähriges Kind; es war tot. Sie sah dort auch einige Stücke eines menschlichen Körpers, das Bein eines Kindes, woanders eine Hand... Menschliche Leichen lagen überall herum, alles war entsetzlich verdreckt; auf den Fensterscheiben sprangen die Läuse herum.

Die ältere Schwester verließ manchmal das Lager und brachte dann Essen. Die Untersuchte räumte nur die Baracke auf. Sie erinnert sich an die Etagenbetten, sie schliefen auf Stroh, je vier Personen unter einer Decke. In den Betten war es naß, irgend jemand oben pinkelte ins Bett, und unten war deshalb alles naß. Sie erinnert sich nicht daran, geschlagen worden zu sein. Sie versuchte, als „Einzelgängerin" gehorsam zu sein und ordnete sich unter; so ertrug sie alles besser.

Sie erinnert sich an die Trennung von ihrer Mutter, das war das dramatischste Erlebnis. Die Mutter ist zweimal in Ohnmacht gefallen, dann hat man ihr das jüngste Kind abgenommen. Dann sind andere Frauen an sie herangetreten und haben sie mit Kaffeeresten übergossen. Der letzte Anblick ihrer Mutter war ihr Gesicht, mit Kaffeesatz bedeckt.

Die ältere Schwester paßte auf die Untersuchte auf, irgendwo bekam sie sogar Milch für den Jüngsten; sie hatte die größten Sorgen, weil sie nicht zulassen wollte, daß ihnen ein Leid geschah.

Eine andere Erinnerung aus dem Lager: Gemeinsames Baden. Sie stehen nackt in Reihen, ein Deutscher übergießt sie mit Wasser aus einem Schlauch, er lacht und verspottet sie, er plagt sie geradezu mit dem Wasser. Dann das ständige Warten, stundenlang, ohne Ende. Sie haben ihr das Haar abgeschnitten, langes, blondes, krauses Haar, bis zur Glatze. Sie weinte stundenlang und wollte vor Scham und Erniedrigung die Baracke nicht verlassen; sie erinnert sich an den Haufen Haare.

Nach der Befreiung wohnten sie in einem Dorf, bei fremden Menschen, dann in einem Waisenhaus, wo sie gut ernährt wurden. Sie verloren ihre Angst. Dort fand sie dann ihr Vater wieder, er kam mit einer Tante. Die Untersuchte erkannte ihn nicht und wollte nicht zu ihm gehen. Sie fuhren alle zuerst zu der Tante, ihre Oma kümmerte sich um sie. In diesem Haus verwunderte sie alles, die Sauberkeit, alles schien so außerordentlich schön zu sein, die Gläser, die Teller, sie staunten über alles, versuchten, Mehl und Zucker zu essen, alles war für sie neu und seltsam.

Die Untersuchte begann den Schulbesuch später als normal, weil sie krank war, sie hatte „Grinde, schlechtes Blut". Sie war sehr kränklich. Aufenthalte in Sanatorien, Fieber – die ganze Kindheit hindurch. Erst nach der Heirat, besonders als sie schwanger war, ging es ihr besser, erst dann fühlte sie sich völlig gesund, hatte kein Fieber mehr, und damals sah sie auch am schönsten aus. Nach der Niederkunft kam das Fieber wieder, Rheumabeschwerden, schlechtes Befinden. Sie wiegt immer noch sehr wenig, ca. 40 kg.

In der Pubertät fühlte sie sich schlecht, war „komplexbeladen", in sich verschlossen, hatte Minderwertigkeitsgefühle und eine starke Abneigung gegen Fragen, die das Lager oder ihre Verwaisung betrafen; sie schämte sich und ging allen aus dem Wege.

In ihrer Ehe machte sie verschiedene Krisen durch, auch mit ihrer Arbeit kommt sie nicht zurecht, wird doch nicht verstanden, hat das Gefühl, benachteiligt zu werden. Sie ist der Meinung, daß sie unfähig ist, starke Familienbande zu erhalten, und verliert den Einfluß auf ihren Sohn. Sie hat Schwierigkeiten, Kontakte zu Menschen anzuknüpfen, vermag ihre Gefühle nicht zu zeigen; oft plagt sie die Angst, mißverstanden zu werden. Sie erträgt es nicht, daß man ihr widerspricht; deshalb gerät sie häufig in Konflikte mit ihrer Umgebung. Gefühlsmäßig fühlt sie sich am meisten mit ihrer älteren Schwester und mit ihrem Bruder verbunden. Sie hat nur eine Freundin.

In der Arbeit fühlt sie sich entfremdet; ihre Schüler halten sie für streng und rücksichtslos.

Psychischer Zustand: Übermäßig reizbar und nervös, kann sich nicht beherrschen. Sie empfindet ein innerliches Zittern und bricht leicht in Tränen aus, besonders vor Wut. Sie ist scheu und ängstlich. Zeitweilig litt sie unter Schlaflosigkeit, wachte früh und mit Angstgefühlen auf. Beruhigungsmittel haben bei ihr eine abstumpfende Wirkung und verschlechtern ihr Gedächtnis. Sie regt sich sehr leicht auf und muß oft ohne bestimmten Grund weinen.

Sie erinnert sich an zwei Träume, die mit den Lagererlebnissen zusammenhängen. Sie hat sie in ihrer Jugend geträumt, erinnert sich aber bis heute daran. Der eine: Jemand schießt von hinten auf sie, und sie erwartet in ungeheurer Spannung den Einschlag der Kugel und den Tod. Der zweite: Bombenangriffe, Angst und plötzliches Erwachen unter Tränen.

Sie ist sehr empfindlich gegen Sonnenstrahlung und neigt zu Ohnmachtsanfällen, hat Magenbeschwerden, kann nicht essen und deshalb auch nicht zunehmen. Oft hat sie Bauchschmerzen und Blähungen, Knurren in den Därmen, sie stößt auf; deshalb nimmt sie Abführmittel. Sie hält Diät. Seit vielen Jahren leidet sie unter Migräne und Gleichgewichtsstörungen.

Körperlich ist sie schwächlich, ermüdet leicht, obwohl sie sehr beweglich ist. Sie besitzt wenig Widerstandskraft gegen die Schwierigkeiten des Lebens.

Sie schämt sich, sich auszuziehen, deshalb meidet sie Strände. In sexueller Hinsicht hält sie sich für wenig attraktiv.

Während der Untersuchung zeigt sie eine erhöhte psychische Spannung und Unruhe sowie lebhafte neurovegetative Symptome. Ihre Intelligenz ist rege, die Sprache reich, mit großer Fähigkeit, die eigenen Gefühle mitzuteilen; reichhaltige Assoziationen und zutreffende Beobachtungen. Leichtes Entstehen von depressiven Reaktionen, Neigung zu Stimmungsumschlägen. Anspannung und Zurückziehen, wenn Themen berührt werden, die mit den Lagererlebnissen zusammenhängen.

Sie hat das Gefühl, Unrecht zu erleiden, das aus mangelndem Verständnis für ihr Schicksal und ihre schweren Lagererlebnisse resultiert, besonders wenn es sich um Ärzte-Kommissionen handelt, die ihre Anträge auf Sozialleistungen ablehnen.

Psychologische Testuntersuchungen zeigten erhebliche Konzentrations- und Gedächtnisstörungen sowie starke innere Konflikte, die ihre Ursache in einer Angst um die eigene Zukunft und Gesundheit haben. Im WISKAD-Test zeigte die Untersuchte eine Neigung zur Selbstanklage und ein kritisches Verhältnis zur eigenen Person sowie Angst vor Mißerfolgen. Andere Eigenschaften: erheblich depressive Stimmung und emotionale Schwankungen; Kontaktschwierigkeiten mit anderen Menschen und Neigung zu Isolation und Verschlossenheit in der eigenen Traum- und Vorstellungswelt. Die erlebten somatischen Beschwerden sprechen für die Neigung, sich auf den eigenen Körper zu konzentrieren.

Die EEG-Untersuchung zeigte in den fronto-temporalen sowie okzipitalen Abschnitten beiderseits Steilwellenkomplexe.

Diagnose: KZ-Syndrom in Form chronischer und fortdauernder psychophysischer Asthenie mit dauerhaften angstdepressiven Zuständen bei erkennbarer Läsion des Zentralnervensystems.

Der Jüngste

Zum Zeitpunkt der Untersuchung war er 34 Jahre alt. Er ist geschieden, hat keinen festen Arbeitsplatz; von der Ausbildung her ist er Absolvent einer Kunstakademie. Im Lager war er ebenfalls 2 Jahre, wobei sein Aufenthalt dort auf seine früheste Lebenszeit, vom 17. Lebensmonat an, fiel. Die Erinnerungen daran beschränken sich auf nebelhafte Bilder eines geräumigen Platzes mit einer Wasserlache in der Mitte. Dieser Platz tauchte dann in seinen späteren Träumen auf.

Der Untersuchte unterschied sich in seinem Äußeren und seinem Verhalten deutlich von seiner Umgebung. Nach entsprechenden Vorbereitungen ist es gelungen, engen psychotherapeutischen Kontakt mit ihm aufzunehmen.

Über die Umstände der Verhaftung und das Schicksal seiner Familie ist der Untersuchte von seinen Schwestern informiert worden. In seinen eigenen Erinnerungen kehrt das Lager lediglich in unangenehmen Träumen wieder; der bereits erwähnte Platz, die „Lagerpfütze", der Wachturm, das Motiv der Gefährdung in irgendeiner „albtraumhaften und furchtbaren" Landschaft. Er selbst befindet sich in diesen Träumen im Zustand „der Verkrüppelung, Wehrlosigkeit und Nötigung", fühlt sich ohnmächtig angesichts der Gefährdung, die von Menschen ausgeht, von einer anonymen Horde.

Von seinen Schwestern weiß er, daß er im Lager oft unter Durchfall litt. Die Schwestern versuchten, dies zu verbergen, indem sie nachts die Decken wuschen. Wenn es aber nicht gelang, die Spuren der Verunreinigung zu entfernen, mußten andere Kinder ihn unter Aufsicht der Wächterinnen zur Strafe prügeln – er wurde während des Appells mit Stockschlägen bestraft. Die Schwestern erinnern sich an diese Szenen als an etwas Schreckliches und Abstoßendes; sie konnten es nicht mit ansehen. Er selbst weinte dabei gar nicht, er konnte einfach nicht weinen.

Bei der Befreiung war er im Zustand extremer Auszehrung. Man stellte bei ihm eine Rückgrat-Tuberkulose fest, die eine mehrjährige Behandlung erforderlich machte. In einem Sanatorium lag er ein halbes Jahr lang in einem Gipsbett; sein Zustand war ernst. Damit verbunden sind seine ersten Erinnerungen: Er erlebte wegen dieser Krankheit Scham- und Erniedrigungsgefühle. Vom 3. bis 6. Lebensjahr lag er im Krankenhaus. Das war seine schwierigste Lebensphase. Er mußte die operative Behandlung durchstehen, erlernte das Gehen von neuem, wobei er sich drei Jahre lang eines speziellen Apparates bedienen mußte. Er fühlte sich verlassen und vereinsamt, verhielt sich oft feindselig und aggressiv gegenüber seiner Umgebung. Zwischen dem 18. und 20. Lebensjahr machte er nachträgliche Korrektionsoperationen durch, die ihm ein „menschliches Aussehen" wiedergaben. Peinlich ist ihm die Erinnerung, daß sich der Vater seiner schämte und ihn verächtlich behandelte; darin sieht er die Quelle seiner Minderwertigkeitskomplexe. Mit seinem Vater zerstritt er sich und unterhielt in späteren Jahren nur lose Kontakte.

Er fühlt sich stärker seinen Schwestern verbunden, obwohl er der Meinung ist, daß beide ernsthafte psychische Probleme haben. Bei der einen drücke sich das in peinlicher Gewissenhaftigkeit und übertriebener Sorge um Ordnung und Sauberkeit sowie in der Tendenz aus, alles zehnmal zu überlegen, mißtrauisch zu sein und im Umgang mit anderen Menschen Skrupel und übertriebene Vorsicht zu zeigen. Die zweite Schwester ist seiner Meinung nach durch die Neigung zu Zornausbrüchen, zu Impulsivität und zu stürmischen Krisen und Zusammenbrüchen charakterisiert. Mit der zweiten Schwester versteht er sich besser, er erträgt sie besser. Beide Schwestern regen ihn jedoch dadurch auf, daß sie ihm übertriebene Fürsorge zuwenden und sich in seine Angelegenheiten einmischen.

Der Untersuchte zeigte von Kindheit an künstlerische Begabungen; nach der Oberschule für Kunst absolvierte er mit Auszeichnung die Kunstakademie. Diese Zeit hält er für die glücklichste seines Lebens, er wohnte damals in einem Studentenwohnheim mit besonderer gesundheitlicher Betreuung, wo er die Möglichkeit hatte, enge Kontakte zu Gleichaltrigen zu pflegen. In Kontakten mit Mädchen war er anspruchsvoll, verlangte von ihnen Ehrlichkeit, Hingabe und Ausschließlichkeit, was zu offenen Konflikten und sogar zu aggressivem Verhalten führte. Die Ehe, die er schloß, dauerte nur ein Jahr.

In den ersten Jahren nach dem Studium verdiente er ziemlich gut, obwohl er nur gelegentlich arbeitete. Dann ließ seine Lebenskraft nach, er verlor seine Energie, „etwas in ihm war erloschen". Er verließ das Haus selten und lebte in einer unbestimmten Schwebe. Er vernachlässigte auch seine Bekanntschaften. Er merkte, daß Alkohol ihm die Befreiung von verschiedenen Hemmungen erleichtert und dadurch therapeutisch wirkt.

In der Umgebung, in der er wohnt, fühlt er sich andersartig, die Menschen schauen ihn aufmerksam an und beobachten ihn; er hält es nicht für einen Zufall, daß er so oft von der Miliz um seine Papiere gebeten wird. Oft fühlt er sich den Blicken fremder Leute ausgesetzt, wobei er den Eindruck hat, daß sie ihn mißgünstig und sogar boshaft anschauen. In den Testuntersuchungen betonte er ausdrücklich: „Es scheint mir, daß mich etwas von der Welt abgrenzt; oft habe ich den Eindruck, daß alles unwirklich ist," usw. Er erlebt auch Perioden besonderer Überempfindlichkeit, die er als „Euphorie" bezeichnet. In solchen Augenblicken empfindet er alles, was um ihn geschieht, sehr deutlich: Das Rauschen der Blätter und des Regens, die Autofahrt, Farben, Formen – alles dringt ihm ungewöhnlich ausdrucksvoll und deutlich ins Bewußtsein. Ziemlich oft denkt er über Tod und Selbstmord nach.

In den Testuntersuchungen zeigte der Untersuchte deutlich die Haltung des „Hilferufs"; zu seinen Erfahrungen hat er ein ästhetisierendes Verhältnis (so die Psychologin A. L.-T.). Der Untersuchte zeigt keine somatischen Beschwerden, obwohl er viele Gründe dazu hätte. Eine pessimistische Lebensanschauung und ein pessimistisches Bild von sich selbst überwiegt. Darüberhinaus ist er durch ein unkonventionelles Verhalten in Gesellschaft sowie Schwierigkeiten beim Zusammenleben mit anderen Menschen charakterisiert, auch durch Mißtrauen und Überempfindlichkeit sowie unkonventionelles Erleben und Reagieren auf äußere Ereignisse. Die Möglichkeit, manchmal viele Tage lang einsam zu sein, empfindet er als Erleichterung. Seine Zukunft sieht er unklar, in schwierigen Situationen neigt er dazu, Unterstützung bei seinen Schwestern zu suchen.

Diagnose: Persönlichkeitsstörungen, Anzeichen von Homilopathie und Psychasthenie.

Erörterung

Die hier vorgestellten Beschreibungen von drei Geschwistern, die in ihrer frühen Kindheit in Lagern waren, werfen neues, wenn auch fragmentarisches Licht auf die Erforschung des Schicksals polnischer Kinder unter der Okkupation. Es zeigt sich, daß erst ein individueller Blick auf ihre Lebensgeschichte erlaubt, sich in die komplizierten emotionalen Reaktionen und psychischen Probleme hineinzufühlen, die aus den erlittenen Traumata hervorgingen. In diesem Ausnahmefall hatten wir die Möglichkeit, das Schicksal von drei Geschwistern zu verfolgen, die den traumatischen Einflüssen derselben Lager ausgesetzt waren. Wir konnten so die Adaptionsarten und Funktionsweisen von Kindern verschiedenen Alters in der Wirklichkeit des Lagers kennenlernen, die nicht nur durch starke familiäre Bindungen zusammengehalten wurden, sondern auch durch gegenseitige Unterstützung beim Überstehen des Lagers miteinander verbunden waren. Diese Bindungen zeigten sogar noch nach der Befreiung aus dem Lager eine starke Wirkung.

Abhängig von ihrem Alter und ihren Möglichkeiten haben die einzelnen Personen bestimmte Rollen angenommen und verschiedene Formen von Schutzhaltungen entwickelt, die schließlich alle drei vor den Widrigkeiten des Lagerlebens schützten. Wie wir sahen, ruhte die größte Last auf der älteren Schwester, die gegenüber ihren Geschwistern die Rolle der beschützenden Mutter und zugleich des Sicherheit gewährleistenden Vaters übernommen hatte. Das Verantwortungsgefühl für die jüngeren Geschwister war für sie eine Quelle besonderer Stärke und Widerstandskraft gegen äußere Schwierigkeiten. Es wundert jedoch nicht, daß eine derart starke emotionale Belastung im Lager tiefe Spuren in ihrer Gesundheit und Persönlichkeit hinterlassen hat. Je umfassender das Bewußtsein der erlittenen Traumen und der drohenden Gefahr war, umso tiefere und dauerhaftere Spuren und Erinnerungen hinterließen sie, und umso deutlicher lassen sich diese Belastungen im heutigen psychopathologischen Bild der Betreffenden verfolgen – viele Jahre nach der im Lager erlebten Zeit.

Die Begegnung mit dem vielfachen Leiden und Sterben rief wie bei vielen Erwachsenen, die ein Lager durchgemacht hatten, außer den beschriebenen Störungen in der emotionalen und zwischenmenschlichen Sphäre bei den hier vorgestellten Geschwistern auch grundsätzliche Veränderungen in ihrer Haltung zu Leben und Tod hervor. Daher verschaffen solche Untersuchungen, abgesehen von ihrem praktischen, therapeutischen Wert, auch immer neue Einblicke in die Verhaltensweisen von Menschen in Grenzsituationen sowie in deren Spätfolgen und ihren prägenden Einfluß auf das weitere Schicksal des Menschen.

Literaturverzeichnis

Boczek, Helena, Eugeniusz Boczek, Jacek Wilczur. Wojna i dziecko [Krieg und Kind]. Warschau 1968.

Dominik, Małgorzata. Die Kinder 50 ehemaliger KZ-Häftlinge. In dieser Edition Bd. 2, S. 97–111.

Dominik, Małgorzata, Aleksander Teutsch. Nerwice u potomstwa byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Neurosen bei Nachkommen ehemaliger KZ-Häftlinge]. Przegląd Lekarski 1978, H. 1, S. 16–20.

Dzieci i młodzież w latach drugiej wojny światowej. Pod redakcją Czesława Pilichowskiego [Kinder und Jugendliche in den Jahren des Zweiten Weltkrieges. Redaktion Czesław Pilichowski]. Warschau 1982.

Grabowska, Janina. Dzieci i więźniowie małoletni w obozie koncentracyjnym Stutthof [Kinder und Jugendliche als Häftlinge im Konzentrationslager Stutthof]. In: Zeszyty Muzeum Stutthof 2. Wrocław, Gdańsk 1977. S. 34–55.

Hrabar, Roman, Zofia Tokarz, Jacek Wilczur. Kinder im Krieg – Krieg gegen Kinder. Die Geschichte der polnischen Kinder 1939–1945. Reinbek bei Hamburg 1981.

Jastrzębski, Włodzimierz. Potulice oskarzają [Potulitz klagt an]. Bydgoszcz 1968.

Kempisty, Czesław. Wyniki socjo-medycznych badań potomstwa byłych więźniów obozów hitlerowskich [Ergebnisse sozio-medizinischer Untersuchungen der Nachkommen ehemaliger Häftlinge der Nazi-Lager]. Przegląd Lekarski 1973, H. 1, S. 13–20.

Kempisty, Czesław. Spraw Norymbergi ciąg dalszy (Wyniki badań socjomedycznych osób, które w dzieciństwie więzione były w hitlerowskich obozach koncentracyjnych) [Nürnberg ist noch nicht zu Ende (Ergebnisse sociomedizinischer Untersuchungen von Personen, die in der Kindheit in Nazi-Konzentrationslagern inhaftiert waren)]. Warschau 1975.

Kempisty, Czesław. Wyniki drugiego etapu socjo-medycznych badań potomstwa byłych więźniów obozów hitlerowskich [Die Ergebnisse der zweiten Etappe der sozio-medizinischen Untersuchung der Nachkommen ehemaliger Häftlinge der Nazi-Lager]. In: Przegląd Lekarski 1979, H. 1, S. 18–25.

Półtawska, Wanda. Z badań nad „dziećmi oświęcimskimi" (Uwagi ogólne) [Aus den Forschungen über die „Auschwitz-Kinder" (Allgemeine Anmerkungen)]. In: Przegląd Lekarski 1965, H. 1, S. 21–24.

Półtawska, Wanda, Andrzej Jakubik, Józef Sarnecki, Julian Gątarski. Wyniki badań psychiatrycznych osób urodzonych lub więzionych w dzieciństwie w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Ergebnisse der psychiatrischen Untersuchung von Personen, die in Nazi-Konzentrationslagern geboren wurden oder dort in ihrer Kindheit inhaftiert waren]. Przegląd Lekarski 1966, H. 1, S. 21–36.

Półtawska, Wanda. Stany hypermnezji napadowej (na marginesie badań tzw. „dzieci oświęcimskich" [Zustände paroxysmaler Hypermnesie (Zu den Untersuchungen der sog. „Auschwitz-Kinder")]. Przegląd Lekarski 1967, H. 1, S. 89–93.

Rusiński, W. Dzieci w Birkenau [Kinder in Birkenau]. Poznań 1950.

Sarnecki, Józef. Konflikty emocjonalne osób urodzonych lub więzionych w dzieciństwie w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Emotionale Konflikte von Personen, die in Nazi-Konzentrationslagern geboren wurden oder dort in der Kindheit inhaftiert waren]. Przegląd Lekarski 1966, H. 1, S. 39–46.

Tokarz, Zofia. Dzieci w obozach hitlerowskich na ziemiach polskich w latach 1939–1945 [Kinder in den Lagern der Nazis auf polnischem Territorium 1939–1945]. In: Zbrodnie i sprawcy. Ludobójstwo hitlerowskie przed sądem ludzkości i historii. [Das Verbrechen und die Täter. Der nazistische Völkermord vor dem Gericht der Menschheit und der Geschichte]. Redaktor naukowy [Wissenschaftliche Redaktion] Czesław Pilichowski. Warschau 1980, S. 563–579.

Verbrechen an polnischen Kindern 1939–1945. Eine Dokumentation. Hrsg. von der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen. Mit einem Anhang: Dokumente deutscher Verwaltung im besetzten Polen. München und Salzburg, Warschau 1973.

Witkowski, Józef. Hitlerowski obóz dla dzieci w Łodzi [Das Nazilager für Kinder in Łódź [Litzmannstadt]]. Przegląd Lekarski 1968, H. 1, S. 73–81.

Małgorzata Dominik

Die Kinder 50 ehemaliger KZ-Häftlinge*

Einleitung

Das Familienleben ehemaliger Häftlinge von Nazi-Konzentrationslagern besitzt viele unterschiedliche Aspekte, die für Spezialisten mehrerer Fachgebiete von Interesse sind: Mediziner, Soziologen, Psychologen usw. In den neuesten Publikationen zu diesem Thema konzentriert sich die Aufmerksamkeit u.a. zunehmend auf die Nachkommen ehemaliger Häftlinge. Dabei handelt es sich nicht allein um ein Forschungsproblem, sondern auch um eine soziale Frage, betrifft sie doch einen noch recht großen Teil der Bevölkerung und viele Personen und Familien, besonders Eltern, Geschwister, Witwen und Waisen von Häftlingen, die in den Lagern ermordet worden sind. Ihr normaler Lebenslauf wurde nicht selten durch das tragische Schicksal eines, meist des aktivsten Familienmitglieds grundlegend geändert, das an der riskanten Untergrundarbeit teilnahm oder zu den Partisanen ging und dann der Gestapo in die Hände fiel.

Häufig überlebte der Häftling zwar das Lager, kehrte aber schwerkrank von dort zurück. Er verzichtete – zumindest eine Zeitlang – darauf, eine Familie zu gründen, weil er selbst der Pflege bedurfte. Dieses Problem der dauernden oder zeitweiligen Invalidität ehemaliger Häftlinge war in den ersten Nachkriegsjahren sehr aktuell, wurde aber damals vernachlässigt und blieb angesichts dringenderer staatlicher und gesellschaftlicher Aufgaben in der Aufbauzeit ungelöst.

Es kam jedoch nicht selten vor, daß sogar kranke ehemalige Häftlinge durch ihre Lebenssituation gezwungen waren, Arbeit aufzunehmen und um die eigene Existenz und die der Familie zu kämpfen. Es waren auch keine Einzelfälle, daß ehemalige Häftlinge sich nach ihrer Rückkehr aus dem Lager um ihre Kinder kümmern mußten, weil die Kriegsereignisse oder andere Umstände – Trennung, Haft, Tod – die Familie der Gattin und Mutter beraubt hatten.

Schließlich taten sich auch viele Menschen, die sich im Lager durch die gemeinsamen, schweren Erlebnisse nahegekommen waren, auf Dauer zusammen, ohne eine Familie zu gründen. Es war nicht immer das Ziel der Familie, Kinder in die Welt zu setzen. Häufig blieben ehemalige Häftlinge, besonders die Frauen, trotz intensiver Heilbehandlung aufgrund irreversibler Veränderungen unfruchtbar. Es ist also nur ein Teil der ehemaligen Häftlinge, und zwar höchstwahrscheinlich kein besonders großer, der normale Familien gründete und Kinder bekam. Die Untersuchungen mehrerer Autoren (vgl. 11) beweisen, daß diese Kinder sich in mancher Hinsicht von den Gleichaltrigen in nicht verfolgten Familien unterscheiden.

Diese weitgespannte Problematik müßte zusammengefaßt nach zumindest vier Gesichtspunkten bearbeitet werden: dem biologischen (u.a. wegen eventueller genetischer Veränderungen), dem psychologischen und vertieft psychiatrischen, sowie dem sozial-pädagogischen Aspekt. Das geht natürlich weit über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinaus. Unsere Hinweise dazu sollen unterstreichen, daß die Untersuchung der erwachsenen Nachkommenschaft ehemaliger Häftlinge selbst einige Jahrzehnte nach ihrer Geburt nicht an den historischen Wurzeln der Problematik vorbeigehen kann.

Die in diesem Aufsatz vorgestellten, im Jahre 1977 durchgeführten Untersuchungen erwachsener Nachkommen ehemaliger KZ-Häftlinge sollten prüfen, ob die psycho-physischen Folgen der Haft auf die später geborenen Kinder übertragen werden und ob es sich bei dieser Übertragung um soziale Vererbung handelt.

Fragestellungen dieser Art wurden seit etwa 1968 in verschiedenen Ländern untersucht; die Forschungen betrafen damals Kinder in der Pubertät, deren Eltern während der Okkupation verfolgt worden waren (1, 2, 5, 12, 17, 18, 19, 21, 22, 23, 24). Sie erfaßten allerdings vorwiegend Kinder, die sich aufgrund verschiedener pathologischer somatischer oder psychischer Symptome in ärztliche oder psychologische Behandlung begeben hatten. Man unterstrich die Besonderheit dieser Störungen und führte sie meist auf falsche Haltungen der ehemaligen Häftlinge als Eltern, auf eine ungünstige Atmosphäre in der Familie und auf die aggressive Haltung ehemaliger Häftlinge zurück, die die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder schädlich beeinflußten. Eine ausführliche Erörterung der Literatur zu diesem Thema liegt bereits vor (3).

Neuere Untersuchungen, die u.a. auf dem VI. Internationalen Medizinischen Kongreß der FIR 1976 in Prag vorgelegt wurden, nehmen sowohl die medizinische, wie die psychosoziologische Thematik auf (4, 6, 9). So stellte Klimková-Deutschová (15) bei Personen, die nach dem Lager geboren wurden, charakteristische körperliche und psychische Entwicklungsstörungen, vegetative Störungen, Krampfzustände, Enzephalopathien sowie eine geschwächte Anpassungsfähigkeit fest. Die Autorin bringt diese Zustände mit somatischen und Stoffwechselstörungen der Eltern, besonders der Mutter, nach der Hungerkrankheit und der körperlichen Auszehrung im Lager in Zusammenhang. Kempisty (10, 11) fand bei medizinischen und soziologischen (auf Fragebögen basierenden) Unter-

* Potomstwo w niektórych rodzinach byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych (1979, H. 1, S. 25–38). Übersetzung: Olaf Kühl.

suchungen, die zwischen 1973 und 1978 durchgeführt wurden, u.a. einen hohen sozialen Desintegrationsgrad der Familien sowie Erziehungsschwierigkeiten und Verhaltensstörungen bei den Kindern.

Alle der Autorin zugänglichen, bisher veröffentlichten Untersuchungen sowohl an den Nachkommen ehemaliger Häftlinge, die sich zur Behandlung gemeldet haben, als auch an solchen, die durch ein Losverfahren aus den Kindern ehemaliger Häftlinge ausgewählt wurden, deuten auf eine psychische und körperliche Pathologie dieser Untersuchten hin, die über derjenigen von Vergleichsgruppen (Kinder von nicht Verfolgten) liegt.

Die 1977 aufgenommenen Untersuchungen der Nachkommenschaft ehemaliger Häftlinge unterscheiden sich dadurch von den bisher publizierten, daß sie Erwachsene betreffen (der jüngste Untersuchte war 18 Jahre alt) und sich auf eine klinische psychiatrische Methode stützen, die auch Auskunft über einige unspezifische Faktoren gibt, die die Persönlichkeitsentwicklung beeinflussen; außerdem konnte dabei eine Untersuchungsperson die psychiatrische Diagnose für die gesamte untersuchte Gruppe stellen. Dies ermöglicht eine einheitliche Beurteilung der untersuchten Basisgruppe und der hier noch nicht beschriebenen Vergleichsgruppe; es macht aber zugleich eine zahlenmäßige Begrenzung der Gruppen notwendig.

Die Methode

Vor dem Beginn der eigentlichen Untersuchungen wurde ein Pilotprojekt durchgeführt. Die Pilotgruppe bestand aus 15 Personen, die entweder aufgrund von Neurosen in Behandlung waren oder sich durch Vermittlung des Klubs ehemaliger Auschwitz-Häftlinge zur Untersuchung gemeldet hatten. Mindestens ein Elternteil jeder untersuchten Person war während der Okkupation Verfolgungen durch die Nazis ausgesetzt gewesen.

Die Basisgruppe setzte sich aus 50 Personen zusammen, die nicht jünger als 18 Jahre waren und nach der Rückkehr des Vaters oder der Mutter aus dem Lager geboren wurden. Ein weiteres Auswahlkriterium war, daß die KZ-Haft des Elternteils nicht kürzer als drei Jahre gedauert haben mußte. Weitere Kriterien waren das Bestehen der vollständigen Familie bis zum 18. Lebensjahr des Untersuchten (um unspezifische Pathologien durch den früheren Verlust eines Elternteils auszuschließen), ständiger Wohnsitz in Krakau und die Mitgliedschaft des Elternteils in einem der Klubs ehemaliger Häftlinge. Vor dem Beginn der Untersuchungen wurde eine Liste der Klubmitglieder beschafft, die nach dem Krieg geborene Kinder hatten (es ging um die Klubs ehemaliger Häftlinge von Mauthausen, Ravensbrück, Auschwitz und Buchenwald).

Ein Grundsatz war auch, nur jeweils ein Kind aus einer Familie zu untersuchen, das durch Los ausgesucht wurde (der Reihe nach wurde in den Familien das erste, zweite oder weitere nach dem Lager geborene Kind untersucht). Mit diesem Grundsatz soll erreicht werden, daß nicht die Beurteilung des Familienlebens ehemaliger Häftlinge, sondern individuelle Eigenschaften im Vordergrund des Interesses stehen. Außerdem war es aus technischen Gründen sehr schwierig, von allen Familienmitgliedern die Zustimmung zur Untersuchung zu erhalten; das zeigte sich schon bei dem Pilotprojekt.

Die Informationen über jeden Untersuchten stammen aus drei Quellen: Zunächst einer persönlichen Untersuchung mit Hilfe eines offenen Fragebogens und eigenen Beobachtungen, die während der Untersuchung gemacht wurden und die Persönlichkeit des Untersuchten, die allgemeine Atmosphäre bei der Untersuchung usw. betrafen. Die zweite Informationsquelle war ein Fragebogen, der von der Mutter des Untersuchten ausgefüllt wurde, die dritte ein vom Vater ausgefüllter Fragebogen.

Vor Beginn der Untersuchung und der Vorlage des Fragebogens wurden die Betreffenden über das Ziel der Untersuchung informiert, und es wurde ihnen Anonymität zugesichert. Es ist nicht vorgekommen, daß ein Kandidat vor der Untersuchung abgesagt hätte, im Gegenteil, alle zeigten eine hohe Motivation und Interesse für das Thema der Arbeit, sie stellten eine Reihe von Fragen, manche baten um ärztliche Hilfe, andere sogar um Rat in Lebensfragen. Nur in wenigen Fällen lehnten die Eltern solche Untersuchungen von vornherein ab und verbaten sich eine Kontaktaufnahme mit ihren Kindern. Wir nehmen an, daß es sich hier entweder um Familien handelte, in denen das Thema Krieg und Lager nicht mehr berührt werden sollte, oder um Familien, in denen etwas geschehen war, was die Eltern vor Fremden nicht offenlegen wollten.

Hier taucht ein allgemeines ethisches Problem auf: Inwieweit ist der Psychiater berechtigt, sich in die Angelegenheiten von Personen zu vertiefen, die nicht als Patienten zu ihm kommen, und in welchem Maße können die bei der Untersuchung angesprochenen Probleme – negativ oder positiv – das weitere Verhalten des Untersuchten und seine Beziehungen zu seinen Angehörigen beeinflussen. Denn theoretisch ist es möglich, daß die Erörterung der bisherigen Beziehung des Untersuchten etwa zu seiner Mutter bei ihm ganz neue Emotionen in bezug auf die Mutter auslöst, das gegenseitige Verhältnis verändert usw. Oder nehmen wir unsere Frage: Hat sich der Untersuchte über die Lagermoral, über die Moral des inhaftierten Elternteils und darüber Gedanken gemacht, warum der Vater oder die Mutter das Lager überleben konnten? Diese Frage kam möglicherweise bei dem Untersuchten Zweifel daran auszulösen, ob der Vater wirklich so redlich war, wie er bisher angenommen hatte, und das kann natürlich auf die gegenseitigen Beziehungen dieser Menschen abfärben. Derartige Folgen müssen jedoch als Risiko in Kauf genommen werden, wenn man psychiatrische Untersuchungen zu wissenschaftlichen Zwecken außerhalb psychiatrischer Institutionen durchführt.

Wir führten unsere Untersuchung mit folgenden Mitteln durch:

1. Ein Fragebogen, der im Verlauf der Untersuchung ausgefüllt wurde. Er bestand aus fünf Teilen:

a) persönliche Daten;

b) biographische Angaben zu überstandenen Krankheiten, schulischen Erfolgen, Kontakten mit Gleichaltrigen, Verhaltensstörungen, Sexualleben, Berufswahl und Erfolg in der

Tabelle I:
Anzahl der ehemals inhaftierten Mütter bzw. Väter

Elternteil bei der Geburt des untersuchten Kindes	jünger als 30 Jahre	30–39 Jahre	40 Jahre und älter	Zusammen
Vater	7 (14 %)	21 (42 %)	5 (10 %)	33 (66 %)
Mutter	7 (14 %)	8 (16 %)	2 (4 %)	17 (34 %)
Zusammen	14 (28 %)	29 (58 %)	7 (14 %)	50 (100 %)

Arbeit sowie Beziehungen in der eigenen Familie des Untersuchten;

c) Fragen zur psychischen Charakteristik des Untersuchten, seiner Weltanschauung, Selbsteinschätzung und zu seinen zwischenmenschlichen Kontakten;

d) eine Fragengruppe zur Beziehung mit dem ehemals inhaftierten und dem nicht inhaftierten Elternteil, zur gegenseitigen Gefühlsbezeugung, den Erziehungsmethoden der Eltern, besonders in der Pubertät, sowie zu den gegenwärtigen Beziehungen der Eltern, ihrer psychischen Charakteristik und der Einschätzung ihrer Ehe;

e) eine Fragengruppe zu den Bindungen an den ehemals inhaftierten Elternteil sowie zur Einschätzung dieses Elternteils im Kontext seiner Lagervergangenheit; weiter Fragen, die Aufschluß darüber geben sollen, in welchem Maße der inhaftierte Elternteil seine Lagervergangenheit in die Familienatmosphäre einbringt, und schließlich Fragen nach der Einstellung des Untersuchten zu den Problemen des Lagers, des Krieges und zu den Deutschen.

Zum Abschluß der Untersuchung wurde dem Betreffenden eine Liste von Werten und Lebenszielen vorgelegt. Diese Liste bestand aus 19 Zielen und Wertvorstellungen, von denen der Untersuchte fünf auswählen und nach der Bedeutung anordnen sollte, die er ihnen zuschrieb. Die gleiche Liste bearbeiteten auch die Eltern. Die so gewonnen Informationen gestatten es, die bevorzugten Ziele und Wertvorstellungen der untersuchten Gruppe mit denjenigen der Kontrollgruppe zu vergleichen und festzustellen, ob die von den Eltern (und jedem einzelnen Elternteil) ausgewählten Ziele und Werte mit denen ihres Kindes übereinstimmen oder nicht; daraus läßt sich indirekt auf eine mehr oder weniger starke Identifizierung mit einem Elternteil schließen.

2. Der Fragebogen für die Eltern ist nach dem Geschlecht des Elternteils und abhängig davon, ob der Befragte inhaftiert war oder nicht, differenziert.

a) Der Fragebogen für den ehemals inhaftierten Elternteil enthält Fragen nach überstandenen somatischen Krankheiten und psychischen Beschwerden vom Krieg bis heute sowie nach der Art ihrer Behandlung; die nächste Fragengruppe beschäftigt sich mit einigen Problemen des Lageraufenthalts und den Auswirkungen dieses Aufenthalts auf das spätere Leben des Betreffenden in familiärer und sozialer Hinsicht. Diese Fragen korrespondieren mit denjenigen, die das Kind zum gleichen Thema beantwortet hat und die sich auch im Fragebogen des nicht inhaftierten Ehegatten finden. Die weiteren Fragen betreffen das Eheleben und die Person des Gatten; die letzte Fragengruppe schließlich soll Informationen über die Beziehungen zu dem untersuchten Kind, die Beziehung des Kindes zum anderen Elternteil, die Erziehungsmuster des Befragten, psychische und körperliche Beschwerden des untersuchten Kindes, Erwartungshaltungen an dieses Kind und Ängste und Schuldgefühle für das Schicksal des Kindes und seinen Gesundheitszustand erbringen;

b) der Fragebogen für den nicht inhaftierten Elternteil enthält Fragen nach seinem früheren und heutigen Gesundheitszustand, nach dem Gesundheitszustand des ehemals inhaftierten Gatten sowie den beobachteten Folgen seines Lageraufenthalts, was mit entsprechenden Fragen an das untersuchte Kind korrespondiert. In bezug auf Eheangelegenheiten und die Beziehungen zum Kind sind die Fragen mit denjenigen an den inhaftierten Elternteil identisch.

Den an den inhaftierten Elternteil gerichteten Fragebogen füllten alle Väter mit Ausnahme von vier ehemaligen Häftlingen aus (zwei lehnten dies ab, zwei starben). Keine der ehemals inhaftierten Mütter lehnte die Beantwortung des Fragebogens ab.

Wir erhielten Fragebogendaten von 29 ehemals inhaftierten Vätern und 17 ehemals inhaftierten Müttern. Am stärksten ist die Gruppe der Väter und Mütter repräsentiert, die im Alter zwischen 30 und 39 Jahren Kinder bekommen haben. Der älteste Vater war damals 49, die älteste Mutter 42 Jahre alt (s. Tab. I).

Im nächsten Arbeitsabschnitt werden Untersuchungen an einer Vergleichsgruppe aus Einwohnern Krakaus durchgeführt, deren Eltern nicht im KZ inhaftiert waren.*

Charakteristik der untersuchten Gruppe

Von 75 Personen, deren Adressen zur Verfügung standen, konnten 53 untersucht werden (drei Untersuchte, deren Eltern jeweils beide inhaftiert waren, werden bei der hier analysierten Gruppe nicht berücksichtigt). Demnach wurden 50 Personen untersucht: 22 Frauen und 28 Männer. Die Hälfte der Männer wurde vor 1950 geboren, d.h. in einer Zeit, die gesundheitlich

* Małgorzata Dominik konnte diese Forschungen bis zu ihrem Tod 1979 nicht mehr abschließen.

Tabelle II:
Nach der Befreiung aus dem Lager in der untersuchten Familie geborene Kinder

Reihenfolge des Kindes	Frauen	Männer	Zusammen
erstes oder einziges	17 (34 %)	15 (30 %)	32 (64 %)
zweites	4 (8 %)	10 (20 %)	14 (28 %)
drittes	1 (2 %)	3 (6 %)	4 (8 %)
Zusammen	22 (44 %)	28 (56 %)	50 (100 %)

und materiell für viele ehemalige Häftlinge sehr schwierig war, die andere Hälfte nach 1950 (bei den Frauen ist der Anteil der vor 1950 Geborenen etwas größer. 13 von 22 kamen kurz nach dem Kriege auf die Welt. Die meisten Untersuchten sind Kinder, die als erstes oder einziges Kind nach dem Lager geboren wurden, die kleinste Gruppe sind Drittgeborene (s. Tab. II).

Personenstand: Die Hälfte der Untersuchten ist verheiratet (mehr Frauen als Männer; ein Mann ist zum zweiten Mal verheiratet, ein Mann ist geschieden, dagegen sind 4 Frauen geschieden). 20 Untersuchte waren ledig, aber nur sieben von ihnen waren älter als 25 Jahre, die übrigen – 13 Personen – sind überwiegend Schüler und Studenten, die noch unverheiratet sind.

30 der Untersuchten, d.h. 60%, besitzen Hochschulbildung, Frauen und Männer zu ungefähr gleichen Anteilen. Das hängt wahrscheinlich mit dem Bildungsstand der Eltern zusammen, denn bei der Hälfte der Familien besitzt zumindest ein Elternteil Hochschulbildung. Bei der Einteilung der Untersuchten nach Bildungsabschlüssen wurden jeweils Absolventen der Grundschule und der Berufsschule, Absolventen der zum Abitur führenden Schulen und der Abitur erfordernden weiterführenden Schulen – mittlere Abschlüsse – sowie Hochschulabsolventen und Studenten im Direkt- und Fernstudium zusammengefaßt.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß betont werden, daß es nicht Ziel der hier vorgelegten einleitenden Untersuchungen ist, die Zahl der Kranken, den prozentualen Anteil von Krankheiten unter den Nachkommen ehemaliger Häftlinge oder die Zahl der Personen mit sozialen Auffälligkeiten zu ermitteln, denn die Gruppe wurde nach anderen Gesichtspunkten ausgewählt und ist nicht repräsentativ für das gesamte Milieu ehemaliger Häftlinge und ihrer Nachkommen. Die vorliegende Arbeit untersucht auch nicht die Folgen des Krieges, der Okkupation und der erlittenen Verfolgungen in der zweiten Generation.

Zur Durchführung einer psychiatrischen Analyse muß der Untersuchende Zugang zu den Untersuchten haben. Nach unserer Methode, die die Verhältnisse in der Familie ermitteln soll, müssen auch beide Eltern des Untersuchten, die nicht geschieden sind, zugegen sein. Untersucht wurde für diese Arbeit nicht jedes Kind einer Familie, sondern nur ein durch Los ausgewähltes, was keineswegs bedeutet, daß es das kränkste gewesen wäre, im Gegenteil gab es viele Familien, in denen ein Kind schwere psychische Störungen aufwies, jedoch nicht in die Untersuchung einbezogen wurde.

Um die Untersuchung durchzuführen, mußten darüberhinaus das Einverständnis der Eltern und das des Untersuchten vorliegen. Das Kind und seine Eltern mußten in Krakau wohnen, weil die Untersuchungen in persönlichem Kontakt und nicht durch die Versendung eines Fragebogens vorgenommen wurden, hauptsächlich aber deshalb, weil die untersuchte Gruppe in demographischer Hinsicht einheitlich sein sollte. Schon allein das Einverständnis, daß wir die Familienverhältnisse untersuchen durften, eliminierte von vornherein jene, die aus irgendwelchen Gründen ihre kranken Kinder nicht zeigen und negative Eigenschaften ihrer Familie nicht offenbaren wollen. Es wurden auch keine Personen aus dem Bekanntenkreis der Verfasserin untersucht.

Eine derartige Selektion war notwendig, um den Gegenstand der Analyse, d.h. die gegenseitige Beziehung zwischen Kindern und Eltern, die Persönlichkeit der Kinder, Identifikationsmechanismen, Typen sozialer Anpassung usw. zu untersuchen, d.h. all das, was ohne eine vorherige Auswahl der Familien nicht hätte erfaßt werden können.

Zum Abschluß der methodischen Erläuterungen soll noch darauf hingewiesen werden, daß die Aussagen der Untersuchten über ihre Eltern keineswegs mit der Realität in diesen Familien gleichgesetzt werden können; diese Art der Informationsvermittlung ist von Natur aus unvollständig. Sie reicht zwar aus, um unser Thema zu entwickeln, aber man darf nicht vergessen, daß diese Aussagen subjektiv sind und manchmal trotz besten Willens der Befragten bestimmte Phänomene außer acht gelassen werden. So ist es besonders heikel, auf dieser Grundlage z.B. den Prozentsatz psychischer Störungen zu ermitteln, der bei dieser Art der Betrachtung sehr stark herabgesetzt ist.

Ehemalige Häftlinge als Eltern im Urteil ihrer Kinder

Als nächstes soll kurz dargestellt werden, wie die ehemaligen Häftlinge von ihren Kindern charakterisiert werden, wie das Verhältnis zum ehemals inhaftierten Elternteil aussieht, ob ein Interesse an seiner Lagervergangenheit besteht und welche Einstellungen zu den Deutschen bestehen.

Fast alle Untersuchten sehen bei dem ehemals inhaftierten

Elternteil Züge, die sie auf das Lagererlebnis zurückführen; die meisten stellen bei ihm Gewohnheiten aus dem Lager fest, die auch im täglichen Leben zum Ausdruck kommen. Die eindeutig am häufigsten – sowohl von den Töchtern als auch von den Söhnen und gleich häufig in bezug auf die ehemals inhaftierte Mutter wie auf den ehemals inhaftierten Vater – genannten Eigenschaften sind Nervosität und Reizbarkeit. Andere Züge dagegen unterscheiden Väter und Mütter in den Augen ihrer Kinder ziemlich deutlich. Die ehemals inhaftierten Väter werden als impulsiv, rigoros, aggressiv, brutal, apodiktisch wahrgenommen, sie wenden im Haus „SS-Methoden" an, machen das Zuhause zum „KZ", sind übertrieben streng und werden oft als gefühllos und halsstarrig beschrieben.

Erst danach werden Eigenschaften wie Geiz, Sparsamkeit, Sammelsucht, Hamsterei genannt. Am seltensten werden erwähnt: depressive Zustände, Bedrücktheit, Ängste, Alkoholismus, übertriebene oder fehlende Güte, fehlende Reaktion auf die Angelegenheiten anderer bzw. Naivität, allzu großes Vertrauen zu den Menschen, Verschlossenheit, übertriebene Aktivität, besonders starke Bindung an die Familie bzw. Abwendung von der Familie, Änderung der Anschauungen und Wertvorstellungen, Abwendung von der Religion, Atheismus. Wie man sieht, führen die Kinder auch völlig entgegengesetzte Eigenschaften auf den Lageraufenthalt des Vaters zurück.

Die Nachkommen ehemals im Lager inhaftierter Frauen dagegen sehen ihre Mütter als nervöse und reizbare Menschen und in zweiter Linie als Personen, die aufgrund des Lagers Ängste, Depressionen, mangelnde Lebensfreude, Lagerträume, Verschlossenheit, Argwohn, Mißtrauen gegenüber den Menschen, Sensibilität für alles Böse und menschliche Unrecht, Intoleranz gegenüber Gewalt und Aneignung verschiedener nützlicher Fähigkeiten zeigen. Am seltensten wiesen die Mütter Eigenschaften wie Aggression oder Dominanz auf.

Diese ziemlich deutlichen Unterschiede könnte man auf zweierlei Weise erklären: Alle unangenehmen, negativen Eigenschaften der Väter werden von ihren Nachkommen auf das Lagererlebnis zurückgeführt und somit gleichsam „entschuldigt"; man sieht die Gründe und findet eine Rechtfertigung. Gegenüber den Müttern gibt es ein solches „Verzeihen" nicht, obwohl man aus anderen Antworten zu den Eigenschaften der Mütter überhaupt, nicht aber im Zusammenhang mit dem Lager, schließen könnte, daß die ehemals inhaftierten Mütter Eigenschaften besitzen, die sich als negativ, unangenehm und schwierig definieren lassen.

Die Väter werden überhaupt öfter als brutal, aggressiv und rigoros, die Mütter als sanfter beurteilt, was wohl eher von den Geschlechtseigenschaften herrührt, die als Folge der Haft grotesk übersteigert wurden. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß das KZ-Syndrom, an dem die überwiegende Mehrheit der Eltern der untersuchten Gruppe leidet, bei den Männern ausgeprägter und auffälliger ist und stärkere Auswirkungen auf ihre Kinder zeigt.

Während fast alle Nachkommen bei ihren Eltern Charaktereigenschaften und Krankheitssymptome feststellen, die vom Lager herrühren, fallen nur gut der Hälfte der Untersuchten bei ihren Eltern aus dem Lager stammende Gewohnheiten auf, unabhängig vom Geschlecht sowohl der Kinder als auch des ehemals inhaftierten Elternteils. Am häufigsten wurde sowohl bei den Vätern wie bei den Müttern eine besondere Einstellung zum Essen bemerkt: Anhäufung von Lebensmitteln, „denn man darf nichts wegwerfen, muß den Teller leeressen", „ißt hastig und gierig", „hat Angst, daß es nichts zu essen geben könnte", „freut sich, daß viel zu essen da ist", „hat eine übertriebene Hochachtung vor dem Brot". Seltener nahm das extreme Formen an, so wenn Reste gesammelt, schon verdorbene Lebensmittel gegessen oder die Kinder aufgefordert wurden, Kohlrübe oder Getreidekörner zu essen, damit sie wüßten, wie eine solche Nahrung schmeckt, und damit sie begriffen, daß man auch so etwas essen könne, wenn man hungrig ist.

Häufig war auch die Rede davon, daß alles mögliche gespart, angehäuft wurde, oder daß umgekehrt materiellen Dingen keinerlei Bedeutung zugemessen und überhaupt nichts für den Haushalt gekauft wurde, „weil das nicht nötig ist". Einer der Befragten gab an, daß sein Vater stundenlang in der Wohnung auf und ab laufe, wie in einer Zelle; ein anderer, daß dieser Hunde, besonders Schäferhunde fürchte. In einem anderen Hause darf kein helles Licht eingeschaltet werden, weil das starke Angstgefühle und unangenehme Erinnerungen beim Vater auslöst. Es wurde auch beobachtet, daß man keine gestreifte Kleidung, Stoffe oder Geräte zeigen durfte, weil der ehemalige Häftling das nicht ertrug. Ein weiterer sah in der spartanischen Lebensweise des Vaters eine Gewohnheit aus dem Lager; ähnlich wurde eine übertriebene strenge Disziplin sich selbst und der Umgebung gegenüber interpretiert. Diese Beobachtungen decken sich übrigens mit den Äußerungen ehemaliger Häftlinge zu diesem Thema (7).

Väter bzw. Mütter werden oft als Helden betrachtet, auf die man stolz sein könne, weil sie viel durchgemacht haben, überlebt haben und aktiv sind und sich weiterhin tätig im Leben bewähren. Zu diesem Thema äußerten sich die Befragten gern und offen. Für manche kam diese Frage zwar überraschend, nach kurzem Nachdenken fanden sie aber eine Antwort. Andere hatten schon darüber nachgedacht, kommentierten ihre Antwort ausführlich und begründeten sie.

Als Grund, um auf die Eltern stolz zu sein, wurde am häufigsten die konspirative Tätigkeit vor dem Lageraufenthalt genannt, aber auch die Tatsache, daß sie im Lager viel von sich gegeben, anderen geholfen und trotz dieses Leidensweges sauber sind, ihre Würde nicht verloren haben.

Über die Hälfte der Befragten waren stolz auf ihre ehemals inhaftierten Eltern; am häufigsten äußerten das die Töchter, deren Mütter im Konzentrationslager gewesen waren. Die Väter dagegen wurden sowohl von den Töchtern als auch von den Söhnen seltener als Helden betrachtet. Vielleicht kommt das daher, daß die Frau in Kriegszeiten, bei höchster Lebensgefahr, in Grenzsituationen leichter mit dem Nimbus des Heldentums umgeben wird.

Personen, die ihre Eltern nicht als Helden betrachteten, sagten, diese Definition sei ihnen nie in den Sinn gekommen, weil es in jenen Jahren die Pflicht jedes Menschen gewesen sei,

konspirativ tätig zu sein, und ob man ins Lager kam oder nicht, sei ebenso wie das Überleben des Lagers häufig vom Zufall abhängig gewesen.

Die Einstellung zum ehemals inhaftierten Elternteil und seiner Vergangenheit fand häufig darin Ausdruck, daß dieser eine privilegierte Stellung in der Familie genoß. Die Tendenz dazu ging meist vom anderen, dem nicht inhaftierten Elternteil aus. Wurde sie jedoch von den Kindern übernommen, äußerte sich diese Tendenz in einer Art Schutzhaltung, in Nachsicht gegenüber den für die Umgebung unangenehmen Verhaltensweisen, in besonderer Fürsorge bei Krankheit, in Verständnis und der Furcht, diesem Elternteil irgendwelchen Ärger zu bereiten. Die Untersuchten sagten z.B.: „Ich wollte immer gute Noten in der Schule haben, damit Vater nicht traurig war, er hat doch schon so viel Schlimmes im Leben durchgemacht"; „wenn Mutter mich ungerechtfertigt schlug oder anschrie, verzieh ich ihr das, denn sie hat nach dem Lager so ramponierte Nerven."

In den Äußerungen zeigten sich nicht selten starke Schuldgefühle, wenn die Untersuchten z.B. den Eindruck hatten, nicht alle Erwartungen erfüllt zu haben, die der ehemals inhaftierte Elternteil in sie setzte, oder wenn sie diesen in einer – manchmal ganz banalen – Angelegenheit des täglichen Lebens enttäuscht hatten.

Die Hälfte der Untersuchten behauptete, daß der ehemals inhaftierte Elternteil eine privilegierte Position in der Familie genieße, während diese, dazu befragt, das häufig gar nicht bemerkt hatten. Aus diesem Grunde erlebten die Kinder gewiß so manche Frustration.

Die Untersuchten, die ihren einst verfolgten Eltern Privilegien zugestehen, sind meist auch jene, die den betreffenden Elternteil als Helden betrachten, stolz auf ihn sind und im Leben immer bemüht waren, diesem eine Freude zu machen. Auf die direkte Frage: „Waren Sie bemüht, dem ehemals inhaftierten Elternteil gerade deshalb Freude zu machen, weil er im Lager war und soviel durchgemacht hat?" antwortete zwar nur ein Fünftel der Nachkommen bejahend (wohingegen die Hälfte der Untersuchten von Privilegien, von Heldentum und Stolz auf die Eltern gesprochen hatte); der überwiegende Teil der anderen behauptete jedoch, daß sie ihrem Vater oder ihrer Mutter häufig eine Freude machen, nicht weil sie im Lager waren, sondern weil sie sie bewundern, weil die Eltern ihnen durch ihre Haltung imponieren, oder weil sie krank sind und Mitgefühl wecken.

Es gibt aber eine recht große Gruppe von Untersuchten, die gegen den ehemals inhaftierten Elternteil eine bewußte Aggression empfinden, weil er sich konfliktträchtig, impulsiv und übermäßig streng benimmt und Zucht und Disziplin fordert. Sie behaupten, daß sie diesem Elternteil nicht einmal dann Privilegien bereiten oder ihm (meist ist es der Vater) eine Freude zu machen suchen, wenn sie ihn als Helden betrachten und stolz auf seine konspirative Tätigkeit sind; sie hätten ohnehin nur Zurückweisung, eine ungerechte Strafe oder gar Nichtbeachtung ihrer Zugeständnisse zu erwarten, weil der Vater der Familie gefühlsmäßig fernstehe, er interessiere sich für nichts, sei in sich verschlossen und lebe nur in der Lagervergangenheit.

Die Einstellung zum einst verfolgten Elternteil drückt sich bei vielen Untersuchten darin aus, daß sie sich selbst, ihre Wertvorstellungen und Charaktereigenschaften mit denen des ehemals Inhaftierten vergleichen. Diesen Aspekt muß man jedoch nach dem Geschlecht des Untersuchten und des betreffenden Elternteils differenzieren. Bekanntlich identifizieren sich ja alle Kinder mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil. Dies ist also keine charakteristische Eigenschaft der untersuchten Gruppe. Wir wollen jedoch verfolgen, wie dieser Prozeß bei den untersuchten Nachkommen ehemaliger Häftlinge verläuft.

In der Gruppe „ehemals inhaftierter Vater – untersuchter Sohn" vergleicht sich die Hälfte der Söhne häufig mit dem Vater, aber die Mehrheit von ihnen sieht sich in schlechterem Licht als den Vater. Sie beurteilen sich ungünstiger und meinen, daß sie dem Vater in bezug auf Fähigkeiten, Moral, gesellschaftliche Position oder Persönlichkeitsmerkmale nicht gleichkommen, obwohl diese Söhne gegenwärtig schon erwachsen und selbstständig sind und einen bestimmten sozialen Status erreicht haben. Nur zwei von zehn Söhnen, die sich vergleichen, finden sich „besser" als ihren Vater, einer hält sich für „gleichwertig".

In der Gruppe „ehemals inhaftierte Mutter – untersuchte Tochter" stellt etwas mehr als die Hälfte der Töchter Vergleiche mit ihrer Mutter an. Bei diesen Vergleichen kommen die Töchter – ihrer eigenen Einschätzung nach – schlechter weg als die Mütter. Keine einzige der untersuchten Töchter hält sich bei diesen Vergleichen für „besser" als die Mutter.

In der Gruppe „ehemals inhaftierter Vater – untersuchte Tochter" (also einer heterogeschlechtlichen Gruppe) halten sich gleichfalls die meisten Töchter für „schlechter" als ihren ehemals inhaftierten Vater.

In der Gruppe „ehemals inhaftierte Mutter – untersuchter Sohn" (gleichfalls heterogeschlechtlich) fallen die Vergleiche unterschiedlich aus, ohne eindeutige Tendenz.

Analysiert man jedoch die Situation in den beiden eingangs erörterten Gruppen, so ist zu erkennen, daß Kinder des gleichen Geschlechts wie der ehemals inhaftierte Elternteil dazu neigen, sich selbst in schlechterem Licht zu sehen. Man sollte daher überlegen, ob es nicht die Entwicklung der eigenen Individualität der untersuchten Nachkommen behindert, wenn sie den inhaftierten Elternteil mit der Aura eines Helden umgeben. Es kann aber auch umgekehrt sein: Daß die Kinder in dem Bedürfnis, ihrem Vater oder ihrer Mutter doch gleichzukommen oder gar besser zu werden als sie, eine ungewöhnliche Mobilität und Aktivität entwickeln.

Der Vergleich zwischen Eltern und Kind berührt auch die von den Nachkommen beobachteten Ähnlichkeiten zum ehemals inhaftierten Elternteil. Wie bereits erwähnt, registriert jedes Kind meist mehr Ähnlichkeiten zum gleichgeschlechtlichen Elternteil. Dieses Phänomen muß also auch in der untersuchten Gruppe zu beobachten sein, obwohl es nicht kennzeichnend für sie ist. Zu den Eigenschaften, in denen man dem inhaftierten Elternteil zu ähneln meint, gehören u.a.: Hartnäckigkeit, Ausdauer, Konsequenz, Ruhe, Selbstbeherrschung, Aufrichtigkeit, Offenheit, Selbstdisziplin, Lebensakti-

vität, Tatkraft, verschiedene Begabungen und Vorlieben, Wissensdrang. Aber solche oder ähnliche Eigenschaften werden auch als Ähnlichkeiten zum nicht inhaftierten Elternteil genannt. Nervosität, Unbeherrschtheit, Trübsinnigkeit, Verdrießlichkeit, Dominanz in der Familie und Despotismus dagegen werden viel seltener erwähnt, und das vor allem in Berichten über die Ähnlichkeit zum ehemals inhaftierten Elternteil. Sie tauchten fast nie in Äußerungen zu dem nicht inhaftierten Vater auf.

Etwas anders beurteilen die Kinder inhaftierter Mütter die Ähnlichkeit zu diesem Elternteil. So glauben z.B. alle untersuchten Töchter, ihrer ehemals inhaftierten Mutter zu ähneln und nennen dabei am häufigsten: Selbstbeherrschung, Ruhe, heitere Stimmung, Disziplin, Ausdauer, Verantwortungsgefühl, Umgänglichkeit, Kameradschaftlichkeit und Optimismus. Von den eher negativ gefärbten Eigenschaften werden genannt: Traurigkeit, Verschlossenheit, Angstzustände, Schüchternheit, Überempfindlichkeit gegen jedes Unglück. Man muß hinzufügen, daß die Söhne ehemals inhaftierter Mütter nur bei gemeinhin positiv bewerteten Eigenschaften Ähnlichkeiten feststellen.

Die oben genannten negativen und als ähnlich empfundenen Eigenschaften sind meist mit den Eigenschaften der ehemals inhaftierten Eltern identisch, die nach Einschätzung ihrer Kinder ursächlich mit deren Aufenthalt im Lager zusammenhängen. Die positiven Eigenschaften sind dagegen eher jenen zugeordnet, die nach Einschätzung der Untersuchten wichtig für das Überleben des Lagers gewesen sind.

Mutmaßungen der Untersuchten zu den Gründen, weshalb die Eltern die Lagerhölle überstehen und ihr Leben retten konnten, und die damit zusammenhängende Frage der moralischen Beurteilung der Eltern durch ihre Kinder waren ein Problem, das als sehr wichtig empfunden wurde. Die darauf bezogene Frage konnte aber provozierend wirken; sie wurde daher erst ganz am Ende der Untersuchung gestellt, wenn schon ein guter Kontakt bestand, der größere Offenheit und Aufrichtigkeit bei den Antworten ermöglichte.

Von der gesamten untersuchten Gruppe der Nachkommen äußerten nur zehn Personen, d.h. ein Fünftel, sie wüßten nichts zu diesem Thema zu sagen und hätten sich nie überlegt, weshalb der Vater oder die Mutter das Lager überlebt hätten. Die übrigen meinten, Charaktereigenschaften der Eltern wie psychische Widerstandskraft, starker Charakter, gute Anpassungsfähigkeit, starker Überlebenswille, die Fähigkeit, anderen zu geben, Gewitztheit und Lebenstüchtigkeit seien entscheidend für das Überleben im Lager gewesen. An zweiter Stelle wurde folgende Gruppe von Eigenschaften genannt: Gesundheit, physische Widerstandskraft, Jugendlichkeit. Dann folgten: guter Beruf, gute Arbeit, Sprachkenntnis. Mit der geringsten Häufigkeit werden genannt: Hilfe von anderen (auch Deutschen) und starke gefühlsmäßige Bindung an Familie und Zuhause. Wie man sieht, weichen die Überzeugungen der untersuchten Personen nicht von dem ab, was die ehemaligen Häftlinge selbst zu diesem Thema sagen, die Aussagen der Kinder spiegeln die ihnen von den Eltern gegebenen Informationen wider.

Die Untersuchten, die keine Meinung zu dieser Frage haben, erhielten zu Hause keine Informationen zu diesem Thema oder zeigten insgesamt kein größeres Interesse am Lager und dem vergangenen Krieg.

Die mit diesem Komplex zusammenhängende Frage nach der moralischen Haltung der Eltern im Lager wurde von den Untersuchten sachlich und ruhig aufgenommen. 30 Befragte hatten sich aufgrund von Erzählungen der Eltern oder ihrer Lagerkameraden bzw. aufgrund von Filmen oder Literatur Gedanken zu diesem Thema gemacht. Aber nur fünf Personen zweifelten daran, daß ihr Vater bzw. ihre Mutter sich im Lager so verhalten haben, wie es unseren heutigen Moralvorstellungen entspricht. Diese Tendenz zeichnete sich eigentlich nur in der Gruppe „inhaftierter Vater – untersuchter Sohn" ab, aber weil dies die umfangreichste Gruppe im untersuchten Material ist, läßt sie keine weiteren Schlüsse zu. Für die übrigen 25 Personen, die sich Gedanken über die Moral des jeweils inhaftierten Elternteils im Lager gemacht hatten, war die Haltung ihrer Eltern über jeden Zweifel erhaben; sie wußten dies z.B. aus Berichten von Kameraden des Vaters bzw. der Mutter oder aus Publikationen, in denen ihre Eltern im Lager beschrieben wurden.

Zeugnis einer engen Bindung an die Eltern und der Identifikation mit dem inhaftierten Elternteil ist möglicherweise das Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe der Kameraden aus dem Lager, die für sehr viele ehemalige Häftlinge in dieser Gruppe die einzige Bezugsgruppe war und ist. Aus vielen Untersuchungen ehemaliger Häftlinge (vgl. 8, 13, 20) geht hervor, daß zwischen ihnen sehr starke Bindungen bestehen, die noch viele Jahre nach dem Lageraufenthalt wirksam sind. Es gibt aber auch Gruppen von Häftlingen, die kategorisch alle Kontakte mit früheren Kameraden meiden und sämtliche Brücken zur Vergangenheit abbrechen wollen. Es gibt eigentlich niemanden, dem die Gruppe der alten Kameraden gleichgültig wäre.

Von den Untersuchten stellten 38 Personen fest, daß ihre Mutter oder ihr Vater sehr stark mit dem „Lagermilieu" (d.h. dem Kreis der ehemaligen Häftlinge) verbunden sind, daß diese so etwas wie eine eigene „Familie" darstellen. Aber nur 17 Untersuchte, d.h. weniger als die Hälfte, fühlen sich selbst dieser „Familie" zugehörig. Das spräche dafür, daß die junge Generation in dieser Gruppe nur zu einem geringen Teil engen Kontakt mit der Gruppe ehemaliger Häftlinge, den Gefährten der Eltern, hält. Diejenigen jedoch, die diese Kontakte aufrechterhalten, betonen, daß sie sehr eng seien. Die Kameraden des einst inhaftierten Elternteils stünden der Familie am nächsten, näher sogar als die Verwandten. Von Kind auf hätten sie sie „Onkel" oder „Tante" genannt, sie seien bei allen wichtigen Familienereignissen dabeigewesen, ihnen sei Vertrauen und herzlichste Zuneigung entgegengebracht worden. Diese Untersuchten nahmen häufig an den Treffen des Klubs ehemaliger Häftlinge, an Weihnachtsfeiern, Jahrestagen der Befreiung aus dem Lager und ähnlichen Feiern dieser Art teil.

Das Interesse an Fragen des Lagers und der Vergangenheit der Eltern wurde ebenfalls erörtert. Es zeigt sich in häufigen Diskussionen über das Lager mit dem ehemals inhaftierten, aber auch dem anderen Elternteil, den Geschwistern, Kollegen,

Bekannten, im Erwachsenenalter mit dem eigenen Ehepartner. Auch wurden Bücher gelesen, die die Eltern gesammelt hatten, oder später selbst gekauft. Das gleiche gilt für Film und Fernsehen.

Einige zeigten ein sehr ausgeprägtes Interesse an diesen Dingen; einer schrieb z.B. seine Abiturarbeit über ein Thema, das mit den Konzentrationslagern zusammen hing, weil ihn das beschäftigte. Ein anderer begann in der Gedenkstätte Auschwitz zu arbeiten, was – wie er behauptet – ein Zufall war; aber nachdem er nun in einer anderen Institution arbeitet, trägt er sich mit der Absicht, eine Doktorarbeit über ein Lagerthema zu schreiben.

Über die Hälfte der Untersuchten zeigte Interesse an Fragen des Lagers. Von manchen konnte man auch hören, daß dieses Interesse früher, in der Kindheit oder Pubertät, größer gewesen sei, daß aber der Informationsüberfluß, die ständige Präsenz dieses Themas in der ihnen zugänglichen Kunst und Literatur eine Übersättigung zur Folge hatte und sie heute keine Lust mehr verspürten, auf diese Dinge zurückzukommen. Auch war von Angst im Zusammenhang mit den Themen Konzentrationslager und Okkupation die Rede. Manche Untersuchten bekundeten, sie hätten zu Hause nie vom Lager erzählen hören wollen, hätten auch nichts darüber in Zeitungen oder Büchern gelesen und seien nicht ins Kino gegangen, um sich Filme zu diesen Themen anzuschauen. Das hätte bei ihnen ungute Gefühle, Albträume und Spannungszustände ausgelöst, sie fühlten sich davon bedroht, einer war, als er sich im Kino einen KZ-Film ansah, sogar in Ohnmacht gefallen usw. Neun Untersuchte grenzten sich auf diese Weise von Lagerthemen ab oder mieden sie ganz.

Auch der Besuch von KZ-Gedenkstätten konnte das Interesse für die Lagererlebnisse und die Vergangenheit der Eltern zum Ausdruck bringen. Die meisten waren schon in einem früheren Lager, z.B. der Gedenkstätte Auschwitz, aber auch in einigen anderen früheren Konzentrationslagern in Polen und im Ausland gewesen. Meist waren sie im Sekundarschulalter mit der Schule dorthin gefahren. Einige hatten die ehemaligen Lager mehrmals, mit den Eltern, der Schule oder allein besucht. Manche waren schon im Vorschulalter zum ersten Mal in einer KZ-Gedenkstätte gewesen, andere erst als Erwachsene. Nur zwölf waren nie im Lager gewesen, neun von ihnen deshalb, weil sie jedem Kontakt mit der Lagerthematik bewußt aus dem Wege gingen.

Ungefähr die Hälfte der Untersuchten hat den Besuch ehemaliger Konzentrationslager als erschütterndes, albtraumhaftes Erlebnis in Erinnerung, das eine langdauernde Bedrükkung und ständige Gedanken an den ehemals inhaftierten Elternteil zur Folge hatte. Manche konnten sich tage-, ja wochenlang nicht von diesen Eindrücken erholen. Es überrascht nicht, daß im allgemeinen jene dies stärker erlebt haben, die das Lager als Heranwachsende oder später besucht hatten.

Interessant ist die Frage, ob bei den Kindern ehemaliger Häftlinge ein Bedürfnis nach Rache an den Deutschen, den Faschisten, an denen besteht, die ihre Eltern verfolgt hatten, und wie die Einstellung der Untersuchten zur deutschen Sprache und den Deutschen überhaupt ist. Lediglich 14 Personen antworteten, daß sie von Kind an auf Rache für den inhaftierten Elternteil gesonnen hätten und sich von diesen Gedanken nicht lösen könnten, auch wenn sie einsähen, daß sie absurd seien. Einige hatten als Kinder zwar an Rache gedacht, solche Gefühle aber heute, als Erwachsene, längst abgelegt. Diese Aussagen deuten wohl auf eine ausgeprägte Reife und auf Distanz zur Vergangenheit der Eltern und zur historischen Vergangenheit hin (vgl. 3, 11).

19 Untersuchte sprachen von negativen Einstellungen zur deutschen Sprache, zu Deutschland und den Deutschen, die sie aber nicht verallgemeinerten, sondern eher auf bestimmte Situationen bezogen, in denen diese negativen Gefühle entstanden und die nicht in Zusammenhang mit der Vergangenheit ihrer Eltern gebracht wurden. Nur wenige berichteten, daß bei ihnen diese negativen Gefühle möglicherweise stärker ausgeprägt sind als bei Personen, deren Eltern nicht im KZ waren.

Ein Ziel unserer Arbeit war, herauszufinden, ob die Untersuchten sich für „anders" halten als Gleichaltrige, deren Eltern nicht diese drastischen Verfolgungen erlitten haben. Bestätigend antworteten darauf 37% der Befragten. Dieser Anteil läge höher, wenn man nicht nur die direkte Antwort auf die dazu gestellte Frage berücksichtigte, sondern auch Äußerungen, in denen die Untersuchten von ihrer Ähnlichkeit zum ehemals inhaftierten Elternteil sprechen, d.h. von einer Ähnlichkeit, die sich auf Eigenschaften bezieht, die ihrer Meinung nach Folge des Lageraufenthalts sind. Als Beispiel seien die charakteristischen Äußerungen zitiert:

„Ich habe eine andere Einstellung zum Tod, aber es handelt sich dabei nicht um Angst" (zweiundzwanzigjähriger Student der Jagiellonen-Universität Krakau); „eine andere Einstellung zu Krieg und Lager, verständnisvoller, ernsthafter" (zweiunddreißigjähriger Ingenieur); „ich unterscheide mich von anderen durch eine besondere Härte im Leben" (dreißigjähriger Volkswirt); „ich beurteile verschiedene Dinge anders, ertrage Schwierigkeiten, Mängel, das Gemecker von Leuten anders" (zweiunddreißigjähriger Ingenieur); „ich denke sehr oft an die Lagererlebnisse meines Vaters, ich lebe mit seinen Erinnerungen" (achtundzwanzigjähriger Techniker); „die Ärzte sagten, meine starke Kurzsichtigkeit hänge mit dem Typhus meines Vaters im Lager zusammen" (dreißigjährige Angestellte); „ich bin vorzeitig gereift, habe zahlreiche Pflichten auf mich genommen, bin sehr lebenstüchtig" (fünfundzwanzig jährige Technikerin); „Nervosität und ständige Angst vor dem Tod" (einunddreißigjähriger Ingenieur); „ständige, sehr starke Angst vor dem Krieg, irrationale Angst um meine Kinder" (dreißigjährige Archivarin); „ich hasse Menschenansammlungen, Massen, kollektives Leben, Befehle, Gewalt" (siebenundzwanzigjähriger Kraftfahrer und Mechaniker); „eine andere Bedürfnis- und Wertehierarchie, andere Einstellung zu materiellen Dingen" (achtzehnjähriger Schüler); „mehr Toleranz und Verständnis" (sechsundzwanzigjährige Lehrerin); „ich kann nicht über den Krieg sprechen, nichts darüber lesen oder im Film sehen, dann bekomme ich Angst und Depressionen" (siebenundzwanzigjährige Kunsthistorikerin); „ich bin oft traurig und nachdenklich, ohne besonderen Anlaß" (achtund-

zwanzigjähriger Ingenieur). Die Aussage eines sechsundzwanzigjährigen Sohnes, dessen Eltern beide verfolgt waren: „Ich habe eine engere Bindung an meine Eltern, ich pflege sie, wenn sie krank sind; sie brauchen besondere Zuwendung, und ich weiß, daß sie für mich alles tun würden." Eine andere Aussage: „Ich bin anders, weil mein Vater sich zu wenig um mich gekümmert hat, er hat meine Interessen nicht gefördert und war nur immer mit seiner Lagervergangenheit beschäftigt."

Die Aussagen sind sehr unterschiedlich: Manche sprechen von der Einstellung zum Leben, zu Krieg und Tod, andere geben dem Lager die Schuld für eigene Mißerfolge, wieder andere deuten eine gewisse Abweichung psychischer Zustände oder Stimmungen, ja sogar Beeinträchtigungen im somatischen Bereich an.

Ergebnisse der an die Eltern gerichteten Fragebögen

Die Fragebögen gingen – wie im methodischen Teil dargestellt wurde – u.a. auch auf den Gesundheitszustand der Eltern der untersuchten Gruppe ein. Ernsthafte Erkrankungen vieler Systeme und Organe fanden sich bei 76% der befragten Frauen. Bei ihnen traten am häufigsten auf: Rheumatismus, Tuberkulose, Anämie, Kreislaufstörungen, Bluthochdruck, Störungen des Bewegungsapparats und Erkrankungen des Verdauungstraktes.

Im psychischen Bereich erwähnten die ehemals inhaftierten Frauen am häufigsten Symptome, die zum chronischen Depressions- und Angstsyndrom mit progressiver Asthenie zu rechnen sind. Dieses Syndrom ist für ehemalige Häftlinge typisch; es äußert sich in Albträumen, Angstzuständen, gedrückter Stimmung, Insuffizienzgefühlen und einem Mangel an vitaler Aktivität, was zusammen mit den körperlichen Symptomen das sog. KZ-Syndrom (13, 14) ausmacht (20 % der Frauen).

Die zweithäufigste Gruppe von Symptomen war bei diesen Müttern das KZ-Syndrom in depressiver Ausprägung mit Zügen des psychoorganischen, vor allem charakteropathischen Syndroms; neben depressiven und Angstsymptomen zeigten sich Stimmungsschwankungen, Reizbarkeit, Explosivität, Schlaflosigkeit und Unruhe (24 %).

Die nächste Gruppe bildeten Frauen, bei denen charakteropathische Symptome im Vordergrund standen und statt einer depressiven eine ausgeglichene oder gehobene Stimmung, gesteigerte Lebensaktivität, Unruhe, Gereiztheit und Neigung zu Konflikten mit der Umgebung auftraten (12 %). Zehn Frauen (59 %) waren bei einem Allgemeinarzt oder einem Psychiater in ambulanter Behandlung, zwei Mütter befanden sich zur Behandlung in einer psychiatrischen Klinik.

Von den ehemals inhaftierten Männern erhielten wir nur von 29 Personen Auskünfte über den Gesundheitszustand (zwei waren gestorben, zwei füllten den Fragebogen nicht aus). 18 Personen gaben ernsthafte Erkrankungen vieler Systeme und Organe an (62 %), also weniger als bei den befragten Frauen (!). Im Vordergrund standen dabei Tuberkulose sowie Erkrankungen des Verdauungstrakts und des Kreislaufs.

Bei den psychischen Symptomen trat in derselben Ausprägung wie bei den Frauen auch in dieser Gruppe am häufigsten jenes Syndrom auf, das als Angst-Depressions-Syndrom klassifiziert wird (20 Männer; 69 %). Andere Symptomgruppen sind: depressive Syndrome mit Charakteropathie (bei fünf Männern), Charakteropathien (bei vier Männern), halluzinatorische Psychose (bei einem Mann, nach Informationen der Ehefrau und des untersuchten Sohnes), Alkoholismus – neben einem der oben erwähnten Syndrome – bei vier Befragten.

Die meisten der Männer wurden wegen ihrer psychischen Beschwerden ambulant, vier außerdem in einer psychiatrischen Klinik behandelt.

Man darf jedoch auch den anderen Elternteil, der nicht Häftling in einem Nazi-Konzentrationslager war, nicht vergessen. Mit Sicherheit hatten nämlich auch Krankheiten dieses anderen Elternteils Einfluß auf die Familie und die Gesundheit und Entwicklung der Kinder. Aus den Fragebögen dieser Personen (es antworteten 44 Personen, sechs waren tot oder lehnten es ab, Auskunft zu geben) geht hervor, daß ihr Gesundheitszustand bedeutend besser ist als der der ehemals inhaftierten Ehegatten. Doch litten immerhin 30 Personen, d.h. 68 %, seit dem Krieg an schweren oder mittelschweren Krankheiten, meist eines Systems oder Organs, und heute liegt die Zahl der Personen mit wesentlichen körperlichen Beschwerden noch höher.

Auch 38 (86 %) der nicht inhaftierten Mütter bzw. Väter zeigten in den Nachkriegsjahren und später periodisch auftretende und auch bei der vorliegenden Untersuchung diagnostizierte intermittierende neurotische Symptome in Form von Reizbarkeit, Nervosität, Kopfschmerzen, Stimmungsbeeinträchtigungen, Schlaflosigkeit und Ängsten. Nahezu ein Viertel der derart Leidenden befand sich bei einem Allgemeinarzt oder einem Psychiater in ambulanter Behandlung, drei wurden in einer psychiatrischen Klinik behandelt.

Es wird also deutlich, daß oft auch der nicht inhaftierte Elternteil krank und weniger leistungsfähig war. Das muß als Faktor berücksichtigt werden, wenn man die Auswirkungen der Krankheiten des ehemals inhaftierten Elternteils auf die Gesundheit der Kinder und das emotionale Klima in der Familie einschätzen will.

Andererseits ist bei der Auswertung der Fragebögen der nicht inhaftierten Eltern Vorsicht geboten, weil diese, wenn sie die von ihrem Ehegatten reichlich ausgefüllten Rubriken sahen, in denen seine Krankheiten aufgeführt waren, versucht sein mochten, sozusagen in einer Art „Wettbewerb" selbst ganz geringfügige Beschwerden übertrieben zu beschreiben.

Interessant war auch die Frage, ob die ehemaligen Häftlinge nach eigener Einschätzung zu Hause oft auf das Lager zu sprechen kommen, ob sie ihren Kindern oft von ihrem Schicksal erzählen und mit ihnen darüber diskutieren.

Die Hälfte der Befragten (Väter und Mütter zu gleichen Teilen) behauptete, sie berührten dieses Thema zu Hause selten, besonders in Gegenwart der Kinder. Sie waren der Ansicht, die Kinder wollten das nicht hören, sie würden es

ohnehin nicht glauben, und eigentlich könne man überhaupt niemals mehr ein vollständiges Bild von jenen Jahren vermitteln; sie fürchteten auch, von den Kindern nicht verstanden oder gar ausgelacht zu werden. Eine Mutter sagt: „Ich erzähle lieber nichts davon, denn mein Mann berichtet ständig von irgendeinem ganz banalen Ereignis aus der Okkupationszeit, und die Kinder können das nicht mehr hören, sie lachen den Vater aus" (der nicht im KZ war).

Ungefähr ein Drittel der Väter und Mütter (ebenfalls zu gleichen Teilen) gab an, sie kämen sowohl in Gesprächen mit den Familienmitgliedern, als auch bei Treffen mit Kameraden von damals aus dem Lager, die oft in Gegenwart und unter lebhafter Teilnahme der Kinder stattfinden, häufig auf das Lager zu sprechen.

Einige Befragte (meist Mütter) gaben an, ihren Kindern nie vom Lager zu erzählen, weil sie die Vergangenheit nicht wieder hervorholen und die Kinder damit belasten wollten, die auch so schon nervös und überempfindlich seien; wozu solle man ihnen noch diese albtraumhaften Ereignisse schildern.

Die Mehrheit der ehemals inhaftierten Eltern ist der Ansicht, daß das Kind und überhaupt die junge Generation die Wahrheit über Konzentrationslager und Okkupation erfahren müssen. Sogar diejenigen, die selbst nie davon erzählen, sind dieser Meinung. Sie sind der Auffassung, ihr Kind sollte die Wahrheit erfahren, nur eben nicht von ihnen selbst. Manche begründen die Notwendigkeit solcher Aufklärung z.B. so: „Die Kinder müssen wissen, daß es um die Vernichtung des polnischen Volkes ging", „sie müssen wissen, was für Schicksale die Nation durchgemacht hat", „die historische Wahrheit sollte jede Generation kennen", „sie müssen wissen, wie die Menschen im Konzentrationslager behandelt wurden", „sie müssen das wissen, um sich in Zukunft schützen und richtig verhalten zu können", „sie müssen es wissen, um den Vater zu verstehen und Verständnis für seinen Zustand zu haben", „sie müssen es wissen, damit sie sich nicht von den ‚guten Deutschen' auf den Arm nehmen lassen", „sie sollten die Wahrheit in persönlichen Mitteilungen erfahren, und nicht irgendwelche stereotypen Heldengeschichten hören".

Nur drei Mütter und zwei Väter sind der Ansicht, daß das Kind nicht zuviel von all dem wissen solle, daß es keinen Zweck habe, auf diese Dinge zurückzukommen, sie würden es ohnehin nicht verstehen; man müsse die Kinder schonen, die Zeit heile alle Wunden, und es habe keinen Zweck, sich wieder der Vergangenheit zuzuwenden.

Bei der Frage, ob die ehemals inhaftierten Eltern den Eindruck haben, daß ihre Kinder „anders" sind als die Kinder nicht verfolgter Eltern, ob sie bei ihnen irgendwelche Folgen des eigenen Lageraufenthalts sehen, stellte sich heraus, daß nahezu die Hälfte der Eltern bei ihren Kindern Auswirkungen der eigenen Lagererlebnisse sieht, zumindest aber bestimmte Charaktereigenschaften oder psychopathologische Symptome für Auswirkungen dieser Art hält. Das gilt viel häufiger für die ehemals inhaftierten Mütter als die Väter. Lagerfolgen bei den Kindern sind nach Meinung der Eltern vor allem: Nervosität, depressive Zustände, Menschenscheu, das Gefühl, benachteiligt zu werden, Lebensuntüchtigkeit, fehlende Bindung an die Eltern, schulische Mißerfolge, körperliche und psychische Krankheiten.

Die ehemals inhaftierten Eltern fühlen sich aufgrund ihrer Lagervergangenheit und deren Auswirkungen in gewisser Weise auch verantwortlich für das Schicksal ihrer Kinder und all ihre Mißerfolge, sie haben daher nicht selten Schuldgefühle. Manche sind der Ansicht, sie hätten nach dem Lager wegen ihres schlechten körperlichen und seelischen Zustandes, ihrer verringerten Leistungsfähigkeit und Ausdauer keine Kinder bekommen sollen. Von 17 untersuchten Müttern antworteten nicht weniger als 14, daß sie das Schicksal ihrer Kinder ganz eindeutig mit ihrer Lagervergangenheit in Verbindung bringen, und neun haben aus diesem Grund Schuldgefühle. Dagegen fühlen sich von 29 untersuchten Vätern nur 13 in diesem Sinn verantwortlich für das Schicksal ihrer Kinder, zwölf leiden an Schuldgefühlen.

Man sieht also, daß die Mütter ihre biologische und seelische Elternrolle für wichtiger in bezug auf Entwicklung und Gesundheit der Kinder halten, als dies die Väter tun, und daß sie bei sich selbst häufiger gesundheitliche Lagerfolgen wahrnehmen, die die Gesundheit ihrer Kinder beeinflussen. Dies stimmt mit den oben beschriebenen Antworten zum Gesundheitszustand der ehemals inhaftierten Mütter und Väter überein.

Einige der befragten ehemaligen Häftlinge hatten, wie gesagt, Zweifel, ob sie überhaupt Kinder hätten bekommen sollen. Es gab aber unter den Untersuchten auch solche, die nach der Rückkehr aus dem Lager überhaupt an ihrer Fortpflanzungsfähigkeit zweifelten. Bei den Männern war dieser Anteil zwar nicht sehr beträchtlich (20 %), aber nicht weniger als 53 % der Frauen zweifelten damals, ob sie überhaupt schwanger werden könnten, und viele ließen sich in dieser Frage ärztlich beraten. Als das Kind auf die Welt kam (unabhängig davon, ob es das erste nach dem Lager war oder nicht), fürchteten 35 % der untersuchten Mütter, sie könnten den Erziehungsaufgaben nicht gewachsen sein, sie fühlten sich hilflos und hatten übersteigerte Ängste um Leben und Gesundheit des Säuglings. Eine ebenfalls übersteigerte, überdurchschnittliche Angst um das Schicksal des schon größeren oder gar erwachsenen Kindes, verbunden mit übertriebener Sorge und Bemutterung trat bei mehr als der Hälfte der untersuchten Mütter und über 30 % der befragten, ehemals inhaftierten Väter auf.

Bedenkenswert ist auch, ob von der KZ-Haft verursachte eventuelle Persönlichkeitsveränderungen eines Elternteils und die bereits erwähnte gesteigerte Angst um das Kind und Schuldgefühle wegen jeglicher Mißerfolge oder Krankheiten des Kindes – ob all dies die Erziehungsmethoden dieser Eltern beeinflußt hat. Annähernd die Hälfte der Väter und drei Viertel der Mütter bejahten diese Frage. Meist waren sie der Ansicht, sie seien sanft, zu tolerant, verböten niemals etwas und nähmen eine übertriebene Schutzhaltung gegenüber den Kindern ein. Andere beurteilten sich selbst als allzu streng, rigoros, schwankend und wenig konsequent in ihrer erzieherischen Haltung. Viele der Befragten teilen jedoch nicht genauer mit, worin denn ihr abweichender Erziehungsstil besteht; sie spüren nur, daß er „anders" ist und mit dem Lager und seinen Auswirkungen zusammenhängt. Es scheint hier auch darum zu gehen, daß

dem Kind ein spezifisches Weltbild, eine bestimmte Hierarchie von Werten und Lebenszielen vermittelt wird, was die Töchter und Söhne in ihren Antworten ebenfalls andeuteten.

Nachfolgend werden die Eigenschaften aufgeführt, die die ehemals inhaftierten Väter bzw. Mütter nach eigenen Angaben ihren Kindern vermitteln wollten. Am häufigsten werden folgende Tugenden erwähnt: Fleiß, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Anständigkeit usw. Die nächste Gruppe der Eigenschaften, die die zwischenmenschlichen Beziehungen betreffen, sind: Glaube an den Menschen, aber auch Vorsicht beim Umgang mit ihnen („nicht allen trauen"), Achtung vor dem Menschen, Kameradschaftlichkeit, Freundlichkeit, Verständnis für den anderen, Loyalität, Fürsorge für den Schwächeren und ungerecht Behandelten, Ehren der Eltern. Weiter wird eine Gruppe von Anpassungseigenschaften aufgeführt: die Fähigkeit, sich in schwierigen Lebenslagen zu helfen, Tatkraft, Selbständigkeit, Initiative. Am Schluß werden auf höhere Werte gerichtete Eigenschaften genannt: Unbeugsamkeit im Kampf um die richtigen Ideale, Vaterlandsliebe, Treue zu den eigenen politischen und religiösen Überzeugungen, Wissensdrang. Es fällt schwer, diesen Antworten einen spezifischen Aussagewert zuzuschreiben. Sie werden wohl erst nach der Untersuchung einer Vergleichsgruppe einzuschätzen sein.

Interessant schienen auch Informationen darüber, ob die ehemaligen Häftlinge irgendwelche besonderen Erwartungen an ihre Kinder stellen, ob sie wünschen, daß ihre Kinder etwas Außergewöhnliches, Großes, Wichtiges, Überdurchschnittliches im Leben leisten. Aus den Fragebögen ging hervor, daß solche Erwartungen öfter von den Müttern (der Hälfte der Untersuchten) als den Vätern (ein Drittel der Untersuchten) gehegt werden. Verschwindend gering war dagegen der Prozentsatz jener Väter und Mütter, die erwarteten, daß ihre Kinder das wettmachen sollten, was sie aufgrund des Krieges und der im Konzentrationslager verbrachten Jahre im Leben nicht geschafft hatten. Die meisten gaben an, jene Jahre ließen sich nicht mehr wettmachen, und sie hätten nie derartige Hoffnungen in ihre Kinder gesetzt; die Kinder erfüllten im allgemeinen ihre realistischen Erwartungen.

Auffällig ist, daß 59% der ehemals Inhaftierten zur Zeit der Untersuchungen oder aber in den vorausgehenden Jahren pathologische und neurotische Züge an ihren Nachkommen feststellen. Im allgemeinen nennen dabei alle Symptome wie Nervosität, Explosivität, Angstzustände, gedrückte Stimmung, Alkoholmißbrauch und Konzentrationsstörungen, in einigen Fällen auch Selbstmordversuche. Diese Auffassungen werden durch Aussagen der nicht inhaftierten Elternteile bestätigt.

Die Zahl der untersuchten Nachkommen, die solche Symptome aufweisen sollen, übersteigt die Zahl derjenigen, die diese Symptome selbst bei sich feststellen und darüber klagen. Es ist schwer zu sagen, ob die Beobachtungen der Eltern daher rührten, daß die Kinder in ihrer Gegenwart viele neurotische Verhaltensweisen zeigen, besonders die von den Eltern ständig betonte „Reizbarkeit" und „Explosivität", oder ob die untersuchten Nachkommen diese Züge bei sich nicht für pathologisch halten und deshalb keine Angaben dazu gemacht haben.

Einschätzung der untersuchten Nachkommen

Neurotische Symptome im Kindesalter, wie nächtliches Nässen, nächtliche Ängste, Angst vor der Dunkelheit oder davor, allein im Raum zu bleiben, Stottern und Sprechstörungen, Nagelkauen, Ausreißen der Haare u.ä., traten meist nicht vereinzelt, sondern in Symptomgruppen bei insgesamt 19 der Untersuchten auf, d.h. bei 38%, häufiger bei den Mädchen als bei den Jungen. Dabei ist zu beachten, daß diese Mädchen in den ersten Jahren nach der Befreiung geboren wurden, während die zeitliche Verteilung bei den (in den ersten Jahren und später geborenen) Jungen fast ausgeglichen ist.

Ernste somatische Krankheiten vor dem 18. Lebensjahr traten bei 20 Untersuchten, d.h. bei 40% auf, häufiger bei Mädchen als bei Jungen; überwiegend handelt es sich dabei jedoch um Kinder, die kurz nach Krieg und Lager geboren wurden. Das könnte ebensowohl dafür sprechen, daß die Eltern, besonders die ehemaligen Häftlinge, krank und geschwächt waren, als auch dafür, daß sie nach dem Krieg überhaupt in außerordentlich schwierigen wirtschaftlichen und gesundheitlichen Verhältnissen lebten. Beide Ursachen konnten bei den damals noch kleinen Kindern Auswirkungen in Form neurotischer Symptome zeitigen.

Bei den ernsten somatischen Krankheiten handelte es sich um: Tuberkulose, Rheumatismus, Endokrinopathien, Allergien, Beeinträchtigungen des Bewegungsapparats, Herzmuskelentzündung, Infektionskrankheiten mit besonders schwerem Verlauf und mit Hirnkomplikationen, Sehfehler und Nierenbeckenentzündung (nach der Häufigkeit des Auftretens). Beachtenswert ist, daß 61 % der Untersuchten mit schweren Erkrankungen in der Kindheit Nachkommen von ehemals inhaftierten Vätern sind, gegenüber 21 % Nachkommen ehemals inhaftierer Mütter. Wie man sieht, steht die Krankheitsanfälligkeit der Kinder in dieser Gruppe nicht wie häufig angenommen wird, und wie einige Untersuchungen andeuten, mit den gesundheitlichen Lagerfolgen der Mütter in Zusammenhang.

Psychische Beschwerden – im weiteren Sinne dieses Wortes – wurden gegenwärtig bei 32 Personen (64 %) festgestellt, wobei die Kinder ehemals inhaftierter Väter in dieser Gruppe etwas zahlreicher vertreten sind als Kinder ehemals inhaftierter Mütter, aber dieser Unterschied ist nicht sehr signifikant (67 % : 62 %). Also kann von einer höheren Pathogenität der ehemals inhaftierten Mütter in dieser Gruppe auch hier nicht die Rede sein. Die genannten Störungen treten bei beiden Geschlechtern gleich häufig auf (s. Tab. III).

Die meisten Untersuchten (die Hälfte derer, bei denen Störungen diagnostiziert wurden) klagen über periodisch auftretende neurotische Symptome, die meist situationsbedingt sind. Es sind Perioden von Erschöpfung, Reizbarkeit, Übererregbarkeit, Schlaflosigkeit, Kopf- und Herzschmerzen, Konzentrationsstörungen, Alkoholmißbrauch und gedrückter Stimmung. Ein Teil dieser Personen hat sporadisch ärztliche, darunter auch psychiatrische Hilfe in Anspruch genommen.

Das volle klinische Bild einer Neurose, die aktuell oder in der jüngsten Vergangenheit auftrat, wurde bei 34 % derjenigen

Personen diagnostiziert, die psychische Beschwerden aufwiesen – das sind 22 % der gesamten Gruppe der Nachkommen. Die Mehrzahl hat sporadisch den Psychiater oder den Allgemeinarzt aufgesucht, ein Teil blieb oder bleibt in ständiger psychiatrischer Behandlung, und drei Personen wurden stationär in einer psychiatrischen Klinik behandelt. Es wurden Depressions- und Angstneurosen oder neurasthenische Neurosen diagnostiziert; drei Personen hatten Selbstmordversuche begangen (drei Frauen aufgrund von Ehekonflikten). Die übrigen, in Tabelle III aufgeführten Störungen spielen in dieser Zusammenstellung eher eine Nebenrolle (Epilepsie, Folgen von Schädelverletzungen, zwei geistig Zurückgebliebene nach Hirn- und Hirnhautentzündung).

Das intellektuelle Niveau der Untersuchten wurde – als sekundärer Aspekt dieser Arbeit – ausschließlich aufgrund psychiatrischer Routine, ohne Zuhilfenahme psychometrischer Methoden, eingeschätzt. Als Anhaltspunkt: Bei 42 % Personen wurde hohe, bei 52 % eine durchschnittliche und bei 6 % eine verminderte Intelligenz festgestellt.

Die Persönlichkeit (s. Tab. IV) wurde nach der Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation beurteilt und in normal und anormal unterschieden. Bei 34 % der Personen wurde eine anormale Persönlichkeit diagnostiziert. Zu dieser Gruppe zählten vor allem asthenisch-depressive Personen mit niedriger Selbsteinschätzung, die im Leben wenig Tatkraft, geringe Vitalaktivität und manchmal anakastische oder epileptoide Persönlichkeitsmerkmale zeigten; weniger häufig waren hysterische Persönlichkeiten mit Stimmungsschwankungen, ohne Ausdauer, die zuviel Rücksicht auf die Meinung ihrer Umgebung nehmen, egozentrisch sind und schwache, oberflächliche emotionale Bindungen an andere Menschen entwickeln. Am seltensten war schließlich der Typ der asozialen Persönlichkeit mit Anpassungsschwierigkeiten, Verhaltensstörungen, Neigung zum Alkoholmißbrauch und aggressivem Verhalten gegenüber der Umgebung und sich selbst (Selbstverletzungen); alle diese Eigenschaften waren, wenn sie überhaupt auftraten, sehr schwach ausgeprägt.

Die Mehrheit der untersuchten Nachkommenschaft (66 %) zeigte jedoch, wie bereits erwähnt, eine normale Persönlichkeit, d.h. eine dem Alter entsprechende emotionale Entwicklung, sie reagierte normal auf die Umgebung, wies eine adäquate Entwicklung im sozialen Leben, eine hohe Lebensaktivität und eine ungestörte Selbsteinschätzung auf und besaß ehrgeizige Lebenspläne und eine positive Einstellung zur Zukunft.

In den Ausführungen zur Methode wurde bereits darauf hingewiesen, daß auch die Wohnungen der Untersuchten in Augenschein genommen wurden, um diese selbst besser kennenzulernen (vgl. 14). Einige besaßen bereits eigene Woh-

Tabelle III:
Heutiger psychischer Gesundheitszustand der Untersuchten

	Ehemals inhaftierte Mütter bzw. Väter und ihre untersuchten Kinder				
	Vater		Mutter		
Diagnose	Sohn	Tochter	Sohn	Tochter	Zusammen
Neurose	4 (8 %)	4 (8 %)	–	3 (6 %)	11 (22 %)
periodische neurotische Symptome	7 (14 %)	4 (8 %)	3 (6 %)	2 (4 %)	16 (32 %)
posttraumatische Zustände	1 (2 %)	–	1 (2 %)	–	2 (4 %)
Debilität	–	1 (2 %)	1 (2 %)	–	2 (4 %)
Epilepsie	–	1 (2 %)	–	–	1 (2 %)
Keine Symptome festgestellt	8 (16 %)	3 (6 %)	3 (6 %)	4 (8 %)	18 (36 %)
Zusammen	20 (40 %)	13 (26 %)	8 (16 %)	9 (18 %)	50 (100 %)

Tabelle IV:
Persönlichkeit der Untersuchten nach Geschlecht

	Ehemals inhaftierte Mütter bzw. Väter und ihre untersuchten Kinder				
	Vater		Mutter		
Persönlichkeit	Sohn	Tochter	Sohn	Tochter	Zusammen
Normal	14 (28 %)	7 (14 %)	4 (8 %)	8 (16 %)	33 (66 %)
Anormal	6 (12 %)	6 (12 %)	4 (8 %)	1 (2 %)	17 (34 %)
Zusammen	20 (40 %)	13 (26 %)	8 (16 %)	9 (18 %)	50 (100 %)

nungen und lebten nicht mehr bei den Eltern; bei den anderen wurden die Untersuchungen im Elternhaus durchgeführt. Einige wurden auf eigene Bitte auch außer Haus befragt. Sie begründeten diesen Wunsch mit der Enge der Wohnung, in der man kaum Platz für ein längeres Gespräch finden könne, ohne die Mitbewohner zu stören. Von 43 besuchten Wohnungen bzw. Häusern wurden nicht weniger als 34 als attraktiv bewertet, d.h. als sauber, gepflegt, ästhetisch und bequem eingerichtet, so daß auf eine gute materielle Situation der Bewohner geschlossen werden konnte. Wie aus Gesprächen übrigens hervorging, hatten die Eltern, die im Zusammenhang mit ihrer Lagerhaft eine Entschädigung bekommen hatten, diese Mittel meistens für die Wohnungseinrichtung ihrer Kinder verwendet.

Die Analyse der untersuchten Nachkommen erlaubte, zwei charakteristische, einander entgegengesetzte Gruppen zu unterscheiden, die der sog. „gut" und der sog. „schlecht" Angepaßten.

Zur ersten, elf Personen (22 %) umfassenden Gruppe wurden jene gerechnet, die sich durch eine ausgeprägt aktive Lebenseinstellung, zahlreiche Kontakte sowohl in der Schulzeit, als auch während des Studiums und später im Arbeitsleben, durch hohe gesellschaftliche Aktivität und Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen, politischen und sportlichen Organisationen auszeichnen, ein organisiertes Leben mögen und aktiv daran teilnehmen. Sie sind offene, extroverierte Menschen, die sowohl im Berufs- wie im Familienleben lebhaft engagiert sind.

Das Lernen fiel diesen Personen nie schwer. Sie erreichten ihr Ausbildungsziel, die Berufswahl stand im Einklang mit ihren Interessen, und sie bekamen eine Arbeit, die sie befriedigt und die sie gut und rechtschaffen erledigen. Sie sind ehrgeizig, besitzen viel Energie und Lebensantrieb, sind zufrieden mit dem bisher Erreichten, halten sich für selbständig, sind in der Lage, anderen eine Stütze zu sein und ihnen zu helfen, sind selbstsicher im positiven Sinne dieses Wortes. Sie sind der Meinung, ihre gesellschaftliche und sexuelle Rolle adäquat zu erfüllen und auch den Erwartungen ihrer Umgebung in dieser Hinsicht gerecht zu werden. Alle haben einen ständigen Lebens- und Geschlechtspartner, bei einem Teil von ihnen ist dies der Ehepartner. Ihre Ehebeziehungen beurteilen sie als sehr gut oder durchschnittlich, sie haben meist ein oder zwei Kinder. Zu dieser Gruppe gehören sieben Männer und vier Frauen. Ihr durchschnittliches Alter beträgt 28 Jahre. Neun Personen besitzen einen Hochschul-, einen Gymnasial- und einen Grundschulabschluß.

Zu der zweiten, ebenfalls elf Personen (22 %) umfassenden Gruppe wurden Untersuchte gezählt, die keine lebhafteren Kontakte mit ihrer Umgebung pflegen und auch in der Vergangenheit nicht pflegten, sich eher abseits halten, sich zurückziehen, kein geselliges oder organisiertes Leben schätzen und eher auf sich selbst als auf die Welt bezogen sind, in der sie leben. Das Lernen auf der Schule und beim Studium fiel ihnen nicht leicht, sie wiederholten Klassen, brachen das Studium ab, wechselten häufig den Arbeitsplatz; ihre Arbeit befriedigt sie nicht. Die Berufswahl war für sie häufig zufallsbestimmt, oder sie waren von ihren Eltern entgegen den eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten zu einem bestimmten Beruf überredet worden. Wenn aber einem das Leben leichtfiel und er eine Ausbildung nach seinen Wünschen erreichte, so ist er wiederum mit seiner jetzigen Arbeit nicht zufrieden, sitzt seit Jahren auf demselben Posten, ohne befördert zu werden, oder er arbeitet in einem ausbildungsfremden Beruf. In der Gruppe fanden sich auch Personen, besonders Frauen, denen es frühe Eheschließung und Geburt der Kinder unmöglich gemacht hatten, ein Studium aufzunehmen oder es fortzusetzen.

Sie haben eine geringe Meinung von sich selbst, fühlen sich abhängig von den Eltern, glauben, im Leben noch nichts erreicht zu haben, sind unsicher, suchen Halt bei anderen und sind selbst unfähig, anderen Hilfe und Unterstützung zu bieten. Sie sind der Meinung, ihre Rolle als Männer oder Frauen nicht dezidiert genug zu erfüllen, sowohl im sozialen wie im sexuellen Bereich, sie halten sich für wenig attraktiv und haben das Gefühl, weder die eigenen Erwartungen noch die ihrer Eltern erfüllt zu haben. Die meisten sind nicht verheiratet und haben auch keinen Partner; die übrigen beurteilen ihre Ehe als konfliktträchtig oder – durch Scheidung – definitiv beendet.

Diese Gruppe besteht aus acht Männern und drei Frauen; ihr Durchschnittsalter beträgt 26 Jahre, einen Hochschulabschluß haben nur zwei Personen.

Die dritte, stärkste Gruppe (28 Personen, 56 %) besteht, wie es der normalen statistischen Verteilung entspricht, aus durchschnittlichen Personen mit den Eigenschaften beider Extremgruppen; die Resultante dieser Eigenschaften nähert diese Gruppe jedoch eher der ersten Gruppe der „gut Angepaßten" an.

Es wurde auch versucht, eine Abhängigkeit zwischen der guten bzw. schlechten Anpassung der Nachkommen und der Persönlichkeit ihrer ehemals inhaftierten Eltern zu ermitteln. Im gegenwärtigen Stadium der Untersuchungen ist jedoch eine solche eindeutige Abhängigkeit nicht festzustellen. Es zeichnen sich aber einige Tendenzen ab. Die ehemals inhaftierten Eltern der „gut angepaßten" Gruppe sind jünger (durchschnittlich 31 Jahre bei der Geburt des untersuchten Kindes), aktiv, dynamisch, sie neigen zur Dominanz, sind rigoros und aggressiv. Die ehemals inhaftierten Eltern der „schlecht angepaßten" Gruppe sind älter (durchschnittlich 36 Jahre bei der Geburt des untersuchten Kindes), passiv, argwöhnisch, mißtrauisch, verschlossen und unzugänglich.

Man sollte jedoch berücksichtigen, daß auch unspezifische Faktoren, die psychische Charakteristik des anderen, nicht inhaftierten Elternteils und das auch durch ihn geprägte emotionale Klima in der Familie von Einfluß auf die gute oder schlechte Anpassung der Nachkommen sein konnten.

Schlußbemerkungen

Die hier vorgestellte erste Analyse einer Gruppe von Nachkommen ehemaliger KZ-Häftlinge, die nach der Rückkehr eines Elternteils aus dem Lager geboren wurden, weicht deutlich ab von den Ergebnissen anderer Untersuchungen der ‚zweiten Generation', die bei Personen, die sich als Patienten zur Untersuchung melden, wie auch bei durch Los aus der Population der Kinder ehemaliger Häftlinge ausgewählten Gruppen durchgeführt wurden.

Besonders frappierend scheint in der von uns untersuchten Gruppe die gute gesellschaftliche Anpassung dieser heute schon erwachsenen Personen, obwohl sie zweifellos zahlreichen ebenso pathogenen Einflüssen von Seiten des ehemals inhaftierten Elternteils ausgesetzt waren, wie dies in anderen untersuchten Gruppen der ‚zweiten Generation' der Fall war. Bei fast allen ehemals inhaftierten Müttern bzw. Vätern konnte das sog. KZ-Syndrom festgestellt werden; wie sie und auch ihre Kinder bestätigten, hatten ihre durch das Lager bedingten Persönlichkeitsveränderungen ihre Erziehungshaltung stark beeinflußt. Dieser Einfluß konnte sich in zweierlei Hinsicht ungünstig auswirken. Er konnte zur Folge haben, daß das elterliche Verhalten dem Kind gegenüber durch allzu große Permissivität, zu strenge Disziplin und übertriebene Ängstlichkeit in bezug auf Gesundheit und Schicksal des Kindes gekennzeichnet war. Umgekehrt konnte er sich – bestand ein übersteigertes Schuldgefühl für das Schicksal, die Gesundheit usw. des Kindes – auch so auswirken, daß das Kind mit Situationen konfrontiert wurde, die es nicht selten überforderten. Immerhin waren diese Persönlichkeitszüge, die wohl auch durch den Einfluß des anderen, nicht inhaftierten Elternteils modifiziert wurden, so wenig schädlich, daß die Kinder in einem für sie günstigen familiären Klima und in vollständigen Familien aufwachsen konnten.

Ein großer Teil der Untersuchten zeigte in der Kindheit neurotische Symptome (vor allem die nach dem Krieg Geborenen), eine stattliche Anzahl machte schwere somatische Erkrankungen durch, und auch heute noch leiden viele von ihnen an periodisch auftretenden neurotischen Symptomen, ja sogar an klinisch ausgeprägten Neurosen. Die überwiegende Mehrheit der Untersuchten weist jedoch eine normale Persönlichkeit und gute soziale Anpassung auf.

Das mag damit zusammenhängen, daß ihre ehemals inhaftierten Mütter bzw. Väter eine spezifische Konstellation psychophysischer Eigenschaften aufweisen, die es ihnen ermöglicht hat, das Lager zu überleben, danach eine Familie zu gründen, Kinder zu bekommen und sich nach der KZ-Haft gesellschaftlich zu integrieren, was in ihrer aktiven Berufstätigkeit und ihrer guten materiellen Situation Ausdruck findet.

Man könnte die Hypothese aufstellen, daß die ehemals inhaftierten Eltern mehr oder minder bewußt darauf hingewirkt haben, bei ihren Kindern Eigenschaften auszubilden, die es ihnen ermöglichen würden, die Rückschläge wieder wettzumachen, die ihre Eltern im Leben erlitten haben – obwohl diese Vermutung, wenn man direkt danach fragt, zurückgewiesen wird. Es mag sich hier jedoch um instinktive, unbewußte Prozesse handeln, die die ‚zweite Generation' vor negativen Auswirkungen der eigenen Behinderung schützen.

Doch können all diese Hypothesen nur für die untersuchte Gruppe gelten. Es ist nicht auszuschließen, daß sich nach der Untersuchung einer Vergleichsgruppe und der Durchführung einer mathematischen Analyse unter Berücksichtigung vieler anderer, unspezifischer Faktoren die Beobachtungen und Ergebnisse entscheidend verändern werden. Einstweilen wurde hier nur die Situation in einer ziemlich kleinen, in bezug auf das Milieu spezifischen und wenig differenzierten Gruppe vorgestellt.

Literatur

1. Blos P. Report on some experiences in a court clinic. Vortrag auf dem Kongreß der Amerikanischen Gesellschaft für Psychoanalyse in New York 1968 (zit. nach 12).
2. Brody, G. Analysis of a fugitive son. Vortrag auf dem Colloquium der Amerikanischen Gesellschaft für Psychoanalyse in New York 1971 (zit. nach 12).
3. Dominik, M., A. Teutsch, Nerwice u potomstwa byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Neurosen bei Nachkommen ehemaliger Häftlinge] Przegląd Lekarski 1978, H. 1, S. 16–20.
4. Edel, E. Zur Problematik der Behandlungsfähigkeit der zweiten Generation. Materialien des VI. Internationalen Medizinischen Kongresse der FIR in Prag 1976 (vervielfältigt).
5. Furman, E. The Impact of Nazi concentration camps on the children of survivors. Vortrag auf dem Colloquium der Amerikanischen Gesellschaft für Psychoanalyse in New York 1971 (zit. nach 12).
6. Heftler, N., Etude sur l'état actuel psycho-sociologique des enfantes nés aprés le retour de deportation de leurs parentes (pére, mére, ou les deux). Materialien des VI. Internationalen Medizinischen Kongresses der FIR in Prag 1976 (vervielfältigt).
7. Jagoda, Z., S. Kłodziński, J. Masłowski, Verhaltensstereotype ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz. In dieser Edition Bd. 2, S. 25–59.
8. Jagoda Z., S. Kłodziński, J. Masłowski, Przyjaźnie oświęcimskie [Freundschaften in Auschwitz]. Przegląd Lekarski 1978, H. 1, S. 32–77.
9. Kahn, M.-L. Les problémes de la seconde generation. Materialien des VI. Internationalen Medizinischen Kongresses der FIR in Prag 1976 (vervielfältigt).
10. Kempisty, C. Ergebnisse der soziomedizinischen Untersuchungen der Nachkommenschaft der ehemaligen KZ-Häftlinge. Materialien des VI. Internationalen Medizinischen Kongresses der FIR in Prag 1976 (vervielfältigt).
11. Kempisty, C. Wyniki drugiego etapu socjo-medycznych badań potomstwa bylych więźniów obozów hitlerowskich [Die Ergebnisse der zweiten Etappe der sozio-medizinischen Untersuchung der Nachkommen ehemaliger Häftlinge der Nazi-Lager]. Przegląd Lekarski 1979, H. 1, S. 18–25.
12. Kerstenberg, J. Kinder von Überlebenden der Nazi-Verfolgungen. Psyche 28. 1974, Nr. 3, S. 249–256.
13. Kępiński, A. Das sog. „KZ-Syndrom". Versuch einer Synthese. In dieser Edition Bd. 2, S. 7–13.
14. Kępiński, A. Poznanie chorego [Den Kranken kennenlernernen]. Warschau 1978.
15. Klimková-Deutschová, E. Der Einfluß des Hungers auf die Entwicklung des Kindes. Beihefte zur Zeitschrift für Psychiatrie, Neurologie und Medizinische Psychologie, Entwicklungsneurologie des Kindes. S. Hirzel, Leipzig 1970, Heft 13, S. 136–144.

16. Kłodziński, S. Der spezifische Krankheitszustand nach KZ-Haft. In dieser Edition Bd. 2, S. 61–67.

17. Krystal, H. Massive psychic trauma. New York 1968.

18. Laufer, M. The analysis of a child of survivors, in: Symposium „Children of the Holocaust" T. II. International Yearbook of Child Psychiatry and Allied Professions Hrsg. J. Anthony. New York 1970.

19. Lipkovitz, M. H. Das Kind zweier Überlebender Psyche 28. 1974, Nr. 3, S. 231–248.

20. Orwid, M., Sociopsychiatryczne następstwa pobytu w obozie koncentracyjnym Oświęcim – Brzezinka [Soziopsychiatrische Folgen des Aufenthalts im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau]. Przegląd Lekarski 1964, H. 1, S. 17–23.

21. Rosenberg, L. Children of survivors, in: Symposium „Children of the Holocaust". T. II. International Yearbook of Child Psychiatry and Allied Professions. Hrsg. J. Anthony. New York 1970.

22. Sigal, J. J., V. Rakoff. Concentration camp survival. A pilot study of effects on the second generation, Canadian Psychiatric Association Journal 1971, Nr. 16, S. 393–397.

23. Sigal, J. J., D. Silver, V. Rakoff, B. Ellin. Second generation effects of survival of the Nazi persecution, Amer. J. Orthopsychiat. 1973, Bd. 43, Nr. 3, S. 320–327.

24. Trossmann, B. Adolescent children of concentration camp survivors, Canad. Psych. Ass. J. 1968, Nr. 2, S. 121–122.

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński

Zur Psychopathologie von Hunger und Hungererleben im Konzentrationslager*

Die psychische Reaktion auf den Hunger

Neben den bereits bekannten somatischen Symptomen äußert sich die Hungerkrankheit auch in bestimmten Störungen psychischer Natur. Gerade das Anfangs- und das Endstadium dieser Krankheit zeichnen sich durch verstärkte psychische Symptome aus. Darauf haben schon ehemalige KZ-Häftlinge in den Beschreibungen ihrer Erfahrungen in den Lagern hingewiesen; das beobachteten auch die Häftlingsärzte im KZ. Von den in der Literatur über Konzentrationslager zugänglichen Beschreibungen ist ein Bericht aus dem Auschwitzer Frauenlager besonders bemerkenswert:

»Unter dem Einfluß des Hungers veränderte sich der Charakter. Manche Frauen waren ständig gereizt, verletzbar, streitsüchtig und versuchten, den Gedanken an Hunger in einem Redeschwall zu ertränken. Andere, eher anämische Frauen wurden passiv und gleichgültig. Sie schlummerten im Stehen. Vorläufig litten sie weniger als die anderen, denn im Schlaf fühlten sie den Hunger nicht. Wieder andere Frauen ertrugen diesen Zustand friedlich und waren sogar imstande, ihre unzureichende Portion mit anderen zu teilen. Das waren jene Frauen, die es gewohnt waren, an den von der Kirche vorgeschriebenen Tagen zu fasten.« (Zofia Kossak, 1958, S. 58)

Auf wesentliche psychopathologische und neurologische Merkmale der Hungerkrankheit machte u.a. Prof. Janina Kowalczykowa aufmerksam, die in Birkenau inhaftiert war:

»Bei fortschreitendem Gewichtsverlust kam es zu immer stärker werdenden psychischen Veränderungen. Niedergeschlagenheit, Apathie und eine immer größere Schläfrigkeit breiteten sich immer mehr aus. Alle Reaktionen verlangsamten sich, der Kranke vollführte alle Anweisungen bedeutend träger. Oftmals riefen diese verlangsamten Reaktionen einen Wutausbruch des Wachpersonals hervor, das diese Anweisungen gegeben hatte. Sie betrachteten das Verhalten der Häftlinge als Ausdruck passiven Widerstands. Die Kranken wurden immer schwächer, das Gesicht wurde maskenhaft, am liebsten hockten sie sich irgendwo hin. Die typische Bezeichnung für einen solchen Kranken war: Das ist ein ‚Muselmann' (. . .).

Die ausgehungerten, geschwächten und ständig frierenden Kranken hielten sich in den Spitalbaracken gern in der Nähe des Ofens, bzw. an dem durch die Baracke waagerecht verlaufenden gemauerten Rauchabzug auf. Sie setzten sich auch auf diesen Rauchabzug wie auf eine Bank. Diese Kranken wiesen am Gesäß und dem hinteren Teil der Oberschenkel schwere Verbrennungen auf, nicht selten sogar dritten Grades. Oft hatten sie überhaupt nicht gespürt, daß sie Verbrennungen erlitten hatten. (. . .) Ich habe einen Fall gesehen, bei dem die Ratten einer schwer hungergeschädigten Frau nachts die Füße angefressen und die Sehnen freigelegt hatten; die Kranke reagierte überhaupt nicht. Nach der Wundversorgung lebte sie noch zwei Tage.« (Janina Kowalczykowa, 1961)

Darüber hinaus sollen noch die Beobachtungen von Stanisław Sterkowicz über den Hunger zitiert werden, die vor allem auf seinen Erfahrungen während der Haft im Konzentrationslager Neuengamme bei Hamburg beruhen. Sterkowicz erörtert den Einfluß des Hungers im Lager auf die Persönlichkeit des Häftlings:

»Gleichzeitig mit der fortschreitenden Aushungerung der Häftlinge erfolgten bestimmte Veränderungen in ihrer Psyche. Der Kampf um das Dasein setzte öfters weniger wertvolle Charaktereigenschaften frei, die möglicherweise nie zum Vorschein gekommen wären, wenn der große Hunger sie nicht hervorgerufen hätte. Man blickte gleichgültig auf die Leidensgefährten, die Lebensmittel für ein paar Krümel Tabak verkauften. (. . .) Für diesen Preis konnte man von einem süchtigen Raucher eine Schüssel Suppe, ein Stück Brot oder ein Hemd kaufen. Die Nahrung war das Wertvollste im Gefängnis wie im KZ, und der Verlust des Essens bedeutete, daß der Tod plötzlich sehr nahe heranrückte. Manchen Häftlingen ging das Gefühl der Solidarität, Barmherzigkeit und Kameradschaft verloren. Mit dem Edelmut verschwand oft auch die Ehrlichkeit. Es war an der Tagesordnung, daß die gewitzteren und kräftigeren Häftlinge Nahrungsmittel stahlen, wenn auch die Diebe häufig große patriotische Beweggründe anführten, derentwegen sie sich in dieser Hölle auf Erden befanden. Das waren keine allgemeinen Erscheinungen, sie waren jedoch stark genug, um in den Verdammten, die das Schicksal dorthin geführt hatte, ein Gefühl der Isolation zu wecken, das Gefühl, in einer Wüste zu sein, und das an einem Ort, wo doch eigentlich Mensch neben Mensch stand.

* Psychopatologia głodu w obozie koncentracyjnym (1985, H. 1, S. 41–55; leicht gekürzt). Übersetzung: Veronika Körner. Dieser Aufsatz setzt den in Bd. 1, S. 241–260 abgedruckten Aufsatz „Hunger im Konzentrationslager" fort und beruht ebenfalls auf der 1976 durchgeführten Enquete „Der Hunger in Nazi-Gefängnissen und -Konzentrationslagern. Meine persönlichen Gefühle und Beobachtungen". Weggelassen wurde eine kurze Zusammenfassung dieses Aufsatzes.

Es bleibt wohl ein ungelöstes Rätsel, warum Menschen, die die größten Torturen ihrer Schinder ertrugen, größer oft als der Hunger, und die auch die furchtbaren Hungerqualen aushielten, warum diese Menschen die gleichen edlen Züge der Selbstverleugnung und Aufopferung gegenüber ihren Leidensgefährten verloren. Es gab nicht viele Gefangene, die um den Preis eines Stückes Brot bereit waren, sich vor den Wachleuten zu erniedrigen oder einen einträglichen Posten im Lager anzunehmen. Die gleichen Menschen waren aber imstande, wegen einer Brotscheibe rücksichtslos, gefühllos, gleichgültig und mitleidslos zu ihren Gefährten zu sein, die der Tod vor ihnen treffen sollte. Niemand, der nicht dort gewesen ist, kann von sich sagen, er kenne den Wert der menschlichen Seele, er kenne sich selbst. Es ist leicht, unter günstigen Bedingungen edelmütig zu sein, ungleich schwerer ist es aber in articulo mortis. Angesichts der schweren und furchtbaren Wahrheit des Lebens zerstob der alte Altruismus wie eine Seifenblase, der homo sapiens zog den Schluß aus der gegebenen Situation: ‚Besser, ich esse das Stück Brot, als du. Denn wenn ich das tue, vergrößere ich meine Überlebenschancen. Dein Schicksal dagegen ist mir gleichgültig.' Eine grauenvolle Brutalität, Abstumpfung und Gleichgültigkeit ließ sich unter den Menschen beobachten, denen eigentlich von der Natur eine reiche Gefühlssphäre geschenkt worden war. Wo verliefen die Grenzen dieser Vertierung, wenn Kannibalismus an den Leichen der Leidensgefährten, Raubüberfälle auf ‚Muselmänner', die ein paar Brocken Brot erhalten hatten, nichts besonderes darstellten? Werden unsere Elemente des Guten ausschließlich von der bitteren Grenze eines Stückchens Brot bestimmt?«
(Stanisław Sterkowicz, 1963)

Der Neuropsychiater und ehemalige Sachsenhausen-Häftling Eugeniusz Brzezicki hat in einer seiner Arbeiten die vielfältigen ethisch-moralischen Erscheinungen beim Erleben und Stillen des Hungers im KZ analysiert. Er warnte vor einer oberflächlichen Bewertung der im Lager zu beobachtenden Verhaltensweisen, wie dem Brotdiebstahl, da er der Ansicht war, das hinge von einer bestimmten psychischen Grundkonstruktion der verschiedenen Häftlinge und insbesondere von der „Stärke" oder „Schwäche" ihrer Triebsphäre ab.

»Und darum dürfen wir nicht den ersten Stein auf manche großen Menschen werfen, die im KZ nicht widerstehen konnten, Brot zu stehlen. Für die, über die ich hier schreibe, war der Hunger unerträglich. Ihr Trieb, große Mengen zu essen, war unerhört stark. Darum wird der Diebstahl von Brot niemals gleichbedeutend sein mit dem Diebstahl von Geld oder etwas anderem. Ich persönlich habe im Leben niemals Hunger gefühlt. Ich kann ein oder zwei Tage ohne Nahrung bleiben. Im KZ war ich hungrig, das Hungergefühl ließ sich aber mit gewisser Leichtigkeit beherrschen. Deshalb halte ich mich nicht gleich für einen Helden, nur weil ich kein Brot gestohlen habe. Aber ich kenne auch einen KZ-Häftling, der den Hunger ungeheuer stark spürte. Er redete und dachte nur noch an das Essen und nahm im KZ schrecklich ab. Trotz allem stahl dieser Mensch kein Brot – er hatte davor sehr starke Hemmungen, das hatte man ihm schon in der Kindheit anerzogen. Ihn halte ich für einen Helden.« (Brzezicki, 1963)

Die angeführten Beschreibungen zeigen die Vielfalt der psychischen Reaktionen, die den Hunger begleiteten. Ihre Stärke und ihr Erscheinungsbild hingen von inneren Faktoren, aber sicherlich auch von den individuellen psychischen Prädispositionen der einzelnen Häftlinge ab. Wie reagierten die Häftlinge psychisch auf die Situation des Hungers und die sie begleitenden zusätzlichen traumatischen Faktoren? Welche Dynamik wiesen diese Erscheinungen auf und wie entwickelten sie sich weiter? Kann man im psychopathologischen Erscheinungsbild der Hungerkrankheit bestimmte charakteristische Phasen und ihr Endstadium unterscheiden?

Diese und andere Fragen versuchen wir in der folgenden Auswahl von Berichten ehemaliger KZ-Häftlinge zu beantworten.

»In den ersten Tagen meines Aufenthalts in der Quarantäne des Konzentrationslagers Auschwitz hatte ich, wohl wegen der tragischen Situation, keinen Hunger. Ich gab sogar einen Teil der Suppe anderen ab und wunderte mich, daß sie so hungrig waren (. . .). Aber schon nach ein paar Tagen bekam auch ich Hunger, der sich mit jedem Tag verstärkte und schnell in ein unbeschreibliches Verlangen ausartete (. . .). Es kam dann dazu, daß ich monatelang fast an nichts anderes mehr dachte, ich wollte nichts anderes, als mich endlich einmal sattessen!

Schon im ersten Winter im Lager mußte ich für dieses Verlangen beinahe mit dem Leben bezahlen. Bei der Küche konnte ich einen Kessel zum ‚Auswaschen' ergattern. Durch einen Zufall waren im Kessel noch etwa zwei Schüsseln dicker Gerstengraupen geblieben. Im Nu hatte ich das hinuntergeschlungen, denn die Mittagspause war bald zu Ende. Später bekam ich bei der Arbeit, ich mußte Holz hacken, furchtbare Bauchschmerzen. Ich konnte mich überhaupt nicht bewegen und fühlte, daß ich gleich eine Darmverschlingung bekomme. Mein Glück war, daß gerade kein Kapo aufpaßte. Rund vier Stunden saß ich auf der Latrine und wand mich vor Schmerzen. Aber letzten Endes überstand mein Organismus den entsetzlichen Anfall.« (Tadeusz Krupiński)

»Meine Reaktion auf den Hunger war nicht so extrem, wie ich das bei anderen beobachten konnte, obwohl ich auf keinen Fall behaupten kann, die Hungertage und -monate mit stoischer Ruhe ertragen zu haben. Das Hungerleiden, das mich genau wie die anderen befiel, machte mich aber weder zum Heiligen, noch unterschritt ich die Grenze der ungeschriebenen moralischen Lagergesetze. Trotzdem hatte jeder von uns große Schwierigkeiten, zwischen dem somatischen und psychischen Sich-Abfinden mit dem Schicksal und der Auflehnung und der Suche nach Auswegen zu wählen. Auch ich kam nicht darum herum. Im Gegenteil, hätte ich mich dem Schicksal ergeben, wäre auch ich sicher zum ‚Muselmann' geworden. Man mußte also gegen sich selbst kämpfen und versuchen, diese Barriere auf dem Weg zum Leben und zum Überleben zu überwinden, die der Hunger im Lager bildete. Das war ein ungleicher

Kampf, denn der Hunger war stärker als der Hungrige... Die Gedanken und Gefühle gingen, wenn man eine Mahlzeit erwartete, andere Wege als kurz nachdem der zusammengekrampfte Magen mit ein wenig Essen etwas besänftigt worden war. Die Psyche reagierte anders, wenn man auf ein Lebensmittelpaket wartete, obwohl das auch nur ein Tropfen im Meer der Bedürfnisse des ausgehungerten Organismus war; die Reaktion war wieder eine andere, wenn man das Paket erhalten hatte. Aber wie mußten sich zum Beispiel Jüdinnen oder Russinnen fühlen, die während der ganzen Haft mit nichts rechnen konnten? Wieder anders war es beim Abmarsch zur Arbeit, bei der Rückkehr, während Krankheiten oder in den wenigen freien Augenblicken, wenn einem unter den verschiedenen Sehnsüchten und Träumen der Hunger zusetzte wie eine aufdringliche Fliege.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

Das Hungergefühl war in der Anfangsphase am quälendsten und verwandelte sich nach und nach in eine dauerhaft veränderte Empfänglichkeit auf sämtliche mit Nahrung zusammenhängende Reize. Es veränderten sich die Empfänglichkeit und das Reaktionsvermögen des Organismus; die Aufmerksamkeit und die Gedanken des Häftlings wurden immer mehr von aufdringlichen Obsessionen hinsichtlich des Essens in Anspruch genommen.

»Der hungrige Häftling reagierte stärker auf äußere Reize wie z.B. Kälte, nicht dagegen auf Befehle, Schreie, Schläge und Zureden. Das war die Folge der Apathie und des psychischen Zusammenbruchs. Ich habe gehört, wie Kameraden ausschließlich über Mahlzeiten und Gelage sprachen, an denen sie in der Freiheit teilgenommen hatten.« (Marian Loegler)

»Was die psychischen Erlebnisse anbetrifft, so habe ich bei vielen während des Hungers Aggressivität, Rücksichtslosigkeit, Zuträgerei und Diebstahl beobachtet.« (Halina Turkiewicz)

Oftmals äußerte sich der Hunger in dem unstillbaren Verlangen nach einem bestimmten Gericht oder Nahrungsmittel, beispielsweise einer Frucht, die unter den Bedingungen des Lagers besonders schwer zu erhalten war.

»Im Dezember 1943 lag ich im Revier. Ich machte Typhus im Anfangsstadium durch und hatte hohes Fieber. Während dieser Zeit hatte ich starken Durst, obwohl ich mich daran erinnere, daß mir die Kameradinnen aus meinem Kommando, dem Orchester, Schwarztee und Kräutertee in einer Flasche brachten. Eines Abends bekam ich einen unstillbaren Appetit auf einen Apfel. Wohl seit meiner Verhaftung hatte ich keinen mehr gegessen. Pakete bekam ich noch nicht, die Kameradinnen, die ihre Pakete mit mir teilten, bekamen aber keine solchen ‚Luxusartikel'. Aber ich wußte, daß es von Zeit zu Zeit im Lager Äpfel gab – eine sehr kostbare ‚Ware'.

Ich lag also auf meiner Pritsche, konnte nicht einmal selbst den Kopf heben und rief immer wieder nach einem Apfel, sobald eine Häftlings-Schwester durch den Block ging. Ich erinnere mich, daß die gleiche Schwester ein paar Mal vorüberging und sicher auf mich aufmerksam wurde. Meine Bitten blieben jedoch ohne Ergebnis. Ich flehte aber immer weiter, obwohl ich mich langsam für meine Aufdringlichkeit schämte und dafür, mein Gelüst nicht beherrschen zu können. Ich kannte diese Schwester überhaupt nicht. Ich schämte mich, trotzdem rief und bettelte ich weiter. Schließlich kam die Schwester zu mir und brachte mir einen schönen, großen und saftigen Apfel. Ich bedankte mich kurz und begann, den Apfel mit großem Genuß zu verspeisen. Bis heute bin ich der unbekannten Schwester dankbar, und es kommt mir so vor, daß ich von dieser Zeit an begann, wieder gesund zu werden. Noch heute schäme ich mich, wenn ich mich an mein damaliges Verhalten erinnere.« (Helena Niwińska)

Besonders unerträglich waren Sinnesreize, die mit dem Essen oder dem Anblick speisender Personen verbunden waren.

»Ich hatte mich schon damit abgefunden, niemals mehr gute Sachen, wie einen Apfel, ein Kotelett oder ein anständiges Mittagsmahl zu essen. Es gab Zeiten, da mußte ich mich umdrehen, wenn jemand ein Stück Brot aß, denn ich bekam einen Würgereiz.« (Tadeusz Grandowski)

»Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß es zwei Arten von Hunger gibt: den physischen und den psychischen. Der physische Hunger machte sich durch den Magen bemerkbar. Der psychische Hunger dagegen entsteht und bleibt bestehen, auch wenn man bereits gesättigt ist. Dieser Hunger wird durch Geschmack, Duft, Anblick und manchmal auch durch die Erinnerung verursacht. Ich denke, daß man den psychischen Hunger mit dem Willen beherrschen kann.« (Józef Ciepły)

Wenn man durch einen glücklichen Umstand eine größere Menge Essen „organisieren" konnte oder ein Paket von der Familie bekommen hatte, konnten sich nur wenige Häftlinge zurückhalten, eine übermäßige Nahrungsmenge zu sich zu nehmen. Manchmal wurde alles auf einmal mit unbeherrschter Gier aufgegessen. Hier sind einige Beispiele für diese Freßsucht, die bekanntlich mit dem Tod hätte enden können.

»Nachdem ich zwei Monate in Auschwitz war, kam der erste große Transport aus dem Pawiak-Gefängnis. An diesem Tag hatte ich das erste Mal in meiner Muselmann-Karriere wieder Gelegenheit, mich satt zu essen. Von einem Gefährten erhielt ich ein Vierpfundbrot, das er von diesem Transport ‚organisieren' konnte. Das war gleich nach dem Mittagsappell, wir hatten vorher eine Schüssel Karottensuppe gegessen.

Ich versteckte mich mit diesem wundervollen Geschenk in unserer Stube (Block 6) hinter einem Haufen Strohsäcke und verschlang das ganze trockene Brot, ohne einen Tropfen Wasser dazu zu trinken. Bis heute weiß ich nicht, wie ich das in zehn Minuten schaffen konnte, und wo ich dafür Platz in mir fand!

Nach kurzer Zeit lief ich auf den Appellplatz zurück, wo der Transport aus dem Pawiak noch stand, und hatte nur einen Gedanken (...), wie auch ich einen Laib Brot ‚organisieren' könnte. Daran kann man sehen, wie unmenschlich ich schon

nach dem zweiten Monat im KZ ausgehungert war. Diesen unmenschlichen Hunger fühlte ich im Lager die ganze Zeit, bis Ende Februar 1942.

Jeden Morgen erhielt unser Kommando einen Kessel Grieß aus der Küche. Wir waren damals dreißig Personen. Täglich blieben vier bis fünf Liter Grieß auf dem Boden des Kessels. In den ersten Tagen habe ich diesen Rest verschlungen!!! Danach konnte ich mich drei, vier Stunden fast nicht rühren, dabei wartete so viel Arbeit auf mich. Ich hatte täglich den Betonfußboden im Korridor des Blocks zu scheuern. Dabei mußte ich mich bücken, um das Wischwasser mit dem Scheuerlappen aufnehmen zu können. Da half es mir auch nicht, wenn ich den Hosenbund fast ganz öffnete, der Brei machte mich so voll, daß ich beim Bücken zu platzen vermeinte. Der Kapo Sylwester Nowakowski und die Kollegen platzten vor Lachen, wenn sie meine unmöglichen Bewegungen, meine Figur und meine tragische Miene beobachteten (. . .).

Und noch ein Beispiel. Anfang März 1942 erhielt ich für einen Goldring, den ich von einem Transport hatte, in der Lagerküche ein halbes Päckchen Margarine. Innerhalb von zwei Stunden hatte ich es bei der Arbeit aufgegessen – ohne ein Stückchen Brot dazu. Aber mein Magen protestierte nicht dagegen.« (Tadeusz Krupiński)

Die angeführten Berichte betreffen Reaktionen und Verhaltensweisen der Häftlinge, deren gemeinsames Merkmal die allgemeine psychomotorische Reizung und eine vergrößerte Aktivität war, um Lebensmittel zu erhalten und den Hunger zu stillen. In manchen Fällen waren diese Verhaltensweisen auch von bestimmten aggressiven und rücksichtslosen Merkmalen gekennzeichnet. Im psychischen Bereich kristallisierte sich eine selektive Konzentration der Interessen auf das Essen heraus, die Gedanken kreisten hartnäckig oder obsessiv um das Thema, auch Träume und Phantasien wurden von der gleichen Idee beherrscht. Das Wahrnehmungsvermögen verstärkte sich und wurde selektiv überempfindlich auf alle mittel- und unmittelbar mit dem Essen zusammenhängenden Reize; zuweilen kamen auch illusionäre Wahrnehmungen von Essen auf, die von Objekten erregt wurden, die nichts mit Nahrung zu tun hatten.

In diesem Anfangsstadium der Hungerkrankheit, in dem Symptome psychischer Natur dominierten und es im Körper noch zu keinen deutlichen metabolischen Veränderungen gekommen war, richtete sich die ganze Energie auf die Nahrungsbeschaffung, zumindest auf das findige „Organisieren" von Essen, und auf das Überleben um jeden Preis. Die Wirklichkeit des Lagers war jedoch stärker als der psychisch und biologisch kräftigste Häftling. Letztendlich kam es zur Erschöpfung der natürlichen Lebensreserven, bei fortschreitendem Nahrungsmangel ließen die Kräfte und die Widerstandsfähigkeit allmählich nach. Die Energiebilanz wurde negativ, die psychische Widerstandskraft ließ allmählich nach oder brach plötzlich zusammen. In den Erlebnissen und dem Verhalten des Häftlings erfolgte eine grundsätzliche Wandlung, der psychomotorische Antrieb wurde schwächer, und die Lebensprozesse verlangsamten sich.

»Die Schwächung durch den Hunger bewirkte Schläfrigkeit, und gerade der Schlaf rettete viele Hungrige und verlängerte ihr Leben. Das geschah automatisch, besonders im Sommer, in den Arbeitspausen, nach den Mahlzeiten und bei jeder anderen Gelegenheit. Der hungrige, erschöpfte Häftling legte sich irgendwohin, auf eine Halde, einen Bretterhaufen, auf Kies oder eine Bank. Wenn er etwas gegessen hatte, legte er sich hin und fiel sofort in einen tiefen Schlaf. Auch der Gong oder andere Signale waren außerstande, ihn zu wecken, er schlief wie in einer Lethargie.« (Leon Turalski)

»Es gab Häftlinge, die sich beherrschen konnten und den Hunger ruhig in dem Glauben ertrugen, das KZ zu überleben, in der Hoffnung, alles sei irgendwann vorüber. Das gab ihnen Kraft, sie hielten sich gut und träumten von der Freiheit (. . .). Andere Häftlinge ließ der Hunger psychisch vollständig zusammenbrechen, sie konnten sich nicht beherrschen, fielen auf, gerieten unter die Knüppel der deutschen Schergen und kamen um, zuweilen verwirrten sich ihre Sinne und sie nahmen sich das Leben, da sie keinen Ausweg erblickten. Der Hunger war im Lager eine der schlimmsten Krankheiten des Menschen.« (Karol Talik)

»Es gab zu Beginn meiner Haft in Auschwitz lange Zeiten, in denen ich durch Nahrungsmangel zu einem totalen ‚Muselmann' und ganz apathisch wurde. Meine Gedanken kreisten ausschließlich um das Essen und seine Beschaffung. Alles andere geriet in den Hintergrund. Im Gefängnis war das anders, dort hatte ich Briefe und Verse geschrieben, gesungen und viel nachgedacht.

Diese ständigen Gedanken an das Essen und die Stärkung der Kräfte, die von Tag zu Tag schwächer wurden, bildeten einen grauenvollen Albtraum, der jeden weiteren Kampfeswillen um das Leben abtötete. Man kann sich einen hungrigen Menschen vorstellen, der vor Hunger schreckliche Bauchschmerzen hat, der die ganze Erholungspause apathisch da sitzt oder liegt, dabei kein Wort spricht und überhaupt keine Gesellschaft sucht. Damit begann die Flucht vor den Menschen und die Abkapselung in der Einsamkeit. Die Amnesie setzte ein, man vergaß, wie gute Bekannte, Freunde oder sogar Verwandte hießen. Irgend etwas war in dem von Hunger und Durst mitgenommenen Organismus zerstört worden, wodurch seine normale Funktionsweise unmöglich gemacht worden war (. . .).

Da sie den Hunger nicht stillen konnten, befriedigten einige Häftlinge als Ersatz andere Bedürfnisse, sie rauchten süchtig oder kauten Tabak. Häufig wurden ‚Heu' und ‚Holz', also Selbstgedrehte aus Stroh und Holzspänen geraucht. Diese Häftlinge wurden schnell zu Muselmännern, erkrankten, kamen ins Revier und starben dort meistens.« (Roman Grzyb)

»Die Ratlosigkeit und Hoffnungslosigkeit zerbrach sogar Menschen mit starkem Willen und hartem Charakter. Deshalb sollten die Häftlinge nicht ohne weiteres verurteilt werden, die tierisch enthemmt ihren Hunger befriedigten, auch wenn das Abscheu hervorrufen kann, insbesondere bei denjenigen, die nie im Leben wirklich Hunger hatten. . .« (Marian Zieliński)

»Ich habe das an mir festgestellt, daß der Mensch nach einiger Zeit des Hungerns schwerfällig wurde, seine Bewegungen verlangsamten sich, er ging auch langsamer. Die Deutschen im Lager hielten dieses physiologische und vom Häftling nicht mehr steuerbare Symptom für Faulheit; das war häufig die Ursache von Strafen.« (Jan Sikorski)

»(. . .) drei Schicksalsschläge – die SK [Strafkompanie], der Typhus und der *Durchfall* – brachten mich an den Rand meiner Existenz. Ich wog nur noch 39 kg. Das war die schlimmste und schwerste Zeit meiner Haft, eigentlich nur noch ein Dahinvegetieren, wobei der zoologische Selbsterhaltungstrieb das Verhalten diktierte. Außer Essen und Trinken war mir alles gleichgültig. Der Hunger und die Gedanken daran, wie er gestillt werden konnte, beherrschten das ganze innere Leben. Da hätte ich mit Sicherheit das Stück Hundefleisch nicht mehr abgelehnt, das mir früher einmal ein Kamerad angeboten hatte.« (Józef Kret)

Wenn man den psychischen Zustand der Häftlinge in dieser Phase der Hungerkrankheit charakterisieren will, muß die allgemeine Verlangsamung der psychischen, intellektuellen und emotionalen Tätigkeiten betont werden. Im emotionalen Bereich wurden die KZ-Häftlinge gleichgültiger, die Stimmung verschlechterte sich, sie waren traurig und niedergeschlagen, zuweilen verzweifelt und hoffnungslos. Die Gedanken flossen mühsam, auf intellektuellem Gebiet wurden die Häftlinge immer stumpfsinniger, ihr Gedächtnis verschlechterte sich und bekam sogar Lücken. Das Interesse an der Umgebung und den Leidensgefährten wurde gering, die Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die somatischen Leiden.

Charakteristisch für das psychophysische Profil des Häftlings in dieser Phase waren eine lagertypische Gleichgültigkeit und „Faulheit". Den tatsächlichen Zusammenhang verstanden weder die Funktionshäftlinge noch die Mitgefangenen. Die Verlangsamung der Reaktionen auf äußere Reize zeigte sich in unterschiedlicher Form, wurde jedoch zumeist als Negativhaltung oder Aufsässigkeit aufgefaßt. Es verwundert also nicht, daß diese Haltungen bei den Funktionshäftlingen Aggressionen hervorriefen, die an den wehrlosen Häftlingen abreagiert wurden. Was äußerlich für „Faulheit" genommen wurde, war in Wahrheit die Folge einer Schwäche, die durch die Verlangsamung aller, auch der psychischen Lebensprozesse hervorgerufen worden war. Es war ein markantes Merkmal dieses den ‚Muselmännern' sehr ähnlichen Zustands, daß alle mit Essen zusammenhängenden Reize weiter selektiv wahrgenommen wurden. Es sind Fälle beobachtet worden, wo nach einer langen Zeit allgemeiner Lähmung, ja sogar eines vom Hunger bedingten Stupors, ein Häftling plötzlich durch einen bestimmten mit Essen zusammenhängenden Reiz auflebte und überaktiv oder sogar aggressiv wurde, um seinen Hunger zu stillen.

Die hier beschriebenen Phasen der Hungerkrankheit kann man als hyperstenische und als asthenische Phase bezeichnen. Die Extremform der ersten Phase wäre die Hungererregung, die der zweiten der Hungerstupor. Der Übergang von der einen in die andere Phase erfolgte gewöhnlich allmählich, seltener plötzlich. Darüber entschieden sowohl biologische Faktoren, hauptsächlich der Grad der Auszehrung, als auch bestimmte psychische Traumen. Dem Hungerstupor folgte die letzte Phase, der ‚Muselmann'.

Ein Beispiel hierfür ist der treffsichere und zusammenfassende Bericht von Zofia Filipczak, die unterschiedliche Typen der Hungernden im Lager darstellt. Der Bericht zeigt, welche große Rolle die Persönlichkeit des Häftlings dabei spielte, wie er den Hunger erlebte:

»Die hungernden Frauen, die ich beobachtete, konnte man in vier Gruppen einteilen: hungrige, hungernde, apathische und sterbende Häftlinge.

Die erste Gruppe, die Hungrigen, wollte leben, sie kämpfte also um die Beschaffung von Nahrung mit allen Mitteln, die unter den Lagerbedingungen möglich waren. Die Hungrigen waren unersättlich, sie konnten nett zu ihrer Umgebung sein, damit sie bei jeder Gelegenheit etwas angeboten bekommen oder die anderen Möglichkeiten der Kameradschaft nutzen konnten. Sie besorgten sich Lebensmittel, indem sie Zwiebeln, Knoblauch, Zucker, Schmalz und Butter aus den Lebensmittelpaketen vor allem gegen Brot und die unbedingt notwendige Kleidung eintauschten (. . .). Der Organismus verlangte selbst nach solchen Nährstoffen, die man in der Freiheit nicht aufaß oder gar nicht mochte. Es war nicht leicht, einen Kohlstrunk, eine Kohlrübe oder Sauerkraut zu ergattern (. . .). Die Hungrigen besorgten sich Lebensmittel, ohne auf eventuelle Strafen zu achten (. . .).

Die zweite Gruppe waren die Hungernden. Die Nahrung, die sie erhielten, mußte ihnen reichen. Manchmal erhielten sie Pakete oder Wertgutscheine für die Kantine, dann hatten sie mehr Lebensmittel. Bei der Arbeit hatten sie keine Möglichkeit, etwas mitgehen zu lassen, das sich in Lebensmittel umtauschen ließ. Diese Häftlinge arbeiteten sommers wie winters auf dem Feld (. . .). Die Hungernden hatten Durst. Wenn es möglich war, tranken sie viel Wasser, sogar Schmutzwasser aus dem Graben, denn im Lager selbst gab es kein Wasser, und bei ihnen herrschte ein ständiges Verlangen nach Trinken, Essen und Schlafen. Die hungernden Häftlinge teilten das Essen ein: morgens tranken sie den bitteren Kräutertee oder den Kaffee, oder sie wuschen sich in dieser Flüssigkeit, denn es gab kein Wasser zum Waschen. Dann hungerten sie von vier oder fünf Uhr bis mittags; zum Mittagessen gab es einen halben oder auch mal einen ganzen Liter Suppe. Aus dieser Suppe fischten sie die Kohlrüben oder Kartoffeln, sofern es welche gab, und nach der Rückkehr machten sie im Block unter Zusatz von Knoblauch, Zwiebeln oder ‚Maggi', je nachdem, was eine hatte, einen Salat, damit sie zur Nacht mehr essen und besser schlafen konnten, ohne immerfort an den Hunger denken zu müssen. Manchmal gelang es auch, ein Stück Brot bis zum Morgen aufzuheben, aber das war selten (. . .).

Die dritte Gruppe bildeten die apathischen Häftlinge; diese am Leben zu erhalten, war am schwersten. Sie waren nicht hungrig, sie waren verloren und dem Tode geweiht. Es interessierte sie nichts, mit den Gedanken waren sie weit von dem entfernt, was um sie herum geschah. Gebrochen von dem furchtbaren Schicksal, das sie erlitten, abgemagert, hungrig und

still gingen sie über in einen ‚unheilbaren' Krankheitszustand, in Gleichgültigkeit und Tod. Sie verschwanden schnell und mit ihnen das Geheimnis ihres Lebens. Diese Menschen dauerten mich am meisten, denn es gab keine Möglichkeit, sie ins Leben zurückzuholen. Auch eindringliche Bitten drangen nicht zu ihnen durch, sie lebten, so lange sie noch Reserven zum Leben hatten.

Die vierte Gruppe waren die sterbenden Häftlinge. Es gab Häftlinge, die nach einigen Tagen im Lager starben – das Erlebnis, die Angst und die Bedingungen waren für sie zu schrecklich, sie konnten sich mit diesem Zustand nicht abfinden und unter so entsetzlichen Verhältnissen nicht mehr weiterleben. Diese Häftlinge konnten nicht mehr essen, sie nahmen sich das Leben durch Verhungern. Andere starben wie die Fliegen, ohne zu wissen, warum.« (Zofia Filipczak)

Manche Häftlinge entledigten sich unter dem Einfluß des Hungers grundsätzlicher moralischer Prinzipien. Sie stahlen Essen, überfielen schwächere Häftlinge, denunzierten für das Versprechen, eine zusätzliche Essensration zu bekommen oder begingen verschiedene Verbrechen. Der Hunger konnte die stärksten Menschen zerbrechen und bewirkte eine Änderung der Wertehierarchie im Leben des Lagers. Begriffe wie Güte, Altruismus, Wahrheit und Glauben zerbröckelten; Egoismus wurde zum Kriterium der Gerechtigkeit, die Häftlinge unterteilten sich in „bessere" und „schlechtere". Angesichts des tödlichen Hungers kamen zuweilen extrem unsoziale und unästhetische Haltungen zum Vorschein, „der Mensch hörte auf, Mensch zu sein".

»Das KZ entblößte den Menschen. Besonders der Hunger entblößte den Menschen. Durch den Hunger und den Kampf ums Überleben fiel der ganze Lack der gesellschaftlich-konventionellen Umgangsformen ab, und der Mensch zeigte sich so, wie er wirklich ist. Darum brach der Mensch, wenn diese Persönlichkeitswerte fehlten, unter dem Einfluß des fürchterlichen und zerstörerischen Hungers vollständig zusammen, er konnte seinem Mithäftling ein Stück Brot stehlen und andere erniedrigende Handlungen begehen, um nur das Gefühl des Hungers, das alle anderen Gefühle überragte, zu stillen.« (Jan Marszałek)

»Der Hunger formte nicht nur ein anderes System der materiellen, sondern auch der moralischen Werte. Brotdiebstahl war beispielsweise ein schweres Verbrechen, das durch Selbstjustiz sehr streng bestraft wurde.

Der Begriff Gerechtigkeit hatte einen anderen Sinn. Eines Tages bekam das Kommando einen zusätzlichen Kessel Suppe, wobei die Häftlinge selbst austeilen sollten. Jeder bekam die gleiche Portion. War das gerecht, wo doch manche Lebensmittelpakete erhielten, die Teilung zu gleichen Teilen also die ungleiche Situation verstärkte?« (Ehemaliger Häftling, der seinen Namen nicht genannt wissen wollte)

»Ich habe mich und meine Mithäftlinge beobachtet und kann behaupten, daß der Hunger imstande war, sämtliche moralischen Prinzipien zu zerstören, den Menschen zu erniedrigen und ihn auf eine Stufe mit den Tieren zu stellen, mehr noch, manchmal waren die Tiere noch besser (...). Der Hunger erledigte nicht nur die körperlich Schwachen. Der Mangel an Kalorien ließ die Menschen schneller frieren und dadurch schneller sterben (...). Körperlich arbeitende Menschen, also Arbeiter und Bauern, konnten dem Hunger schlechter widerstehen als Angestellte und Akademiker; sie starben früher, obwohl sie eher an das beschwerliche Leben und besonders an körperliche Arbeit gewöhnt waren, die im Lager für beide gleich schwer war.« (Władysław Stawarz)

»Ich konnte beobachten, daß bei manchen meiner Kameraden Halluzinationen, ja sogar Symptome von Geistesverwirrung auftraten. Ich hielt die Hungerbeschwerden besser aus, vielleicht weil ich schlank gebaut war und damals etwa 55 kg wog. Ich bemühte mich, nicht an den Hunger zu denken und nicht darüber zu sprechen. Ich hatte nicht gewußt, daß der Hunger den Menschen in seinem Verhalten auf ein Niveau mit den Tieren bringen kann. Ein Häftling kratzte von dem lysolverseuchten Steinfußboden etwas vergossenen Tran, ein anderer aß zwei Liter Kaffeesatz, andere machten aus Kartoffelschalen und Tran Klößchen, nur um sich den Magen irgendwie zu füllen. Das hätte tödlich enden können. Dies sind Beispiele dafür, daß der gesunde Menschenverstand und die Grundsätze der Moral verlorengegangen waren. Andere waren bereit, für eine Schüssel besserer Suppe von einem SS-Mann Mithäftlinge auffliegen zu lassen, wodurch es weitere Verhaftungen gab.« (Alfons Wrona)

Sonderbare Wege, den Hunger zu überlisten

Die Unmöglichkeit, den Hunger zu stillen, rief Kompensationen, Schutzreaktionen verschiedener Art hervor. Das psychische Leiden am Hunger verführte dazu, das Bewußtsein mit Ersatzgefühlen zu erfüllen, die nur scheinbar das Hungergefühl stillten. Das waren zumeist Phantasien über das Essen, die Vorstellung von ausgesuchten Gelagen, oder man versuchte, alle Reize aus dem Bewußtsein zu verdrängen, die mit Essen oder Hunger zu tun hatten. Die Häftlinge schufen sich so eine Gefühlswelt, die nichts mit der unangenehmen Wirklichkeit zu tun hatte, eine Welt der Wunschträume, meist voller Illusionen, die die Häftlinge von den wirklichen Lebensumständen im Lager ablenkten. Wenn auch diese Zustände jeweils nur kurz dauerten, hatten sie doch große Bedeutung, um die sich hinziehenden langen Stunden zwischen den Mahlzeiten zu überbrücken. Besonders günstige Bedingungen dafür boten die Abend- und Nachtstunden, wenn die Häftlinge in Gruppen beisammen sein konnten. Diese Ersatzmechanismen wurden übrigens häufiger bei weiblichen als bei männlichen Häftlingen beobachtet, wie die folgenden Berichte ehemaliger Häftlinge, vor allem aus Auschwitz, veranschaulichten.

»Neben der beschriebenen Passivität im Kampf mit dem Hunger, wie den Suggestionen, mit denen sich die weiblichen

Häftlinge gegenseitig unterstützten, möchte ich ergänzend über die Methode des Selbstbetrugs und den humoristischen Umgang mit dem Hunger berichten. Wie oft hörte man doch in der Baracke, wie jemand laut den Kameradinnen, die auf verschiedenen Kojen saßen, zurief: ‚Womit ißt du heute das Brot'?!, die Antworten lauteten dann: ‚Mit demselben wie gestern, mit den Zähnen, mit der Rinde, mit dem gestrigen Traum' usw. Der Selbstbetrug funktionierte etwa folgendermaßen: Auf ein Stück Brot wurde eine dünne Scheibe Wurst gelegt, die wir zu den Feiertagen als Zulage erhielten. Diese Scheibe lag zuerst ganz am Rand des Brotes, der für den ersten Biß bestimmt war. Wenn das ‚köstliche Sandwich' dann zum Munde geführt wurde, schob der Finger blitzschnell die Wurstscheibe ein wenig zurück, so daß man nur trockenes Brot abbiß. So aß man die ganze Brotportion auf, bis nur noch so viel übrig war, daß das Wurstscheibchen ganz am Ende des Brotstückes lag. Wie das dann aber mundete und für das ganze vorher trocken verspeiste Lagerbrot entschädigte.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Im Küchenblock in Birkenau lief das ‚fiktive Kochen' auf vollen Touren. Der Hunger auf unerreichbare Gerichte wurde mit Erzählungen gestillt, wie sie zubereitet werden konnten, welchen Geschmack sie hatten usw. Besonders sonntags kam das häufig vor. Sobald der Abendappell zu Ende war, setzten sich die Häftlinge auf die unteren Pritschen und begannen sogleich mit ihrer gastronomischen Dichtung. Es kam sogar zu lautstarken Meinungsverschiedenheiten. Eines Tages blieb M(. . .) L(. . .) aus Zakopane stur bei der Ansicht, in Molke eingelegtes Kalbfleisch sei viel besser als mit Zitronensaft behandeltes. Ihre Gegenpielerin regte sich darüber so auf, daß sie erklärte, sie würde die L(. . .) niemals zu sich einladen, denn sie könne keine Laien bei Tisch ertragen. Ein paar Tage lang waren die beiden böse aufeinander.« (Mieczysława Chylińska)

»Küchengerüche verfolgten uns sogar auf dem Abtritt, im Waschraum und überall dort, wo Öfen installiert waren, damit die Wasserleitungen und Anlagen im Winter nicht einfroren und kaputtgingen. Die Häftlinge, die hier arbeiteten, ließen diese Öfen auch im Sommer nicht ungenutzt, ständig wurde dort gekocht und gebraten. Eines Abends mußte ich austreten und setzte mich auf das ausgeschnittene Holzbrett, da drangen sehr heimische Küchengerüche zu mir. Dazusitzen und die angenehmen Düfte zu spüren war mir sehr angenehm, das gefiel aber den Herrscherinnen dieses Winkels weniger. Sie begannen zu brüllen: ‚Was sitzt du da so lange? Hast du Nutte Stacheldraht gefressen, daß du jetzt scheißt und scheißt? Oder denkst du vielleicht an den elektrischen Zaun?'

Oft wurde nach dem Pfiff zur *Lagerruhe* die Tür zu den Latrinen geschlossen, während die Speisen noch kochten. Einmal saß ich zu dieser Zeit auf dem Abtritt, da platzte Stenia, unsere damalige Lagerälteste, herein. Sie riß die Tür weit auf und der Duft drang hinaus. Ich saß auf meinem Loch und plötzlich waren alle anderen Löcher besetzt, der Duft hatte die Mitgefangenen herbeigelockt. Die bisherige Stille wich dem Gewirr der verschiedenen Sprachen. Die Frauen erfreuten sich an dem Duft, der Speichel lief ihnen durch den verheißungsvollen und aromatischen Luftzug zusammen. Stenia war sichtlich fasziniert, denn sie beachtete uns überhaupt nicht. Sie schob die Töpfe hin und her, hob die Deckel an, schließlich rief sie mit dröhnender Stimme: ‚Nun was habt ihr da Köstliches, ihr Klosettdamen?' ‚Eilfertig reichte man ihr einen Löffel. Stenia wählte und aß mit großem Appetit. Das war ein gutes Zeichen für diese Klosettdamen. Denn in den Klosetts und Waschräumen konnten nur Stenias Günstlinge arbeiten. Wenn die Kommandos zur Arbeit gingen, konnten sie wieder in ihre Kojen gehen. Erst wenn die Häftlinge von der Arbeit zurückkamen, hatten die ‚Damen' zu tun, sie tauschten vom Munde abgespartes Brot gegen Dinge, die die Feldkommandos mitbrachten. Das Brot war das Geld im Lager, es bedeutete Leben und Hoffnung.« (Jadwiga Trębasiewicz)

»Wenn der Hunger am schlimmsten war, glaubte man nicht mehr daran, überleben zu können. Das ging bis zum Nervenzusammenbruch, die fehlende Lebenskraft und das Leiden am Hunger riefen häufig Verzweiflung und Mutlosigkeit hervor. Als gläubiger und religiöser Mensch wandte ich mich in solchen Momenten an Gott, flehte ihn an, mir beizustehen. Das verschaffte mir Erleichterung, schenkte mir Glauben, denn ich glaubte fest daran, daß Gott mich vor der Vernichtung erretten würde.

Im KZ Auschwitz begriff ich sehr schnell, daß man, um nicht vor Hunger und Erschöpfung zu sterben, jede körperliche Anstrengung vermeiden mußte, Arbeit nur markieren und sich nur bewegen durfte, wenn ein Kapo oder ein anderer Scherge ein Auge auf einen geworfen hatte. Um den Hunger zu ertragen, war es von großer Bedeutung, einerseits Geduld und andererseits die Hoffnung zu haben, sich einmal satt essen zu können. Oft hatte man während des furchtbaren Hungers aufdringliche Gedanken an ein reichliches Festmahl, an das Lieblingsessen, oder man sah in Gedanken einen Tisch, der sich unter der Last der aufgetragenen Brote, Würste und Getränke bog. Aber diese Gedanken und Wunschträume versuchte ich immer von mir zu schieben (. . .). Ich mochte es auch nicht, wenn sich andere gegenseitig zu reizen versuchten, indem sie sich an Gelage erinnerten, von Leckerbissen redeten oder sich darüber unterhielten, was sie nach der Rückkehr alles zu Hause essen würden. All das rief eine unangenehme Sehnsucht hervor und zwang zum Nachdenken über die Realität, die traurige Situation und sein Unglück. Ich erinnere mich, daß ich einmal in der Lagerküche arbeiten und ein paar Kartoffeln organisieren konnte, die ich über dem Feuer briet. Obwohl ich furchtbaren Hunger hatte, teilte ich meinen Schatz mit meinen Kameraden, die mir sehr dankbar waren.« (Piotr Zoszak)

»Und jetzt über die Propagandaarbeit, mit der wir den Hunger betrogen: Bereits in der einstündigen Mittagspause erhoben sich Klagen oder Prahlereien darüber, zuwenig oder mehr Essen als gewöhnlich bekommen zu haben: also wieviel Kartoffeln ich bekommen habe, wieviel ich gestern hatte und wieviel ich morgen haben werde. Gleichzeitig wurde insgeheim überlegt, wie man sich am nächsten Tag richtig in die Schlange stellen sollte. Diese endlosen Gespräche gingen dann im Lager

weiter. Dazu kamen Erinnerungen, was man früher gegessen hatte, was jetzt die Eltern, die Schwester, der Bruder aßen usw. Ach, wie gut waren doch die Kartoffeln, die die Bäuerinnen jetzt den Schweinen in den Trog schütteten. Wie gern würde ich jetzt mit den Schweinen tauschen. Die Diskussionen, Erzählungen und Erinnerungen gingen endlos weiter.

Ein gutes Beispiel für diese Propaganda waren auch die im Lager umgehenden Rezepte für ein schmackhaftes Gericht, einen Kuchen, für Wein usw., die mit Kopierstift auf Margarinepapier geschrieben wurden. Besonders ältere Kameraden, Apotheker, Ärzte, Priester und dergleichen taten sich damit hervor.« (Stanisław Takuski)

»Ich wage zu behaupten, daß ich den lauernden Hunger überlistete, indem ich mich mit meinen Gedanken in eine andere Welt, oft in eine Welt der Träume versetzte. Nicht nur ich machte das, sondern es gab auch Kameraden, die, ich weiß nicht ob bewußt oder unbewußt, den anderen dabei halfen. Ich erinnere mich nicht mehr an den Namen, aber es gab einen unter uns, der begann eines Abends, als das Licht ausgelöscht worden war und alles anfing, über das sog. ‚Futter' zu sprechen, Żuławskis Buch ‚Na srebrnym globie' [Auf dem silbernen Globus] zu erzählen. Unser Kamerad konnte gut erzählen und sprach ein schönes Polnisch. Einige Abende lang konnten die Zuhörer ihren Hunger vergessen und lauschten der Geschichte der Menschen auf dem silbernen Planeten.« (Alojzy Fros)

»Nach der mörderischen Arbeit waren wir wie ausgelaugt und hatten überhaupt keine Kraft mehr. Der Hunger mergelte uns vollständig aus, und wenn wir nicht einen so starken Überlebenswillen gehabt hätten, wären wir umgefallen wie die Fliegen. Man mußte die Zähne zusammenbeißen und den Hunger überlisten. Ich arbeitete in der Truppenwäscherei, wo es heißes Wasser gab, das wir in großen Schlucken tranken. Dadurch hatten wir den Eindruck, satt zu sein. Wie oft hatten wir *Kostsperre* – wir bekamen dann kein Mittagessen – und mußten dafür mit voller Ausrüstung (Decke, Schüssel und den anderen Sachen) in der größten Hitze durch das ganze Lager laufen. Der Schweiß floß in Strömen und der Kohlenstaub schwärzte unsere Gesichter (...). Abends erhielten wir eine Scheibe Brot und einen Becher Kaffee und sanken todmüde auf unsere Pritschen. An den Mauern im Lager wuchsen Gras, Löwenzahn und Brennesseln, die wir herausrissen und wie hungrige Tiere verschlangen. Später wurde im Lager Kohlengrus ausgestreut und sogar diese Vitamine waren uns nicht mehr zugänglich.« (Maria Zawidzka)

»Einmal konnte ich während der Ausgabe der warmen Mahlzeit etwas Interessantes beobachten: Nach einem langen Arbeitstag saßen ein paar ausgehungerte Häftlinge mit ihrer Suppe auf den Knien nebeneinander auf den unteren Betten. Manche nahmen vom Schüsselrand mit dem Finger etwas Suppe auf und leckten den Finger ab. Anschließend nahmen sie den Löffel und tauchten den Stiel in die Suppe, danach leckten sie den Löffelstiel ab. Auf die Frage nach dem Grund antwortete ein Häftling: ‚Ich möchte so lange wie möglich die Suppe anschauen, ich will, daß sie nur ganz langsam weniger wird.' Den Rest des Essens wischte er mit einem Finger aus der Schüssel und leckte ihn ab. Auf die anderen Kameraden, die ihre Suppe schnell ausgelöffelt hatten, machte das keinen Eindruck.« (Józef Lula)

»Was meinen Versuch anbetrifft, den Hunger zu überlisten, so ließ ich einmal in der Woche meiner Eßgier freien Lauf; Freitag abend aß ich meine Portion Brot nicht und sparte sie auf, um am Samstag vor dem Schlafen zwei Portionen auf einmal essen zu können. So wurde ich wenigstens einmal in der Woche satt.« (Helena Kapusta)

»Es war abzusehen, daß der Krieg zu Ende ging, wir die letzten Tage des großen Hungers erlebten und uns bald mit ausgesuchten Gerichten sättigen würden. Mit den Gedanken waren wir bei geschmackvoll gedeckten Tischen und appetitlich angerichteten Speisen und dachten uns alle möglichen Gerichte, Vorspeisen und Desserts aus. Jede von uns meinte, ihr Mahl besonders gut zusammengesetzt zu haben, und wir stellten auf geklautem Papier der Firma ‚Osram' ganze Kochbücher zusammen, jede für sich. Um ein gelungenes Rezept abschreiben zu können, mußte man eine Scheibe Brot hergeben. Die Rezepte waren wirklich herrlich, man konnte sich nach diesen Frühstücken, Mittagessen, Abendmahlzeiten und anderen auserlesenen Gerichten die Finger lecken. Es gab in diesen Kochbüchern sogar ein Rezept für Hering in Milch. Die Häftlinge beschäftigten sich in ihrer freien Zeit nur mit dieser damals wichtigsten Sache, die Emotionen freisetzte und die Zeit schneller ablaufen ließ. Erst spät schliefen sie ein und besprachen noch im Bett kulinarische Novitäten. So überlisteten sie den Hunger.« (Jadwiga Trębasiewicz)

»Ich habe niemals gesehen, daß jemand einen Stein oder einen Finger gelutscht hätte, um den Hunger zu überlisten. Ich glaube, das ist eine literarische Fiktion. Ich habe aber oft gesehen, wie jemand Kartoffelschalen oder angefaulte Kohlrüben aß (...) und verschimmeltes Brot oder andere Abfälle aus dem Müll holte. Diejenigen, die das taten, hatten sich selbst zum Tod verurteilt.« (Stefan Świszczowski)

»Die Häftlinge lutschten an den Fingern oder ihren Muskeln [z.B. im Hungerbunker, A. d. Verf.], so daß es häufig vorkam, daß sie ihr eigenes Blut saugten. An diesen Stellen gab es dann Wunden, die sehr schwer heilten. Auf diese Weise schwächten sie ihren Organismus und infizierten sich mit den verschiedensten Krankheiten...« (Karol Talik)

»Von Französinnen habe ich gelernt, wie man Nahrung vermehren kann. Ich war zur Feldarbeit eingeteilt. Wir banden die Beine unserer Schlüpfer mit einer Schnur zu und brachten darin Grünkohl, Sauerampfer und Löwenzahn mit, also das, was leicht zu bekommen war. Abends wurden dann in den Kojen Salate zubereitet, wobei das Grünzeug kleingeschnitten und mit einem Stück Wurst vom Abendbrot, etwas Pastete und Margarine versehen wurde. Manchmal kam etwas aus einem

Paket dazu: Zwiebel, Knoblauch oder sogar ein Apfel. Mit diesem gut gemischten Brei wurden dünne Scheiben Brot bestrichen. Es war immer zu wenig Brot da, da ein gewisser Teil der Rationen vom Blockdienst immer gestohlen wurde. Die schmackhaften Brote füllten den leeren Bauch einigermaßen, dann konnte man inmitten des wütenden Ungeziefers einschlafen. Gab es einmal keine Pakete, so mußte eine Portion Lagermarmelade reichen.« (Jadwiga Trębasiewicz)

Die ausgesuchten und scheinbar unwahrscheinlichen Arten, den Hunger zu stillen, bestätigen, welch wichtige Bedeutung psychische Faktoren für das Überleben des Lagers hatten. Denn der Verzehr von Ungenießbarem oder das Lutschen von wertlosen Substanzen, wie z.B. Saccharin, konnte den Organismus physisch objektiv nicht stärken, sondern mußte im Gegenteil zu schweren Vergiftungen oder Verdauungsstörungen führen. Dazu kam es dann auch in der Tat. Wenn dann die körperlichen Kräfte nicht mehr reichten, setzten psychische Schutzmechanismen ein: Kompensation, Verdrängung, Wunschträume, Phantasien und Sublimierung. Das gab den Häftlingen sogar in extremen Hungersituationen einen Halt und half ihnen, die schwersten Augenblicke zu überstehen und auf bessere Tage zu warten, wenn es nicht mehr so unerhört schwierig sein würde, den Hunger zu stillen.

Die Pathologie des Durstes

Viele Häftlinge heben in ihren Berichten den Unterschied im Erleben von Hunger und Durst hervor. Auch den ärgsten Hunger konnte man irgendwie überlisten, manchmal verschwand das Hungergefühl auch von selbst, ohne daß Nahrung zugeführt wurde. Dagegen gab es nichts, womit man den Durst hätte überlisten können, er verschwand auch nie von selbst. Das Leiden am Durst wurde unvergleichlich stärker empfunden als der Hunger und hat sich auch anders in den subjektiven Erfahrungen der Häftlinge niedergeschlagen. Diese Spur blieb bis heute erhalten.

»Mir scheint, das Gefühl des Durstes muß neben dem Hunger separat behandelt werden. Den Durst empfand ich schmerzlicher als den Hunger...

Als wir in das Lager kamen, warnten uns die älteren Kameraden davor, das Wasser zu trinken, davon bekäme man *Durchfall* (...). Das schien uns paradox, denn unsere Gruppe war in einer schlechteren Lage als die Häftlinge, die in der Strafkompanie geblieben waren. Denn sie gingen täglich zur Arbeit aus dem Lager, sie arbeiteten bei der Soła-Regulierung, konnten also dort Flußwasser trinken und so ihren Durst löschen (...). Manche von uns riskierten es und tranken im Lager Wasser aus den Wasserhähnen. Die meisten erkrankten und starben an *Durchfall* (...). Das schreckte mich ab, und ich trank von diesem Wasser nur wenige Male.

Selbstverständlich war der Durst an heißen Tagen am stärksten. Gerade hatte aber der Sommer begonnen, und es folgten immer mehr heiße Tage aufeinander. Der Durst machte sich besonders stark bemerkbar, wenn man sah, wie Wasser aus dem Hahn floß und setzte noch mehr zu, wenn man beobachtete, wie jemand trank. Ich entsinne mich, was wir durchmachten, als wir den Boden um eine Baracke einebnen mußten, in der SS-Leute saßen. Die Fenster standen offen, und zwei SS-Leute tranken aus gewaltigen Krügen Bier.

Ein Mithäftling aus der Strafkompanie half mir, das Durstgefühl zu mildern. Er zeigte mir, wie er bei der Fremdenlegion in der Sahara gelernt hatte, den Durst zu bekämpfen. Er suchte einen kleinen ovalen Stein und legte ihn sich unter die Zunge. Auch ich bekam einen solchen Stein. Vielleicht war es nur Einbildung, aber der Stein half mir.«

Der gleiche Häftling erlebte den Durst in Bergen-Belsen noch schlimmer, als dort kurz vor der Befreiung das Wasser abgestellt wurde.

»Die Lagerküchen gaben kein Essen und keinen ‚Kaffee' mehr aus. Es ist kaum zu beschreiben, was wir durchmachten. Bereits am dritten Tag schwollen meine Lippen an, danach platzten sie. Die offenen Lippen taten schrecklich weh. Ich bekam Fieber. In der Nacht hatte ich Halluzinationen und Albträume. Ich träumte, daß mir jemand aus meiner Familie ein Glas Wasser reichte, ich streckte die Hand danach aus – und erwachte.

Es ist unmöglich, genau zu beschreiben, was ein derart durstiger Mensch fühlt.« (Jan Starczewski)

»Der unbeherrschbare Durst war für die Bauchtyphus- und *Durchfall*kranken am gefährlichsten. Diese Patienten tranken alles: Wasser aus einem Graben, aus einer Pfütze, ja, sogar nach Urin stinkendes Wasser. Dabei war für sie sogar ein sauberes, aber kaltes Getränk schädlich. Dagegen wirkte ein rechtzeitig verabreichter heißer Tee oder Kaffee, insbesondere mit einem heißen, fast schwarz gerösteten Stück Brot, als Medizin und konnte den Durchfall sofort unterbrechen.

Der Durst war für die Todgeweihten in Block 25 am furchtbarsten, denn die Essens- und Getränkezuteilung für diesen Block war reduziert. So streckten die Häftlinge ihre abgemagerten Arme mit Bechern, Schüsseln oder Flaschen durch die vergitterten Fenster von Block 25 und die Frauen auf der sog. Wiese hörten ein vielsprachiges Jammern und Schreien, das nur ein Wort bedeutete: Trinken! Doch eine Annäherung an Block 25 wurde mit dem Tode bestraft, und so reckten sich die Hände umsonst durch die Gitter...«
(Maria Elżbieta Jezierska)

»Bevor ich meine Gefühle in bezug auf den Hunger beschreibe, möchte ich an den Durst erinnern, der für mich schrecklicher als der Hunger war. Dieses marternde Gefühl lernte ich 1942 in Fort VII in Poznań kennen, als ich mich dort in Untersuchungshaft befand und Fieber bekam. Lippen, Zunge und Hals waren so trocken, daß ich feuchte Teile meiner Kleidung lutschte. Meine Kleider waren naß, weil man mich während des Verhörs mit Wasser überschüttet hatte. Solange ich immer wieder verhört wurde, konnte ich nicht essen. Ich

trank nur Kaffee und dünne Suppen. Erst in der Gemeinschaftszelle bekam ich Hunger. Aber auch dort tauschte ich noch eine Zeitlang einen Teil meines Brotes gegen Getränke, denn der Durst war schlimmer.« (Zofia Cykowiak)

»Ein besonderes Problem war der quälende Durst, der als zusätzliche Marter im KZ angewandt wurde. Morgens und abends erhielten wir einen halben Liter sogenannten Kaffee oder Tee, das war an heißen Tagen entschieden zu wenig. In der Quarantäne erhielten wir noch weniger (einmal täglich einen kleinen Schöpflöffel Sud). Der Rest wurde von den Block- und Stubenältesten gestohlen. Was sie damit machten, weiß ich nicht, wahrscheinlich handelten sie damit. Zwar gab es im Lager genug Wasser, aber dieses Wasser war ungesund und gefährlich, denn es rief tödlichen *Durchfall* hervor. Und das war dann auch die Tortur: Du hast furchtbaren Durst, und es gibt in Reichweite viel Wasser, nur darfst du es nicht trinken, weil du daran kaputtgehst. Du kannst es trinken, erkrankst dann aber und stirbst schließlich.« (Jarosław Warchoła)

»Es schien mir, als könnte ich ein ganzes Meer kalten Wassers austrinken, und nur daran konnte ich denken.

Niemand war damals imstande, über die offizielle Zuteilung hinaus etwas zu trinken zu besorgen. In der Quarantäne gab es keine Wasserleitung, sondern nur einen Brunnen mit der Aufschrift ‚*Kein Trinkwasser – Seuchengefahr*'. Die Kameraden, die die Aufgabe hatten, Wasser in die Küche zu bringen, versuchten heimlich, aus diesem Brunnen Wasser zu schöpfen. Dabei war die Warnung nicht unbegründet. Die meisten ‚Wasserträger' erkrankten an Durchfall, und mancher von ihnen bezahlte seinen Leichtsinn mit dem Leben (. . .).

Ich hatte später noch häufiger Durst, aber solche Qualen, wie ich sie in der ersten Woche nach meiner Einlieferung ins Lager erlebte, hatte ich wohl nie wieder.« (Eugeniusz Niedojadło)

»Schlimmer als der Hunger war der Durst. 1942 gab es in Birkenau nur einen Brunnen, und als sich darin ein Häftling ertränkte, konnte man kein Wasser mehr daraus schöpfen. Zum Waschen und Trinken gab es Regenwasser und im Winter Schnee. Viele Frauen starben vor Hunger und Durst, sie waren vollständig entwässert. Die Griechinnen starben innerhalb weniger Wochen vor Hunger und Durst, an Krankheiten und der Kälte. Täglich wartete eine große Gruppe darauf, daß Block 25 geöffnet wurde, um dort hineinzugehen und zu sterben. Wenn wir das Lager zur Arbeit verließen, aßen wir, was sich nur bot, im Frühjahr Sauerampfer, verschiedene Gräser und Kräuter, und wir saugten den Klee aus.«
(Aniela Turecka-Wajd)

Eine der Befragten schrieb: „Der Hunger war furchtbar, aber tausendmal furchtbarer war der Durst". Diese Feststellung bestätigt, wie stark Hunger und Durst im Lager empfunden wurden. Es wundert uns also nicht, daß Maria Elżbieta Jezierska den Wassermangel an die erste Stelle der von ihr aufgestellten Hungerliste gesetzt hat. Hier ist diese ungewöhnliche Liste:

»Den Hunger im KZ kann man folgendermaßen systematisieren: a) am schlimmsten war der Hunger nach Wasser. Wassermangel rief Zwangsträume hervor: ein fließender Wasserhahn, ein Fluß, ein See, ein Glas Wasser (interessant – niemals Tee oder Milch, nein, immer Wasser); b) der Hunger nach Brot; c) der Hunger nach Kartoffeln (gut durchgekocht); d) der Hunger nach Fetten und Zucker; e) der Hunger nach Früchten, dabei eher nach Äpfeln als anderen Früchten, bei Gemüse besonders nach Zwiebeln, und außerdem Knoblauch, den wir vorher überhaupt nicht roh gegessen hatten; f) der Hunger nach Salz. Angeführt sind sie in der Reihenfolge des Bedarfs, wobei Brot und Kartoffeln immer an erster Stelle standen (. . .).

Neben dem körperlichen gab es aber noch psychischen Hunger: a) den Hunger nach Einsamkeit und Intimität; b) den Hunger nach Religion; c) den Hunger nach Schönheit (darunter auch auf die Natur); d) den Hunger auf Bücher.

An der Grenze von Psyche und Physis stand noch der Hunger nach persönlicher Reinheit und sauberer Umgebung. Dazu gehörte auch der Wunsch, reine Luft zu atmen, die nicht vom Lagergestank verpestet war.« (Maria Elżbieta Jezierska)

Ekel vor Essen

Eines der überraschendsten mit dem Hunger im KZ zusammenhängenden Phänomene war die psychisch bedingte Appetitlosigkeit. Sie kam zwar ausgesprochen selten vor, rief deshalb aber ein um so größeres Erstaunen bei den Mithäftlingen hervor. Wenn auch die Ursache dafür eher in der psychischen Struktur der Häftlinge zu suchen ist, so spielte die Realität des Lagers doch eine erhebliche Rolle.

»Für mich persönlich war der Hunger im Gefängnis oder im KZ nicht das schlimmste Problem. In den ersten Wochen in Ravensbrück konnte ich mich nicht dazu zwingen, diese ekelhaften Suppen zu essen. Schon allein der Geruch der verfaulten Rüben und der zwischen den Zähnen knirschende Sand lähmte mir die Speiseröhre, und ich konnte nicht mal einen Löffel hinunterbringen, wenn mir auch mein Verstand befahl, meinen Magen mit der warmen Flüssigkeit zu füllen. Schon allein die Schüsseln, in die diese ‚Suppe' gegossen wurde, waren schrecklich, sie stanken und waren rostig, da sie ständig feucht waren. Ich lebte also von dem lehmigen Brot mit Zulagen, das ich in kleine Stückchen und außerdem in zwei Portionen einteilte, für Morgen und Abend. Leider lag das Brot manchmal nicht mehr auf meinem Strohsack, da es eine Leidensgefährtin genommen hatte, die den Hunger schlechter aushalten konnte als ich. Brotdiebstahl gehörte zur Tagesordnung, darum aßen die meisten ihr Brot schon abends auf. Für mich war dieses Brot, das ich mit einem Becher heißem Kaffee zu mir nahm, sehr wichtig, da ich im allgemeinen die Mittagssuppe nicht aß. Viele wollten diese Suppe von mir haben, aber ich gab sie immer einem dreizehnjährigen Mädchen (einer Arzttochter aus Warschau), die mit ihrer Mutter

nach Ravensbrück deportiert worden war. Die Tränen flossen der Mutter immer über die Wangen, wenn sie das Mädchen zwei Schüsseln, oder manchmal auch drei, hinunterschlingen sah. Zu Hause hatte sie wohl nicht recht essen wollen ...« (Władysława Wiecha)

»Nachdem ich den Schock überwunden hatte, den das Lager nach meiner Einlieferung in Auschwitz-Birkenau bei mir bewirkt hatte, begann ich auch den Hunger zu fühlen. Aber ich konnte mich nicht überwinden, mich in die Schlange nach der Lagersuppe einzureihen und lebte folglich sechs bis sieben Wochen nur von Kräuteraufguß und dem Brot, die ohne Scherereien (...) bei den Suppenkesseln ausgeteilt wurden. Bei der Ausgabe der Suppe fluchten und prügelten die Blockältesten, und die Häftlinge kämpften um eine der schmutzigen Schüsseln. Sogar mein immer lauter knurrender Magen konnte mich nicht dazu bewegen, in diesem Gewühl mitzumischen. Am Anfang des Sommers 1943 machte sich der Hunger immer stärker bemerkbar. Es traten nun auch Kopfschmerzen und Schwindel, Schwächeanfälle und Bewußtlosigkeit auf. Mir war ununterbrochen kalt. Zu dieser Zeit hätte ich mehr Lagersuppe gegessen, als ich erhielt, aber ich brachte es nicht fertig, um Nachschlag zu bitten. Höchstens, daß eine Stubenälteste ihre Suppe nicht aß, da sie ein reichhaltiges Paket von zu Hause bekommen hatte, und mir ihre Portion anbot.«
(Zofia Cykowiak)

»Ich lag krank im Krankenbau und aß fast einen ganzen Monat lang nichts. Ich trank nur Kaffee und die abscheulichen Kräuter, die Tee sein sollten. Wenn ich mittags die Kohlsuppe roch, wurde mir schlecht. Ich hatte den Eindruck, durch diese Suppe krank geworden zu sein.« (Aniela Turecka-Wajd)

Der Hunger während der Evakuierung des Lagers

Der Aufenthalt im Lager war zuweilen paradox „normal". Wer sich anpassen konnte, wer die im KZ herrschenden Gesetzmäßigkeiten anerkannte, der hatte größere Überlebenschancen. Wer einen bestimmten Platz in der Lagerstruktur, in einem Kreis von Mithäftlingen fand, hatte größere Chancen, zusätzliche Traumata zu vermeiden und vielleicht noch weitere Lebensmittelportionen zu „organisieren". Jede Veränderung dieses monotonen und beschwerlichen Stereotyps bedeutete im allgemeinen eine Verschlechterung der Lage und geringere Überlebenschancen. So eine Veränderung war z.B. die Verlegung in ein anderes Lager oder ein Transport ins Unbekannte. Besonders beschwerlich waren die Lagerevakuierungen in der Zeit vor Kriegsende, da der Gesundheitszustand der überlebenden Häftlinge vor allem durch den Hunger sehr schlecht war. Die langen Märsche in geschlossenen Kolonnen und bei schlechter Witterung, ohne regelmäßige Mahlzeiten, dazu die Unsicherheit und Angst, die diese Märsche immer begleiteten – all das verschlechterte die Überlebenschancen drastisch. Die Häftlinge, die die Evakuierung überlebten, erzählen, daß sie gerade dabei am meisten unter Hunger litten, der schrecklicher war, als in den schlimmsten Zeiten im Lager.

»Am drastischsten verspürte ich den Hunger aber nicht im Lager, sondern während der Evakuierung des Lagers Lengenfeld im April 1945. Wir waren drei Wochen unterwegs. Für den Weg ‚versorgte' man uns mit einem Laib Brot, der trotz der größten Bemühungen und Vorsätze schon in zwei Tagen aufgegessen war. Im Laufe der drei Wochen erhielten wir zwei- oder dreimal etwas Suppe und einmal ein paar gekochte Kartoffeln für jeden. Gegen Ende der Evakuierung versuchten wir, den Hunger zu überlisten. Wir lutschten die Wurzeln von Wiesenpflanzen oder aßen rohe Kartoffeln, die wir so fanden. Bis heute kann ich nicht verstehen, auf welche Weise ich damals dem Hungertod entging. Die einzige Erklärung, die sich hier anbietet, wäre, daß die Psyche einen einfach unglaublichen Einfluß auf den körperlichen Zustand hat. Wir merkten, daß der Krieg seinem Ende entgegenging und unsere Befreiung sehr nah war. Während der Evakuierung marschierten wir etwa 100 km unter schwierigsten Bedingungen und übernachteten häufig auf feuchten Wiesen, dazu kam noch wechselhaftes Wetter: Regen, Schneeregen und Bodenfrost. Unser Leben war unaufhörlich bedroht, das geringste Anzeichen von Schwäche war Anlaß, sofort erschossen zu werden (...). Nur wenige von uns überlebten diese furchtbarste Kraftprobe.« (Jan Myczkowski)

»Am unerträglichsten war für uns der Hunger während der Evakuierung des KZ Buchenwald, die am 14. April 1945 begann und für mich und meine fünf Kameradinnen bis zum 1. Mai dauerte, als wir völlig erschöpft waren und ohne uns um die Folgen zu scheren bei einem Halt der Kolonne in ein Wäldchen sprangen und dort blieben. Vorher waren wir zwei Wochen lang täglich ein paar Dutzend Kilometer weit getrieben worden, obwohl die Ost- und die Westfront immer näher kamen und den Raum einengten. Wir erhielten keine regelmäßigen Lebensmittelrationen. Wenn wir während der Marschpausen ein Feuer machen durften, dann kochten wir in Konservendosen Wasser mit Sauerampfer, und dieses Wasser ohne Salz, von dem es auch nicht genug gab, war unsere Mahlzeit.

Bei einem Halt in einem großen Gut wurde uns in großen Tonnen Suppe gebracht, alle drängten sich mitleidslos um die Tonnen, aber es reichte nicht für alle. Ein anderes Mal kamen Lastkraftwagen auf die Wiese gefahren, mit Mistgabeln wurden rohe Rüben zwischen uns geworfen. Es war ein gräßlicher Anblick, wie die Meute halb verhungerter Menschen sich niedertrat und sich gegenseitig die ergatterten Rüben aus den Händen riß. Viele Häftlinge wurden zu Tode getrampelt. Ich blieb damals abseits stehen und verzichtete darauf, auch nur eine Rübe zu erobern. Zwei von uns fünf brachen leider nervlich zusammen und wollten, völlig erschöpft, liegenbleiben. Das hätte den sicheren Tod bedeutet (...). Zu dritt strengten wir uns also unglaublich an, für sie etwas zum Essen zu bekommen, zwangen sie, aufzustehen und schleppten sie an den Schultern mit.

Nur einmal war die Lebensmittelverteilung gut organisiert, wenn auch unter dramatischen Bedingungen. Wir mußten in

irgendeiner Ortschaft halten, einem Dorf, in dem es große Betriebe oder Lagerhallen gab. Wir lagerten auf einer Wiese am Wald. In der Nacht gab es einen Wolkenbruch, so erlaubte man uns gegen Morgen, Zweige zu sammeln und Feuer zu machen, so daß wir uns wenigstens etwas trocknen und mit heißem Sauerampfer-Wasser aufwärmen konnten. Es wurde uns angekündigt, daß wir von der dortigen Bevölkerung ungekochte Kartoffeln erhalten würden. Statt dessen kamen Bombenflugzeuge, es gab Explosionen und alles wurde furchtbar vernichtet. Die Einwohner fingen an, uns voller Haß zu bedrohen und forderten, daß wir sofort weiterziehen sollten. Dabei hatten wir noch am Vortag, als sie aus der Entfernung zu uns herüberschauten, wie wir kraft- und bewegungslos auf dem Gras lagen, den Eindruck, sie hätten Mitleid mit uns und wollten deshalb Kartoffeln für uns sammeln.

Ein paar Stunden später wurden wir in Fünferreihen aufgestellt und empfingen im Vorübergehen für je fünf Personen eine kleine Fleischkonserve, einen Löffel ungekochten Reis und zwei rohe Kartoffeln. Mit diesem Proviant machten wir uns wieder auf den Weg, begleitet von den verzweifelten, aber auch haßerfüllten Blicken der Frauen, die auf kleinen Handkarren die Kartoffeln für uns herangeschafft hatten.

Der endlose Marsch ohne Nahrung und Schlaf sowie die körperliche Anstrengung dezimierten unsere Reihen. Am Weg und bei jedem Aufenthalt hinterließen wir Leichen oder noch lebende Skelette, die die SS-Leute mit einem Schuß erledigten. Ich kann bis heute nicht begreifen, wie ich überleben konnte. Ich bewegte mich wie ein Automat. In der Nacht schien es mir, an Häusern und einer Art Zaun vorbeizugehen, am Horizont erblickte ich Türme – dabei waren wir auf freiem Feld. Mein Lebenswille war aber noch stark, ich versuchte auch meine Gefährtinnen mitzuziehen und zu trösten. So konnten wir alle fünf zu unseren Familien zurückkehren.«
(Władysława Wiecha)

»Am zweiten Tag des Todesmarsches bereiteten sich die Buchenwalder Häftlinge im Straßengraben ihr Lager. Ich habe keine Ahnung mehr, ob wir damals etwas aßen oder tranken. Aber ich sehe noch deutlich Szenen vor Augen, wie ich sie auf der Fahrt davor nicht beobachten konnte: damals wurde ein von einem SS-Mann ermordeter Kamerad noch geachtet. Die größere Aushungerung machte jetzt aber die letzten Reste von Menschlichkeit in den Häftlingen zunichte. Ein Gefangener mit zersplittertem Schädel zitterte noch, da fiel schon ein ausgehungerter Gefährte über ihn her und zerfetzte seine Taschen, um etwas zu essen zu finden. Manchmal fand er auch etwas, oft waren die Taschen aber leer, und es fand sich ein fröhlicher SS-Mann, der den zweiten Häftling mit einem treffsicheren Schuß neben den ersten legte.

Einmal schien es, als hätten sich Häftlinge selbst den Platz für den Tod gesucht. Im Straßengraben gab es eine größere Ausbuchtung. In der Nähe stand eine Informationstafel. In der Grube lagen vier Leichen quer übereinander. Einem war etwas Getreide aus der Tasche gerieselt. Bei diesem Anblick sprangen einige Häftlinge los. Auf einen Warnruf eines SS-Manns hielten sie sich bis auf einen zurück, der über die Leichen herfiel. Hockend langte er nach dem Getreide und stopfte es sich in den Mund. Der SS-Mann lachte, drohte dem Häftling mit dem Lauf, und gab dann einen Schuß ab. . .« (Stefan Krupa)

Die Störung des gewohnten Alltags im Lager führte zur Zunahme von asozialen und aggressiven Verhaltensweisen. Disziplinverstöße der Häftlinge bewirkten eine um so größere Aggression der Funktionshäftlinge. Außerhalb der Strukturen des Lagers konnten sie noch strafloser vorgehen, denn sie wurden nicht von Vorgesetzten kontrolliert. Sie ließen also auch unmotivierte Aggressivität frei an den Häftlingen aus. Die „Evakuierungsmärsche in die Freiheit" erwiesen sich eher als Märsche in einen schnelleren Tod, sie führten zu extremer Erschöpfung und furchtbarem Hunger, der manche Häftlinge sogar dazu trieb, sich am Fleisch ihrer toten Kameraden zu vergreifen.

»Ich möchte mich mit dem Hunger befassen, der uns während der Evakuierung aus dem KZ Sachsenhausen begleitete. Ich kann nicht mehr sagen, wie lange dieser Marsch dauerte. Der Zeitbegriff war uns verlorengegangen. Vielleicht dauerte er zehn Tage, vielleicht auch länger.

Für den Weg wurden wir mit einer Brotration für zwei Tage ausgestattet. Wir waren ein Haufen unterernährter Menschen, aber wir waren noch keine ‚Muselmänner'. In Gruppen zu einigen hundert Mann gingen wir unter Bewachung nach Norden. Aus Andeutungen entnahmen wir, unser Ziel sei die Ostseeküste. Dort sollten wir vom Internationalen Roten Kreuz nach Schweden gebracht werden (. . .). Diese, wie sich später herausstellte, falschen und perfiden Gerüchte sollten uns dazu bringen, uns den Anordnungen der SS unterzuordnen. Manche von uns glaubten daran, obwohl die öffentlichen Exekutionen der Häftlinge, die aus Krankheit oder Schwäche beim Marsch nicht mehr mithalten konnten, dem entgegenstanden.

Mehrere zehntausend Häftlinge bewegten sich in kleineren oder größeren Gruppen täglich etwa 20–30 Kilometer durch den breiten Korridor zwischen Ost- und Westfront in Richtung Norden. Während des Marsches erlaubten die SS-Leute, die uns bewachten, keine Rast. Wir durften weder essen noch trinken, auch austreten war verboten. . . Alle paar Stunden hielten wir für wenige Minuten an, zumeist auf offenem Feld außerhalb von Ortschaften, niemals aber in der Nähe von Häusern, Flüssen oder Bächen.

Siedlungen mußten wir umgehen, wodurch wir häufig große Umwege machten. Der auszehrende Marsch ging im Schnekkentempo voran.

Ich erinnere mich, daß unsere Kolonne einmal unter Fliegerbeschuß geriet. Wir wußten nicht einmal, ob das die Engländer, die Amerikaner oder sogar die Deutschen waren. Sie schossen mit Maschinengewehren auf uns. Unter Beschuß geriet auch ein Fuhrwerk mit zwei Pferden. Eine Schußserie tötete den Fuhrmann und die Pferde. Als die Pferde zu Boden gingen, warf sich ein Haufen Häftlinge auf die noch zuckenden Leiber. Mit den Händen wurden die Tiere zerrissen und das Fleisch wanderte blitzschnell in die Münder. Nach einigen Minuten blieb nur noch der Wagen mit dem toten Fuhrmann

auf der Straße, daneben lagen die fast sauber abgenagten Knochen der zwei Pferde...

Doch nicht alle unsere Versuche, Nahrung zu bekommen, gingen so gut aus. Ich erinnere mich, daß wir an einer Reihe von länglichen Erdhaufen vorüber gingen (...). In dem Moment warf sich eine ganze Gruppe auf die Mieten und begann, sie mit bloßen Händen aufzugraben. Die Erde war hart, unsere Hände bluteten. Doch der Hunger gab uns Kraft, und wir vergaßen die Schmerzen. Bald kamen die Kartoffeln zum Vorschein. Die ersten aßen wir gleich. Wer konnte, stopfte sich die Taschen mit den Kartoffeln voll. Die SS-Leute riefen uns zu, damit aufzuhören, als das nicht half, schlugen sie uns mit dem Gewehrkolben, aber auch das hatte nicht den gewünschten Erfolg. Da gingen die SS-Leute ein paar Schritte zurück und gaben eine Salve ab, ohne noch einmal zu warnen, direkt in die Menge hinein. Ein paar wurden getötet, aber wir ließen noch nicht ab. Erst die zweite und die dritte Salve, die etwa zwanzig Häftlinge tötete, machten uns bewußt, daß wir alle erschossen würden, wenn wir uns nicht zurückzögen (...). Ein paar SS-Leute gingen zu den Mieten und erledigten mit Revolverschüssen die verwundeten Häftlinge. Danach kehrten sie zu uns zurück. Wir haben es nicht verstanden, aber wir wurden nicht gezwungen, die geraubten Kartoffeln zurückzugeben. Vielleicht waren die SS-Leute zu der Überzeugung gekommen, die Kartoffeln seien ausreichend bezahlt worden. Unsere ausgehungerten und leeren Mägen konnten dann übrigens die roh hinuntergeschlungenen Kartoffeln nicht vertragen, und viele der Unglücklichen, die mit Taschen voller halbverfaulter Kartoffeln so knapp dem Tod entgangen waren, mußten dann doch mit ihrem Leben bezahlen.

Am tragischsten war die letzte Zeit unseres ‚Marsches in die Freiheit' (...). Oft konnte man auf dem Rücken liegende Häftlinge beobachten, die mit offenen Augen schliefen und überhaupt nicht auf Licht reagierten. Vor dem Einschlafen konnten die Augen nicht geschlossen werden, weil das einen Sturzbach von Gedanken hervorrief, blitzartig legte sich ein Bild über das andere, eine ganze Farbskala explodierte, wobei ein scharfes Rot vorherrschte. Das Gehirn arbeitete intensiv und fand keine Erholung in einem besänftigenden Schlaf. Dieser Zustand dauerte zuweilen einige Stunden. Wenn dann der ersehnte Schlaf endlich kam, war es kein Erholungsschlaf, sondern eher eine Art Ohnmacht. Wenn wir aufwachten, waren wir genauso erschöpft wie beim Hinlegen, nur begann alles wieder von vorn (...).

Aber das war nicht das Schlimmste. Wenn wir rasteten, starben einige von uns entweder an Erschöpfung oder an Krankheiten, oder sie wurden von der Eskorte bei Fluchtversuchen – das konnte auch ein Selbstmord sein – erschossen. Die Leichen wurden auf einen Haufen gelegt und jeden Morgen vor dem Weitermarsch in einem gemeinsamen Grab beerdigt. Es war uns aufgefallen, daß manche Häftlinge sich kräftiger fühlten, sich aber gleichzeitig merkwürdig verhielten, sie konnten uns nicht in die Augen sehen. Die Sache klärte sich bald auf. Es stellte sich heraus, daß sie aus den Leichen der gestorbenen Leidensgefährten Fleischteile herausgeschnitten hatten. Heute ist schwer zu sagen, wie viele Häftlinge von Leichen aßen. Es ist nicht leicht, darüber zu sprechen oder auch nur nachzudenken, aber vielleicht hat es manchem von uns geholfen, bis zur Befreiung durchzuhalten (...).

Dann kam der 3. Mai 1945. Es ist paradox, aber wir hatten ein besseres Schicksal als andere Gruppen, die bis an die Küste vorgedrungen waren und zusammen mit der Begleitmannschaft versenkt wurden.« (Mieczysław Dembowski)

Wunschvorstellungen und Träume über das Essen

Bei der Dokumentation der psychologischen und psychopathologischen Aspekte des Hungers im Konzentrationslager darf die Sphäre der Wunschvorstellungen und Träume nicht außer Acht bleiben. Das Leiden des Hungers drang, wie die durchlebte Angst, tief in das psychische Leben der Häftlinge ein und erfüllte auch ihre Traumvorstellungen. Dabei spielten diese eine zwiespältige Rolle: entweder verlängerten sie die im Wachzustand durchlebte Hungerqual, oder sie bildeten einen zusätzlichen Schutzmechanismus, wenn man wenigstens im Traum Hunger oder Durst stillen konnte. Leider gab es nur wenige dieser Träume.

Eine weitverbreitete Art, dem Hunger zu entfliehen, waren Wachträume und Phantasien über ausgesuchte Gerichte. Oft dachten die Häftlinge beharrlich an ein bestimmtes Gericht, das sie nach der Befreiung aus dem Lager genießen wollten.

»Erst jetzt, nachdem ich das Revier verlassen hatte (Anfang Januar 1943), spürte ich zum ersten Mal den ekelhaften Geschmack verfaulter, kalter, ungeschälter Kartoffeln, klein wie Nüsse, von denen wir 5 bis 6 Stück bekamen, und des ebenso grauenvollen und kalten Kräutertees, der mit den Kartoffeln unser Frühstück bildete. Ich hielt mich schwankend aufrecht und aß die Kartoffeln mit der Pelle, in der angeblich viele Vitamine waren. Das lehrten uns die Häftlinge, die schon lange im Lager waren. Man mußte essen, man durfte nicht resignieren. Die Umstände bestimmten, daß man sich einreden, daß man sich und andere davon überzeugen und den autoritativen Behauptungen glauben mußte, die Kräuter seien gesund, kalte Kartoffeln hätten noch niemandem geschadet, man benutzte sie ja auch zum Salat. Phantasie und Suggestion kennen keine Grenzen, davon kann man sich nur unter schwierigen Bedingungen überzeugen. Es war bequem und angenehm, davon zu träumen, daß man uns zur Feldarbeit Kessel mit schmackhafter, heißer Suppe bringen würde, in der diesmal bestimmt große Fleischstücke schwimmen würden; die Kartoffeln würden duften, die ganze Mahlzeit würde reichhaltig, schmackhaft und dick sein. Wir werden noch nicht aufgegessen haben, schon denken wir an das Abendbrot. Ab heute wird das Brot besser sein, wir bekommen ein größeres Stück Wurst als ‚*Zulage*'. Außerdem bekommen wir Pakete, es wird etwas eingeschmuggelt und vielleicht... Manche Häftlinge mit blühender Phantasie hatten ständig neue Einfälle.

Wie anders sah dagegen die Wirklichkeit aus. Eigentlich waren alle Zutaten da, nur ganz anders. Die kalten Kartoffeln

zum Frühstück riefen eine Magenverstimmung hervor, die Suppe war dünn und kalt, die mutigsten von uns baten um Nachschlag und bekamen oft nur den Stock zu spüren. Das Brot zum Abendessen war in der Menge unverändert, nur mehr Sägespäne drin, angeblich Maismehl, die ‚*Zulage*' weiter verschwindend klein.

Wenn ich auch die Zeit zwischen Frühstück und Mittag relativ gut überbrücken konnte, so wurden die Stunden nach dem Mittagessen unendlich lang. Andererseits hatte ich Angst vor der Rückkehr ins Lager, denn fast täglich erwarteten uns tragische Überraschungen.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Es fehlte mir ständig irgend etwas, etwas, das ich nicht beschreiben konnte, etwas, was ich mir damals nicht bewußt machen konnte. Es fehlten mir ständig Zucker oder andere Süßigkeiten. Ich träumte von Zwiebeln, Knoblauch, Früchten, Milch, Eiern und vielen anderen Köstlichkeiten. Doch dieses Gefühl trat nur auf, wenn ich den normalen, den allgemeinen Hunger nicht verspürte. Heute weiß ich, daß der Mangel an Vitaminen, Mineralien und Mikroelementen dieses seltsame Gefühl hervorrief. Denn das alles enthielt unser Lageressen nicht.« (Eugeniusz Niedojadło)

»Nach der Arbeit sprachen wir über das Essen, darüber, daß wir später in der Freiheit Kartoffeln bis zum Platzen essen würden, denn wenn wir auch in den Kartoffelfeldern arbeiteten, so waren die doch nicht für uns bestimmt. Wir träumten von einer guten Erbsensuppe, von Zwiebäcken, von Früchten, von Kartoffelknödeln, von Gemüse, Süßigkeiten und Zucker.« (Stanisława Buda)

»Bis zuletzt träumte ich im KZ von Nudeln und Makkaroni mit Käse. Immer wieder erzählte ich: Wenn ich nach Hause komme, bitte ich zuerst um eine tiefe Schüssel voller Makkaroni mit süßem Quark. Auf keinen Fall darf das ein Teller sein, es muß eine tiefe Schüssel sein und, bitte, nicht zu klein.« (Józef Ludwig)

»Warum habt ihr mich aufgeweckt, ich hatte einen so schönen Traum. Ich träumte, ein ganzes Faß voll Lagersuppe zu haben", schreibt Jarosław Warchoła in seinem Bericht über einen Juden im KZ, der nach dem Aufwachen erkennen mußte, daß sein Traum nicht Wirklichkeit war, und wie ein Kind zu weinen begann.

„Der große Essenmangel tötete die Menschen physisch und psychisch; das Essen bildete den einzigen Gedanken der Häftlinge am Tage und in der Nacht. Wenn die Häftlinge im Schlaf redeten, hörte man häufig Worte über die geliebte Mutter oder Frau und über das Essen. Besonders in den ersten Tagen im KZ war das zu beobachten. Das Essen verfolgte einen im Traum bis zuletzt. Manche verwünschten diese Träume, andere taten sich im Traum an Tischen gütlich, die mit Essen überladen waren.« (Stefan Krupa)

»Es war für mich immer eine große Erleichterung, wenn ich mich abends ganz waschen und anschließend schlafen legen konnte. Ich erinnere mich, daß ich sehr oft den gleichen Traum im Lager hatte: Ich saß am Tisch und wartete höchstwahrscheinlich auf das Essen, aber der Tisch blieb immer leer, niemals gab es etwas zu essen oder zu trinken.« (Kazimierz Borowiecki)

»Das war eine Art Propaganda, die die Nahrung ersetzen und den Hunger abtöten sollte. Der Hunger griff immer an, ob man wachte oder schlief. Mein häufigster und vielleicht einziger Traum war, daß ich eine Scheibe Brot mit Butter und Käse sowie Kartoffeln mit Fett usw. aß. Dabei war es mir fast nie möglich, den Hunger damit zu stillen, oft half mir der Schlaf, ein freundschaftliches Gespräch und vor allem die Hoffnung.« (Stanisław Takuski)

»Nach diesen Erlebnissen bin ich bis heute apathisch, schläfrig und schwerfällig und fühle so eine Angst in mir. Wenn ich die Straße entlang gehe, scheint es mir, daß mir jemand folgt. Wenn ich mich dann umschaue, bin ich allein auf der Straße. Manchmal träume ich, daß ich Brot oder Kartoffeln stehle, dann wieder, daß ich erschossen werden soll. Ich fange an zu schreien oder ich fliehe. Wenn ich dann aufwache, liege ich auf dem Fußboden. Solche Träume quälen mich, und manchmal möchte ich dann Schluß machen.« (Wacław Flakiewicz)

Verschiedene mit dem Essen zusammenhängende Angewohnheiten haben sich noch viele Jahre nach der Befreiung aus dem KZ erhalten. Auch die mit dem Essen und dem Hunger zusammenhängenden Träume haben als häufiges Element von Albträumen überdauert. So macht sich der im KZ erlebte Hunger noch heute trotz ausreichenden Essens bemerkbar.

Hungerillusionen

Ein extremes Symptom der Hungerkrankheit waren Störungen im psychischen Bereich, die zuweilen die Intensität einer Psychose erreichten; sie äußerten sich zumeist als Wahrnehmungsstörungen in Form von Einbildungen und Halluzinationen. Ihr charakteristisches Merkmal war, daß sich darin das Wunschdenken der Häftlinge äußerte, also das ungestillte Verlangen. Im allgemeinen hatten die Gefangenen eine kritische Einstellung zu diesen Erfahrungen und konnten die reale Welt leicht von der Welt der Krankheit trennen.

»Wie die Häftlinge erzählten, hatte jeder visuelle Halluzinationen und sah in verschiedenen Gegenständen oder Sachen Nahrungsmittel. Mir setzten die Ziegel stark zu, die wir in der Kette weiterreichten. Sie hatten eine bauchige Form und ich sah sie als kleine Brote, als längliche Brotlaibe. Baumwurzeln sah ich als Würste oder andere Fleischwaren. Jede Enttäuschung endete dann in einem unangenehmen Gefühl. Trotzdem konnte man diese Halluzinationen nicht vermeiden.« (Stefan Krupa)

»In den ersten Tagen im KZ hatte ich furchtbar gegen den Durst zu kämpfen. Ich kam am 14. Juni [1940] nach Auschwitz, einem extrem heißen Tag. An diesem Tag erhielten wir morgens nichts zu trinken (. . .).

Die SS-Männer von der Begleitmannschaft (. . .) zogen von Zeit zu Zeit ihre Feldflaschen mit Kaffee oder Tee hervor und tranken, doch keiner gab uns etwas ab. Es war auch unmöglich, daß einer von uns an das Fenster im Waggon gehen und jemanden um Wasser bitten konnte. Nachdem wir dann im Konzentrationslager Auschwitz angekommen waren (. . .), war überhaupt nicht daran zu denken, auch nur ein klein wenig Flüssigkeit zu bekommen. Vom Abendessen oder einem Tropfen Flüssigkeit war keine Rede, obwohl wir Kessel mit einer heißen Flüssigkeit sahen.

Mein Mund war ausgetrocknet und die Zunge war derart geschwollen, daß ich nicht sprechen konnte, die Worte wurden vollständig verunstaltet. An das Essen konnte ich gar nicht denken, ich wäre auch nicht imstande gewesen, einen einzigen trockenen Bissen hinunterzubringen. Ich dachte nur daran, womit ich meinen Mund anfeuchten könnte.

Ich pflückte ein paar ärmliche und halbvertrocknete Grashalme, legte sie in den Mund und hoffte, daß sich dadurch Speichel bilden würde, der den Mund anfeuchten sollte. Aber auch das half nicht. Der Sand knirschte im Mund und bildete mit dem restlichen Speichel einen schlammigen Brei, den ich nur schwer von der Zunge abbekam, wenn ich das Taschentuch zu Hilfe nahm. Wir wurden für irgendwelche eingebildeten Übertretungen damit bestraft, daß wir an diesem Tag nichts zu essen und zu trinken bekamen.

(. . .) Der Durst war so furchtbar, daß manche den Verstand verloren. Im Korridor waren Kessel mit Tee aufgestellt worden, aber gleichzeitig wurde uns verboten, uns den Kesseln auch nur zu nähern.

Trotz der Angst hielten dies die meisten von uns nicht aus. Wir schlichen zu den Kesseln und tranken selig aus der Hand (. . .). Ein durch die Bewegung alarmierter SS-Unteroffizier sprang mit dem Revolver in der Hand in den Saal, befahl in einem Atemzug ‚Auf! Nieder! Auf! Nieder!' und drohte, uns ohne Warnung zu erschießen, wenn sich irgendwer vom Boden erheben sollte.

In dieser Nacht tat ich kein Auge zu. Ich machte schreckliche Martern mit Halluzinationen nach Art der Fata Morgana durch. Es schien mir, daß ich mit einer Karawane durch eine endlose Wüste ziehe und nirgends auch nur ein Tropfen Wasser aufzutreiben ist. Von Zeit zu Zeit erschien in der Ferne das Bild einer Oase, aber wenn ich mich ihr näherte, verschwand sie, und es blieb nur der endlose Sand.

Ich werde niemals vergessen, mit welcher Wonne ich nach dem Morgenappell meine Portion des sogenannten Tees trank. Es schien mir, daß ich für noch eine solche Portion die Hälfte meines Lebens geben würde.

Während ich eine Woche in der Quarantäne war, hatte ich keinen besonderen Hunger und die mir zugeteilten bescheidenen Portionen reichten mir völlig. Aber ich hatte wie meine Kameraden die ganze Zeit starken Durst.«
(Eugeniusz Niedojadło)

»Fast täglich begleitete mich irgendein Leckerbissen auf dem Weg zum Lager. Beispielsweise sah ich ganz deutlich kleine Gläschen mit Honig, die in der Luft schwebten. Manchmal gelang es mir, ein Glas zu erhaschen, dann leckte ich den Honig und labte mich an ihm und versuchte gar nicht, mit den Gedanken wieder in die Realität zurückzukehren. Ein anderes Mal stolperte ich über Wurststücke. Es gab soviel davon, daß man mit vollen Händen hineingreifen und davon essen konnte. Zuweilen sah ich auch gekochte Eier, dann wieder Kaiserbrötchen von Weiss (eine Bäckerei in Nowy Targ). Ich aß diese ausgesuchten Leckerbissen den ganzen Rückweg zum Lager lang, manchmal merkte ich gar nicht, wie ich bis vor das Tor gekommen war. Das Tor rief mich dann immer wieder in die Realität zurück. Ich mußte mein Land, wo Milch und Honig fließen, verlassen. Aber ich war nicht enttäuscht oder traurig. Mit der Zeit gewöhnte ich mich daran und betrachtete den Rückweg nicht als ‚Leidensweg', wo der Hunger einem durch und durch ging, sondern als ‚Weg der ausgedachten Gerichte'.

Dieser Zustand unwirklicher Träume hielt jedoch nicht lange an. Der Organismus begann gegen die Lügen, die ich schließlich selbst ausdachte, zu revoltieren. Wurst, Brötchen und Honig erschienen von selbst, ohne meinen Anteil. Ich mußte mit ihnen fertig werden und mich von ihnen trennen, denn die Enttäuschung wurde immer schmerzlicher.

Wenn ich heute mein damaliges Schicksal aus dem zeitlichen Abstand betrachte, so muß ich feststellen, daß ich mir schon nach einem Monat im KZ, als ich sein System erkannt hatte, darüber klar war, daß sich meine Persönlichkeit in zwei deutlich verschiedene psychische Gestalten in einem Körper gespalten hatte. Die eine Gestalt war schmutzig, verlaust und hungrig und stand unter dem Einfluß der Umgebung, die geprägt war von Sterbenden und Wehrlosen, und ich hätte bitterlich weinen können, wenn die Tränen nicht längst versiegt wären; diese Gestalt suchte die Rettung in einer irrationalen Welt der Einbildung und Träume; die andere Gestalt war real, hart und unnachgiebig gegenüber der eigenen Schwäche und konnte aus dem Zureden der erfahreneren Kameradinnen all das herausfiltern, was sie aufrichtete und es ihr nicht erlaubte, unter der Last zusammenzubrechen.«
(Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

Es ist schwer zu entscheiden, ob die schillernden Erfahrungen dieser ehemaligen Häftlinge ein Symptom der Hungerkrankheit oder ein Ausdruck der besonderen psychischen Bedürfnisse waren. Dabei ist die beschriebene „Aufspaltung der Persönlichkeit in zwei deutlich verschiedene psychische Gestalten in einem Körper" das beste Beispiel für den sog. KZ-Autismus, den Antoni Kępiński als den Grundmechanismus zum Überleben des KZ erachtet. Es zeigte sich, daß der Ansturm traumatischer Faktoren im KZ zuweilen so stark war, daß die Flucht die einzige Verteidigung war, die Flucht in eine unwirkliche Welt, in eine „irrationale Welt der Einbildung und Träume". Obwohl diese Welt pathologische Züge trug, war der Mechanismus, der sie in Gang setzte, doch ein Schutzmechanismus. In der Wirklichkeit des Lagers war häufig sogar die Welt der Psychose erträglicher und milderte das Leiden. Vom

psychiatrischen Gesichtspunkt aus war das eines der dramatischsten Paradoxe in den Konzentrationslagern.

Hunger und Selbstmord

Selbstmordgedanken oder -pläne hängen meist mit einer schlechten Gemütsverfassung zusammen, also mit Melancholie. In den verschiedensten Situationen hatten die Häftlinge damit zu tun, am meisten quälte sie jedoch die psychisch gebrochenen Gefangenen, die die Hoffnung aufgegeben hatten, das Lager zu überleben.

»Ich erinnere mich, daß eine Portion Brot mich vor dem endgültigen Zusammenbruch bewahrte. Das war im Spätherbst 1942. Das Lager Birkenau versank im Schlamm. Ich mußte immer noch zur Feldarbeit gehen. Verfroren und hungrig wie ich war, wurde ich immer apathischer. Eines Abends befand ich mich in der Nähe der Baracken des Krankenreviers. Vor dem Tor lagen im Schlamm mehrere Leichen, in der Luft herrschte ein fürchterlicher Gestank. In dem Moment packte mich, das einzige Mal im KZ, die Sinnlosigkeit dieses Daseins. Blitzschnell zuckte ein Gedanke durch mein Hirn: Der Zaun! Ich mußte nur über den Graben springen. Niemand befand sich in der Nähe. Mit großer Mühe zog ich die Füße aus dem Schlamm, als mir das endlich gelungen war, stand eine mir bekannte Krankenschwester vor mir. Sie sprach mich an, ich reagierte aber nicht. Sie begriff sofort, daß es nicht gut um mich stand, lief in den Block zurück und kam gleich wieder heraus. Sie drückte mir eine Portion Brot in die Hand und befahl mir, am nächsten Tag wiederzukommen. Heute glaube ich, daß ich mit dem Stück Brot auch den Glauben an den Menschen wiederbekam. Auch eine solche Bedeutung konnte also ein Stück Brot im KZ haben.« (Stanisława Piąty)

»Ich wurde immer ausgehungerter, besonders seit ich mindestens einmal im Monat Durchfall bekam. Die Haut sonderte einen stinkenden Schweiß ab, was für mich um so schlimmer war, da ich eine sehr empfindliche Nase habe. Das Zahnfleisch schwoll an und die Zähne wackelten. Den Urin konnte ich kaum noch zurückhalten. Ich entwickelte mich immer mehr zum ‚Muselmann', gleichzeitig dachte ich immer öfter an Selbstmord. Sehr oft mußte ich meinen ganzen Willen aufbringen, um nicht in den Zaun zu gehen. Dieser Zustand dauerte bis zum Sommer 1942 an.« (Stefan Świszczowski)

»Im KZ Mauthausen-Ebensee machte ich ein wahrhaftes Hunger-Gehenna durch. Von Januar bis Mai 1945 arbeitete ich schwer im Steinbruch. Bei dem katastrophalen Mangel an Nahrung zehrte das meine Kräfte völlig aus. Ich wog damals nur noch 39 Kilogramm. Die achtzig Gramm minderwertigen Brotes, die wir als Ration bekamen, mußten den Organismus zerstören. Ich war damals apathisch und dachte an Selbstmord. Mit übermenschlicher Willenskraft kämpfte ich dagegen an und glaubte an die Errettung, die dann durch den *Lagerschreiber* Albert, einen Franzosen, kam. Er gab mir ein halbes Brot und ein Schälchen Marmelade und verschrieb mir drei Tage ‚*Blockschonung*'. Das half mir, die kritische Phase der Schwäche zu überwinden.« (Alfons Wrona)

Aus früheren Studien über Selbstmord in den Konzentrationslagern wissen wir, daß Selbstmordpläne nicht immer so günstig ausgingen, wie in den eben zitierten Berichten. Tod durch Selbstmord war keine Seltenheit und geschah in den Konzentrationslagern unter den ungewöhnlichsten Umständen.
(Ryn und Kłodziński, 1976)

Nekrophagie

Das Essen von Menschenfleisch, zumeist als Nekrophagie bezeichnet, ist äußerst selten, da ihm in den meisten Kulturen bestimmte ethisch-moralische und sittliche Normen entgegenstehen. Wenn es in Konzentrationslagern Vorkommnisse dieser Art gab, so war das zweifelsohne selten und ein extremes Symptom dieser Psychopathologie des Hungers. Weder in der KZ-Literatur noch in den vorliegenden Berichten finden wir eine Beschreibung der subjektiven Seite dieses Phänomens. Ein gesunder Mensch ist gewöhnlich nicht imstande, das zu begreifen. Man kann nur vermuten, daß etwas sehr Ungewöhnliches mit dem Menschen geschehen sein mußte, der bereit war, Menschenfleisch zu essen. Die im Rahmen dieser Enquete zusammengetragenen Berichte beschreiben z.T. solche Vorkommnisse, die bei anderen Personen beobachtet wurden.

»Wie furchtbar der Hunger im Lager war, kann man daraus ersehen, daß es zu Kannibalismus kam. Beispielsweise kam ein (. . .) Häftling zu mir und bot mir ein Stück Fleisch gegen eine Zigarette an. Ich hatte natürlich keine Zigaretten, aber es erstaunte mich, woher er unter den schwierigen Umständen Fleisch hatte. Das klärte sich bald. Denn beim Abendappell fehlte ein Häftling. Die Suche nach ihm endete bei einer Baracke, wo man ihn stark zerstückelt fand.« (Alfons Wrona)

»Die letzten beiden Tage hatten mit ihren furchtbaren Erlebnissen alles in mir abgetötet. Als ich noch in Freiheit war, hatte ich Fleisch nur widerwillig gegessen. Fettes Fleisch und Schmalz nahm ich gar nicht zu mir. Hätte ich es mir leisten können, so hätte ich vegetarisch gelebt (. . .). Wenn ich dagegen im KZ zuweilen ein menschliches Gehirn neben einem zerschmetterten Schädel sah, verfolgte mich immer wieder der Gedanke: ‚Wäre ich jetzt allein, ich würde dieses Gehirn auf ein Blech legen und braten.' Ich konnte mich dieses Gedankens nicht erwehren. Das war der Hungerwahn und nicht mehr mein Verstand, das war nicht mehr ich.

Ich entschuldige heute zivilisierte Menschen, wenn sie unter ähnlichen Bedingungen zum Kannibalismus kamen. In dieser Lage verliert man die Eigenschaften, die man vorher besaß. Das sind dann andere Menschen. . .« (Stefan Krupa)

»Ich kenne Fälle, in denen Menschenfleisch gegessen wurde. Im Sommer 1942 reparierten die Häftlinge aus dem *Komman-*

do Dachdecker das beschädigte Dach des SS-Reviers. Auf dem Dachboden befanden sich in Phenollösung oder Spiritus eingelegte menschliche Organe. Ich hatte da mal ein Gehirn, eine Leber, eine Milz und Lungen von Menschen gesehen. Nach der Reparatur mußten wir feststellen, daß die Präparate verschwunden waren. Ich habe zwar niemanden diese Organe essen sehen, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß sie zu einem anderen Zweck gestohlen wurden.«
(Eugeniusz Niedojadło)

Altruistische Gesten

Manche Verhaltensweisen und Haltungen der Häftlinge hatten eine besondere Bedeutung, eben weil sie im KZ vorkamen. Im Alltag wären sie unauffällig oder gar banal gewesen. Dazu gehörte beispielsweise die Geste, sein Essen mit anderen zu teilen, bzw. sein Essen aus eigenem Antrieb, aus Solidarität anderen anzubieten. Dieses Verhalten war am unwahrscheinlichsten, am unerwartetsten und rief entsprechendes Erstaunen hervor. Was unwahrscheinlich ist, überrascht und ist unnormal. So konnte eine gewöhnliche und „normale" menschliche Geste, wie es das Teilen des Brotes darstellt, in der Konfrontation mit der Wirklichkeit des Konzentrationslagers gleichsam „unnormal" werden. Wer Zeuge einer solchen Geste wurde, vergaß sie niemals; auf die anderen Häftlinge machte das sichtlich einen besonderen Eindruck.

»Im Herbst 1943 erhielt ich von einem unbekannten Absender ein Päckchen Weintrauben. Bis heute erinnere ich mich, daß mir bei ihrem Anblick der Speichel im Munde zusammenlief. Meine erste Reaktion war, sie allein zu essen. Als ich mich in der Nacht auf der Pritsche daranmachte, wurde ich mir der Umstände bewußt. Am nächsten Morgen versuchte ich wieder, mein Gewissen zu betrügen, denn ich wollte nur meine nächsten Kameradinnen bewirten, anstatt mit der gesamten Gruppe zu teilen. Wir bildeten schon damals eine feste Gruppe, die untereinander alles teilte und sich gegenseitig unterstützte. Aber auch das gelang mir nicht. Die Weintrauben wurden dennoch von den anderen Mitgliedern unseres Kommandos entdeckt, zu dem damals etwa 35 Frauen gehörten. Als ich den Ausdruck in ihren Augen sah, teilte ich ohne zu überlegen, allerdings mit gemischten Gefühlen, das Päckchen unter allen auf. Meine gemischten Gefühle lösten sich aber in nichts auf, als ich die Reaktion einer der Frauen, einer Jüdin, sah. Sie war eine weltberühmte Violinistin und in jeder Hinsicht als Europäerin zu bezeichnen. Sie aß die Weintrauben nicht. Sie hielt sie auf der Handfläche, berührte sie mit der Wange, schnupperte daran. Sie lächelte und dabei flossen ihr Tränen aus den Augen. Ich war erschüttert. Bis heute ist das eine sehr lebendige Erinnerung für mich. Immer wenn ich mich an diese Frau – mit Dankbarkeit – erinnere, so sehe ich sie mit eben diesem Gesichtsausdruck. Seit jener Zeit dachte ich bei jedem Paket daran, etwas für die anderen zurückzulegen. Ich faßte sogar den Mut, bei Kameradinnen, die reichhaltige Pakete erhielten, dies und das zu erbitten.« (Zofia Cykowiak)

»Ich erinnere mich an eine Kameradin, die mir, noch bevor man im Lager Pakete bekommen konnte, ein Fünftel einer Knoblauchzehe gab. Ein Wunder war das! Ich träumte von Knoblauch und Zwiebel. Ich litt damals an Typhus, mit vierzig Grad Fieber kroch ich aus dem Block und leckte das Eis einer zugefrorenen Pfütze. Ein andermal war ich so geschwächt, daß ich nicht aufstehen konnte, und gerade da gab mir jemand ein Stück Zucker. Es ist unglaublich, aber von diesem einen Stück Zucker fühlte ich mich gleich besser.« (Władysława Wiecha)

»In jener Zeit fiel noch etwas vor, was ich beschreiben möchte, denn mein Gedächtnis hat das wie einen Schatz aus dieser Lagerhölle aufbewahrt. In einer selbstlosen, herzlichen Geste teilte jemand mit mir sein Brot. Ich möchte betonen: teilte, es wurde mir nicht nur angeboten. Das war eine Gefangene, die seit dem Winter 1943 im Lager war und gerade erst einen Typhus überstanden hatte, also einen Bärenhunger haben mußte. Das Päckchen enthielt nur ein Pfundbrot ohne Fett. Ich nahm es gerührt, aber nicht widerstandslos an. Ich habe nicht alles aufgegessen, einen Bissen hob ich auf und trug ihn in einem Säckchen am Hals. In meiner damaligen Vereinsamung und Entfremdung war das Brot für mich ein Zeichen für die Präsenz Gottes. Denn ich war mir über die Bedeutung dieser Geste von der Hand eines Menschen bewußt, der das letzte Stück Brot mit mir teilte. Ich wußte, daß eine übermenschliche Kraft dazu erforderlich war.«
(Zofia Cykowiak)

Spätfolgen des Hungers

Noch während sie im KZ waren, machten die Häftlinge Zukunftspläne hinsichtlich des Essens. In diesen Plänen spiegelten sich Gewohnheiten wider, die aus dem Lager stammten. Eine ehemalige Gefangene formulierte dieses Problem so:

»Wenn wir eines Tages nach Hause kommen, werden wir niemals mehr mit Gabeln, sondern nur mit den Fingern essen! Auch in Gesellschaft! Das beschlossen wir damals, und wir waren alle fest davon überzeugt. Beim Essen werden wir nicht sitzen, sondern am Tisch nur stehen wie im Lager, oder neben dem Tisch, denn wir werden uns, so wie im Lager, in Gruppen organisieren. Jede hätte ihre Nummer, und wir bildeten eine Familie, wie zu Hause.« (Józefa Stefaniszyn)

Die Befreiung des Lagers bedeutete nicht immer das Ende der Hungerqualen. Entweder mangelte es weiterhin noch einige Zeit an Essen, oder der Häftling durfte auf ärztliche Anweisung nur stark eingeschränkte und besonders ausgewählte Speisen erhalten. Entweder war es unmöglich, daß der Häftling sich satt essen konnte, oder er konnte sich satt essen, und das rief dann ernste Komplikationen hervor, die bis zum Tode führen konnten. Der Anblick von Essen und das Bewußtsein, daß das KZ zwar zu Ende war, man aber weiterhin seinen Hunger nicht stillen konnte, das war besonders belastend.

»Am hungrigsten war ich an dem Tag, als die britischen Truppen in unser Lager einmarschierten. Die Briten kamen am Nachmittag, es war April und draußen lange hell, und wir mußten noch eine ganze Nacht bis zum nächsten Tag auf die Verteilung von Lebensmitteln warten. Ich war fest davon überzeugt, daß ich das nicht mehr erlebe, aber vielleicht wollte ich auch nicht mehr gegen das Hungergefühl ankämpfen. Ich fühlte, wie ich einen tierischen Hunger bekam, ich wehrte mich nicht dagegen, ich versuchte nicht einmal dagegen zu kämpfen. Die anderen Schrecklichkeiten wie Schläge und Unfreiheit waren vorüber, ich wußte, daß das unwiederbringlich vorbei war, zu existieren aufgehört hatte. Nur der Hunger war geblieben, den ich noch die Nachtstunden bis zum nächsten Tag ertragen mußte. Aus diesen Gründen war der Hunger an jenem Tag besonders deutlich und setzte mir zu wie nie zuvor.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

Ein ebenso starker Schock war es, wenn sie zu ihrer Familie zurückkehrten und mit ihren Familien zusammentrafen. Auszehrungen und Veränderungen, durch den Hunger und das KZ überhaupt bewirkt, hatten das Äußere der Häftlinge zuweilen so stark gewandelt, daß sogar die nächsten Angehörigen Schwierigkeiten hatten, sie zu erkennen. Obwohl sie nun genug zu essen bekamen, richteten sie noch lange ihr besonderes Augenmerk auf das Essen und eine übermäßige Stillung des Hungers.

»(. . .) immer schwächer fuhr ich nach Hause. Die Entfernung von rund 200 Metern vom Bahnhof nach Hause erwies sich als unüberwindlich. Zwei Unbekannte führten mich bis vor die Tür. Als meine Frau öffnete, gab sie mir 20 Pfennig, sie dachte, ich wollte betteln. Erst an der Stimme erkannte sie mich wieder. Meine dreijährige Tochter erklärte, einen so häßlichen Vater wolle sie nicht haben. Die Begrüßung empfand ich allerdings nicht allzu tragisch, denn ich hatte auf dem Herd Töpfe mit Essen entdeckt. Es war Mittagszeit.

Meine Frau erlaubte mir nicht, das Essen für vier Personen auf einmal hinunterzuschlingen. Gewaschen und mit frischer Wäsche versehen legte ich mich ins Bett. Ich schlief tief und fest. Am nächsten Morgen ging meine Frau in die Stadt, und ich aß das für vier Personen zubereitete Frühstück und dazu einen Teil des Mittagessens auf, das aus Brühe und einem gekochten Huhn bestehen sollte. Dann wurde mir schwach, und meine Frau fand mich ohnmächtig wieder (. . .). Ich schreibe darüber, weil mir scheint, daß ich keine allzu große Schuld hatte, ich wollte mich nur, ungeachtet der Folgen, richtig satt essen (. . .).

Dann begann meine Gesundung. Aus dieser Zeit erinnere ich mich an wenig. Von dem, was während der Krankheit um mich herum passierte, drang nicht viel zu mir durch. Meine Beine schwollen unwahrscheinlich an, ich konnte sie allein nicht mehr heben. Laufen war unmöglich. Ständig war ich schweißgebadet und roch nach Azeton. Ich konnte nur schwer lesen und sprechen. Ich war zwar unter den Meinen, aber ich befand mich trotzdem außerhalb, so als wäre ich aus einer anderen Welt zurückgekommen. Mit der Zeit verschwand dann der Hunger, aber die allgemeine Schwäche blieb noch lange Monate.« (Marian Zieliński)

»Nach der Befreiung hatte ich ständig Hunger und Durst. Ich wollte mich satt essen, um endlich die Gedanken an das Essen loszuwerden. Ich ging zu Fuß nach Polen, täglich ein Dutzend Kilometer. Einen ganzen Monat brauchte ich. Auf dem Wege fand ich verschiedene Nahrungsmittel. Als ich nach Poznań und anschließend nach Warschau kam, bekam ich wieder tagelang kein Essen. Ich hatte kein Geld und auch nichts, das ich hätte verkaufen können, und beim Anblick der großen zum Verkauf angebotenen Menge an Lebensmitteln bekam ich Magenkrämpfe. In Warschau schickte man mich zum Roten Kreuz im Stadtteil Praga, dort wurde an Berufstätige Suppe ausgegeben. Leider erhielt ich dort trotz flehendlicher Bitten nichts, weil keine Schüssel für mich da war. Keiner der Umstehenden wollte mir seine borgen (. . .). Da saß ich nun, wieder hungrig, und wartete einen Tag lang auf den Transport nach Lublin.

In Lublin machten sich meine Verwandten mit ganzer Kraft daran, mich wieder aufzupäppeln, doch obwohl ich laufend große Essensportionen verschlang, verspürte ich doch immer wieder Hunger. Ich stopfte das Essen in mich hinein, es verschwand wie in einem Faß ohne Boden. Ich bat darum, daß man mir mein Essen separat geben möge, denn der Anblick eines sich ständig kratzenden und ungeheure Mengen verschlingenden Menschen mußte abstoßend wirken! Außerdem ging ich früh aus dem Haus und kaufte mir für Geld, das ich mir geborgt hatte, Essen und verspeiste es noch auf der Straße. Danach kehrte ich zu meinen Verwandten zurück und aß wieder enorme Portionen, wobei ich laufend gierig nach weiterem Nachschub Ausschau hielt. Nach zwei Wochen einer solchen Ernährungsweise fühlte ich mich endlich satt und begann, normal zu essen. Der Organismus war beruhigt, er erhielt jetzt eine ausreichende Menge an Kalorien.« (Anonym)

»Ich gehörte zu den Menschen, die in der Freiheit keine Zwiebeln und keinen Knoblauch vertragen konnten. Im KZ hatte ich beides mit Genuß gegessen, der Geruch und die Säure störten mich nicht. Nachdem ich aus dem Lager zurück war, versuchte ich wieder, in eine Zwiebel zu beißen oder ein Stück Knoblauch zu essen. Leider brachte ich es nicht fertig.« (Stefan Krupa)

Es war kaum vorauszusehen, daß die Erfahrung des Hungers im Konzentrationslager Auschwitz auch noch Jahrzehnte später schmerzhafte Reaktionen zeitigen würde, obwohl die Umstände sich inzwischen völlig geändert hatten.

»Als ich vor einigen Jahren beschloß, Materialien zu einer Arbeit über Birkenau zu sammeln, fuhr ich zu diesem Zweck in die Gedenkstätte Auschwitz. Ich war viele Jahre nicht mehr auf dem Gelände des Lagers gewesen und hatte Angst, mich dort nicht aufhalten zu können. Ich erwartete eine nervliche Reaktion. Doch meine Reaktion war höchst unerwartet. Ich konnte schlafen, konnte Akten lesen, ich konnte hinter den

Zaun gehen und sogar meinen Block betreten. Beruhigt machte ich mich an die Arbeit im Archiv. Gegen zehn Uhr aß ich das zweite Frühstück, um eins das dritte und konnte doch kaum das Mittagessen um drei erwarten, um vier hatte ich wieder großen Hunger. Um fünf mußte ich wieder etwas essen. Als ich dann aber um sechs erneut heftigen Hunger bekam, begriff ich, daß das meine Nerven waren, daß die Angst vor dem Hunger sich tief in meine Psyche und mein Gedächtnis eingegraben hat. Ich hatte die Aussagen meiner Kameraden gelesen, in denen vom Hunger die Rede war, darauf hatten meine Nerven mit einem ständigen Hungergefühl reagiert.

Das war ein besonders deutliches Beispiel für die Spätfolgen der ‚Hungerkrankheit', wobei ich hinzufügen muß, daß ich das Gesprächsthema Hunger überhaupt nicht vertrage und wenn ich etwas zu diesem Thema höre, sofort damit reagiere, daß ich unaufhörlich esse, bis ich mir bewußt werde, worum es geht, und diesen Reflex beherrsche.« (Maria Elżbieta Jezierska)

Die im KZ gemachten Erfahrungen veranlassen manche Autoren zu radikaleren Schlußfolgerungen über den Hunger und das Hungern.

»Was ist in meiner Psyche von den Lagererfahrungen geblieben? Ich reagiere zu emotional auf den Hunger, der Menschen durch herrschende Umstände auferlegt wird. Ein Reicher, der alles hat, der seine Nächsten rücksichtslos ausbeutet – das ist ein verurteilungswürdiger Verbrecher. Ein Mensch, der seinen Hund an der Kette hält und ihn mit Wasser und Kartoffeln füttert, sollte dafür zur Verantwortung gezogen werden, daß er sein Tier quält. Es ist immer verbreiteter in unserem Volk, daß wir Lebensmittel sorglos wegwerfen, statt sie den hungrigen Vögeln zu geben – das ist eine immer stärker werdende nationale Eigenschaft. Es gibt Fälle, da werden die alten Eltern von ihren gutsituierten Kindern knapp gehalten, dafür sollten die Kinder in ein Arbeitslager gesteckt werden (. . .).

Am gefährlichsten für die Zukunft ist jedoch die ‚Errungenschaft' der Menschen im 20. Jahrhundert, daß man Millionen von Menschen ohne kostspielige Waffen, ohne Blutvergießen, sozusagen mit weißen Handschuhen aushungern kann, ohne die Erhängten und Erschossenen zu zählen. Tötung durch Hunger – das ist kein Mord, sondern eine ‚Erziehungsmethode'. Ein Mensch, der unter Hungergefühlen zu leiden hat, kann schwer Freude am Leben finden.« (Marian Zieliński)

Der im KZ erfahrene Hunger hinterließ also nicht nur bestimmte somatische Folgen und die Anfälligkeit für Krankheiten, sondern lebt auch in der psychischen Sphäre weiter. Obwohl seit jenen Erfahrungen viele Jahre vergangen sind, bleiben die damit verbundenen Leiden den ehemaligen Häftlingen mit aller Deutlichkeit im Gedächtnis. Diese Erinnerungen sind so stark, daß sie weiterhin bestimmte Einstellungen und Verhaltensweisen der ehemaligen Häftlinge gegenüber dem Essen bedingen. Der dauerhafte Ausdruck dessen sind anormale Eßgewohnheiten und unbeherrschbare Gefühle der Spannung und des Hungers, die zuweilen anfallartig auftreten. Diese Symptome sind fester Bestandteil der psychiatrischen Spätfolgen des KZ-Aufenthalts.

Schlußbemerkungen

Die angeführten Berichte zeigen die Vielfalt der psychischen Symptome, die das Erlebnis des Hungers im KZ begleiteten. Diese Symptome äußern sich in den verschiedenen Phasen der Krankheit und abhängig von den individuellen Prädispositionen in verschiedenen psychopathologischen Erscheinungsbildern. Die KZ-Hungerkrankheit, auch als KZ-Kachexie bezeichnet, unterscheidet sich wesentlich von der Hungerkrankheit, wie sie aus den klassischen Beschreibungen in der Literatur bekannt ist. Diese Unterschiede betreffen auch den psychischen Bereich.

Gestützt auf die angeführten Äußerungen ehemaliger Häftlinge sollen deshalb die charakteristischen Merkmale dieser Krankheit und ihrer Dynamik dargestellt werden.

Zuerst muß auf das paradoxe Fehlen bzw. die Dämpfung des Hungergefühls unmittelbar nach der Verhaftung und im Gefängnis hingewiesen werden. Die gewaltige psychische Anspannung sowie die erlebte Gefährdung und die mit der Gefangenschaft verbundene Angst unterdrückten für eine gewisse Zeit die Fähigkeit, Hunger, ja sogar Durst zu empfinden.

Im KZ machte sich das Hungergefühl für gewöhnlich bereits nach gut zehn Tagen bemerkbar. Im Anfangsstadium steigerte der Hunger die emotionale Spannung und belebte die motorische Aktivität, um jeden Preis Nahrung zu beschaffen und den Hunger mit irgend etwas zu stillen. In dieser Phase schärften sich alle Sinne, die mit der Wahrnehmung des Essens, seines Geschmacks, Aussehens und Duftes zusammenhängen. Die Aufmerksamkeit der Gefangenen richtete sich selektiv auf das Essen und den Hunger und nahm sämtliche Gedanken und Wünsche des Häftlings in Anspruch. Dieser Zustand wuchs sich dann zu einer penetranten Obsession hinsichtlich des Essens aus. Zuweilen äußerte er sich in dem unbeherrschbaren Verlangen der Häftlinge nach einem ganz bestimmten Gericht, das für gewöhnlich im Lager nicht zu bekommen war. Wenn es gelungen war, Essen zu ergattern, wurde es impulsiv und unvernünftig verzehrt, was ernste Komplikationen zur Folge hatte. Am Kulminationspunkt dieser Phase wurde die gesamte Psyche des Häftlings ausschließlich vom Essen gefangengenommen. Als Folge davon kam es zu aggressiven Verhaltensweisen und zur Verletzung ethischer Grundsätze. Diese Phase endete in allgemeiner physischer und psychischer Erschöpfung.

Im psychischen Bereich folgte dann die apathische Phase. In dieser Phase wurden die Häftlinge für alle Reize der Umwelt unempfänglich, sie verloren vor allem die Fähigkeit zur Selbstverteidigung. Das extreme Stadium dieser Phase bildete der Hungerstupor, die letzte Stufe vor dem Zustand des „Muselmanns".

In beiden Phasen kam es zu verschiedenen Schutzreaktionen, hauptsächlich jedoch zu Mechanismen der Kompensation, der Verdrängung bzw. des Phantasierens. Ein wirksamer Schutz

war die Flucht in eine Welt der Wunschträume und Illusionen. Wenn diese Mechanismen schwächer wurden, kam es zu Versuchen, den Hunger auf jede nur mögliche Weise mit nicht eßbaren Dingen zu stillen. Von Reaktionen und Verhaltensweisen dieser Art waren die Häftlinge sogar durch drastische Mittel, zuweilen sogar durch den unmittelbar drohenden Tod nicht abzubringen. Dazu kam es zumeist während der Evakuierungen, wenn sich der Grundrhythmus des Lebens im Lager geändert hatte.

Der lang anhaltende und höchst quälende Hunger hatte häufig psychische Störungungen zur Folge, die psychotische Stärke erreichten – Hungerillusionen und -halluzinationen. Von den entsprechenden Symptomen in endogenen Psychosen unterscheiden sie nur die kürzere Dauer, der Inhalt sowie das fragmentarische bzw. komplette Erscheinungsbild. Wie erwähnt, bildete sogar diese psychotische Welt zuweilen eine Erleichterung in der Wirklichkeit des Lagers, und half, Hunger und Durst zu ertragen.

Die langjährige Beobachtung ehemaliger KZ-Häftlinge zeigt, daß trotz Heilung der somatischen Folgen der Hungerkrankheit eine Reihe von psychischen Symptomen erhalten blieb und zu einem zentralen Bestandteil des sog. KZ-Syndroms geworden ist. So wie die Haltung gegenüber Leben und Tod dauerhaft deformiert, die Beziehungen zur sozialen Umwelt gestört und die Wertehierarchie geändert wurde, so haben sich auch spezifische Einstellungen und Reaktionen verfestigt, die mit Essen und der Ernährung zusammenhängen. Denn das Brot war im Konzentrationslager Symbol für Leben und Überleben, sein Fehlen Symbol für Tod. Die Furcht, es könne eines Tages Brot fehlen, ist zu einer verfestigten Reaktions- und Verhaltensweise im Leben nach dem KZ geworden. Dieses Problem erfaßte Jadwiga Apostoł-Staniszewska sehr gut, als sie schrieb:

»Auf dem schwierigen, langen und unsicheren Weg nach Hause leuchtete uns die Sonne, die uns als ein großes Brot erschien, zu dem uns die Sehnsucht hinzog, die unserer Sehnsucht nach Freiheit ebenbürtig war (. . .). Wenn wir dann die Schwelle unseres Hauses überschritten, waren unsere Küsse, Umarmungen und lachenden Gesichter von der Sorge getrübt, ob es im Keller Kartoffeln gab, ob uns niemals mehr Brot fehlen würde.«

Wenn wir uns in die Lektüre von KZ-Erinnerungen vertiefen und den Berichten ehemaliger Häftlinge zuhören, die das Lager überlebt haben, fällt es uns leichter, ihre heutigen Probleme und Schwierigkeiten zu verstehen. Und das Fehlen dieses Verständnisses ist einer der Hauptgründe, die es ehemaligen Häftlingen so schwer machen, sich an das normale Leben anzupassen. „Wer niemals hungrig war, der wird nie verstehen, was Hunger ist. Unsere Kinder und unsere Jugend wissen nicht, was es heißt, hungrig zu sein, und sie wollen das auch nicht wissen (. . .). Hunger – das ist Selbstentäußerung."
(Władysław Stawarz)

Wie bei anderen Themen, die mit den Konzentrationslagern zusammenhängen, so stellt sich auch beim Thema Hunger die Frage, ob es richtig ist, zu diesen Problemen zurückzukehren, ob es richtig ist, sich in sie zu vertiefen und sie wieder lebendig zu machen. Diese Zweifel verschwinden, wenn wir in Betracht ziehen, daß nach wie vor eine beträchtliche Gruppe ehemaliger KZ-Häftlinge unter uns lebt und an den Spätfolgen der Auszehrung im Lager leidet. Das Thema des Hungers erinnert uns außerdem daran, daß noch viele Menschen auf der Erde Hunger leiden und daran sterben. Mutter Theresa aus Kalkutta konnte wie kaum ein anderer den Hunger und die Obdachlosigkeit beobachten. Als sie 1983 in Polen war und man sie fragte, was ein an Hunger sterbender Mensch fühle, antwortete sie: „Das ist ein entsetzliches Leiden, das kein satter Mensch verstehen kann."

Es ist eine der größten Paradoxien der heutigen Welt, daß immer mehr Menschen hungern und immer mehr Menschen, vor allem Kinder, verhungern. Von der Größe dieses Phänomens und der Last, die deshalb auf der Menschheit ruht, sprach Papst Johannes Paul II. im Juli 1982 während der traditionellen Begegnung mit den Gläubigen: „Diese Sorge ist das Problem der Gegenwart, wenn wir an die Menschen, Gruppen und Gesellschaften denken, die hungern. Es ist berechnet worden, daß heute fast 750 Millionen Menschen hungern, im Jahre 2000 wird es eine Milliarde sein."

Literatur

Brzezicki, E., Socjopatia a „Kacet-Lager" Sachsenhausen. [Die Soziopathie und das „KZ-Lager" Sachsenhausen]. Przegląd Lekarski 1963, H. 1a, S. 77–83.

„Idź, porzuć wszystko. . ." Z siostrą Almą Skrzydlewską, przełożoną generalną Zgromadzenia Siostr Służebnic Krzyża rozmawia Ewa Berberyusz [„Geh und laß alles zurück. . ." Mit Schwester Alma Skrzydlewska, der Generaloberin des Schwesternordens der Dienerinnen des Kreuzes, spricht Ewa Berberyusz]. Tygodnik Powszechny, 25.12.1983 (Nr. 52), S. 3.

Johannes Paul II., 750 milionów ludzi na świecie cierpi głód [750 Millionen Menschen auf der Welt leiden an Hunger]. L'Osservatore Romano [poln. Ausgabe] 1982, Nr. 7/8, S. 20.

Kossak, Z., Z otchłani [Aus dem Abgrund], Warschau 1958, S. 247.

Kowalczykowa, J., Choroba głodowa w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu [Die Hungerkrankheit im Konzentrationslager Auschwitz]. Przegląd Lekarski 1961, H. 1a, S. 58–61.

Ryn, Z., S. Kłodziński, An der Grenze zwischen Leben und Tod. Eine Studie über die Erscheinung des „Muselmanns" im Konzentrationslager. In dieser Edition Bd. 1, S. 89–154.

Ryn, Z., S. Kłodziński, Z problematyki samobójstw w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Zur Frage der Selbstmorde in den Nazi-Konzentrationslagern]. Przegląd Lekarski 1976, H. 1, S. 25–46.

Sterkowicz, S., Obozowe sprawy życia i śmierci w retrospekcji lekarza [Fragen von Leben und Tod im Lager. Ein Arzt blickt zurück]. Przegląd Lekarski 1963, H. 1a, S. 97–101.

Sterkowicz, S., Uwagi o obozowym wyniszczeniu głodowym [Anmerkungen zur Auszehrung durch Hunger im Konzentrationslager]. Przegląd Lekarski 1971, H. 1, S. 17–22.

Verzeichnis der Befragten

Das folgende Verzeichnis enthält die Namen der Verfasser der eingesandten Berichte zum Thema dieses Aufsatzes; in Klammern folgt jeweils die Häftlingsnummer in Auschwitz; bei

Häftlingen anderer Lager wird ferner das KZ genannt, in dem sie inhaftiert waren. Allen, die bereit waren, sich zu diesem Thema zu äußern und damit diese Veröffentlichung erst möglich gemacht haben, danken wir herzlich.

Jadwiga Apostoł-Staniszewska (26273), Kazimierz Borowiecki (39830), Stanisława Buda (34310), Mieczysława Chylińska (44658), Józef Ciepły (169400), Zofia Cykowiak (44327), Mieczysław Dembowski (188), Zofia Filipczyk (30495), Wacław Flakiewicz (62500), Alojzy Fros (136223), Janina Głąbkowska (32188), Maria Górecka (40785), Tadeusz Grandowski (33120), Roman Grzyb (24545), Marta Jabłońska (32261), Józef Janus (90251), Kazimierz Japoll (9172), Sabina Jarzyńska (13151), Maria Elżbieta Jezierska (24449), Helena Kapusta (Ravensbrück 4586), Julian Kiwała (9143), Józef Kret (20020), Stefan Krupa (123348), Tadeusz Krupiński (224), Edwin Kuffel (2237), Marian Loegler (609), Józef Ludwig (23791), Józef Lula (126942), Jan Marszałek (18857), Jan Myczkowski (27630), Eugeniusz Niedojadło (213), Julian Niewiarowski (5596), Helena Niwińska (64118), Stanisława Piąty (7558), Edward Ponurkiewicz (39859), Zofia Pracka-Raczyńska (35167), Kazimierz Rogalski (47790), Jan Sikorski (19086), Władysław Sikorski (18612), Maria Slisz-Oyrzyńska (40275), Jan Starczewski (121625), Władysław Stawarz (93234), Stanisław Szpunar (133), Stefan Świszczowski (20033), Stanisław Takuski (35049), Karol Talik (1226), Jadwiga Trębasiewicz (44133), Józef Trzebiatowski (35049), Leon Turalski (2691), Aniela Turecka-Wajd (23368), Halina Turkiewicz (18293), Jarosław Warchoła (121698), Władysława Wiecha (Ravensbrück Nr. 42823), Alfons Wrona (109267), Roch Wystrach (10241), Maria Zawidzka (7278), Marian Zieliński (Dachau Nr. 7047), Piotr Zoszak (1049).

Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski

Vernichtung durch Arbeit. Zur Pathologie der Arbeit im Konzentrationslager*

„*Arbeit macht frei*" steht über dem Tor des Konzentrationslagers Auschwitz. Der Häftling, der dieses Tor zum ersten Mal durchschritt und diesen Satz sah, konnte sich noch der Illusion hingeben, wenn er nur fleißig arbeite, die Freiheit wiederzusehen. Hinter Stacheldraht erfuhr er am eigenen Leib, wie perfide und falsch diese Losung war. Arbeit war für die SS ein Instrument des Terrors, diente zum Quälen und Töten der Häftlinge; der eigentliche, der normale Zweck der Arbeit, dem Menschen die Mittel zur Befriedigung seiner Ziele und seiner Lebensbedürfnisse zu geben, war hier lediglich noch eine Reminiszenz aus der Freiheit.

Die Häftlinge zu vernichten war der vorrangige Zweck der nazistischen Konzentrationslager. Waren sie erst einmal im Lager zusammengefaßt, nutzte die SS ihre Arbeitskraft für ihre Pläne und Vorhaben aus und setzte sie in der ersten Zeit beim Ausbau der Lager, vor allem in den letzten Kriegsjahren auch in der Rüstungsindustrie ein. Die politischen Ziele dominierten vor den wirtschaftlichen.

Eine Durchsicht der KZ-Literatur zeigt, daß die ehemaligen Häftlinge in ihren Erinnerungen immer wieder die Arbeit und die Verhältnisse, unter denen gearbeitet werden mußte, beschreiben. Auf diesem Hintergrund entstand der Gedanke, ehemalige KZ-Häftlinge über die Arbeit im Konzentrationslager zu befragen.

Wie bereits bei unseren früheren Studien über Auschwitz haben wir eine Enquete durchgeführt und folgenden Text an ehemalige Häftlinge von Auschwitz-Birkenau versandt:

„Die Redaktion der Auschwitz-Hefte des ‚Przegląd Lekarski' sammelt Material zum Thema Arbeit in Auschwitz-Birkenau. Wir wenden uns an Sie mit der höflichen Bitte, sich offen zu dieser Frage zu äußern und dabei besonders auf Gesichtspunkte einzugehen, wie:

- die Arten der Arbeit im Lager, die Sie aus der Beobachtung und aus eigener Erfahrung kennen,
- die Organisation der Arbeit im Lager (die Tätigkeit der Abteilung *Arbeitseinsatz*, der einzelnen *Arbeitsdienste*, die Formierung der Arbeitskommandos usw.),
- die Lage der Arbeitsstelle (in einem Gebäude, im *Lager*, in einem Außenkommendo usw.) und ihre Bedeutung für den Häftling,
- Methoden, schwerer Arbeit aus dem Weg zu gehen und leichtere Arbeit zu bekommen,
- der sog. „Fusch"**, Arbeit als Flucht vor dem Drill im Lager,
- Tätigkeit als Funktionshäftling, eine Sonderform der Arbeit,
- Arbeit als Schikane und als Tötungsmethode,
- Zusammenhänge zwischen dem erlernten Beruf bzw. früher in der Freizeit gepflegten Tätigkeiten und der im Lager ausgeübten Arbeit.

Dies sind lediglich Beispiele. Wir bitten darum, auf diejenigen Fragen, Geschehnisse, Sachverhalte, Erscheinungen usw. einzugehen und sich dazu zu äußern, die Sie am besten kennen und – soweit feststellbar – Zeit und Ort, Daten, Vor- und Zunamen, Funktionen, Rangstufen usw. möglichst genau anzugeben.

Ebenso bitten wir darum, die eigene Häftlingsnummer sowie den Beruf vor der Verhaftung, nach dem Krieg und heute zu nennen.

In Erwartung einer erschöpfenden Antwort und mit kameradschaftlichem Gruß,

(–) Stanisław Kłodziński."

Diese Enquete wurde an 150 ehemalige Häftlinge versandt. Als Antwort erhielten wir, überwiegend schon im Herbst 1978, 43 zum Teil sehr umfangreiche Berichte im Umfang von einigen wenigen bis mehreren Dutzend maschinengeschriebenen Seiten. Einige Antworten sind besonders umfangreich, wie z.B. das 76-seitige Typoskript von Józef Ciepły, ein Erinnerungsbericht über mehrere Lager, der sich gezielt mit der Arbeit im KZ befaßt.

* Patologia pracy w Oświecimiu-Brzezince (1984, H. 1, S. 37–54; gekürzt). Übersetzung: Jochen August.

** Poln. „fucha", Mehrzahl „fuchy" – hier mit „Fusch" wiedergegeben; auch als „robić fuchy" – „Fusch machen", „fuschen". Das Wort „fuchy" steht in der KZ-Sprache von Auschwitz für die während der regulären Arbeit nebenbei, illegal, „schwarz" aus dort vorhandenem Material hergestellten Gebrauchsartikel oder kleine kunsthandwerkliche Gegenstände – auch im privaten Auftrag von SS-Männern –, die dann z.B. gegen Lebensmittel eingetauscht wurden. Ein anderes Beispiel für diesen Sprachgebrauch: Samuel Graumann schreibt in seinen Erinnerungen an Buchenwald, Auschwitz und Theresienstadt „Deportiert! Ein Wiener Jude berichtet" (Wien, Stern-Verlag 1946, S. 123) über Buna-Monowitz: „Ich bekam vom Kapo die Zustimmung, mich im Block aufhalten zu dürfen. Ich leistete kleine Arbeiten und bekam etwas Essen. [. . .] Lief man auf einen Block, um zu *pfuschen*, so sagte man auf der Arbeitsstelle, man müsse austreten. Meistens kassierte man abends das Guthaben für den tagsüber geleisteten *Pfusch* in Form einer Steckrübe oder einem Stückchen Brot." Vgl. a. die landschaftlichen Bedeutungen von deutsch *pfuschen* – täuschen, mogeln, entwenden sowie *fuscheln, Fuschelei, fuschern* – täuschen, mogeln, heimlich umherlaufen, betrügerisch hantieren.

Im Gegensatz zu anderen Aufsätzen in diesem Zyklus stützen wir uns bei der vorliegenden Arbeit allein auf die eingegangenen Berichte und greifen nicht auf die umfangreichen KZ-Literatur zurück. Die seit Kriegsende veröffentlichten Berichte ehemaliger Häftlinge gehen zwar fast alle auf die Arbeit in den Lagern ein; einmal abgesehen von unserem Grundsatz, der Darstellung die Antworten auf unsere Enquete zugrundezulegen, lassen sich die hier angesprochenen Fragen, wie eine im voraus vorgenommene Sichtung dieses Materials gezeigt hat, jedoch auch so ohne Beeinträchtigung unseres Vorhabens darstellen. Die wichtigsten Veröffentlichungen zum Thema werden dagegen in den diesen Aufsatz abschließenden bibliographischen Hinweisen genannt.

Die eingesandten Berichte wurden einer kritischen Würdigung unterzogen. Zweifelhafte und unerhebliche Informationen blieben unberücksichtigt; es ging uns darum, die grundsätzlichen Fragen und Entwicklungen zu erfassen. Wenn z.B. bestimmte Sachverhalte von mehreren miteinander nicht bekannten Befragten übereinstimmend dargestellt werden oder in Quellenveröffentlichungen ihre Bestätigung finden, kann man sie als verläßlich betrachten. Notwendige Erläuterungen bzw. Ergänzungen sind in eckigen Klammern hinzugefügt.

Bei der ersten sorgfältigen Lektüre des eingesandten Materials ließen wir uns von unserer These leiten, daß wir hier medizinische, psychologische und soziologische usw. Aspekte der Erfahrung und der Erlebnisse der ehemaligen Häftlinge untersuchen; wir wollten also nicht z.B. die Zeitdauer des Bestehens der einzelnen, manchmal ganz kurze Zeit existierenden Arbeitskommandos oder die Funktion bzw. den Namen eines *Vorarbeiters* oder Kapos zu dem jeweiligen Zeitpunkt klären. Noch einmal soll unterstrichen werden, daß es hier in erster Linie um die rückschauend betrachteten, persönlichen Erlebnisse der Häftlinge geht. Wichtig sind dabei nicht allein die Fakten und Geschehnisse im Lager, sondern ebenso die heutigen Urteile und Auffassungen der ehemaligen Häftlinge, die sich, beispielsweise im Hinblick auf das sog. KZ-Syndrom, in dem spezifischen Herangehen der Autoren an das Thema äußern können.

Die Arbeit im Lager – Formen der Arbeit

Die ehemaligen Häftlinge, die sich zum Thema äußerten, haben eine ganze Reihe elementarer Probleme dargelegt. Grundsätzlich bestand Konsens über den ausschließlich auf Vernichtung gerichteten Charakter der Häftlingsarbeit, die innerhalb des SS-Systems eines der Instrumente zur Ausrottung war.

Auch auf dem Hintergrund der allgemeinen Arbeitseinsatzpolitik der Nazis gegenüber unterjochten Völkern in besetzten Ländern, besonders in Osteuropa, sehen die Befragten dies als Ziel. Während der Okkupation verkündeten die Deutschen, sie erst brächten den Juden arbeiten bei und zeigten den Polen, wie die Volkswirtschaft des sog. Generalgouvernements richtig in Ordnung zu bringen sei usw. In Wirklichkeit ging es darum, die Arbeitskraft maximal auszubeuten und die einheimische Bevölkerung zu dezimieren.

Wie die Arbeit im Lager vor dem Hintergrund der Arbeit im besetzten Land aussah, soll ein Auszug aus dem umfangreichen Bericht von Jadwiga Apostoł-Staniszewska zeigen.

»In der sog. Freiheit bewahrten die Deutschen nur einen Schein von Achtung vor der von uns ausgeübten Arbeit. Sie brauchten uns als billige Arbeitskräfte, über die sie verfügen konnten (. . .). Die Arbeit, die wir in Polen ausübten, war: a) Arbeit ausschließlich für die Deutschen, b) indirekte Arbeit für die Deutschen, c) Arbeit für uns, d) Arbeit gegen die Deutschen (. . .). Immer geschickter durchgeführte Sabotage wurde zum Gebot der Stunde und zur Bürgerpflicht. (. . .) Die Arbeit gegen den Besatzer war immer schwerer aufzudecken und setzte dem Feind immer mehr zu. (. . .) In der hundertfach größeren Unfreiheit der Konzentrationslager wurde die Arbeit zu einem der Mittel gemacht, mit denen die Menschen in Massen körperlich und seelisch dezimiert und schließlich getötet wurden. Das System der Lenkung des Vernichtungsablaufs im Konzentrationslager gebot den Lagerbehörden, allen Schein fahren zu lassen und die Masken abzuwerfen.«

In den Berichten der unmittelbaren Zeugen und Opfer, also der ehemaligen Häftlinge, spiegeln sich die hier skizzierten, auf Vernichtung ausgerichteten Ziele der Okkupationsbehörden wider, vor allem aber die Absichten der SS, wie sie in den Konzentrationslagern und auch in der Todesfabrik Auschwitz in die Tat umgesetzt wurden. Wenn sie die Drangsal und die Anormalität der Arbeitsbedingungen im Lager beschreiben – und dieses Thema dominiert in den Berichten –, behandeln sie Erscheinungen wie Selbstverteidigung, leichtere Arbeit oder die Gutmütigkeit einiger Bewacher deutlich als untypisch und den im KZ geltenden Grundsätzen der SS widersprechend. Mit solchen Anzeichen menschlichen Verhaltens verknüpften sich für sie Überlebensmöglichkeiten.

Die befragten ehemaligen Häftlinge geben meist genau an, wie lange sie inhaftiert waren, nennen die Kommandos, in denen sie nacheinander waren, und beschreiben die Art der ausgeführten Arbeit. Mindestens während eines Teils ihrer Haft mußten sie unter freiem Himmel, bei jedem Wetter, angetrieben, geschlagen, ausgehungert, dem Frost ausgesetzt, mit der Hacke oder dem Spaten sehr schwer körperlich arbeiten. Die intensive Arbeit dauerte im Durchschnitt zwölf Stunden pro Tag. Es gab so schwere Kommandos, wie die Aufräumkommandos auf dem ausgedehnten Lagerplatz. Der Lehrer und Buchhalter Leon Banachowicz beschreibt, daß er dort häufig im Regen Baumaterialien verschiedener Art aufstapeln mußte, „das ganze in so schnellem Tempo, daß viele wegen Überanstrengung und vor Entkräftung hinfielen, während die Kapos sie mit Knüppeln und Geschrei antrieben".

Jadwiga Apostoł-Staniszewska und Artur Krzetuski nennen die verschiedenen Arten von Arbeit und gliedern die Tätigkeiten nach äußeren Gesichtspunkten: Leistungen für die SS, Leistungen für die Häftlinge, Fachkommandos, zur Vernich-

tung führende Kommandos, Arbeit für sich selbst im Lager, Arbeit für niemanden (also sinnlose Arbeit). Artur Krzetuski geht dabei u.a. auf die Hilfe ein, die einflußreichere Kameraden ihren Leidensgefährten zuteil werden ließen. Am ausführlichsten schreibt er über fachliche Einzelheiten der Arbeit inhaftierter Ingenieure und Techniker usw., z.B. in der Schlosserei und bei Installationsarbeiten. Sein Bericht ist ein Beispiel für technische Einzelheiten der Arbeit, die wir hier als zweitrangig behandeln; es geht uns vor allem um Erfahrungen und Auffassungen der Häftlinge, die mit Elementen und Umständen der Arbeit als Mittel zur Vernichtung zusammenhängen.

Wie groß die Unterschiede in den Lebens- und Arbeitsbedingungen im Lager waren, betont Alojzy Fros. Er weist darauf hin, daß die Neuzugänge nach der Aufnahme ins Lager alle in der gleichen Situation waren: aller Dinge beraubte, glattgeschorene, in Streifenanzüge gesteckte, hungrige, geprügelte Häftlinge. Schon bald sonderten sich jedoch die Häftlinge, die sich in einer besseren Situation befanden, vom malträtierten Proletariat des Lagers ab, und die Häftlingsgemeinschaft stellte keine einheitliche Masse mehr dar. Fros schreibt weiter: „Meiner Ansicht nach waren die Konzentrationslager ein klassisches Beispiel, daß es nicht möglich war, eine klassenlose Gesellschaft zu errichten."

Diese soziale Differenzierung hing mit den unterschiedlichen Arten der Arbeit zusammen. Glücklich konnte sich schätzen, wer in der Lagerkantine, in der Paketausgabe, in der Lagerküche, in einem Wirtschaftskommando im Lager, im Ambulatorium, in den Lebensmittelmagazinen, in den Schneider- und Schuhmacherwerkstätten, im Bekleidungsmagazin und an anderen vergleichbaren Arbeitsplätzen arbeiten konnte. Aber auch dort war er seiner Gesundheit und seines Lebens nicht sicher.

Ob es eine Überlebenschance gab, hing nicht allein von den Arbeitsbedingungen und vom Charakter der Arbeit ab, sondern auch davon, in was für eine Art von Kommando man kam. Wie die Häftlinge beschreiben, herrschten z.B. in den Strafkompanien entsetzliche Bedingungen; aus der KZ-Literatur kennen wir viele Beschreibungen der Lebensumstände und ihrer Qualen in diesen Kommandos, die, wie Block 11, „Gefängnisse im Gefängnis" waren. Die Zuteilung zur Strafkompanie war jedoch befristet, die Stärkeren hatten eine Möglichkeit zu überleben. Für die Häftlinge in den Sonderkommandos gab es zwar z.B. bessere Verpflegung, aber keinen Weg zurück. An der Unausweichlichkeit des Todes war nicht zu zweifeln. Die Sterblichkeit in fast allen Kommandos war sehr hoch.

Helena Kapusta, Ravensbrück-Häftling Nr. 4586, weist darauf hin, daß die Extremsituation in den verschiedenen Lagern einander glich. Für Ravensbrück unterscheidet sie *aussen* und *Betrieb* (d.h. Arbeit außerhalb bzw. innerhalb des Lagers) und hebt besonders die Qualen der körperlichen Arbeit mit Ziegeln, Steinen und Sand hervor; sie nennt die besseren und die schlechteren Kommandos und charakterisiert das Arbeitsgelände und die Organisation der Arbeit im Lager (die Rücksichtslosigkeit und die absolute Macht der Bewacher über die Häftlinge).

Auch Józefa Stefaniszyn zeigt in ihrem Bericht über Ravensbrück, daß die in den verschiedenen Lagern angewandten Methoden einander glichen. Sie beschreibt die Schikanen und die anstrengende Art bei hohen Normen für deutsche Firmen, nennt die sog. besseren Kommandos, charakterisiert die Methoden zur Zusammenstellung der Frauen-Arbeitskommandos (*Arbeitsformierung*), erinnert an die Mühsal der körperlichen Arbeit auf Außenkommandos und die sich dort ergebenden Vorteile, wie die Möglichkeit, etwas Lebensmittel (Gemüse) zu ergattern und weist auch auf ein perfektes Karteisystem hin, mit dessen Hilfe die SS – anders, als in Auschwitz – jederzeit genau feststellen konnte, wo die einzelnen Häftlinge arbeiteten.

Ungeachtet aller Unterschiede zwischen Auschwitz-Birkenau und den anderen Lagern gilt jedoch: überall war die Arbeit Mittel zur Vernichtung. Vor diesem Hintergrund werden die Unterschiede zweitrangig, wenn es z.B. darum geht, wie sich die Häftlinge zumindest über eine gewisse Zeit hinweg retten konnten oder wie die Bewachung in den einzelnen Lagern organisiert war.

Aus der Fülle des Materials zitieren wir zuerst drei Auszüge und beginnen mit der Aussage eines ungenannt bleibenden Häftlings, für den der radikale Wechsel der Situation durch die Einlieferung in das Lager und die schwere Zwangsarbeit wie für viele andere ein schockierendes Erlebnis war:

»Nachdem ich die vier Wände der Gefängniszelle hinter mir gelassen hatte, kam mir die Arbeit auf dem Feld nach den monatelangen Verhören und Folterungen wie ein ‚Paradies' vor. Der Kräfteverlust jedoch und das Risiko zu sterben gebot mir, eine Arbeit im Trockenen zu suchen. Körperliche Arbeit hatte ich vor meiner Verhaftung überhaupt nicht gekannt, so daß mir die ersten Schwielen an den Händen und der Schmerz Tränen in die Augen trieben. Die ersten fünfundzwanzig Stockschläge, die ich stehend in den noch leeren Räumen der späteren *Effektenkammer* erhielt, waren zugleich die letzten. Niemals mehr ließ ich mich beim Bummeln erwischen! Die Tränen trockneten mir aus, wenn ich in den verlausten Nächten auf dem Boden im Jugendlichen-Block zu weinen versuchte, ja mich dazu zwang, aber ich konnte nicht weinen.«

»Ich wurde mit den anderen Tischlern auf den Holzplatz geschickt, einen Lagerplatz für Bretter und Holz zur Weiterverarbeitung. Täglich kamen Waggons mit Brettern, die wir entladen, sortieren und zum Lagern prismenförmig aufstapeln mußten. Die Arbeit war schwer. Hungrig, im elenden Lagerdrillich, ohne Rücksicht auf das Wetter, bei Regen, Wind, Kälte und Hitze mußten wir zwölf Stunden lang ohne Unterbrechung auf dem Platz arbeiten. Wenn die schweren, nassen Bretter auf die hohen Stapel gezogen wurden, endete das häufig mit Unfällen. Es gab keinen Tag ohne schwere und tödliche Unfälle.« (Józef Majchrzak)

»Im Sommer spielte es im Grunde keine größere Rolle, ob man Arbeit im Trockenen hatte oder nicht. Wenn sie einen nur nicht vernichtete und man etwas zu Essen klauen (organisieren) konnte. Als die Herbstregen einsetzten, wurde das Problem, wie

man ein Dach über den Kopf bekam, zur Frage von Leben und Tod. Man brauchte sich nur zu erkälten und konnte im Krematorium enden. Auf Ärzte, Arzneimittel und Hilfe zählte niemand. Diese Einstellung führte dazu, daß im Grunde die psychische Widerstandskraft das einzige Mittel gegen alle Arten von Krankheiten war.

Neben mir starben Menschen an Typhus, sie starben still in der Nacht vor Entkräftung. Die kalte Leiche weckte dich am Morgen, und du sprangst von der Pritsche oder in der ersten Zeit vom Strohsack auf den Boden und liefst in den Schnee, um dich zu waschen oder auch um dem Knüppel des Blockältesten Baltazyński zu entgehen (der hat sich mir am tiefsten eingeprägt). Dieser Bandit prügelte, wo er gerade hintraf.«
(Nikodem Pieszczoch)

Für Auschwitz-Birkenau wie auch für die anderen Konzentrationslager werden sehr unterschiedliche, schwerere wie leichtere Arbeiten genannt, darunter auch solche, die für die Konzentrationslager im Reichsgebiet typisch waren. Wacław Flakiewicz nennt z.B. Arbeiten im Steinbruch, Bauarbeiten, Straßen- und Gleisbau, das Errichten von Industriebauten, Rodungsarbeiten im Wald, den Bau von Stollen, Flußregulierungen, Ladearbeiten und die Strafkompanien als die schwersten Arbeiten.

Stanisław Piąty erinnert sich, daß die Arbeit beim Sortieren der Kleidung aus den in die Gaskammern geschickten Judentransporten zwar nicht besonders schwer, aber gesundheitsschädlich war, weil diese Kleidungsstücke mit Gas desinfiziert wurden und das Zyklon nach der Herausnahme trotz der Lüftung einen Würgereiz hervorrief und zu Erbrechen und Kopfschmerzen führte. Jedoch konnte man dabei etwas „organisieren" und gegen Lebensmittel eintauschen.

Vielen der Befragten haben sich gerade die schwersten und berüchtigsten Arbeiten tief in das Gedächtnis eingeprägt, wie z.B. die Flußbegradigungsarbeiten an der Soła.

»Mitte Oktober 1942 wurde ich dem Arbeitskommando *Soła-Durchstich* zur Arbeit zugeteilt. Das Kommando marschierte täglich unter dem Befehl von Kapos und SS-Leuten zu dem etwa vier Kilometer entfernten Dorf Rajsko und begradigte dort in einer gewissen Entfernung von der Straße nach Bielsko das Flußbett der Soła. Wir mußten ein neues Flußbett ausheben, die Windungen des alten Bettes zuschütten und einen Damm bauen. Man mußte mit Spitzhacke und Schippe große Mengen Sand, Steine und Felsbrocken ausheben und mit ‚Tragen' oder Schubkarren in die Löcher des alten Bettes transportieren und hohe Dämme aufschütten. Die Ufer des neuen Sola-Bettes wurden mit ‚Faschinen' befestigt. Wir arbeiteten unter freiem Himmel ohne Rücksicht auf das Wetter und standen manchmal stundenlang bis zum Gürtel im Wasser. Viele Kameraden wurden von den Kapos übel zugerichtet, wenn sie vor Hunger, vor Erschöpfung oder wegen einer Verletzung nicht intensiver arbeiten konnten. Ungefähr Mitte November 1942 machte auch meine Gesundheit nicht mehr mit; ich bekam Fieber, die Beine schwollen an, und meine Kräfte nahmen ab.« (Leon Banachowicz)

»Die schlimmste Arbeit war, Schienen vom Waggon zum Lagerplatz hinüberzutragen. Der Weg war zwar kurz, aber lang genug, daß sich der Häftling am Ende vollständig zerschlagen fühlte. An eine 15 Meter lange Schiene wurden wahllos 20 Mann gestellt, ohne dabei auf die Größe zu achten, zehn von jeder Seite. Die Langen hatten die Last auf den Schultern, die Kleineren streckten, um tragen zu können, die Hände über Schulterhöhe. (. . .) Die schwerste Last bekamen die Langen ab, und sie bogen sich auch am meisten unter den Schienen. (. . .) Nach so einer Ladung Schienen ging ich erleichtert wieder zu den Steinen. (. . .) Wir waren so erhitzt, daß wir dampften. (. . .) Der Arbeitstag neigte sich dem Ende zu. Je kühler es wurde, desto stärker fühlte ich einen stumpfen Schmerz zwischen den Schulterblättern." (Józef Ciepły)

Daß die schwere Arbeit sehr unterschiedliche Formen annehmen konnte, zeigen viele Beschreibungen, so auch der Bericht von Edward Garwoliński aus dem *Entseuchungskommando*. Dieses Kommando mußte die Asche sieben. Diese Asche setzte sich als trockener Staub in Nasenlöchern, Augen und Ohren fest, behinderte die Atmung und löste Würgereize aus; es half nur wenig, wenn man sich an einer Schnur einen Schwamm unter die Nase band. In diesem seltsamen Kommando hielt es im allgemeinen niemand länger als ein halbes Jahr aus. Der durchgesiebten Asche wurden Giftstoffe beigefügt; diese Mischung wurde mit kleinen Säcken auf den sumpfigen Wiesen, wo die Mücken nisteten, verteilt.

Bedingungen der Arbeit

Nicht genug damit, daß die Häftlinge zu mörderischer Arbeit gezwungen wurden, sie mußte auch noch – besonders in der ersten Periode des Lagers – mit äußerstem Tempo (*im Laufschritt*) ausgeführt werden. So beschreibt Józef Ciepły, der u.a. beim Abladen von Steinen arbeiten mußte, wie die Häftlinge unter dem Geschrei und den Flüchen der Bewacher an die Schaufeln und die Waggons gejagt wurden. Zum Verschnaufen oder Atemholen war keine Zeit. Es hagelte Hiebe; Peitschen, Stöcke und Eisenstangen, grobe Schimpfworte und Flüche gingen auf die Häftlinge nieder. An dieser Antreiberei beteiligten sich auch die dabeistehenden Eisenbahner, die ungeduldig darauf warteten, daß die Waggons entladen wurden.

Michał Kogut stellt lakonisch fest, daß es im Lager „nicht die geringste Bedeutung hatte, ob der Häftling eine Berufsausbildung oder einen Schulabschluß besaß; es ging allein darum, ihm einen schweren Tod zu bereiten". Diese Einschätzung wird von anderen Einsendern bestätigt: „Dem Besatzer ging es nicht darum, wie viele Arbeiten ausgeführt wurden, er legte besonderen Nachdruck auf mörderisches Tempo und größtmögliche Anstrengung, um die Menschen fertigzumachen". (Edward Czekierda) Wenn die Häftlinge in einer Arbeitsgruppe, z.B. am *Rollwagen*, stärker und ausdauernder waren, konnten sie die

auferlegte Norm mit größter Anstrengung leisten, schwache, z.B. ältere oder entkräftete und kranke Häftlinge, kamen dagegen nicht zurecht, und die Schergen prügelten sie gewöhnlich tot.

»Wenn man beim Abbruch von Häusern und dem Abtransport der Ziegel mit Tragen arbeitete, war es sehr gefährlich, sich eine kleinere Last aufzuladen, als der SS-Aufseher wünschte. Das kostete Prügel, ja sogar den Tod. Genauso war es beim Ausstechen von Grasnarbe zum Belegen und Befestigen der Teichufer (. . .). Die SS-Männer (. . .) beschleunigten das Arbeitstempo und zwangen uns z.B., die schweren Lasten im Laufschritt zu tragen. Es kam vor, daß weibliche Häftlinge, die langsamer arbeiteten und eine Atempause machten, wenn die Bewacher nicht aufpaßten, unmenschlich mißhandelt wurden. Sie wurden geschlagen, getreten, gestoßen. Wenn die Opfer die Spaten nicht richtig hielten, schlug man ihnen den Stiel auf ihrem Rücken entzwei.« (Helena Dunicz-Niwińska)

Unter diesen brutalen Arbeitsbedingungen hofften die erschöpften und ausgehungerten Häftlinge zumindest auf eine kurze Erholung und auf einen verhältnismäßig ruhigen Schlaf, um ihre Kräfte wenigstens etwas erholen zu können. Drei Zitate zeigen, wie die Wirklichkeit aussah:

»Für die Arbeit im Lager galt kein Achtstundentag, sie dauerte von Tagesanbruch bis zur Dunkelheit. Einige Kommandos, die in den *Buna-Werken* (Nowe Dwory) arbeiteten, standen sogar um drei Uhr früh auf und kehrten gegen 21 Uhr in das Lager zurück. Unser Hofkommando wurde deshalb täglich mit Häftlingen aufgefüllt, die den Platz derer einnahmen, die wir völlig fertiggemacht oder schon tot auf den Schultern oder an Armen und Beinen in das Lager schleppten.« (Jan Kurek)

»Wir standen morgens gegen vier Uhr auf. Manchmal später, aber immer vor fünf Uhr morgens. Nachdem wir die Suppe getrunken hatten, die gewöhnlich nicht noch einmal heißgemacht wurde, traten wir vor dem Block bis zum Appell an, der gegen sieben Uhr morgens stattfand. Wenn alles stimmte, rief nach dem Appell, im Winter gegen halb acht, aus der Richtung des *Lagerführers* jemand: *Antreten!* Dann liefen alle zu ihren Arbeitskommandos auseinander. Die Kapos, die für die Häftlinge sehr übel waren, mußten die Menschen natürlich mit Gewalt aus den anderen Kommandos herausholen und schlugen dabei häufig gnadenlos. Sie hatten auch ihre Antreiber. (. . .) Wenn morgens für die Kommandos ausgewählt wurde, machten alle Häftlinge dabei etwas durch; oft hatten sie schon Prügel abbekommen und waren verletzt und arbeitsunfähig, wenn sie zu den Arbeitskommandos kamen.« (Czesław Łyjak)

»Nach dem Gong nahm ich eine Aspirin-Tablette, die mir ein Kamerad aus einem anderen Block besorgt hatte. Mein Fieber war noch erträglich. Dann rissen wir uns die nasse Kleidung herunter. Die Schuhe, die Hosen und die Jacken kamen unter den Kopf, so machten das alle aus Furcht vor Diebstahl; die Mäntel breiteten wir auf den Decken aus und hofften, daß sie bis zum Morgen trocknen würden. Die Hoffnungen waren jedoch vergeblich. Morgens zogen wir die nassen Fetzen wieder an, um in den Schnee und den Regen hinauszugehen, in den Birkenauer Dreck, in den Wind, der einem so zusetzte, zu den Steinen und den Schienen, die entladen werden sollten. Wie lange kann man so leben? Alle Tage, an denen wir in das Lager zurückkehrten, waren gleich hoffnungslos.« (Józef Ciepły)

Die Rückkehr der erschöpften Kommandos ins Lager, der gequälten Häftlinge, die sich hinschleppten und ihre sterbenden oder bereits toten Leidensgefährten mit sich zogen, sind schon oft beschrieben worden. Die Masse der Häftlinge verlangte nur noch Erholung. Vielen aber erging es so, wie einer der Befragten berichtet:

»Ein erschöpfter und wahrscheinlich kranker Häftling legte sich, noch vor dem Schlafengehen, mit den Schuhen auf die Pritsche. Zwei große Kerle zogen ihn an den Füßen auf die Erde; er fiel aus etwa einem Meter Höhe auf den Boden und schlug mit dem Kopf auf dem Fußboden auf, dabei wurde er noch an den Füßen festgehalten, und dann (. . .) sprang ihm ein Funktionshäftling auf die Brust, brach ihm die Rippen, das Blut floß ihm aus dem Mund, man schleppte ihn vor den Block (. . .); der Funktionshäftling (. . .) sagte, daß er jeden töte, der sich vor der Schlafenszeit auf die Pritsche lege. Das geschah ungefähr am 20. Februar 1943 in Block 20 des Männerlagers.« (Czesław Łyjak)

Die erschöpften und ausgehungerten Häftlinge konnten also niemals sicher sein, daß sie vor dem Schlafengehen nicht noch Schikanen ausgesetzt sein würden oder die kurze, unzureichende Nachtruhe nicht unerwartet gestört würde.

»Nach der Rückkehr von der Arbeit stellten wir fest, daß jemand die Bretter unserer Box an der zur Barackenwand gelegenen Seite mit Kot beschmiert hatte. Wir überlegten einen Augenblick und meldeten das dem Stubenältesten. Am einfachsten wäre es gewesen, das zu beseitigen, aber so klug waren wir noch nicht; es fehlte uns an Lagererfahrung. Als wir uns am nächsten Tag schlafen gelegt hatten – an diesem Tag trieb man uns außergewöhnlich schnell in die Boxen –, bekamen wir den Befehl, unter den Decken hervorzukommen und uns aufzustellen (. . .). Sie trieben mit uns ‚Sport' als Beispiel für die anderen im Block! Wir sprangen in der Hocke um den 30 Meter langen Ofen, ‚Froschspringen' nannte sich das. Währenddessen stand das Blockpersonal, mit Stöcken und Gummiknüppeln ausgerüstet, an der Strecke und tat mehr oder weniger engagiert seine Pflicht.

Dabei zeichnete sich ein *Schreiber* aus, ein großer und gutgebauter Halunke, unter dessen Anweisungen das ganze Spektakel stattfand. Mit einem langen Gummiknüppel ausgerüstet nahm er auf dem langen Ofen Platz, und von dieser Kommandostelle aus verteilte er die Hiebe. Als die Beine nach der dritten Runde den Gehorsam verweigerten, mußten wir uns

auf den Ofen legen. Von uns blieben nur wir drei aus Mysłowice übrig, weil hilfreiche Landsleute unter dem Personal es schafften, die anderen beiden aus dem Kreis der Strafwürdigen herauszuholen und am Ende des Blocks festzuhalten; der *Schreiber*, der die Strafe schon verabreichen wollte, gab sich Mühe, diesen Schwund an ‚Schuldigen' zu übersehen.

Den ersten Schlag auf das Gesäß bekam Wilkus. Als sich der *Schreiber* daranmachte, Kasza die Strafe zu erteilen, bemerkte ich aus den Augenwinkeln, daß von der oberen Box beim Ausgang ein Kapo aus dem Maurer-Kommando herunterkam und eine zwei Meter lange Stange in die Pfoten nahm, eine von denen, die in der Ecke standen und zum Tragen der Suppenkübel verwendet wurden. Eine unbestimmte Vorahnung durchdrang mich. Kriege ich's jetzt etwa mit der Stange? Den ersten Schlag bekam ich vom *Schreiber*, den zweiten mit der Stange von dem Kapo, der Position auf dem Ofen bezog. Diesen Schlag habe ich ausgehalten. Beim zweiten Schlag mit der Stange flogen meine Beine unwillkürlich in die Höhe, wobei ich mich wie eine Sprungfeder nach hinten bog. Diesmal entrang sich meiner Brust ein dumpfes Stöhnen. Der *Schreiber* hatte Bedenken wegen der Form der Strafe, aber der Kapo entschied: ‚Der A... ist kein Glas' und schlug mit der Stange zum dritten Mal. Damit endete es.

Ich schleppte mich mit Mühe zur Box. Morgens ging ich normal zur Arbeit, mußte aber die Beine nachziehen. Mein Gesäß war hart. Ich fürchtete, daß die Stellen aufplatzten, aber die Härte ließ langsam nach und verschwand. Ich sagte mir: es hätte noch schlimmer kommen können, wenn er schlecht getroffen hätte.« (Józef Ciepły)

Die Häftlinge waren sich über die im Lager herrschenden Verhältnisse im klaren, die noch durch die Qual der völlig sinnlosen Arbeit verstärkt wurde. Für viele Arten der Arbeit trifft zu, was Irena Przybysz über ihre Beobachtungen verschiedener Arbeiten in Außenkommandos berichtet: „Allen diesen Arbeiten war gemeinsam, daß sie ganz offensichtlich sinnlos und zwecklos waren." Dies bestätigt auch Maria Slisz-Oyrzyńska:

»Die meisten uns bekannten Arbeiten im Lager waren ohne Sinn und Zweck, keiner brauchte sie, sie führten zu keinen Ergebnissen, es waren, wie ich sie nannte, Sisyphus-Arbeiten (...). Die Arbeiten waren verschieden, sie sollten die Häftlinge fertigmachen – Arbeit als Mittel zur Dezimierung.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Die SS-Männer jagten uns im ganzen Lager zur Arbeit, die darin bestand, daß wir Steine von einer Stelle zur anderen tragen oder Wasser aus einer Pfütze in die andere gießen mußten. Wir suchten uns vor solchen Arbeiten zu schützen, bei denen es Schikanen und Schläge gab. (...) Aufräumungsarbeiten bestanden darin, daß wir mit Hacke und Schaufel Gräben graben mußten und mit schweren Holztragen Lehm und Ziegel tragen mußten, daß wir mit Schüsseln (mit den Eßschüsseln) Wasser schöpfen und zu dem innen um das Lager führenden Graben tragen mußten. Die meisten Schüsseln hatten Löcher, auf dem Weg floß das Wasser also heraus. Zur Strafe mußte der ganze Block nach dem Appell mit hochgehobenen Händen knien.« (Helena Dunicz-Niwińska über Birkenau)

Besonders schwer war die körperliche Arbeit für Akademiker, die nicht an körperliche Arbeit gewohnt waren. Schon in der Adaptionsphase an die Existenzbedingungen im Lager drohte ihnen Verkrüppelung und Tod. Viele der eingesandten Berichte zeigen, daß die *verfluchten polnischen Intelligenten* im Lager, jene Häftlingskategorie, die die primitiven Schergen – neben Priestern, Juden und sowjetischen Kriegsgefangenen – besonders haßten und peinigten, wenn sie überleben wollten, das Risiko eingehen mußten, als Maurer, Tischler, Glaser oder in einem anderen praktischen Beruf zu arbeiten und sich schnell in diese Arbeit hineinfinden mußten. Angehörige der Intelligenz, die keine Kenntnisse in einem praktischen Beruf hatten, waren in einer schlechteren Lage als z.B. Arbeiter oder Handwerker. Retten konnte einen Akademiker, daß er deutsch sprach; „Angestelltenposten" (Schreiber usw.) waren jedoch für nichtdeutsche Häftlinge sehr rar.

Primitive und grausame SS-Leute und Funktionshäftlinge behandelten gerade diese Häftlingsgruppen besonders grausam, mißhandelten sie und trieben sie zu den schlimmsten Arbeiten. Je höher jemand vor dem Krieg in der gesellschaftlichen Hierarchie stand, z.B. als Professor oder Aristokrat, desto strenger wurde er im Lager behandelt. Viele Häftlinge mit akademischen Berufen verheimlichten ihren Beruf und gaben sich als Arbeiter oder Handwerker aus. Dr. Irena Białówna und auch andere Befragte berichten z.B., z.T. aus eigener Erfahrung, daß Ärzte körperlich arbeiten mußten, während Häftlinge ohne medizinische Ausbildung in den Krankenbau geschickt wurden. Arbeit als Schikane war eine der am meisten verbreiteten Methoden, Häftlinge herabzusetzen und zu vernichten.

Jan Lewicki wurde nach dem Abitur zum Militärdienst einberufen und im Alter von 23 Jahren nach Auschwitz eingeliefert; er bekam die sehr niedrige Häftlingsnummer 42. Er beschreibt u.a. detailliert das scharfe und rücksichtslose Regime im Lager, die hohe Zahl der Todesfälle und der Erkrankungen, daß es kaum Möglichkeiten gab, sich zu retten. Die Schergen terrorisierten die Häftlinge bis zum Extrem, um sie körperlich und seelisch fertigzumachen und zu vernichten. Auch Adam Jurkiewicz (Häftlingsnummer 476) berichtet aus dieser frühen Phase von Auschwitz Einzelheiten über die Arbeit, den Terror und Versuche der Verteidigung.

Kazimierz Tokarz (Häftlingsnummer 282), vor dem Krieg Oberschüler, mußte nach seiner Einlieferung im Kommando *Industriehof II* arbeiten und Baumaterialien aus Eisenbahnwaggons ausladen. Er urteilt, daß es zwischen diesem Kommando, in dem der grausame und sadistische deutsche kriminelle Häftling Johann Siegruth das Regiment führte, und der *Strafkompanie* keine großen Unterschiede gab. Die anstrengende Arbeit mußte – egal ob im Regen, bei Frost oder unter glühender Sonne – *im Laufschritt* gemacht werden, die Hände bluteten, Werkzeuge oder Maschinen gab es nicht, ständig wurde geprügelt. Die geprügelten, mißhandelten, nicht mehr arbeitsfähigen oder toten Häftlinge wurden an einen Ziegelsta-

pel gelegt. Verstärkt wurde die Last der Arbeit noch durch die Angst vor Siegruth, der jeden mißhandelte, der ihm in die Finger kam. Tokarz konnte sich retten, weil er in das Kommando Gärtnerei kam.

Die Lehrerin Stanisława Buda mußte im Lager beim Abbruch von Häusern in Harmense arbeiten; die Männer brachen die Häuser ab, die Frauen trugen Ziegeln und Steine weg. Sie berichtet: „Die Arbeit war sehr schwer. In diesem Kommando war ich den ganzen Winter. Im Frühjahr wurde ich in das Kommando *Landwirtschaft* versetzt." Bei dieser sehr schmutzigen Arbeit mußte sie Steine vom Feld holen und Asche der verbrannten Leichen ausstreuen. Später setzte sie Kohl als Viehfutter, arbeitete beim Einbringen von Heu und wurde bei der Getreideernte eingesetzt – fast jeden Tag bis elf Uhr abends, immer im Laufschritt: Kameradinnen halfen ihr.

Die schlechtesten Möglichkeiten hatten die Häftlinge, die über keinerlei Fähigkeiten verfügten und dazu noch sehr jung waren. Einer dieser Häftlinge ist z.B. Nikodem Pieszczoch, der als Schüler mit 17 Jahren ins Lager kam und vorher weder gearbeitet noch eine Freizeitbeschäftigung hatte, „die sich im Alltag verwenden ließe, um so weniger im Alltag des Lagers". In seinen eigenen Worten: „Ich war noch ein Grünschnabel! Was die Arbeit betrifft, war ich Hilfsarbeiter der untersten Stufe, denn ich war weder kräftig, noch kannte ich irgendeine Arbeit. Ich war direkt vom Gymnasium ins Konzentrationslager gekommen!" Und doch überlebte er fünf Jahre Konzentrationslager. Am Anfang stand allerschwerste körperliche Arbeit (Maurer, Ziehen des pferdelosen *Rollwagens,* Kiesgrube, *Sołaregulierung,* Planierungsarbeiten, Barackenbau, Landwirtschaft, *Abbruchkommando*), und schließlich kam er zum Kartoffelschälen in die SS-Küche, wo er zum Koch aufstieg. In Neuengamme fing er später wieder mit Maurerarbeiten an.

Wenn gefragt wird, ob es nicht angesichts dieser Verhältnisse eine größere Zahl Häftlinge gab, die verwendbare berufliche Fähigkeiten erwarben, muß erläutert werden, daß das sog. Anlernen im Lager einen mindestens zweifachen Charakter hatte. In den ersten Jahren des Lagers wurden die schwersten Arbeiten meist von Häftlingen ausgeführt, die diese nicht gewohnt waren, die ausgehungert waren, die keine Möglichkeit hatten, etwas zu „organisieren" (Pakete durften noch nicht empfangen werden, das sog. Kanada existierte noch nicht), die durch die schnelle kräfteverzehrende Arbeit erschöpft waren, die geschlagen und erschlagen wurden und die sich angesichts dessen so schnell als möglich an die Situation anpassen mußten oder umkamen.

Erst in den späteren Jahren taten die SS-Männer zumindest so, als ginge es ihnen – neben der Vernichtung der Häftlinge – auch um Arbeitskräfte für die Industrie und man konnte versuchen, bei Facharbeiten eingesetzt zu werden. Dies um so mehr, als die Arbeit in vielen Kommandos, wie Kazimierz Tokarz schreibt, fachlich gut organisiert war, was nicht heißt, daß sie nicht auch dazu diente, die Häftlinge zu drangsalieren. Angelernt wurde aber im allgemeinen lediglich für Maurer- oder Erdarbeiten.

Das sog. Anlernen beurteilen die Häftlinge unterschiedlich. Einige sagen, es habe solche Möglichkeiten gegeben, die Mehrzahl bestreitet das jedoch. Edward Czekierda erinnert sich z.B. an einen Kameraden, der Offizier der Polnischen Armee war und sich als Tischler ausgab, obwohl er keine Ahnung von diesem Handwerk hatte, in die Tischlerwerkstatt kam und sich den neuen Beruf selbst beibrachte. Bis es soweit war, hielt er durch, weil ihm Mithäftlinge halfen, seine fehlenden Fachkenntnisse nicht auffallen zu lassen. Unsere Frage wurde aber auch nachdrücklich verneint:

»Berufliches Anlernen? Was für ein Hohn! Man hat uns den ganzen Winter 1940/41 das Mauern beigebracht und der ganze Minderjährigen-Block war nicht in der Lage, einen Pfeiler zwischen zwei Fenstern zu mauern! Wo jemand hungert, geht nichts in den Kopf, als die Gier, sich noch einmal vor dem Tod sattzuessen! Werde ich noch einmal Kotelett mit Kartoffeln und Kohl zu essen kriegen?« (Nikodem Pieszczoch)

Ein anderer Befragter, der ungenannt bleiben will, beurteilt die Fiktion des Anlernens im Lager noch schärfer und schreibt ganz offen, am schnellsten habe man dort Demoralisierung und Verwahrlosung gelernt:

»Ich lernte nur Klauen. Als Staszkiewicz 1941 für mich ein Stück Wurst klaute, konnte ich vor Aufregung zehn Minuten lang nicht zu mir kommen. Später organisierte ich ohne Skrupel ganze Eimer mit Wurst aus der SS-Küche. Das ging mir so ins Blut über, daß mir dieses ‚Organisieren' auch nach dem Krieg noch zu schaffen machte. Es kostete eine ganze Menge Überwindung, etwas nicht zu nehmen, das ‚von alleine in die Hand wanderte'.«

Funktionshäftlinge und Kapos

Ein besonderes Augenmerk gilt den Aufsehern, ihrer Person und Mentalität, den von ihnen angewandten Methoden, ihren Gewohnheiten und den Unterschieden, die sie bei der Behandlung der Häftlinge machten.

Unbestreitbar schwere Arbeit wurde leichter, wenn man z.B. im Trockenen und im Warmen arbeitete, wenn man nicht geschlagen wurde oder wenn die Verpflegung besser war. Wer in der Küche arbeitete, konnte sich etwas zusätzliches Essen besorgen und vielleicht sogar noch andere mitversorgen. Im Stall mußte man zwar schwer arbeiten, hatte dafür aber ein Dach über dem Kopf. Wer in der Landwirtschaft oder in der Gärtnerei arbeitete, konnte sich etwas zusätzliche Nahrung besorgen. Viel hing auch davon ab, wie diensteifrig die Aufsicht war. Ein Beispiel von vielen: „Es versteht sich, daß ein ausgehungerter und von Krankheit gezeichneter Häftling versuchte, schwere Arbeit zu vermeiden und den Aufsehern aus dem Weg zu gehen. Die Aufpasser bei der Arbeit verstanden es, zu jeder Arbeit entsprechende Schikanen ausdenken, Schwache und Gebrechliche wurden gequält und schließlich auf die eine oder andere Art zum Tode befördert" (Leon Banachowicz). Ähnliche Beschreibungen gibt es von vielen anderen Befragten.

Leichter hatten es die Häftlinge dort, wo die Funktionen von politischen Häftlingen besetzt waren. Artur Krzetuski berichtet zum Beispiel in seinem umfassenden Beitrag: „Zum *Baubureau* gehörten die Bauwerkstätten, die *Wasserversorgung*, die *Vermesser* und Hilfsarbeiten: Lichtpausen und Einbinden. (. . .) Es war ganz von den Polen beherrscht. Zwischen den Häftlingen in diesem Kommando herrschten sehr kameradschaftliche Verhältnisse und die Arbeit wurde nicht durch glorreiche Taten der SSler gestört." Viele solche Arbeitsplätze, an denen man zumindest einigen Häftlingen effektiv helfen konnte, z.B. im Revier, gab es in Auschwitz-Birkenau jedoch nicht. War das möglich, bedeutete dies einen großen Sieg der Menschlichkeit in einem Meer des Unrechts. Dort blühte auch ein Surrogat von Kulturleben, das den drängenden Albtraum, die erdrückende Zwangsarbeit und die auf allen lastende Todesfurcht beiseite schob.

Einige Befragte gehen auch auf die Rolle der Kapos ein:

»Die nächste schreckliche Arbeit war die Baustelle der Kläranlage. Das Gelände (. . .) war flach und sumpfig, (. . .) der Hauptabwassergraben lag an der tiefsten Stelle. Es mußte viele Meter tief gegraben werden (. . .), und alles mit der Hand und im Wasser stehend. Die Menschen standen bis zum Gürtel, ja noch tiefer im eiskalten Wasser. Der Kapo war ein Sadist, der in diesem Loch jeden Tag viele Mithäftlinge erschlug und ertränkte. Manchmal bekam er Hilfskräfte aus einem anderen Kommando. Wer dazu bestimmt wurde, den befiel die nackte Angst. (. . .) Diesem Kapo konnte man sich nicht nähern. Ein Blick reichte, und wenn ihm etwas nicht gefiel, erschlug er dich ohne mit der Wimper zu zucken.« (Czesław Łyjak)

Mehrere Befragte, darunter Kazimierz Tokarz, beschreiben die Arbeit an der berüchtigten Walze von Ernst Krankemann. Der berüchtigte Sadist Krankemann stellte sich auf die Deichsel und trieb die Häftlinge an, meist Priester und Häftlinge aus der Strafkompanie, die die mehrere Tonnen schwere Straßenwalze mit größter Anstrengung zogen. Die Lagerstraße und der Appellplatz wurden planiert, aber das kostete viele Häftlinge Qualen und den Tod unter den Schlägen des Schinders und unter der rollenden Walze.

Solche Funktionshäftlinge waren in Auschwitz-Birkenau die eifrigen Erfüllungsgehilfen der SS, gaben sich Mühe, der SS ihre Dienstfertigkeit zu zeigen und haben sich, wie die KZ-Literatur bezeugt, so auch den Häftlingen eingeprägt. Selten half einmal einer von ihnen einem Häftling, wenn auch nur im Verborgenen.

»Die Arbeit diente als Werkzeug des Verbrechens. Die erschöpften Menschen wurden mit Schlägen zu der körperlichen Arbeit gezwungen, bis sie umfielen. Wer nicht mehr aufstehen konnte, wurde mit dem Schaufelstiel erschlagen oder ihm wurde der Brustkorb eingetreten. Die Fachkräfte in den Werkstätten wurden anders behandelt. Der Kapo paßte auf seine Leute auf, besorgte ihnen Lebensmittel und schützte die Fachkräfte vor Schikanen. Die Banditen unter den Kapos fanden natürlich jemanden, den sie erschlagen konnten, das Opfer war dann aber ein neu eingelieferter Ungelernter.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

Auch unter einem erträglichen Kapo konnten die Verhältnisse unerträglich sein, wie aus Birkenau berichtet wird:

»Es war das größte Kommando, das (. . .) Gräben aushob, das Gelände planierte, mit kleinen Waggons oder auf Tragen Erde transportierte (. . .) und auch bei anderen Arbeiten half. Kapo war ein Warschauer Kellner, der ganz anständig und ausgeglichen war. Ich habe niemals gesehen, daß er schlug oder einen Menschen umbrachte. Er sagte, wir sollten uns ‚bewegen', denn wenn ein SS-Mann käme, würde der uns totschlagen oder schrecklich bestrafen. Das Kommando war ganz erträglich, es umfaßte etwa dreitausend Mann und brachte bei der Rückkehr keine größere Anzahl Leichen mit. Diese waren nicht Opfer des Kapos, sondern Kranke und auf der Baustelle Gestorbene oder von anderen und der SS Getötete. Um den Platz kreisten immer zwei junge Häftlinge im Alter von 20 bis 22 Jahren (. . .), die keiner Arbeit zugeteilt waren und keine Armbinden hatten, aber alte Nummern waren (. . .); sie trieben sich zwischen den Blöcken auf dem Baugelände herum, und wenn sie jemanden sahen, der nicht arbeitete oder ausspannte, schlugen sie ihn mit ihren Knüppeln zu Boden oder traten ihn so, daß er häufig das Bewußtsein verlor und an den Schlägen starb. Sie waren gemästet und sahen gut aus, und wo sie gingen, folgte ihnen das Geschrei der Geschlagenen. Alle Häftlinge mieden sie wie Feuer.« (Czesław Łyjak)

Das Lager war ein Albtraum, eine absurde Welt der Kontraste. Die Spannweite der charakterisierten Verhaltensweisen der Bewacher gibt eine Vorstellung von den Extremen – von Grausamkeit und Entartung bei der Behandlung der Häftlinge bis zu honorigen Haltungen. Schließlich ist dies ein Zug, der in der KZ–Literatur häufig zu finden ist. Man braucht nur daran zu erinnern, wieviel die in den Revieren, in den Küchen, in der Politischen Abteilung und auf vielen anderen Funktionen eingesetzten Häftlinge ihren Leidensgefährten geholfen haben. Marta Jabłońska nennt eine Reihe von weiblichen Häftlingen und begründet ihre Einschätzung damit, „wieviel Gutes ein Mensch in dieser Hölle menschlichen Leidens tun konnte, der den über alle Maßen ruinierten Menschen wieder Hoffnung in ihre Herzen gab."

Welche Ergebnisse die Schergen jeden Tag vorweisen konnten, hing vielfach von den jeweiligen Geländeverhältnissen ab. War das Gelände offen und eben, konnten die Aufseher und Antreiber die ihnen unterstehenden Häftlinge besser beobachten. Józef Ciepły beschreibt dies folgendermaßen: „Das offene Gelände, auf dem wir arbeiteten, war sehr gut zu übersehen. Alle, die Arbeitenden und die Antreiber, waren wie auf der Handfläche zu sehen. (. . .) Die Spezifik des Geländes machte den Antreibern ihre Arbeit leichter; wir wußten niemals, woher die Gefahr drohte und aus welcher Richtung der nächste Stoß kommen konnte. (. . .) Man mußte aufpassen, wenn man von den Aufpassern keine Prügel einfangen wollte." Ewa Pleczka

ergänzt: „Auf dem offenen Feld war an Markieren nicht zu denken."

Die Macht der Kapos reichte in Auschwitz weit, wie der folgende Bericht zeigt:

»Die seltsame Arbeitsorganisation in Birkenau ließ sich erst nach einer gewissen Beobachtungszeit verstehen. Sie entwickelte sich nach dem Grundsatz des größten Nutzens und wirkte wie das Profitgesetz in der kapitalistischen Wirtschaft. Wenn sich ein Häftling einen Nutzen davon versprach, das Kommando zu wechseln – hier geht es natürlich um einen Häftling, der sich auskannte –, wechselte er ohne besondere Formalitäten das Kommando. In Mauthausen rief der *Kommandoführer* vor der *Blockführerstube* die Häftlingsnummern seines Kommandos auf, und es waren immer die gleichen Nummern. Kam es – in Zeiten, in denen das geduldet wurde – durch Tod oder Krankheit zu Veränderungen, erklärte das der danebenstehende *Rapportschreiber* und ergänzte die Abgänge auch gleich. In Birkenau interessierte das weder den *Kommandoführer* noch den *Rapportschreiber*. Dafür hatte jedes Kommando seinen vom Kapo bestimmten Schreiber, der jeden Tag die Nummern der sich zur Arbeit einfindenden Häftlinge aufschrieb. Jeden Tag konnten das andere Häftlinge sein. Die Zusammensetzung des Kommandos hing so vom Verhalten des Kapos ab. Verhielt er sich menschlich oder relativ menschlich, zog er die Häftlinge an und das Kommando hatte nach einiger Zeit seinen stabilen vollen Bestand, war der Kapo ein Hund, mieden sie sein Kommando, gingen weg, und er hatte ständig Schwierigkeiten, sein Kommando voll zu kriegen. Das war der Hintergrund für häufige Auseinandersetzungen zwischen denen mit der schwarzen Binde, die die Arbeitskräfte einteilten, und ihren Nutznießern, den Kapos.« (Józef Ciepły)

„Leichte Arbeit"

Nach diesen Beschreibungen stellt sich die Frage, ob es im Lager für die Masse der Häftlinge überhaupt eine wirklich gute, leichte Arbeit gab. „Leichte Arbeit" ist hier ein relativer Begriff im Gegensatz zu den vielen schrecklichen Kommandos. Helena Dunicz-Niwińska schreibt z.B.:

»Viele Häftlinge betrachteten uns im Lager als Prominente, die im Lager ‚auf Watte gebettet' lebten. Viele nahmen uns deutlich übel, daß wir überhaupt spielten, wobei sie nicht wußten, daß z.B. einige von uns in das Orchester gezwungen worden waren (gerade die ‚Arierinnen'). Und wenn eine von uns aus dem Orchester raus wollte, und sei es um den Preis, in einem Außenkommando arbeiten zu müssen, gab es dafür nur einen Weg: die Strafkompanie (so berichtet das die Kameradin J. Zatorska, die so einen Vorfall in der Organisationsphase des Orchesters selbst gesehen hat). Für uns, die wir das Lager durchgemacht haben, sind auch Verwunderung, ja sogar deutliche Ablehnung schmerzlich, die uns von Menschen außerhalb des Kreises ehemaliger Häftlinge entgegenschlägt. Um so weniger Lust haben wir deshalb – ganz abgesehen von dem allgemeinen Desinteresse an der Lagerzeit –, über unsere Arbeit im Lagerorchester zu sprechen. Wenn ich einen Bericht über die Arbeit im Lager ausarbeite, halte ich es also für notwendig, gerade auf diesen Aspekt unserer Zugehörigkeit zu dem Kommando einzugehen. Dazu haben mich die Kameradinnen aus dem Frauenorchester verpflichtet, mit denen ich weiter in Kontakt bin. Ich möchte also Tatsachen vorstellen, die bezeugen, daß die Arbeit dort mit Leiden und großer physischer Anstrengung erkauft war.«
(Helena Dunicz-Niwińska)

Sogar so „privilegierte" Kommandos wie die Orchester standen von früh bis spät unter dem Druck der Arbeit. Die häufigen, viele Stunden dauernden Proben, durch die dieses überwiegend aus Laien zusammengesetzte Orchester ein gewisses künstlerisches Niveau erreichte, drückten. 1944 arbeiteten diese Frauen dazu noch beim Ausbessern von Kleidung, danach ausschließlich körperlich.

Auch die polnischen Häftlingsärzte und die anderen im Sanitätswesen des Lagers arbeitenden Häftlinge mußten täglich ein gutes Dutzend Stunden arbeiten und blieben häufig noch länger bei den Kranken, um ihnen zu helfen.

Wer jedoch erst einmal in einem Kommando war, wo die Arbeit die Häftlinge zum Tode beförderte und sie besonderen Schikanen aussetzte, wie z.B. in den berüchtigten Strafkompanien, oder wo die Häftlinge schwerste Arbeiten mit Hacken, Schippen, Tragen, Schubkarren usw. leisten mußten, hatte kaum eine Chance, dort wieder herauszukommen. Das gleiche galt für Kommandos, in denen die Arbeit zwar nicht besonders schwer war, aber ständig die Gefahr drohte, von sadistischen und grausamen Aufsehern verkrüppelt, krankgemacht oder erschlagen zu werden. Dazu kam noch, „daß im Lager jede Lageveränderung zu großer Nervenanspannung führte, alles konnte Leiden bewirken; wer immer Macht ausübte, und sei es ein ‚Pipel', durfte jeden in der Lagerhierarchie Niedrigerstehenden schlagen" (so Stefan Krupa). Als jedoch Ende 1943 das willkürliche Schlagen der Häftlinge beschränkt wurde, wurde die Macht ihrer launischen Aufseher dadurch keineswegs kleiner.

Piotr Hiroń kam mit 31 Jahren nach Auschwitz, er hatte drei Jahre an der Akademie der Schönen Künste studiert, vor dem Krieg von Zeit zu Zeit als Kirchenmaler gearbeitet (nach dem Krieg war er Ingenieur) und beschreibt, wie er anfangs mit anderen auf dem Appellplatz ohne Zuteilung zu einem Arbeitskommando zurückblieb, nachdem die Kommandos schon zur Arbeit ausgerückt waren. Also kam er nach *aussen* und mußte beim Straßenbau und beim Abtransport von Trümmern und Sand aus der Sola arbeiten, im Winter festgefrorene Ziegelsteine aus den Waggons laden, Holz sägen usw. – er wurde also bei sehr schweren Arbeiten eingesetzt. Hiroń hungerte, war starr vor Kälte, wurde geschlagen. Zweimal versuchte er, dort wegzukommen. Aus der Tischlerei warf ihn der Kapo schon nach einer Woche. Die zweite „leichte" Arbeit – er schreibt das selbst in Anführungszeichen – unter Dach bekam er als Fliesenleger, schon am ersten Tag

stellte sich aber heraus, daß in seiner Gruppe niemand Ahnung vom Fliesenlegen hatte, er flog als erster auf und bekam Schläge und Tritte. Mit „Fusch" und kleinen Bildchen konnte er sich zusätzliche Nahrung verschaffen.

In der Anfangsphase wurden die Häftlinge in Auschwitz I noch nicht in feste Arbeitskommandos eingeteilt. Wer schneller war, geriet in eines der sog. besseren Kommandos, für den Rest blieben die schlimmsten Arbeiten übrig.

»Der Arbeitstag begann mit dem Kommando *Arbeitskommando*[s] [formieren!]. Auf diesen Ruf hin drängten sich die Häftlingsmassen zu der Stelle, wo die Arbeitskommandos zusammengestellt wurden. Die Kapos zählten ab, ob sie in ihrem Kommando genügend Leute hatten. Wenn noch welche fehlten, griffen sie sich herumlaufende Leute und zogen sie in ihre Reihen. Es kam auch vor, daß aus anderen Kommandos (meist aus solchen, die leichtere Arbeit hatten), Fünfergruppen herausgeholt und in die Kommandos gesteckt wurden, in die niemand wollte. Ziemlich selten ging auch der Kapo mit dem Arbeitsdienst (...) zu dem Minderjährigen-Block, zählte so viele Leute ab, wie er brauchte, und nahm sie zur Arbeit mit. Die besten Kommandos, z.B. *Elektriker*, *SS-Unterkunftskammer*, stellten sich am Tor auf der Hauptlagerstraße auf. Viele dieser besten Kommandos waren um diese Zeit schon bei der Arbeit, z.B. die *SS-Küche*; sie gingen in kleinen Gruppen noch vor der Morgendämmerung weg.

Als ich Muselmann war, mied ich wie alle die tödlichen Kommandos, z.B. die *Solaregulierung* oder die *Kiesgrube*, und nahm reißaus. Mit ein bißchen Glück gelangte man z.B. in die Schlange zum *Krankenbau*. Oder man floh in die Latrine, griff sich einen Besen und machte in Straßenfeger, ging direkt zu einem Block, wo gerade die Maurerarbeiten begannen usw. So blieb man im Lager und ging dem möglichen Tod in einem Außenkommando aus dem Wege. Wenn man dann später schon seine Beziehungen hatte, floh man aus einem Kommando meist, indem man sich eine falsche *Aufnahme* in den Krankenbau besorgte. Nachdem man dort eine Woche gelegen hatte, ging man dann nicht mehr (...) in das gefährliche Kommando zurück, oder die Kameraden sorgten dafür, (...) daß man einem Prominentenkommando zugeteilt wurde.« (Nikodem Pieszczoch)

»Nach zwei Monaten [schwerer] Arbeit erfuhr ich, daß in den *DAW* [den Deutschen Ausrüstungswerken] Tischler gebraucht wurden. Ich meldete mich beim *Arbeitsdienst* (...), der mich beim Oberkapo der *DAW* meldete. Von Tischlerei hatte ich keine Ahnung, also sagte ich, als ich nach früheren Tätigkeiten gefragt wurde, ich sei Maschinentischler. Vor dem Morgenappell wurde ich in das Kommando Tischlerei gesteckt. Ich arbeitete unter Dach, im Schatten, bei den warmen Rohren, mit denen die Bretter getrocknet wurden. Ich war froh, daß es mit dieser Arbeit geklappt hatte, im Winter würde ich es hier gut haben und Hunger und Kälte länger durchhalten.«
(Adam Kupczyk)

Das ging so lange, bis Kupczyk an Typhus erkrankte und ins Revier kam.

Dem Wunsch, das Kommando zu wechseln, standen aber Hindernisse von seiten der Lagerbehörden entgegen, sogar dann, wenn jemand aus einem der sog. besseren Kommandos herauswollte.

»Als die jüngste Polin im Kommando sich getraute, den Lagerführer [des Frauenlagers in Birkenau] [Franz] Hössler zu bitten, sie in ein anderes Kommando zu versetzen, konnte dieser nicht verstehen, daß jemand aus einem so ‚guten' Kommando weg wollte und war eine ganze Weile still. Die Frau konnte nicht sagen, daß sie moralisch daran zerbrach, unter den Verhältnissen im Lager Musik machen zu müssen, und gab als Grund seelische und körperliche Erschöpfung an. (...) Die Antwort war sehr kurz: Orchester oder SK [Strafkompanie]. Das Orchester hatte jedoch etwas von diesem Auftreten. (...) Seit dieser Zeit durften wir während der Mittagspause auf den Pritschen oder der sog. *Wiese* ausruhen, sie führten uns sogar ein paar Mal außerhalb des Lagers an die frische Luft!«
(Helena Dunicz-Niwińska)

Überall griff man jedoch auch zu Protektion und Bestechung:

»Wenn man jemanden kannte, konnte man von Zeit zu Zeit das Kommando wechseln, was jedoch nur wenigen gelang. Im Lager mußte man ein guter Fachmann oder ein gekonnter Nichtstuer sein. Denn wenn einer nicht das sprichwörtliche Quentchen Glück hatte, sollte er es besser nicht probieren, fiel er nämlich einem der *Kommandoführer* auf, war es mit ihm vorbei.« (Wacław Flakiewicz)

»Schwerer Arbeit konnte man aus dem Wege gehen, wenn man bestimmte Kapos kannte, deren Kommandos leichtere Arbeit unter Dach hatten oder Handwerksarbeiten ausführten, indem man sich die für eine bestimmte Arbeit erforderlichen Kenntnisse aneignete oder so glücklich war, beim *Arbeitseinsatz* ein besseres Kommando zu ‚erbitten'.« (Roch Wystrach)

Helena Dunicz-Niwińska beschreibt, wie ihr Maria Świderska, die bei der Registrierung der *Zugänge* arbeitete, dazu verhalf, daß sie schon nach wenigen Tagen aus dem Quarantäneblock in Birkenau (Nr. 25) in den Block des Orchesters (Abschnitt BIb, Nr. 12) kam; sie spielte dort vom Blatt und bestand die Prüfung, obwohl sie zitterte und steife Finger hatte (seit ihrer Verhaftung im Januar 1943 hatte sie keine Violine mehr in der Hand gehabt). Jetzt bekam sie *Zulagen* und konnte ihrer im Quarantäneblock 25 im Abschnitt BIa zurückgebliebenen Mutter nach dem Appell zusätzliches Essen bringen. Als sie an Typhus erkrankt war, konnte sie sich bessere Bedingungen im Revier verschaffen; sie mußte beispielsweise die Pritsche nur mit einer statt mit drei Frauen teilen. Die Kapelle war besser untergebracht, dort wurde kein so hartes Regiment geführt, und die Chance, länger zu leben, war größer. Die Atmosphäre war dort kultivierter, die Musik isolierte etwas von der unmenschlichen Welt des Lagers.

»Obwohl es den Anschein hatte, als sei dies ein sehr gutes und leichtes Kommando gewesen, war die Arbeit hier sehr anstrengend und nervenanspannend und forderte dazu noch große moralische Leiden, gerade weil man hier arbeiten mußte, also an einem Ort Musik machen mußte, der so von Schmerzen und menschlicher Erniedrigung durchtränkt war. Sich das bewußt zu machen, darüber nachzudenken, fügte unseren Herzen tiefe Wunden zu, der Zwang, spielen zu müssen, während die Deutschen die Häftlinge malträtierten, so (...) am Tor, beim Ausmarsch der Arbeitskommandos *nach aussen*, besonders wenn sie zurückkamen, der Zwang, spielen zu müssen, während die Judentransporte direkt aus den Waggons zu den Gaskammern auf ihren letzten Weg geschickt wurden, erforderte eine übermenschliche Anstrengung, um sich auf das Spiel konzentrieren zu können und zu verbergen, was sich dabei in uns abspielte. Wir reagierten darauf sicher nicht alle gleich. Manche konnten sich dagegen härter machen als andere, aber nicht alle schafften das (...). Manche brachen zusammen und fielen in Depressionen. Sie konnten nicht mehr spielen, nahmen keine Nahrung mehr an, mußten manchmal ganze Tage insgeheim ‚beurlaubt' und tagsüber auf den obersten Pritschen versteckt und abends zum Appell geführt werden. Auch der Dirigentin [Alma Rosé] war anzusehen, wie intensiv sie diese Szenen durchlebte.

Diese Erlebnisse (...) am Lagertor gehörten zu den (...) schwersten. (...) Auf Tragen brachten die Häftlingsfrauen die Leichen der während der Arbeit außerhalb des Lagers gestorbenen oder erschlagenen Frauen und diejenigen Häftlinge mit, die sich vor Schwäche nicht mehr auf den Beinen halten konnten (...), oder schleppten sie direkt auf der Erde, wenn die Tragen nicht reichten. Die Frauen wurden geschlagen, getreten, in den Boden getrampelt, wenn bei einer von ihnen unter der Kleidung eine Mohrrübe, ein Stück Rübe oder andere Gegenstände gefunden wurden; es wurde in die Reihen geschossen; den Frauen wurden die bei einer flüchtigen Revision gefundenen Zigaretten oder noch erdverschmierten Mohrrüben mit Gewalt in den Mund gestopft, und sie mußten mit hocherhobenen Händen knien. Während das Orchester spielte, lud das *Leichenkommando* nebenan die abgemagerten Leichen der Gestorbenen auf, die beim Aufprall aufklatschten und zum Verbrennen ins Krematorium gefahren wurden. Morgens und abends sahen sie, wie (...) Tausende Menschen, Juden aus den damals liquidierten Ghettos (...), sich in einer dichten Masse direkt von der Eisenbahnrampe zu den Gaskammern vorschoben (...); nicht selten hörte jemand, wenn Musik erklang, gierig zu, manchmal grüßte jemand mit der Hand herüber; die schrecklichen, betrunkenen Schreie der SS-Männer und der Ruf: *Kapelle antreten! Spielen!*, wenn nachts (nachdem sie ihren Dienst bei den zwei nächstgelegenen Krematorien absolviert hatten) für sie Musik gemacht werden mußte, zu der sich die SS-Männer in der *Blockführerstube* vergnügten; Werke von Grieg, Schumann und Mozart für die Kenner unter den SS-Chargen, die nach der Selektion kamen, um sich zu ‚entspannen'.«
(Helena Dunicz-Niwińska)

Wege der Selbstverteidigung

Da es einem Häftling auch in einem der sog. besseren Kommandos schlecht ergehen konnte, versuchte man sich selbst dagegen zu schützen – eine Verhaltensweise, die in den eingesandten Berichten häufig beschrieben wird.

Ältere und erfahrene Häftlinge gaben ihr Wissen an die jüngeren weiter, viele lernten aus eigener Erfahrung, daß man vermeiden mußte, aufzufallen, daß man seine Kräfte bei der Arbeit sparsam gebrauchen mußte, daß man den Ablauf des Lebens im Block und im Kommando und die Gewohnheiten und Vorlieben der Aufseher kennenlernen mußte.

Viel hing dabei von dem Vorgehen der Aufseher ab, wie in dem folgenden charakteristischen Beispiel beschrieben wird.

»Ich hatte Glück; ich kam in eine Gruppe, der ein junger Häftling vorstand, der aber eine alte Nummer hatte. Er war ernst und ruhig, was ihn von anderen in seiner Funktion unterschied. Er brachte uns bei, wie man sich im Lager verhalten mußte, wenn man keine Schläge bekommen wollte. Er warnte uns davor, während der Arbeit untätig herumzustehen. Wenn jemand etwas ausspannen will, muß er ‚Augen und Ohren offen halten'. Diese Warnung war sehr wichtig und wer sie ernst nahm, hatte größere Chancen, dem Tod zu entkommen.« (Stefan Krupa)

Eine Form der Selbstverteidigung konnte auch sein, die Arbeitsgeräte entsprechend zu gebrauchen.

»Die Feldarbeit in Budy war für uns eine gewisse Entspannung, wenn es dabei auch nicht ganz ohne Schikanen abging. Dort lernte ich, ein Arbeitswerkzeug zu schätzen. Mit einem ordentlichen Spaten oder einer ordentlichen Hacke konnte man das Tempo mithalten; waren sie nicht in Ordnung, gab es von früh bis spät Prügel. Ich sah einen jungen Häftling, der wohl zum ersten Mal im Leben pflügte. Der Pflug sprang aus der Erde, die Pferde gehorchten nicht, der Junge bekam alle Augenblicke Schläge und Tritte und war das Opfer des Tages. (...) Wir legten die Gleise für eine Feldbahn, auf der später mit Loren Sand für einen neuen Damm angefahren wurde. Die mehrere Meter langen Schienen mußten herangeschleppt, angepaßt und so befestigt werden, daß sie später unter der Last der Loren nicht weggedrückt wurden. Jeweils mehrere Personen trugen die Schienen auf den Schultern, und wenn sie nicht gleichmäßig abgeworfen wurden, bekam sie jemand auf die Füße. Häufig sprang eine Lore aus den nicht ganz parallel gelegten Schienen oder kippte um, dann mußte sie hochgehoben und mit der Ladung wieder aufgestellt werden. Wenn das nicht glatt ging, gingen die Knüppel der Kapos in verstärkten Einsatz über, wurde geflucht und geschimpft, und das alles in glühender Sonne und Wolken und Sand und Staub.«
(Stanisława Piąty)

Häufig wird beschrieben, wie Arbeit „markiert", also simuliert wurde, wie nur gearbeitet wurde, wenn die Aufseher zusahen, wie jemand sich vor Arbeit versteckte usw.

»Am rationellsten war es, während der Arbeitszeit ständig mit der geringsten Anstrengung zu arbeiten, ohne sich jedoch der Gefahr von schwerer Prügel auszusetzen, sollte einem Funktionshäftling auffallen, daß du stehst. Diese Methode praktizierte ich gleich von Anfang an. Ich wurde niemals gefährlich geschlagen und sparte meine Kräfte für später auf.« (Czesław Łyjak)

»Als Muselmann behandelte ich Arbeit als Werkzeug des Todes. Als wir mit Tragen Erde befördern mußten, dachten wir uns ein Gerüst aus, das wir mit einer Schicht Erde bedeckten. Wenn wir Loren volluden, nahmen wir ein bißchen auf die Schaufel und markierten Arbeit. Wenn wir Pfosten einbetonierten, stampften wir mit der Ramme stundenlang einen Zentimeter Beton und paßten nur auf, ob jemand näherkam. Man sabotierte einfach die Arbeit, wenn keiner von der Aufsicht das sah.« (Nikodem Pieszczoch)

»Wie oft habe ich jüdische Häftlinge gesehen, die mit dem Werkzeug in der Hand vor Kälte steif waren, aber nach dem Grundsatz handelten, sich nicht zu bewegen. Arbeitseifer war nicht angesagt und wurde sogar verurteilt, verurteilt wurde aber auch, wenn jemand auf Kosten der Arbeit anderer Häftlinge schmarotzte (...). Aus dem Abstand der Jahre läßt sich heute sicher sagen, daß die Art der Arbeit und die Arbeitsbedingungen neben dem Gesundheitszustand entscheidend waren, ob jemand das Lager überlebte.« (Stanisław Piąty)

»Viele Kommandos gingen nach *aussen* (...), deren Zusammensetzung nicht festgelegt war, nur die Gesamtzahl mußte stimmen. Die Kapos und die *Vorarbeiterinnen* veranstalteten richtige Jagden, um diese Zahl vollzubekommen, weil aber bekannt war, daß sie alle aus dem Lager zur Arbeit holen, flohen die Häftlingsfrauen wie die Hasen (...). Die *Blockführerinnen* durchsuchten die Blöcke mit Hunden und die Stubenältesten mit Knüppeln, um Flüchtlinge zu finden, die sich in die Decken ‚eingezogen' hatten. (...) Einfacher war es, wenn die Funktionshäftlinge halfen, sich zu verstecken (...). Im Spital wurde ich zuerst unter der Decke des gemeinsamen Betts versteckt, später ‚spazierte' ich gewandt mit einem Nachttopf durch den Block, während der SS-Arzt Stube auf Stube durchsah, um versteckte Frauen zu finden – und mich nirgendwo sah. Möglich war das aber nur, weil die Ärztinnen das Risiko eingingen und mein Krankenblatt versteckten.« (Maria Elżbieta Jezierska)

Entscheidende Bedeutung für das Schicksal der Häftlinge war die Hilfe durch Leidensgefährten.

»Ich wurde [von der Arbeit in Rajsko nach Auschwitz] mit hohem Fieber ins Lager geschleppt und am nächsten Tag nach dem Appell zum Block 28 gebracht. Der Gaskammer entging ich durch ein Wunder, das habe ich einem Stubenältesten von Block 21 zu verdanken. Er hatte Leichen in seiner Stube und tauschte mich, nachdem wir für das Gas bestimmt worden waren, und die SS-Männer einen Augenblick weg waren, gegen einen Gestorbenen aus. Dort versteckte er mich dreimal vor der Selektion und entließ mich dann als arbeitsfähig. Nach mehreren Tagen Bewußtlosigkeit und schrecklicher Schwäche fand ich mich mit Verletzungen an den Beinen in Block 18 wieder, wo (...) das Kommando *DAW* untergebracht war. Ich mußte wieder zur Arbeit gehen, dieses Mal jedoch zur Tagschicht (...); ich kam in den Maschinensaal, wo ich alte Kameraden hatte. Sie nahmen sich meiner an und halfen mir beim Laufen, denn aus eigener Kraft konnte ich nur durch das Tor gehen, und auch das strengte mich sehr an. Das rettete mir das Leben, denn auf dem Abschnitt durch das Tor durfte keinem geholfen werden. Nachdem mich die Kameraden in den Maschinensaal gebracht hatten, wurde ich ein paar Wochen lang hinter hölzernen Munitionskisten versteckt und von dort nach der Arbeit wieder zurück ins Lager gebracht. Beim Appell stand ich in der Mitte und ließ mir auch von Kameraden helfen. So kam ich allmählich wieder zu Kräften und wurde gesund; der junge Organismus erlangte die Gesundheit ziemlich schnell wieder.« (Józef Majchrzak)

Im Zusammenhang mit den Möglichkeiten, sich selbst zu schützen, ist auch der Begriff „Fusch" zu erwähnen (also nichtlegale Arbeiten, die mit im Lager vorhandenen Mitteln ausgeführt wurden, aber den Häftlingen Nutzen bringen sollten). Unter diesem Begriff verstehen die Befragten sehr verschiedene Dinge: Aktivitäten, um zusätzliche Nahrung zu bekommen oder sich zu retten, bis hin zu künstlerischen Versuchen, die die Wirklichkeit des Lagers beiseiteschieben sollten. Kazimierz Rogalski schreibt, daß „überall gefuscht wurde, wo dies nur möglich war". „Fusch war: wenn ein Häftling nicht zur Arbeit in ein Kommando gehen wollte, wurde sie *Putzerin* bei der Blockältesten im Revier oder bei der Lagerkapo (...), sie hatte dann eine leichtere Arbeit und vielleicht etwas mehr Essen" (Marianna Karelus). Für Maria Slisz-Oyrzyńska gehörten Arbeiten zum „Fusch", bei denen man sich dem Drill des Lagers ein Stück weit entziehen konnte (z.B., wenn man das mochte, Zeichnungen anfertigen oder singen).

Spuren des Leidens

Schon das Aussehen der Häftlinge zeigte Spuren der Vernichtung.

»Alle Frauenkommandos, zumindest die, mit denen ich zusammentraf, hatten einen gemeinsamen Zug: sie waren vernachlässigt und schmutzig. Die in diesen Kommandos arbeitenden Frauen hatten graue und unermeßlich traurige Gesichter und trugen verblichene flickenübersäte Streifenkleider. Ich sah sie im Sommer bei gutem Wetter mit Haarbüscheln, bei Regen und Kälte mit roten Eßschüsseln aus Blech (...), die sie mit Schnur am Bauch festgebunden hatten. Sie stanken aus der Entfernung, nicht nur weil sie sich nicht wuschen, sondern auch nach dem Moder der feuchten Wohnbaracken. Denn die Lebensverhältnisse in Birkenau waren unmenschlich und scheußlich; (...) Wasser (...) wurde mit

Gold aufgewogen. (. . .) Nur die Prominenten dort lebten (. . .) unter annähernd menschlichen Bedingungen. Sie achteten sehr auf ihr Aussehen.«

Wie die Häftlinge aussahen, hing im einzelnen auch von ihrer Arbeit und ihrer Behandlung ab. Stefan Krupa konnte im Kommando *DAW* folgende Beobachtungen machen:

»Die Arbeit, die ich hier und unter diesen Bedingungen als Vorarbeiter mit meiner Gruppe machen sollte, bedeutete die langsame, barbarische Tötung von Menschen. (. . .) Die Hauptarbeit des Kommandos bestand darin, Waggons auszuladen (. . .). Die Bedingungen waren für alle zweibeinigen Wesen hier mehr als schrecklich: mit den Füßen im Dreck, auf den Kopf Schnee und Regen. (. . .) Die SS-Männer wie auch die entarteten Nummernträger schlugen die Häftlinge zu Boden und traten sie in den Morast. Wenn die Kommandos von der Arbeit zurückkehrten, hatten sie ein abstoßendes Aussehen. Ein großer Teil der Häftlinge war schlammbedeckt, am Ende schleppte jedes Kommando Leichen und Halbtote mit.« (Stefan Krupa)

Im *Sonderkommando* konnte man sich zwar satt essen, wodurch die dorthin zwangsgeworbenen Häftlinge entsprechend aussahen; freiwillig meldete sich aber trotz des schrecklichen Hungers niemand zur Arbeit beim Leichenverbrennen. Stefan Krupa: „Die Häftlinge im *Sonderkommando* waren zwar beleibt, hatten aber traurige und abstoßende Gesichter."

Versuch einer allgemeinen Reflexion

Ein großer Teil der Befragten beließ es nicht bei fragmentarischen Berichten und Episoden, sondern versuchte eine zusammenfassende Darstellung des Problems.

Mieczysława Chylińska schreibt auf 24 Seiten, daß die Arbeit im KZ von wenigen Ausnahmen abgesehen den Menschen keinen Nutzen brachte. Arbeit war für sie ein Mittel zur Vernichtung. Ihr Leitmotiv sind die Worte, die sie einmal im Lager von einem *Posten* hörte: *Im Lager muß man arbeiten.* Dort mußte wirklich jeder schwer arbeiten. Einmal in der Falle führte der Weg zum Tod. Daß die Häftlingsfrauen angetrieben wurden, Ziegel von einer zur anderen weiterzuwerfen, sieht sie als „Arbeit um der Arbeit willen". Sie beschreibt viele charakteristische Episoden – wenn sie zum Beispiel gezwungen wurden, mit kaputten oder nicht funktionsfähigen Werkzeugen zu arbeiten – und Züge der Arbeit im Lager, unter Dach, der mörderischen Arbeit in der Strafkompanie („Das Wort *Strafkompanie* warf einen um.") und *aussen*, aber auch Methoden, um sich zu retten oder die erteilten Befehle zu umgehen und sich den Verhältnissen im Lager, wo immer das ging, zu entziehen.

Augustyn Wejstrk zeichnet in erschütternden Bildern die für die Häftlinge schmerzlichen Unterschiede der Lage von gewöhnlichen und von „privilegierten" Häftlingen und beschreibt die Bemühungen, in bessere Verhältnisse zu gelangen und eine Arbeit zu bekommen, bei der es Überlebenschancen gab. Er bedauert, daß der homo sapiens, um sich zu retten, fähig war, dafür mit dem Verlust der Menschlichkeit zu zahlen.

Stefan Krupa zählt viele Kommandos auf und charakterisiert sie auf dem Hintergrund seines Lebenswegs im Lager, wobei er begründet, daß die eigentliche Norm schwere Arbeit war und man erträglichere Arbeitsbedingungen leicht verlieren konnte.

Hinzuweisen ist schließlich auch auf den zweiseitigen Beitrag von Tadeusz Pietrzykowski, der in Auschwitz die sehr frühe Nummer 77 bekam. Bescheiden bewertete er seine Antwort auf unsere Enquete als „meine subjektiven Beobachtungen". Pietrzykowski unterscheidet bei der Arbeit folgende „Hauptarten der Arbeit, die sog. Kommandos": 1) Arbeiten „auf dem Feld" (also im offenen Raum), 2) unter Dach und 3) *aussen* (außerhalb des eigentlichen Lagers). Bei der Arbeitseinteilung spielte (u.a. für Otto Küsel, dem Pietrzykowski unmittelbar unterstand) das „Aussehen des Ausgesuchten", also z.B. „die körperliche Kraft, Geistesgegenwart, die Intelligenz, Deutschkenntnisse, vor allem aber Glück" eine Rolle. Nicht unwichtig waren auch Bekanntschaften und Protektion. „Protektion, dieser scheinbar so negative Faktor, (. . .) erwies sich doch als sehr hilfreich, wenn positive Individuen gerettet werden sollten, die ‚diese Glückspilze', diese Prominenten, kannten." Arbeit unter Dach bewertet Pietrzykowski als fünfzigprozentige Überlebensschance (bezogen auf die Jahre von 1940 bis 1943). Außenarbeit bedeutete seines Erachtens die Möglichkeit, etwas zu „organisieren" und anderen zu helfen. Arbeit „auf dem Feld" war größtenteils ein Todesurteil („nicht jeder konnte Kapo oder *Vorarbeiter* sein"). „Fusch war Brot, und Brot war Leben. Manchmal konnte jemand mit Fusch auch anderen das Leben retten. Alle Fähigkeiten ließen sich ‚verkaufen', aber man mußte wirklich etwas können."

Weitere interpretatorische Hinweise drängen sich auf.

Die Häftlinge hatten zu der von ihnen ausgeführten Arbeit eine negative Einstellung, infolgedessen führte die Arbeit auch schneller zur Erschöpfung. Der Kräfteverlust beschleunigte sich also noch bei Menschen, die schon durch Hunger und den Druck physischer und psychischer Traumen, durch Krankheiten und Schikanen, durch die Antreiberei und die fehlende Erholung, die unerfüllte Sehnsucht nach der Freiheit, die Gefahren für Gesundheit und Leben, die Isolierung, den Zwang, in einer antimenschlichen Welt verdrehter Werte existieren zu müssen, getroffen waren.

Fast alle nichtdeutschen Häftlinge waren in den Konzentrationslagern benachteiligt; Macht über Arbeit, Leben und Tod übten die verhaßten Aggressoren aus: Sie sprachen deutsch, eine Sprache, die die Häftlinge mit Abneigung aufnahmen, sie waren anders, häufig elegant gekleidet. Die Funktionshäftlinge unterschieden sich durch ihre Kleidung, durch die Insignien ihrer Macht, auch durch bessere Bedingungen und Verpflegung und den Umstand, daß sie keine schwere Arbeit auszuführen hatten, von den anderen Häftlingen. Diese Dinge sind gut bekannt. Im Kern geht es darum, daß auf der einen Seite Deutsche und ihnen unterstehende Helfer standen, die den Aggressor repräsentierten, der Polen und dann die anderen Länder besetzt hatte, während auf der anderen Seite nichtdeutsche Sklaven standen. Die Interessen und Ziele der beiden

Seiten, der Verfolger und der Verfolgten, waren vollständig gegensätzlich. Diese unstrittige Feststellung, die einen Gegensatz nach Nationalität und Interessen feststellt, scheint jedoch nicht ausreichend und bedarf weiterer Überlegungen.

Als die SS mit den Behörden des Dritten Reiches über die Verwendung der Häftlinge zur Sklavenarbeit und den daraus zu erzielenden entsprechenden Ertrag verhandelte, als das Netz der Lager ausgebaut und wissenschaftlich vervollkommnet wurde, entstand in den letzten Jahren der Existenz Hitlerdeutschlands eine gigantische Tötungsfabrik. In dieser Hölle von Vernichtung und Arbeit dienten die von den Häftlingen ausgeführten Arbeiten in erster Linie ihrer Vernichtung und der immer massenhafteren Vernichtung der aus den verschiedenen Ländern in Birkenau eintreffenden Transporte. Die SS erreichte ihr Ziel, indem sie einen entfesselten Terror unterhielt und Tausende Häftlinge auf den Grund menschlicher Existenz hinabstieß. Sowohl hinsichtlich ihres Zieles wie der dabei eingesetzten Mittel erreichte die Arbeit den Gipfel der Entartung.

Bibliographische Hinweise

Die veröffentlichten Erinnerungen ehemaliger Häftlinge enthalten umfangreiches, wenn auch sehr verstreutes Material über die Arbeit in den Nazi-Konzentrationslagern. Ein solcher Bericht konnte ja auch kaum geschrieben werden, ohne auf die Arbeitsbedingungen im Lager, die Arbeit als eine Form der Schikanen und als Instrument zum Töten, aber auch als Möglichkeit, sich zu verteidigen, einzugehen. Auch die von den Gedenkstätten herausgegebenen Veröffentlichungen enthalten umfangreiche Arbeiten über dieses Thema. So behandelt auch ein großer Teil der in den „Heften von Auschwitz", die die Gedenkstätte Auschwitz herausgibt, veröffentlichten Aufsätze die Geschichte der einzelnen Nebenlager und die Bedingungen, unter denen die Häftlinge dort arbeiten mußten (vgl. „Hefte von Auschwitz", 9 bis 17). Auch die Auschwitz-Hefte des Przegląd Lekarski enthalten eine Reihe von Arbeiten zu diesem Thema und zum Zusammenhang zwischen Unterernährung und Arbeit im KZ.

Die Methoden der Ausbeutung der Häftlinge in Auschwitz-Birkenau hat Franciszek Piper in seiner umfangreichen Studie „Zatrudnienie więźniów KL Auschwitz. Organizacja pracy i metody eksploatacji siły roboczej" [Der Arbeitseinsatz der Häftlinge des KL Auschwitz. Die Arbeitsorganisation und die Methoden zur Ausbeutung der Arbeitskraft], Oświęcim, Verlag der Gedenkstätte Auschwitz 1981, dargestellt. Neben den vernichtenden Arbeitsbedingungen, den unterschiedlichen Arbeitskommandos, der Struktur der Beaufsichtigung und Bewachung und der wirtschaftlichen Seite des Themas stellt Piper auch die Grundlagen der Politik der Nazis und ihre politisch-weltanschaulichen wie ihre wirtschaftlichen Aspekte hinsichtlich der Arbeit der KZ-Häftlinge und ihren Zusammenhang mit der jeweiligen Entwicklungsetappe der Konzentrationslager im Dritten Reich dar. Sein Buch ist gegenwärtig eines der grundlegenden Werke über die Vernichtung von KZ-Häftlingen durch Arbeit und die Ausbeutung ihrer Energien unter den Bedingungen einer Rotation, die die Ausbeutung und die Tötung Tausender immer neu nachkommender Häftlinge ermöglichte.

Von der nichtpolnischen Literatur soll insbesondere auf Benedikt Kautskys Erinnerungen „Teufel und Verdammte. Erfahrungen und Erkenntnisse aus sieben Jahren in deutschen Konzentrationslagern", Zürich 1946, S. 225–234, und Eugen Kogons Buch „Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager", Frankfurt am Main 1946, S. 65–70, hingewiesen werden.

[Erwähnt werden soll schließlich noch Falk Pingels Studie „Häftlinge unter SS-Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager", Hamburg 1978.]

Verzeichnis der Befragten

Folgende ehemalige Häftlinge haben Erinnerungen über die Arbeit in Auschwitz-Birkenau eingesandt (in Klammern wird jeweils, wenn kein anderes Lager angegeben ist, die Häftlingsnummer in Auschwitz genannt):

Jadwiga Apostoł-Staniszewska (26279), Leon Banachowicz (7558), Irena Białówna (42117), Stanisława Buda (34310), Mieczysława Chylińska (44658), Józef Ciepły (169400), Edward Czekierda (869), Helena Dunicz-Niwińska (64118), Wacław Flakiewicz (62500), Alojzy Fros (136223), Edward Garwoliński (138694), Andrzej Gąsienica-Makowski (5654), Bronisław Gosciński (403), Piotr Hiroń (4668), Marta Jabłońska (32261), Maria Elżbieta Jezierska (24449), Adam Jurkiewicz (476), Helena Kapusta (Ravensbrück Nr. 4586), Marianna Karelus (54877), Michał Kogut (102951), Stefan Krupa (123348), Artur Krzetuski (1003), Adam Kupczyk (39493), Jan Kurek (9165), Jan Lewicki (42), Czesław Łyjak (95848), Jósef Majchrzak (33204), Julian Niewiarowski (5596), Tadeusz Opaliński (698), Stanisława Piąty (7558), Nikodem Pieszczoch (673), Tadeusz Pietrzykowski (77), Ewa Pleczka (7321), Irena Przybysz (43551), Kazimierz Rogalski (108593), Maria Slisz-Oyrzyńska (40275), Józefa Stefaniszyn (Ravensbrück Nr. 7262), Kazimierz Tokarz (282), Mirosława Wanat, Augustyn Wejstrk, Roch Wystrach (10241).

Die Verfasser danken allen Genannten herzlich, daß sie die zeitliche Belastung auf sich genommen haben, ihre Fragen zu beantworten. Mehr noch als ihre Zeit hat ihnen dies sicher ihre psychische Ruhe genommen, die meist gestört wird, wenn der Albtraum des Lagers wieder ins Gedächtnis gerufen wird. Da sie dies auf sich genommen haben, konnten wir jedoch diese Studie ausarbeiten, in der eine Gruppe ehemaliger Häftlinge auf die so komplexe Frage der Arbeit im Konzentrationslager und ihre Erfahrungen und Erlebnisse zurückblickt.

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski

Selbsthilfe und „Volksmedizin" im Konzentrationslager*

„Medizin hinter Stacheldraht" – das ist häufig schon Thema wissenschaftlicher Untersuchungen und auch einer eindrucksvollen und vielfältigen Memoirenliteratur gewesen. Wir verstehen darunter das sehr eigenartige, nicht selten todbringende, jedenfalls organisierte System der Krankenbehandlung von KZ-Häftlingen, in dem medizinisch mehr oder weniger qualifizierte Gefangene, aber auch die SS im Lager tätig waren. Wie dürftig steht es dagegen um unser Wissen um die gar nicht so seltenen Selbstheilungsversuche der Häftlinge, die nichts mehr fürchteten als die offizielle Behandlung in den „Revieren" mit all ihren bedrohlichen Konsequenzen und die daher oft genug auf die Hilfe medizinisch besser Ausgebildeter verzichteten. Dort konnte keine Heilung garantiert werden – im Gegenteil, die erkrankten Häftlinge waren eher noch gefährdet, wenn z.B. Massenselektionen im Lagerspital durchgeführt wurden. Jeder wußte, daß der Mangel an Medikamenten und Verbandsmaterial die Behandlungsmöglichkeiten in den überfüllten Revieren stark begrenzte und die Ansteckungsgefahr dort ganz besonders groß war.

Aber es ging eigentlich nicht allein darum, ob der Häftling auf Behandlung verzichtete. Auch wer die Dienste der Ärzte im Krankenrevier in Anspruch nehmen wollte, stand vor schwer überwindbaren Hindernissen. Das Aufnahmesystem in das Krankenrevier war keineswegs einfach. Der Kranke, der sich oft kaum auf den Beinen halten konnte, wurde häufig als Simulant betrachtet, bei Stubenältesten, Blockältesten, Kapos, *Vorarbeitern*, *Rapportführern*, den Funktionshäftlingen der Ambulanz usw. wuchs die Abneigung, den Häftling als Kranken zu behandeln.

So überrascht es nicht, daß die Häftlinge in dieser Situation zu erprobten, nichtprofessionellen Methoden der Krankheitsbekämpfung Zuflucht nahmen. Im Lager lebte die sog. „Volksmedizin" in voller Blüte wieder auf; hier, unter extremen und infernalischen Bedingungen, feierte sie ihre Triumphe, erlebte aber auch kompromittierende Niederlagen. Alle zugänglichen, in der Regel primitiven Behandlungsarten, die ihre Vorbilder oft im Altertum oder Mittelalter hatten, kamen in Betracht; gefragt waren aber auch solche, mit denen die Gefangenen früher auf Sanitäterkursen, bei den Pfadfindern usw. in Berührung gekommen waren.

Auch der polnische Gesundheitsdienst, darunter Häftlingsärzte und -pfleger, behandelten nicht nur im Krankenrevier, sondern versuchten auch, kranke Häftlinge, die in den Kommandos arbeiteten, zu beraten und mit Medikamenten aus dem Krankenrevier zu versorgen, mit einem Wort – sie organisierten die Selbstbehandlung. Konkrete Beispiele für all diese Arten der Selbstverteidigung der Häftlinge im Kampf um die eigene Gesundheit finden sich selten in der Lagerliteratur, es fehlt auch an einer systematischen Darstellung.

Um einen möglichst erschöpfenden Einblick in diese Dinge zu erhalten – die von einem oder mehreren Gefangenen kaum vollständig erfaßt werden konnten –, verschickten wir von 1975 bis 1977 mehrere Auflagen eines Fragebogens und eines Appells an ehemalige Häftlinge von Auschwitz-Birkenau. Die Enquete ging an 421 Personen (330 Männer und 91 Frauen). Wir baten unsere Adressaten, sich auf die eigenen Gesundheitsprobleme und auf exakte Beobachtungen der Lagerumwelt unter dem Gesichtspunkt des als Arbeitstitel formulierten Problems: „Die Volksmedizin im Konzentrationslager Auschwitz" zu konzentrieren. Wir schrieben u.a.:

„Viele Probleme aus diesem Bereich sind in der Literatur über die Lager bereits behandelt worden, u.a. im ‚Przegląd Lekarski – Oświęcim', z.B. eine Liste und Beschreibung der Krankheiten im Lager und ihrer Spätfolgen, die Struktur des Gesundheitsdienstes im Lager, die verbrecherischen Experimente, Fragen der Selektion, Phenol, Entlausung, die Einstellung der SS zu den Kranken, die Organisation des Medikamentenschmuggels u.a. Diese Details wollen wir nicht wiederholen, uns liegt hauptsächlich an neuen Informationen und Berichten über unbekannte Tatsachen, z.B. über die sog. Volksmedizin im Lager, über die Versuche, Krankheiten mit Hilfe medizinischen Wissens zu vermeiden, das schon vorher erworben oder im Gefängnis und dann im Lager angeeignet wurde, über die Abhärtung, über individuelle hausgemachte ‚Heilmethoden', die Anwendung verschiedener, meist primitiver Mittel und Verfahren, ihren Wirksamkeitsgrad usw. (. . .) Erwünscht sind charakteristische Beispiele für die Bewahrung der Gesundheit, die Beschreibung charakteristischer Episoden und Erfahrungen, allgemeinere Reflexionen usw., überhaupt alles, was diese Problematik bereichern kann."

Unsere Umfrage brachte folgende Ergebnisse:

Wir erhielten 81 ausführlichere Antworten, darunter 64 von Männern (79%) und 17 von Frauen (21%).

Selbst in diesen speziell zusammengetragenen Berichten waren konkrete Einzelheiten über die sog. „Volksmedizin" also: die Selbstheilversuche der Gefangenen, nur spärlich vertreten, denn die Häftlinge äußerten sich zu diesen Fragen

* Samolecznictwo więźniów Oświęcimia (1982, H. 1–3, S. 25–56; gekürzt). Übersetzung: Olaf Kühl.

gewöhnlich nur auf dem Hintergrund umfassender und ausführlicher Schilderungen der Lebensumstände in Gefängnissen, Untersuchungshaft und Lagern, die die Gesundheit zerstörten: Hunger, Kälte, Schmutz, schlechte sanitäre Verhältnisse, Schlafmangel, ständiger psychischer Druck, Lebensgefahr, Folter, übermäßige Belastung durch auszehrende Arbeit. Gewöhnlich beschreiben sie auch ihre Beschwerden und Krankheiten, was oft eine klare Diagnose erleichtert.

Anfangs benutzten wir (auch in der Enquete) den Terminus „Volksmedizin", der sich jedoch – im Lichte des eingegangenen Materials – als zu eng erwies, ging es doch im weiteren Sinne um nichtprofessionelle Methoden der Gesundheitserhaltung und – Kräftigung im Lager (Behandlung, Eingriffe) ohne direkte Intervention oder Beratung von medizinischen Fachkräften. Als angemessener erwies sich dann der schon länger gebräuchliche Begriff der „medizinischen Selbsthilfe", für den wir uns schließlich entschieden haben, um diese für das Lager bedeutsame Erscheinung, diese für die Häftlinge lebenswichtigen Formen der Selbstverteidigung zu bezeichnen.

Abschließend sei hier noch darauf hingewiesen, daß die Selbstheilversuche von Häftlingen, in der Regel überall nach der gleichen Methode erfolgten; ähnlich waren auch die Behandlungsbedingungen der Häftlinge in den Krankenrevieren, gleiche Krankheiten und Epidemien bewirkten ganz ähnliche Reaktionen, Einstellungen, Verhaltensweisen und Handlungen zur Erhaltung und Wiedererlangung der eigenen Gesundheit, man wandte ähnliche Ersatzmedikamente an und unterzog sich ähnlichen Eingriffen. Dies bestätigen einzelne Gespräche mit ehemaligen Häftlingen aus verschiedenen Lagern, die wir nach dem Eingang der Materialien von ehemaligen Auschwitz-Häftlingen führten.

Die Häftlinge, ihre Krankheiten und das Kranksein im Lager

Schon die ersten Tage des Aufenthalts in einem Konzentrationslager wie Auschwitz-Birkenau machte den meisten Häftlingen klar, daß die Daseinsbedingungen hier, die Behandlung der Gefangenen durch die Wachmannschaften, die körperliche und psychische Mißhandlung zu gefährlichen Krankheiten, zu schweren Verletzungen und in der Folge zu mehr oder weniger schneller Vernichtung und Tod führen mußten. Sie bekamen sofort am eigenen Leibe zu spüren, daß der *Lagerführer* recht hatte, der sie im Lager mit der Erklärung „begrüßte", Auschwitz sei kein Sanatorium und es sei eine wirkliche Kunst, dort auch nur kurze Zeit zu überleben.

Hier fehlte es an Wasser, an sanitären Einrichtungen, die primitivsten Grundsätze der Hygiene konnten nicht eingehalten werden, und die Methoden, mit denen man auf das Leben im Lager vorbereitet wurde, (die Prozedur der Registrierung, der sog. „Sport", Drill und Schikanen) waren dazu angetan, die Schwächsten sofort zugrundezurichten und die Jungen und Gesunden aufs äußerste zu schwächen.

Das ist allgemein bekannt, wenn aber Häftlinge darüber berichten, wie sie sich auf eigene Faust behandelten und versuchten, ihre Gesundheit in für sie hoffnungslosen Situationen zu retten, gewinnen ihre Aussagen eine besondere Kraft und bilden einen Präludium zum eigentlichen Thema – die unfaßbaren und absurden Versuche der Selbstbehandlung glaubwürdig zu machen.

Hier nun einige Berichte ehemaliger Häftlinge über den Zusammenhang zwischen sanitären Verhältnissen im Lager, der Behandlung der Häftlinge durch das Lagerpersonal und der Krankheitsanfälligkeit im Lager.

»So geschlagen, gehe ich zum Aufnahmeblock; Haareschneiden, Entlausung usw., ausgezogen bis aufs Adamskostüm. Man bekommt eine heiße Dusche, dann eine kalte, und das mehrmals, dann hinaus ins Freie, bei dem starken Frost, der 1940 herrschte. Natürlich holte man sich gleich eine Krankheit, aber Kranke gibt es hier nicht, Fieber wird nicht anerkannt, Ärzte gibt es keine, man kann sich nur aufhängen oder in den Elektrozaun werfen, dann ist man gleich frei; hier kennt niemand ein Erbarmen.« (Antoni Kubica)

»1940 gab es auf dem Lagergelände nur einen Brunnen für die Häftlinge, aus dem das Wasser mit der Hand gepumpt wurde; es diente sowohl zum Waschen als auch zum Kochen. In dieser Zeit schwankte die Belegung zwischen tausend Häftlingen im Juni und 7 800 im Dezember, und für die hygienischen Verrichtungen waren nicht mehr als zwei Stunden am Tag vorgesehen. Mit anderen Worten, wenn jeder von uns sich hätte täglich unter fließendem Wasser waschen wollen, so hätte er das im Juni 1940 innerhalb von acht Sekunden, im Dezember dagegen in einer Sekunde tun müssen. Im Juli 1940 wurden zwar im Lager einige Metallbehälter installiert, aus denen man Waschwasser schöpfen konnte, aber dieses Unterfangen war mit derartigen Schikanen der Funktionshäftlinge verbunden, daß einem die Lust an der Benutzung dieser primitiven Vorrichtungen verging. Andererseits bewirkte die deutsche Vorliebe für Ordnung und Sauberkeit, daß die Lagerbehörde jedem Häftling Reinlichkeit befahl, und schmutzige Häftlinge wurden geschlagen und streng bestraft.«
(Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Die ganze große Stube, in die die Hälfte eines anderen Blocks hineingepackt worden war, bekam für die Nacht lediglich vier kleine Fäßchen zur Verfügung gestellt, die aus der Kantine stammten und Heringssalat enthalten hatten. Diese Fäßchen sollten einigen hundert (über 500) Menschen als Gefäße dienen, falls jemand es mit seinem natürlichen Bedürfnis nicht bis zum Morgen aushielt. Damals (1941) gab es im Block 11 keine Toilette, die man nachts benutzen durfte. So mußten wir alle unser ‚großes' Bedürfnis vor Einbruch der Nacht verrichten oder bis zum Morgen aushalten, und für das ‚kleine' Bedürfnis wurden für alle Fälle diese vier Fäßchen zur Verfügung gestellt. Zusammen waren das zehn Liter Fassungsvermögen für die ganze Nacht, bei mehr als einem halben Tausend Menschen. Die Fenster standen offen, denn es war furchtbar stickig. Wir schliefen wie gewöhnlich in einer Reihe, auf der Seite, einer neben dem anderen.« (Dr. Jerzy Mostowski)

»Die Bedingungen, unter denen wir im Lager vegetierten, begannen uns zu dezimieren. Ohne Wasser und sanitäre Einrichtungen, ohne die Möglichkeit, wenigstens die primitivsten Regeln der Hygiene einhalten zu können, immer hungrig, verurteilt zu schwerer Arbeit und erschöpfenden Appellen, zu Kälte und Feuchtigkeit, zum Schlafen auf überfüllten Pritschen, ständig von der Selektion bedroht und zum Aufenthalt in Baracken voller Ungeziefer und Ratten gezwungen – lebten wir von einem Tag zum anderen, mit Peitschen und Stöcken geschlagen, getreten und in den Schlamm geworfen. (. . .)

Die erste Lagerkrankheit war der Durchfall, begleitet von erhöhter Temperatur und unbezwingbarem Durst. Die Frauen tranken auf dem Wege zur Arbeit oder an der Arbeitsstelle Wasser aus Pfützen oder aus einem mit Entengrütze bedeckten Teich. Der Hunger führte dazu, daß sie zusätzlich Unkraut, Sauerampfer, Gänsefuß oder Gänsedistel aßen. Später, als im Lager unter freiem Himmel eine Vorrichtung aus mehreren Brauserohren installiert wurde, drängelten sich die weiblichen Häftlinge nach der Rückkehr von der Arbeit um diese Konstruktion, die für das ganze Lager gedacht war, und zankten sich um einen Schluck Wasser.« (Jadwiga Trębasiewicz)

»Im Herbst 1942, als ich ins Lager kam, fehlte es an den grundlegendsten hygienischen Voraussetzungen, und es kam zu einer Fleckfieber- und Bauchtyphus-Epidemie, Durchfallinfektionen und zahlreichen Erkrankungen an Furunkulose. Vor allem gab es überhaupt kein Waschwasser, so daß (. . .) ich mich die ersten zwei Monate überhaupt nicht wusch. Als ich später Kontakt zur Umwelt aufnahm, sah ich, daß man sich ein Töpfchen Wasser in der Küche organisieren konnte. Es gab keine Aborte, anfangs ging man zu Gruben, die hinter den Baracken am Zaun ausgehoben waren. Das Schlafen war so organisiert, daß die Frauen eine neben der anderen in der Koje lagen, so zusammengepfercht, daß alle gleichzeitig Platz machen mußten, wenn eine hinauswollte. Die Läuse, die Hemden und Kleider in Massen bedeckten, übertrugen Typhuserreger. Im Lager herrschte eine Typhusepidemie, und die Menschen starben täglich zu Hunderten. Ich selbst überstand eine schwere Typhuserkrankung und infizierte mich mit Furunkeln.« (Dr. Helena Wiązownicka-Gawędowa)

»Es geht mir um das Lager in Birkenau, in dem ich war. Anfang 1943 wurden Waschräume und Aborte hinter den Wohnbaracken gebaut. Im Januar, Februar und März jenes Jahres gab es dort jedoch kein Wasser, denn es wurde nur ein paar Stunden am Tag oder gar nicht angestellt. Unter diesen Umständen konnte von Waschen fast keine Rede sein. Der furchtbare Schmutz begünstigte das Auftreten von Ruhr und Flecktyphus. Wir waren so schlau, uns am Arbeitsort zu waschen. Aber das half nicht viel, denn gerade der Blockdienst beachtete nicht einmal die elementarsten Hygienemaßregeln.« (Ing. Czesław Łyjak)

Ein quälendes Dilemma war unter diesen Umständen die Entscheidung, was man tun sollte, wenn die Krankheit wirklich eintrat. Die Einstellung des Häftlings zu seiner eigenen Krankheit konnte – abhängig vom körperlichen und psychischen Zustand – passiv oder aktiv sein, die Haltung zu ihr optimistisch oder pessimistisch. Jede Entscheidung konnte über Leben und Tod bzw. die weitere Existenz im Lager entscheiden. Der Häftling mußte also schwere Entschlüsse fassen, nur manchmal entschieden andere für ihn: ob er die Hilfe des Krankenreviers in Anspruch nehmen – was mit sehr großem Risiko verbunden war –, oder ob er sich selbst behandeln sollte, was besonders bei Krankheiten, die mit hohem Fieber oder Arbeits- und Bewegungsunfähigkeit einhergingen, nicht weniger riskant war.

Doch damit nicht genug. Wer im Lager krank wurde, war im Grunde auf sich selbst angewiesen; er konnte allenfalls auf engste Freunde zählen, mußte also auch seine Behandlung selbst leiten oder nähere Kameraden zu Rate ziehen. Das Krankenrevier dagegen nahm ihm diese Verantwortung ab, denn im allgemeinen unterstützten die Ärzte im Revier den Heilungsprozeß. Aber sie wiederum konnten keinesfalls für sein Leben garantieren, schon im Hinblick auf die Selektionen verschiedener Art, die in gewissen Zeiten nicht abgewendet werden konnten. In Ausnahmefällen erhielten die Kranken, die im Revier lagen, zusätzliche Hilfe von Freunden, wodurch der Krankheitsverlauf positiv beeinflußt werden konnte. Es kam auch vor, daß solche Freunde – wenn man sie hatte – den Häftling noch während des Aufenthalts im Krankenrevier vor sonst unabwendbaren Konsequenzen bewahrten.

Die Durchführung solcher Hilfeleistungen war natürlich viel schwieriger und gefährlicher, als das aus dieser doch recht schematischen Skizze der Situation des Kranken hervorgeht. Im Zusammenhang mit dieser Situation, über die ehemalige Häftlinge gleich ausführlicher und konkreter berichten werden, bildete sich auch eine bestimmte „Taktik", „Strategie" oder alltägliche „Gesundheitspolitik" der Häftlinge heraus.

Wesentliche Konsequenzen einer Einschätzung der eigenen Lage in diesem Bereich waren: Erstens mußte man um jeden Preis vermeiden, ins Lagerspital zu kommen, selbst sporadischer Kontakt mit dem Gesundheitsdienst des Lagers, z.B. in der Ambulanz, war gefährlich; zweitens prophylaktische Maßnahmen, soweit die bescheidenen Möglichkeiten des Häftlings dies zuließen, und drittens die Entwicklung von medizinischer Selbsthilfe in einem Umfang, wie sie im normalen Leben unbekannt ist.

Sehen wir uns die Handlungsmotive eines Häftlings genauer an, denn die hier aufgezeigten Konsequenzen sind heutzutage nicht klar genug, mehr noch – sie sind unverständlich für jemanden, der das Leben in einem KZ nicht kennt; und sie sind auf jeden Fall sowohl für eine Psychologie interessant, die Individuen untersucht, die ähnlichen Lebenserfahrungen unterliegen, als auch für eine Psychologie, die Kollektive erforscht, und zwar im Hinblick auf die Geschichte von Auschwitz nicht minder als im Hinblick auf Fragestellungen der modernen Medizinsoziologie.

Das erste Problem im Lager war, einer Spitalbehandlung und damit überhaupt der offiziellen Lagermedizin zu entgehen; das hieß zunächst, alle Krankheiten und Beschwerden zu verbergen. Unter den Häftlingen herrschte die feste – von täglicher Beobachtung und den Patientenberichten genährte – Überzeu-

gung, daß die Lagermedizin unmenschlich und zudem wirkungslos sei, weil es an Medikamenten fehlte, weil die in der Behandlung der Häftlinge wirklich engagierten Häftlingsärzte und -pfleger kaum helfen konnten und weil die sanitären Verhältnisse im Spital so fürchterlich waren.

Dazu eine Skizze des ganzen Problems in dem auszugsweise zitierten Bericht von Helena Dunicz-Niwińska, in dem auch das wichtige Problem der Hilfeleistung für die Häftlinge im Krankenrevier angesprochen wird:

»Im Krankenrevier konnte natürlich von einer offiziellen Behandlung nicht die Rede sein. Die ganze ‚Wohltat' des Krankenreviers bestand darin, daß man auf der Pritsche liegen konnte (einem verlausten und fauligen, niemals nach den vorherigen Kranken gewechselten Strohlager) und nicht bei den Morgen- und Abendappellen zu stehen brauchte. (...) Das ärztliche Personal war hilflos, denn es besaß keine Medikamente. Die Ärztin konnte nur einen Rat geben, welches Medikament man jeweils auf ‚privatem' Wege besorgen oder ‚organisieren' sollte. (...) Aufgrund des Medikamentenmangels wurden die Kranken eigentlich gar nicht behandelt. Entweder wurde der Organismus allein mit der Krankheit fertig, oder der schwache Kranke starb. Meist war es so, daß man im Revier eine Krankheit nach der anderen bekam, z.B. erst Durchfall, dann Typhus, dann Lungenentzündung usw., und der Organismus wurde immer weiter geschwächt.

Soweit ich mich erinnern kann, standen den Ärztinnen, während ich im Krankenrevier war, nur zeitweise geringe Mengen Kohle gegen Durchfall sowie geringe Mengen Krätzesalbe, die im Revier grundsätzlich jeder Kranke bekam, zur Verfügung. Die im Krankenblock sehr verbreiteten Phlegmone wurden nicht behandelt, man wechselte den Kranken nur einmal täglich die Verbände, d.h. man legte neue Bandagen aus Toilettenpapier an. Ich erinnere mich an Zeiten, da selbst diese ‚Bandagen' fehlten.

Die meisten Kranken lagen in dieser Zeit nackt auf faulenden, von Harn und Fäkalien durchnäßten ‚Strohsäcken'. Wanzen und Läuse setzten uns Tag und Nacht zu. Die Kranken, die schon aufsitzen konnten, vertrieben sich die Zeit damit, die Läuse, die ungeheuer groß wurden, zu suchen und zu knacken, aber das war eine Sisyphusarbeit. Deshalb versuchte die Kranke, sobald sie sich etwas besser fühlte und ein paar Schritte gehen konnte, das Revier so bald wie möglich zu verlassen. In dieser Zeit lagen etwa 700–800 Kranke in meinem Revierblock, und in einer Nacht starben 80–100. (...)

Wenn ich meine Erfahrungen im Krankenrevier zusammenfasse, muß ich betonen, daß es mir nur durch die organisierte Hilfe von Kameradinnen gelungen ist, ihm zu entkommen. Und ich denke, diese Feststellung läßt sich verallgemeinern: Ohne Hilfe – allein auf sich gestellt – konnte kein Häftling das Lager überleben. Diese Hilfe mußte aus vielen Teilen bestehen, einer ganzen Kette aufopferungsvoller Häftlinge, Frauen und Männer, die Hilfe leisteten, obwohl ihnen die Gefahr bewußt war. Jeder Häftling, der sich zu einem Kranken in das Krankenrevier stahl, war nicht nur den Schikanen der *Nachtwache* ausgesetzt, er riskierte auch eine Begegnung mit einem SS-Mann oder einer *Aufseherin* und das, was darauf folgte; jeder, der Medikamente oder etwas zu Essen oder zu Trinken lieferte oder weitergab, mußte mit einer Durchsuchung und folgender Bestrafung, bis hin zum Bunker, rechnen. Das Strafmaß hing ja nicht von Vorschriften, sondern von der Laune der Machthaber ab. Wer von den Häftlingsärzten und -pflegerinnen diese inoffizielle Hilfe leistete, war natürlich ebenso gefährdet. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen konnte jederzeit ein SS-Mann in den Block kommen und den Arzt z.B. dabei erwischen, wie er eine Spritze verabreichte, oder bei ihm heimlich gelieferte Medikamente finden.«

Von den Materialien, die wir erhalten haben, betreffen viele die Behandlung der Häftlinge als Patienten der Spitäler bzw. der Lagerambulanzen. Es sind – ohne die geringste Übertreibung – erschütternde Berichte, die sowohl von der Entartung der Ärzte und Pflegerinnen, als auch der des ganzen Behandlungssystems zeugen, in dem unter den damaligen Umständen ein jeder Humanität hohnsprechendes Verhalten normal, natürlich, ja sogar unausweichlich wurde. Einige Beispiele aus diesen Berichten genügen, um die allgemein verbreitete spontane Abneigung gegen das Krankenrevier verständlich zu machen, aus dem man auch und vor allem wegen der häufigen Selektionen nur selten wieder zurückkam:

»Bei den Morgenappellen fragten die SS-Männer: *Wer ist krank?* Wer naiv und wirklich krank war, meldete sich. Man trieb sie alle hinter der Küche zusammen, und dort wurden sie von zwei oder drei SS-Männern mit Stöcken zusammengeschlagen und so, verprügelt, massakriert, auf einem Haufen zurückgelassen. Der SS-Mann kommt zum stehenden ‚Block' zurück und sagt: ‚Ich bin der Chefarzt – in einer halben Stunde habe ich fünfzig Leute geheilt!' Von Behandlung konnte keine Rede sein, die Arbeitsunfähigen wurden umgebracht."
(Andrzej Gąsienica-Makowski)

„Furchtbar und unvergeßlich war meine erste Begegnung mit dem HKB, als man mich von der Aufnahmestube zum Infektionsblock führte und ich durch das angelehnte Waschraumfenster im Parterre dieses Blocks einen Stapel nackter Leiber sah. Die Toten waren wie Klafterholz aufgetürmt.«
(Alojzy Fros)

»Die Blockälteste befahl allen, die sich schlecht fühlten oder Fieber hatten, sich zu melden. Ich fühlte mich furchtbar, hatte aber große Angst vor dem Krankenrevier, also ging ich zur Arbeit. Ich hielt im Kommando ein paar Tage aus. Als meine Temperatur aber doch in die Höhe sprang, wieder sank, stieg und fiel, und das Fieber mich wie ein epileptischer Anfall schüttelte, so daß man mich von der Arbeit wegführen mußte, hatte ich keine andere Wahl. In der Ambulanz riß man mir alle Kleider vom Leib und übergab mich so, bedeckt mit einer löchrigen Decke, in zu engen Latschen, die beide vom gleichen Fuß waren, zwei diensttuenden Ukrainerinnen. Diese Funktionshäftlinge sollten mich zu Block 17 führen.

Mit dem Arm preßte ich meinen einzigen Schatz an den Körper, ein Frottiertuch, das ich für eine Zwiebel aus dem

letzten Paket meines Vaters erstanden hatte. Der Weg war schlammig, ich taumelte und stolperte; meine Begleiterinnen wurden ungeduldig, dann wütend, und fluchten auf ihre Weise. Ich war ‚verdammt', soviel konnte ich verstehen, und ausgerechnet so ein ‚Miststück' wie mich mußten sie schleppen. Diese Beschimpfungen stärkten mich nicht gerade, also deckten sie mich unaufhörlich mit einem Schwall von Grobheiten ein und begannen, mich abwechselnd mit den Fäusten zu stoßen. Nach jedem Stoß lag ich lang da, und sie warteten, bis ich mich aus dem Dreck gearbeitet hatte und gerade stand, um mit dem ganzen von neuem anzufangen. Bald kamen sie zu der Überzeugung, daß ich zu langsam aufstand, also drängten sie mich, wenn ich im Schlamm lag, mit Fußtritten zur Eile.

Der Weg zum Krankenrevier war kein Weg ins Leben. Die Funktionshäftlinge ließen mich bei diesem Block liegen und gingen schnell davon. Ich schleppte mich bis zur Tür, öffnete sie und fiel – nackt und barfuß, denn die Latschen hatte ich verloren, die Decke in der zusammengepreßten Hand, das Handtuch unter dem Arm – wie ein Sack in den Raum. Eine junge, mir unbekannte Ärztin nahm sich meiner an und rief die Stubenälteste zu Hilfe. Ich wurde mit schmutzigem Wasser, in dem zuvor schon andere Kranke gewaschen worden waren, gereinigt und in eine freie, untere Koje gelegt. Ein Hemd bekam ich nicht. Ich lag nackt auf dem bloßen Sägespänesack, unter dem Kopf ein ebensolches Kissen, über das ich mein Handtuch gebreitet hatte.« (Jadwiga Trębasiewicz)

»Ich wurde krank. Bei der Arbeit fiel ich in Ohnmacht, der Kapo ging mit mir zum Arzt, ich hatte gute Schuhe, die Pfleger wollten mich unbedingt im Krankensaal behalten, aber sie waren nur daran interessiert, meine Schuhe verkaufen zu können; ich und der Kapo baten den Arzt, und er wies mich also in den Schonungsblock (der „Rekonvaleszenten"), aber als ich am andern Tag um sechs Uhr früh zum SS-Arzt ging, mußte ich mich ausziehen und unter die kalte Dusche gehen; es gab nichts, womit man sich abtrocknen konnte, der Lappen war naß, die Kleider im Flur, und wir alle in dem Saal bei geöffneten Fenstern, es schneite, wir warteten bis 10 Uhr auf den Arzt, dann standen wir im Flur Schlange, bis er kam. Als ich an der Reihe war, gab der Häftlingsarzt mein Fieber an und schlug Schonungsblock oder Krankenstube vor, zu mir sagte er: Zwei Tage, aber der, welcher dies notierte, notierte drei. Erst danach erlaubte man uns, uns anzuziehen, es war schon nach 12 Uhr; danach war ich erst richtig krank, keine Medikamente.« (Szymon Filipski)

»Einige Zeit nach der Ankunft im Lager bekam ich Schmerzen oberhalb des Gesäßes. Mit der Zeit begann dort eine Geschwulst zu entstehen, nachts war ich von Fieber geschüttelt. Nach dem Motto ‚Schütz dich vor dem Krankenhaus' ging ich nicht in die Ambulanz. Mitte November 1943 war ich nicht mehr fähig, mich bei der Arbeit zu bewegen. Zum Glück war der Kapo menschlich, er tolerierte meine unbeholfene Haltung bei der Arbeit. Aber als ich mich wegen des Fiebers nicht mehr auf den Beinen halten konnte, meldete ich mich beim Arzt. In der Ambulanz machte sich ein untersetzter *Pfleger* beim Fiebermessen und Aufstellen der Kranken zur Besichtigung wichtig. Das war ein Vorgeschmack auf die Heilbehandlung im Lager. Ich kam vor den Arzt, ohne daß mir der Pfleger noch ein paar Stöße verabreichte. Der Arzt machte einen gutmütigen Eindruck und teilte die Kranken in zwei Gruppen ein; mich schickte er in die Gruppe der Kandidaten fürs Spital. Im Bad behandelte man uns, obwohl wir Fieber hatten und krank waren, ohne besondere Milde – Fieber war Voraussetzung für ein Krankenbett. Das Badpersonal, gut genährte Leute, die zu allerhand folgenreichen Scherzen und Streichen aufgelegt waren, fanden ihren Spaß daran, uns abwechselnd mit heißem und eiskaltem Wasser zu begießen. Damit uns nicht schwül wurde, öffneten sie die Tore des kleinen Baderaums sperrangelweit. Während wir uns wuschen, raubte man uns alle Sachen, die wir besaßen, sogar die Löffel. Nachdem man uns derart von Schmutz und sämtlichen Habseligkeiten gereinigt hatte, kamen Vertreter der einzelnen Fachblöcke und holten uns entsprechend unseren Krankheiten ab.« (Stefan Krupa)

»Im Revier in Birkenau gelang es mir, der Verschickung ins Gas zu entgehen. Der SS-Arzt wandte dort nämlich die neueste Errungenschaft der Nazi-Medizin an, indem er den Kranken befahl, mit geschlossenen Augen über ein mehrere Meter langes, aber sehr schmales Brett zu laufen. So sah der Prüfstein zur Vergasung aus. Wer von den Kranken das nicht fertigbrachte, der wurde nach Block 7 geschickt, dem letzten Wartesaal vor der Vergasung in Birkenau. Leider traf es sehr viele. Mir aber gelang es, obwohl ich Fieber hatte und durch den chronischen Durchfall geschwächt war, diese Todeswand zu durchbrechen, dank Gottes Hilfe und meiner sportlichen Kondition und psychischen Widerstandskraft. Und dabei ging es immerhin um einen großen Einsatz – um mein eigenes Leben.« (Jan Kurek)

»Nachdem ich aus dem Krankenrevier ins Lager entlassen worden war, fühlte ich mich ganz zerschlagen, ich hatte alles Vertrauen in die medizinische Behandlung im Lager verloren. Obwohl ich danach noch mehrmals erkrankte, habe ich nie wieder die Hilfe des Lagerspitals in Anspruch genommen.« (Jan Lewicki)

»Im Juli 1942 erkrankte ich an Flecktyphus. Einige Tage lang kämpfte ich allein gegen diese schreckliche Krankheit, da ich Angst hatte, in den *Krankenbau* zu gehen. Tagelang lief ich mit Fieber herum. Erst als ich beim Appell vor Block 18 umkippte, wurde ich vor Block 28 geschleppt. Dort sammelte man die Häftlinge, die vor dem Gebäude lagen und auf die Aufnahme in den *Krankenbau* oder den Transport ins Krematorium, richtiger – zur Vergasung, warteten, denn solche Aktionen waren oft genug durchgeführt worden. Viele meiner Kollegen, die früher dorthin gegangen waren, trafen dort zu einem Zeitpunkt ein, als alle an diesem Tage aufgenommenen Kranken abends auf Lastwagen geladen und zur Vergasung abtransportiert wurden. Wer im Laufe des Tages gestorben war, wurde natürlich gleich ins Krematorium gebracht.

Offiziell gab es keine medizinische Betreuung. Die SS-Ärzte hatten kein Interesse an den Kranken. Wenn man einen

Kranken jemals beachtete, so deshalb, um ihn als Versuchskaninchen zu benutzen und wichtige Experimente an ihm durchzuführen. Ich hatte damals Glück, denn man nahm uns an diesem Tag in den Aufnahmeblock – eine Holzbaracke zwischen den Blöcken 28 und 27, die die Nummer 13 trug. In dieser Zeit wurde der Block 13 modernisiert, er war geschlossen. Dort wurde ich mit anderen Kollegen in einen Block aufgenommen, der so vollgestopft war, daß zwei Kranke bereits auf einer engen, 80 cm breiten Pritsche lagen; ich lag als Dritter mit dem Kopf in umgekehrter Richtung und hatte die Beine zwischen den Köpfen der beiden anderen.

Niemand kümmerte sich um uns. Wir lagen nackt, auf der Brust trugen wir große, mit Kopierstift aufgetragene Nummern (damals noch nicht eintätowiert). Ich erinnere mich, daß man uns manchmal heißes Trinkwasser brachte. Wenn jemand trinken wollte, mußte er aufstehen und sich etwas davon holen. Er mußte dafür ein Gefäß haben, das gab ihm niemand. Dasselbe galt für die Lebensmittelportionen – jeder mußte aufstehen und sich persönlich das Essen an der Ausgabestelle holen. Und da viele Häftlinge ihre Pritsche nicht mehr verlassen konnten, bekamen sie auch nichts zu essen. Oft lag jemand tagelang tot auf der Pritsche, ohne daß sich irgend jemand dafür interessierte. Wegen des Mangels an Pflege und Hilfeleistung verunreinigten sich viele Häftlinge. Die hygienischen Verhältnisse waren furchtbar, es ist kaum zu glauben, daß Menschen in solchen Verhältnissen leben konnten.

Ein paar Tage lang lag ich dort bei vollem Bewußtsein, aber so schwach, daß ich mir nur einmal Wasser in einer Schüssel holte; das Wasser war so heiß, daß ich mir Mund und Speiseröhre verbrannte. Im Fieber empfand ich zunächst keine Schmerzen, erst nach der Krise begannen schreckliche Qualen. Doch solange ich bei Bewußtsein war, habe ich niemals einen Arzt gesehen. Ein SS-Mann ließ sich dort nicht blicken. Die in Mist und auf Strohlagern ruhenden Häftlinge wurden zusätzlich von Scharen von Insekten (Läusen, Wanzen) gestraft. Es waren so viele, daß unsere Körper wie rußbedeckt aussahen. Bei dem hohen Fieber spürte ich das Beißen gar nicht, nur war es schwierig, die Augen offenzuhalten, denn dann empfand ich solche Schmerzen, als hätte mir jemand Sand in die Augen geworfen.« (Józef Majchrzak)

Was Józef Majchrzak über die Heilungsbedingungen im Revier sagen kann – sowohl über die räumlichen und die sanitären wie die materiellen Bedingungen – wird durch viele andere Berichte bestätigt. Die Enge, der Gestank, der Mangel an elementaren Arzneien, mittelalterliche Methoden der Isolierung psychisch Kranker – all das machte es in der Praxis unmöglich, irgendwelche positiven Behandlungsergebnisse zu erzielen.

»Die Umgebung im Krankenbau war unerträglich, die Kranken stöhnten und schimpften, der Hunger. Man konnte sich nicht bewegen und nichts zum Essen organisieren. Die Rationen waren herabgesetzt, jeder Pfleger sorgte vor allem für sich selbst, und für die Kranken gab es nur die Reste, das was übrigblieb.« (Jósef Michalski)

»Die sanitären Verhältnisse im Revier waren skandalös, dazu noch die sterbenden Leidensgefährten, meistens zwei in einem Bett. Das alles veranlaßte mich dazu, mich freiwillig zur Entlassung ins Lager und zur Arbeit zu melden. Den *Krankenbau* verließ ich mit verbundenen Beinen. Die Bandagen waren aus Papier, sie behinderten mich bei der Bewegung. Bis zum Ende ‚behandelte' ich mich selbst. Von der Lagerapotheke bekam ich Prontosil – rote Pillen, nach deren Einnahme der Harn sich rot färbte.« (Kazimierz Japoł)

»Ich kam in Block 12, für Typhuskranke. Am Eingang überraschte mich der Anblick eines eisernen Etagenkäfigs voller Menschen. Auf der einen Seite wälzten sich zusammengepreßt zerlumpte und nackte Frauen und klammerten sich an die eisernen Gitterstäbe. Unmenschliche Stimmen drangen aus ihren Mündern. Psychisch Kranke – sagte man mir.«
(Mieczysława Chyłińska)

»Als ich bettlägrig war, war Winter, und täglich kamen sehr viele Kranke. In den Einzelbetten lagen wir zu dritt und oft sogar zu fünft. Am schlimmsten war es, mit Kranken zu liegen, die Phlegmone hatten oder Drainageröhrchen in Lunge oder Kehle. Der Gestank war unerträglich, wir beschmutzten uns mit unserem klebrigen und stinkenden Eiter. Es gab keine ruhige Nacht, immer lag jemand im Sterben.«
(Stanisław Naskalski)

»Ärztliche Hilfe gab es nicht. Die Pflegerinnen beschränkten sich darauf, ein Gefäß oder etwas zu trinken zu reichen. Von Arzneimitteln keine Rede. Sporadisch bekam jemand Medikamente aus dem Männerlager, aber das waren meist Ausnahmefälle.« (Dr. Helena Wiązownicka-Gawędowa)

»Ich lag im Revier. Ich erinnere mich, daß in der Mitte des Blocks ein Tisch stand, auf dem zwei Gläser mit Pillen, etwas Lignin, eine Papierbandage, Behälter mit Ichtyol-, Zink- und Transalbe, drei Fieberthermometer, eine Schachtel mit dem Fieberblatt der Kranken, eine Schere, eine Pinzette, ein Glas mit Wasser zum Wundenspülen standen – eine recht provisorische Ausrüstung. Medikamente wurden ab und zu ausgegeben, die Verbände wechselte man auch sehr selten. Nur die Durchfallkranken bekamen öfter Kalk und rohe, geriebene Kartoffeln. (...)

Die Behandlung der Kranken im Lager war skandalös, man kann ruhig sagen, daß es überhaupt keine Behandlung gab, denn die dafür notwendigen Medikamente fehlten. Im Verhältnis zum Bedarf waren die Mengen, die man gelegentlich besorgen konnte, wie ein Tropfen auf den heißen Stein.«
(Zofia Filipczyk)

»Die medizinische Versorgung im Lager war unterschiedlich, doch die Behandlung führte meist zum Tode.«
(Kazimierz Rogalski)

»Für ungefähr 100 Kranke bekam ich – und das war eine ungewöhnliche Gnade – ein paar Kohletabletten und eine

andere Arznei, an die ich mich nicht mehr erinnern kann.« (Gertruda Dubowska)

Es ist bemerkenswert, daß die Häftlinge im allgemeinen großes Vertrauen zu den Ärzten und zu vielen Pflegern hatten; sie schätzten die Opferbereitschaft und das berufliche Können ihrer Mithäftlinge, ihre Zuneigung und ihren guten Willen ungewöhnlich hoch ein, waren sich aber zugleich der begrenzten Behandlungsmöglichkeiten und ihrer Hilflosigkeit bei der Verhütung des Schlimmsten – der Selektion des Häftlings zum Gas – voll bewußt; trotzdem hat so mancher Arzt oder Pfleger Kranke vor der Selektion im Revier gerettet.

»Die Behandlung von Krankheiten – als ob es das gegeben hätte! Es gab doch fast keine Medikamente, jeder kurierte sich, wie er konnte, indem er sich selbst Arzneimittel organisierte, vorausgesetzt, er konnte das bezahlen. Die Lagerärzte waren angesichts des Mangels an Arzneien ratlos. Als wir noch keine Päckchen von zu Hause bekamen, gaben wir für Arzneimittel das letzte Stück Brot. Die Heilbehandlung erfolgte eher nach den Grundsätzen der Volksmedizin.« (Wanda Brühl)

»Sehr hohes Wissensniveau der im HKB (*Häftlingskrankenbau*) beschäftigten Ärzte; leider hatten sie meist nichts anderes als ihre Fähigkeiten; außerdem immer die Angst, daß man als Häftling im HKB von einer Selektion bedroht war; diese Aussicht schreckte viele ab, zum Arzt zu gehen.« (Karol Holler)

»Ich war von einem SS-Mann geschlagen worden, aber ich hatte einen guten *Vorarbeiter*; immer, wenn ich einen Schwindelanfall bekam, versteckte er mich in einem Eisenrohr; nach der Arbeit zogen sie mich da wieder heraus und nahmen mich mit. Das ging einige Tage so, bis man mich in den *Krankenbau* von Auschwitz schickte; dort hatte ich einen guten Arzt, der mich schützte und mich behandelte, solange ich in Auschwitz war.« (Michał Kogut)

»Ein junger Pfleger, der sich durch seine Dienstfertigkeit auszeichnete, hatte sich meiner (und nicht nur meiner) angenommen; er hieß Kościelny. Als er bei der Inspizierung meiner Wunden Würmer feststellte, die sich wegen des seltenen Verbandswechsel vermehrt hatten, nahm er mich in seine Obhut. Es gab keine Watte, keine Bandagen, und die Wunde verband man, äußerst sparsam, mit Toilettenpapier. Sowohl Świątek als auch Kościelny taten das heimlich; sie durften das nicht, und sie setzten ihr Leben dabei aufs Spiel.« (Stanisław Naskalski)

»Während meines Aufenthalts in Block 20 hatte ich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, wie aufopfernd meine Kameraden, die im Lager-Gesundheitsdienst und in der Verwaltung der Abteilung für Infektionskrankheiten des Lagerspitals beschäftigt waren, dort arbeiteten (. . .). Ich konnte mich auch mit eigenen Augen davon überzeugen, was für ein riesiger Unterschied im Verhältnis zu den Kranken zwischen dem Häftlingspersonal einerseits, und den diensthabenden SS-Ärzten Entress, Vetter, Kitt, Trzebinski u.a. sowie den SDG Klehr, Scherpe, Nierzwicki u.a. andererseits bestand. Ich war Zeuge, wie Häftlinge gegen SS-Ärzte und Sanitätsdienstgrade um das Leben kranker Häftlinge kämpften. Wieviel Mut brauchte man, wieviel Vernunft und Abwägung, wieviel ärztliche Ethik schließlich, um, wenn nicht alle, dann wenigstens jene Häftlinge vor der Gaskammer bzw. der Phenolspritze ins Herz zu retten, die diese Rettung am meisten verdienten. Ich kenne Fälle, in denen die Fieberkurven junger, von SS-Ärzten zum Tod selektierter Menschen gegen die Krankenblätter anderer Kranker ausgetauscht wurden, die keine Heilungschance mehr besaßen, oder die während der Selektion bereits in der Agonie lagen und kurz nach der Selektion starben.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

Wenn man über die komplizierte Situation eines kranken Häftlings nachdenkt, muß man sich darüber im klaren sein, daß der Gang zum Revier auch eine Lösung sein konnte, eine gefährliche zwar, eine bedrohliche, aber was blieb einem Häftling, der keine andere Wahl hatte, schließlich übrig? Oft war es auch die einzige Möglichkeit, das eigene Leben zu retten. Es gab auch Fälle, daß Kollegen einen Häftling, der durch Verletzung oder Krankheit bewußtlos war, ins Revier trugen und ihm so die Entscheidung abnahmen.

Man sollte auch daran denken, daß es keine leichte Sache war, einen Platz im Revier zu bekommen. „Das Betreten des Spitals und die Aufnahme wurden sehr streng gehandhabt", formuliert Stanisław Naskalski das Problem kurz und bündig.

Hier einige Äußerungen, die auf andere typische Dilemmata der Kranken im Lager eingehen:

»Die kranken und schwachen Häftlinge gingen nach dem Morgenappell nicht mit den Arbeitskommandos hinaus, sondern stellten sich vor dem Krankenbau auf. Wer Glück hatte, wurde aufgenommen. Den Rest der Kranken nahm man zu irgendeiner Arbeit auf dem Lagergelände mit, oder ein Blockältester mußte mit ihnen Übungen ausführen, bis alle kaputt waren.« (Franciszek Gulba)

»Von Anfang an waren die kranken Häftlinge von Auschwitz auf sich selbst angewiesen. Nicht deshalb, weil es keine geeigneten Behandlungsmöglichkeiten gegeben hätte, sondern hauptsächlich deswegen, weil es nicht leicht war, in die Ambulanz zu kommen, und noch schwieriger, als Kranker anerkannt zu werden. Die Kranken, die die Chance hatten, zu Patienten des Lagerreviers zu werden, gingen das Risiko ein, Schikanen ausgesetzt zu sein, die oftmals mit dem Tod endeten. Mit der Zeit besserten sich die Verhältnisse im Lagerspital etwas, aber das Risiko, zum Gas oder zur ‚Nadel' selektiert zu werden, bestand weiterhin bis zur Evakuierung des Lagers. Es blieben also nur Vorbeugungsmaßnahmen und die bekannten Mittel der Volksmedizin, soweit sie zugänglich waren.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Man hatte mich auf dem Rücken ins Revier getragen und nicht einfach vor dem Block liegen und erfrieren lassen, was

auch nicht selten vorkam; man trat über den Kranken hinweg und ging weiter. Ich wurde von den Ärzten in die Abteilung für Infektionskrankheiten aufgenommen (Block 19 oder 19a).« (Antoni Kubica)

»Ich glaube, ich wurde nach 23monatigem Lageraufenthalt, d.h. im Herbst 1943, typhuskrank. Ich lag damals mit Sewerynka Sz. und Marysia W. und zwei weiteren Häftlingen in einer gemeinsamen Koje. Darüber, ob ich ins Revier eingeliefert werden oder im Block bleiben sollte, kam es zwischen Sewerynka und Marysia zu einem Meinungsaustausch. Ins ‚Revier' – das heißt, in den Typhus-Block, und das bedeutete über kurz oder lang ‚ins Gas'. Der Verbleib im Block bedeutete notwendig, sich zum Appell aufzustellen, also jedesmal vor den Block hinausgetragen zu werden. Wer vor dem Block lag, der war schon so gut wie liquidiert. Man ging also davon aus, daß ich im ‚Revier' eine größere Überlebenschance hätte.«
(Mgr. Mieczysława Chylińska)

Um die ungewöhnliche Entwicklung der medizinischen Selbsthilfe und der Volksmedizin im KZ Auschwitz besser zu verstehen, sollte man sich nicht allein vergegenwärtigen, aus welchen Gründen und Motiven Häftlinge sich weigerten, ins Lagerspital zu gehen (es handelt sich um die oben erwähnten Befürchtungen), sondern sich auch klarmachen, welche emotionale Haltung die Kranken gegenüber dem Revier, dieser gespenstischen Institution, einnahmen, welche Einstellung sie zur offiziellen Lagermedizin hatten und wie unerschütterlich sie schließlich in dieser Sache waren. Und bezahlen mußten sie dafür nicht selten mit unmenschlichem Leiden und letztendlich dem Tod.

»Und wenn man sie (die weiblichen Häftlinge) für Brot oder Margarine dorthin (ins Revier) schmuggeln wollte, dann lehnten sie ab; sie hatten Angst vor der Selektion (der Auswahl zur Tötung). So lagen sie auf ihren Plätzen, bei schönem Wetter von der erbarmungslosen Sonne geplagt; bei schlechtem Wetter hämmerte der Regen ihre fiebernden, von Schüttelfrost schaudernden Leiber in den sumpfigen, klebrigen und stinkenden Schlamm. Niemand half ihnen in ihrer unmenschlichen Qual, denn die Lagerleitung hatte es verboten. Wenn es regnet, tunken die kranken Frauen den Finger in den nassen, mit ihren eigenen Exkrementen vermischten Lehm und saugen daran, um das Durstgefühl zu täuschen, das ihren entwässerten Körper peinigt.

Bei heißem Wetter schweben Unmengen von Fliegen über ihren gequälten Körper, die auf dem Aas ihre Eier legen. Jetzt kreisen sie noch summend über den Kranken, um einen Platz zu finden, wo sie ihr Werk verrichten können. In ein, zwei Stunden wimmeln die Nachkommen der Fliegen, die Larven, auf den Körpern der Toten und Sterbenden. Die Nahrung wird ihnen nicht ausgehen. Und neue Fliegen werden neue Eier auf ihnen ablegen, damit die Gattung erhalten bleibt. Und so gedeiht und mästet sich die Fliegengattung, für die beste Voraussetzungen geschaffen sind, während die Menschengattung stirbt und zum Nährboden der schrecklichen, abstoßenden Insekten wird.« (Genowefa Ułan)

»Ich beginne damit, daß ich vor allem das Krankenrevier mied wie das Feuer, weil es dort am leichtesten passieren konnte, daß man ziemlich plötzlich ‚ins Jenseits' übersiedelte. Ich denke hier an die zahlreichen Aktivitäten, die dazu dienten, die Zahl der Kranken durch Vernichtungsselektionen zu verringern, Typhusepidemien durch Vergasung der Rekonvaleszenten zu liquidieren u.ä. Man muß jedoch mit Nachdruck unterstreichen, daß unsere Ärzte (die Häftlinge) alles taten, um Menschen zu retten, und oft gefährdeten sie dabei ihr eigenes Leben.« (Mgr. Ing. Artur Krzetuski)

»Die Angst vor dem Tod war der Grund dafür, daß Häftlinge, oft sehr krank, bei den Appellen, unterwegs oder an der Arbeitsstelle zusammenbrachen, aber nicht ins Spital wollten. Meist schleppte man sie dann vom Appellplatz oder von der Arbeitsstelle und legte sie vor Block 28 ab.«
(Józef Majchrzak)

»In den Konzentrationslagern erkrankte ich an Malaria, Unterleibstyphus und Phlegmonen. Während dieser Zeit meldete ich mich nicht im Krankenbau, denn ich hatte Angst vor einer Injektion, die gleichbedeutend war mit dem Tod. Medikamente bekam ich von einem Volksdeutschen, der Meister in der Tischlerei der *DAW* (*Deutsche Ausrüstungswerke*) war. Diese Medikamente nahm ich nach eigenem Ermessen ein und zwar so, daß niemand von der SS oder den Mithäftlingen dies sah, denn dafür hätte ich geprügelt oder getötet werden können.« (Stanisław Baś)

»Ins Lager Auschwitz kam ich in einem ziemlich miserablen körperlichen Zustand, vom seelischen ganz zu schweigen. Ein fast dreimonatiger Aufenthalt im Gefängnis und im Lager Myslowitz und zahlreiche Verhöre hatten ihre Spuren hinterlassen, und vielleicht bekam ich deshalb nach einer Woche in Block 2 (Quarantäneblock) Scharlach mit allen klassischen Symptomen dieser Krankheit. Trotz des hohen Fiebers bat ich inständig darum, nicht ins ‚Revier' (HKB) geschickt zu werden, denn ich hatte von den dort durchgeführten Selektionen und der Tötung von Häftlingen gehört, die körperlich nicht gut genug in Form waren, um ausreichende Arbeitsleistungen zu erbringen.« (Alojzy Fros)

Die erste Aufgabe eines Kranken, der nicht ins Revier kommen wollte, war es, seine Krankheit zu verbergen; wenn das nicht gelang, mußte er wenigstens vermeiden, den Aufsehern oder SS-Männern ins Auge zu fallen. Für diese war, wie Stanisław Baś schreibt, „der Kranke der Feind Nr. 1, dessen bloßer Anblick sie rasend machte und den sie dann meist umbrachten."

Manche Häftlinge verbargen sich, wenn sie einen Schwächeanfall, Fieber oder eine Verschlechterung ihrer Krankheit, z.B. ausbrechenden Flecktyphus, spürten, in allerlei Schlupfwinkeln in den Blöcken oder am Arbeitsplatz, wobei sie

Bestrafung und sogar den Tod riskierten, um nur das Revier und somit das Risiko zu meiden, zur Vergasung oder zum Phenol selektiert zu werden. Man mag hier hinzufügen, daß mancher, der im Revier mit Protektion rechnen konnte oder sich der dort drohenden Gefahr nicht bewußt war, bei sich künstlich Fieber erzeugte, da dies ja Voraussetzung war, um ins Lagerspital aufgenommen zu werden.

Natürlich war ein Kranker, dem jede Hilfe und der Schutz der anderen entzogen war, völlig wehrlos und konnte kaum etwas für sich tun. Es sind zahlreiche Beispiele dafür bekannt, daß kranke Kameraden – oft unter Gefährdung des eigenen Lebens – verborgengehalten wurden. An einen dieser Fälle erinnert Mgr. Ing. Artur Krzetuski:

»Wir versteckten in unserer Schlosserei einen Typhuskranken, den Kameraden Łojewski, da wir nicht das Risiko eingehen wollten, ihn ins Krankenrevier zu geben. Jeden Morgen führten ihn zwei starke Kameraden in der Mitte der Marschkolonne unserer Schlosserei unter den Armen, und auf dieselbe Weise brachten sie ihn abends zum Appell. Die Nächte verbrachte er mit den anderen im Block, in seinem Saal, tagsüber lag er auf der oberen Ofenplattform in der Gießerei, dort war er ziemlich sicher, denn kein SS-Mann wäre auf den Gedanken gekommen, dort nachzusehen. Natürlich versorgten wir ihn mit Medikamenten und Nahrungsmitteln.«

Vor dem bisher skizzierten Hintergrund entwickelten sich zahlreiche Selbsthilfeformen der Häftlinge. Die Häftlingsärzte halfen mit selbstlosen Ratschlägen und führten einfachere Eingriffe außerhalb der Spitäler durch. Die wenigen Brocken medizinischer Kenntnisse, die man einst auf der Schule, bei den Pfadfindern, in Sanitäterkursen oder noch in der Freiheit bei der Beobachtung von Kranken erworben hatte, wurden in der Häftlingsgesellschaft plötzlich nützlich. „In Polen", schreibt Wincenty Gawliczek leicht ironisch, „ist jeder Arzt, könnte man nach Stańczyk* sagen. Und im Lager gab es viele, die sich für Krankheitskenner hielten und bei allerlei Beschwerden den Ratgeber spielten." Auch die unsterbliche Volksmedizin feierte ihre Triumphe, ihre Weisheit bestätigte sich vielfach; Quacksalberei breitete sich aus, auch mehr oder weniger selbstlose Scharlatane konnten sich austoben.

»Eine Krankheit im Konzentrationslager war, obwohl kaum zu vermeiden, doch immer etwas Unheilvolles. Denn sie war gleichbedeutend damit, daß der Häftling aus der Reihe geriet und in jenen gefährlichen Randbereich gestoßen wurde, wo er nicht mehr zählte. Sie rief also verständliche Angst hervor, nicht so sehr vor dem Leiden, das sie mit sich brachte, wie vor dem harten Gesetz des Lagers, das nur den Gesunden und Starken eine Überlebenschance einräumte. Deshalb galt es, seine eigenen Krankheiten und die anderer zu verbergen, und deshalb versuchten auch ganz schwache und ausgezehrte Häftlinge oft, einen kräftigen und munteren Eindruck zu machen. Die Angst vor dem Bekanntwerden ihrer Krankheit führte dazu, daß die Heilmittel und Methoden der Volksmedizin, obwohl auch sie nicht leicht zugänglich waren, immer populärer wurden.« (Stanisława Piąty)

»Das Lager stellte eine Ansammlung von Menschen unterschiedlichsten Gesundheitszustandes dar. Die meisten von ihnen waren unterernährt, ausgezehrt, geschlagen, körperlich und seelisch gebrochen, unglücklich und litten unter verschiedenen Beschwerden. Ärztliche Hilfe war sehr schwer zu bekommen, jeder mußte also irgendwie auf eigene Faust, nach eigenem Ermessen oder nach den Ratschlägen von Kollegen zurechtkommen. Auf diese Weise entstand und entwickelte sich im Alltag eine spezielle Lagermedizin. Man griff auf einfachste Mittel zurück, die zugänglich waren und sich unter ähnlichen Umständen schon einmal bewährt hatten. Auch wenn sie keine heilende Wirkung besaßen, bewirkte doch der Glaube an sie oft, daß man sich seelisch darauf einstellte und die Beschwerden nachließen. Die ungünstigen Lagerverhältnisse, Schmutz und Hunger, Kälte, die Läuseplage, der Durchfall, der ewige Streß, verursacht durch ständiges Gebrüll, Schikanen, Schläge und das tagtägliche Töten – all das verwandelte selbst den Gesündesten schnell in einen Schwerkranken; all das führte zu körperlichem und seelischem Zusammenbruch, d.h. zum Anfang vom Ende.« (Dr. Kazimierz Hałgas)

»Ob manche Häftlinge von der Quacksalberei, d.h. der Pseudomedizin, profitierten, und in welchem Maße? – Viele waren es wohl nicht; mehr zogen ihren Nutzen aus dem Medikamentenschmuggel von draußen ins Lager.«
(Julian Niewiarowski)

»In dieser Auschwitz-Hölle suchten wir uns auf eigene Faust zu retten, so gut wir konnten; zugleich bekamen wir Anweisungen von inhaftierten Ärzten, die noch nicht im Spital arbeiteten, wie wir uns verhalten mußten, um psychisch nicht zusammenzubrechen. Das waren sehr wirksame Ratschläge, sie entsprachen manchmal einer guten ärztlichen Behandlung, wie sie der arme Kranke heute nicht mehr bekommt. (. . .) Und wie viele Ärzte ließen uns Rinde, Blüten und Gräser sammeln, nur aufbrühen und trinken konnten wir sie nicht, das war unmöglich. Die meisten Ratgeber waren Häftlinge, fast jeder von ihnen war Arzt; man mußte ohne das Revier wieder gesund werden, denn das Revier war der Schrecken aller Nationalitäten.« (Antoni Kubica)

»Ein ziemlich weites Feld der Heilung und Gesundheitsfürsorge, sowohl im Gefängnis (Monteluppi), als auch in Auschwitz, war die Volksmedizin. Sie bestand u.a. darin, daß man sich gegenseitig Ratschläge erteilte und Arzneien lieferte – letztere waren meist pflanzlicher Herkunft (Kräuter) –, die man auf verschiedene Weise besorgte. So galt z.B. Knoblauch als ausgezeichnetes Mittel gegen alle Infektionen und verschiedene Erkrankungen, das den Verdauungstrakt und den gesamten Organismus desinfizierte. Hundeschmalz wurde als Nahrungsmittel benutzt, das Erkrankungen der Lungen und überhaupt der Atemwege wirksam entgegenwirkte; es schützte besonders

* Hofnarr der polnischen Könige um 1500.

vor Tuberkulose. Gegen Erkrankungen des Verdauungskanals wendeten viele Häftlinge verschiedene primitive Mittel an, an deren Namen ich mich heute nicht mehr erinnere. Ich persönlich benutzte mit Erfolg Holzkohle gegen ‚Durchfall'.« (Arnold Andrunik)

Leider waren die Resultate der Selbstbehandlung unter den furchtbaren Lagerverhältnissen nicht immer positiv; nicht immer führten sie zur Genesung und bewahrten einen so vor Revier und Selektion. Natürlich erinnern sich die Zeugen jener Zeit daran, und man braucht sich nicht zu wundern, daß in den Stimmen ehemaliger Häftlinge Bitterkeit mitklingt, wie in dem abschließend zitierten Bericht.

»Aber diese urwüchsigen Heilversuche waren wenig erfolgreich. Der Tod holte seine unblutige Ernte ein wie wohl nie zuvor. Er riß die Gesündesten und Jüngsten aus unseren Reihen. (...) Die Arbeitskommandos, die *außen* arbeiten, kommen da zu Hilfe. Internationale Freundschaften werden angeknüpft. Französinnen und Jugoslawinnen bringen Gänsedistel von den Feldern und raten uns, davon zu essen. Wir erzählen im Gegenzug von den Nähreigenschaften des weißen Gänsefußes. Die Französinnen haben uns voraus, daß sie Frösche essen können. Die anderen Nationen sind noch nicht soweit, aber bald kam die Zeit, da auch wir Frösche gegessen hätten, nur gab es keine mehr. Die von uns verwendeten Kräuter und die Vitamine im Unkraut, das wir zu uns nahmen, halfen jedoch nicht viel. Die so Behandelten sterben ebenso wie die Ärztinnen von Gottes Gnaden. Auf den Appellplätzen, bei strahlender Augustsonne, in Wind und Regen sterben Polinnen und Jüdinnen. Sie dürfen nicht ins Revier aufgenommen werden, denn dort gibt es keinen Platz mehr, so viele deutsche Frauen sind krank.« (Genowefa Ułan)

Nachdem wir nun die Umstände geschildert haben, die die Häftlinge dazu zwangen, ihren schlechten Zustand unter häufig dramatischen Umständen zu verbergen, das Revier zu meiden und sich auf eigene Faust zu behandeln, ist es an der Zeit, zu den Problemen der Krankheitsprophylaxe überzugehen.

Die Krankheitsvorbeugung im Lager

Im Rahmen der medizinischen Selbsthilfe, d.h. der amateurhaften, volkstümlichen, im besten Falle halbprofessionellen Medizin im Lager spielten Vorbeugungsmaßnahmen eine große Rolle, die von den Häftlingen angewandt und von der SS gewöhnlich wie die Heilbehandlung und alles, was nicht offiziell abgesegnet war, streng bestraft wurden.

Die Vorbeugung gegen Krankheiten beschränkte sich im Lager meist auf Maßnahmen wie:

- Schutzmaßnahmen gegen die schädliche Wirkung von Kälte und Feuchtigkeit;
- Abhärtung und Stärkung der Widerstandskraft gegen die langfristige, schädliche Wirkung der unbeständigen atmosphärischen Bedingungen;
- Wahrung der persönlichen Hygiene und des psychischen Gleichgewichts; Kampf gegen Schmutz, Insekten, Flaumacherei und Zweifel;
- im Rahmen der unsäglich schwierigen Verhältnisse Einhaltung elementarer Grundsätze richtiger Ernährung (das Grundwasser von Auschwitz, das von den Häftlingen ‚Leichenlikör' genannt wurde, nicht trinken, keine Genußmittel und schädliche, giftige ‚Nahrung' zu sich nehmen, den Organismus z.B. mit Vitaminen versorgen.

Die Materialien, die uns ehemalige Häftlinge übergeben haben, enthalten viele Hinweise auf solche Maßnahmen; es gibt auch Versuche, das Problem allgemeiner, zusammenfassend zu behandeln. Um in die Thematik dieses Kapitels einzuführen, zitieren wir zwei Beispiele, die besonders treffend auf das Gesamtproblem hinweisen. Das zweite Zitat stammt von einem Arzt.

»Selbstverteidigung gegen die Krankheit. Man mußte für die eigene Hygiene sorgen, die Unterwäsche kontrollieren und die Läuse vernichten. Man durfte nicht die Müllhaufen durchsuchen und verfaulte Nahrungsreste essen; das hatte meist Typhus und Durchfall zur Folge und endete mit dem Tod des Häftlings. Man durfte sein Brot nicht gegen Zigaretten verkaufen, am besten überhaupt nicht rauchen, denn das trocknete den Organismus aus und schwächte ihn, besonders im Winter, wenn man fror und keine Kraft hatte, sich aufzuwärmen. Die Folge war Tod durch Erfrieren. Man mußte mit allen Mitteln versuchen, im Trockenen zu bleiben. Man mußte sehr vorsichtig, aber mit aller Kraft versuchen, an gesunde Nahrung heranzukommen. Man mußte den bösen SS-Männern, Kapos und allen unehrlichen und unbekannten Menschen aus dem Weg gehen, die Jagd auf den Häftling machten, um ihn bei dem geringsten Lagervergehen zu ertappen und sich vor den Lagerbehörden zu brüsten, wie treu sie zu Deutschland stünden.« (Józef Michalski)

»Wichtig für die Erhaltung der Gesundheit und eines guten Selbstgefühls waren körperliche Reinlichkeit, Abhärtung und etwas Gymnastik. Natürlich waren selbst diese einfachen Maßnahmen nicht immer und nicht für jedermann durchführbar. Das organisierte Lagerleben ließ dem Gefangenen nur selten eine freie Minute, die Gymnastik konnte auch mit einer ‚Schlägerei' enden, und wegen des Wassermangels, besonders in der Anfangszeit des Lagers, mußten wir den Fußboden oft mit dem Kaffee waschen. Und Wasser war ja bei der Heilbehandlung ein sehr wichtiger Faktor, angefangen von der elementaren Sauberkeit des Körpers, die vor Krankheiten, Ansteckungen, Insekten usw. schützte. Sehr verbreitet war das Baden infizierter Wunden in Wasser oder in wassergelösten Antiseptika wie Kaliumpermanganat, Rivanol, Seife usw. Wir wuschen und spülten infizierte, frische Wunden und registrierten daraufhin bessere Heilung und seltenere Ansteckung, manchmal waren die Erfolge umwerfend.« (Dr. Kazimierz Hałgas)

Sehen wir uns nun nacheinander, systematisch geordnet, die Vorbeugungsmaßnahmen an, die die Häftlinge des Lagers

Auschwitz-Birkenau mehr oder weniger bewußt, manchmal auch ganz instinktiv, anwandten.

Vor Kälte und Feuchtigkeit und damit vor einer möglichen Erkältung, die den vom Hunger ausgezehrten Organismus des Häftlings schwächte und Infektionen begünstigte, suchte man sich zu schützen, indem man verschiedene Einlagen, z.B. aus Papier oder Stroh, Karton- und Lederstückchen unter den Lagerdrillich schob. In die Holzschuhe steckte man Lappen, Stroh oder Holzspäne; man besorgte sich Schuhe mit dicken Holzsohlen. Unter das Mützenfutter nähte man eine Isolierschicht aus Papier bzw. ein Wachstuch.

Es ist interessant, daß viele, die über solche Methoden zur Erhaltung der eigenen Körperwärme berichten, auf die Gefahren hinweisen, die den „Einfallsreichen" dabei drohten:

»Im Winter wickelte man sich meist in Papier aus Zementsäcken ein, auch die Beine, um sich vor Erfrierungen zu schützen. Das brachte das Risiko mit sich, von Kapos oder kontrollierenden SS-Männern geschlagen zu werden.«
(Andrzej Gąsienica-Makowski)

»Was das Abhärten betraf, so benutzten wir Papier, wir legten uns Papier um; aber das war gefährlich, denn wer von einem SS-Mann erwischt wurde, war so gut wie tot.«
(Michał Kogut)

»Der Kampf gegen die Kälte, also gegen die Erkältung und die dadurch entstehenden Krankheiten, gestaltete sich sehr schwierig. Die dünne, miserable und abgenutzte Häftlingskleidung schützte den Körper nicht ausreichend vor der Kälte und dem scharfen Vorgebirgsklima. Daher schoben die Häftlinge an kalten, windigen und feuchten Tagen – obwohl sie dafür eine Strafe riskierten – Papierstücke unter Hemden und Kleider, meistens Reste von Zementsäcken oder anderen Verpackungen. Eine Papiereinlage setzte man sich auch in die Mütze.«
(Dr. Kazimierz Hałgas)

»Gegen Erkältung: Einnähen eines Wachstuchs in die Mütze; Schuhe mit dicken Holzsohlen und einer Filzeinlage (Filz von einer Schreibmaschinenunterlage).«
(Dr. Włodzimierz Borkowski)

»Vor der Kälte schützte das Papier von Betonsäcken (Pölitz, Außenlager des KZ Stutthof, bei Stettin), das unter die Jacke geschoben oder in die Schuhe eingesetzt wurde. Für den Winter waren Schuhe mit Holzsohlen hochgeschätzt, aber nicht die sog. Klumpen, also holländische Holzschuhe. Man zerriß Decken, um sich Fußlappen zu machen, was sehr streng bestraft, aber dennoch riskiert wurde. Man härtete sich ab, indem man sich mit kaltem Wasser wusch und sogar im Winter bei geöffneten Fenstern schlief.« (Maria Elżbieta Jezierska)

Eine andere, sehr verbreitete „volkstümliche" Art, sich aufzuwärmen, waren zusätzliche Körperbewegungen, oft kollektiv ausgeführt: Aufstampfen, von einem Bein aufs andere treten, Hände zusammenschlagen, gegenseitiges Reiben, auf den Rücken klopfen, umarmen. Man schirmte sich auch gegenseitig vor dem Wind ab. Es kam vor, daß man sich im Frost dicht aneinanderkauerte; manche liefen. Und da alle diese Bewegungen von abgemagerten, ausgezehrten, oft in Lumpen gekleideten Häftlingen ausgeführt wurden, gab es bald einen „terminus technicus" dafür: „Tanz der Muselmänner."

»Man spricht und schreibt zuwenig von den Versuchen, sich gegen Erkrankungen zu schützen, z.B. rieb man bei Frost während des Appells dem vor einem Stehenden den Rücken, der dritte einer Fünfergruppe rieb dem zweiten den Rücken usw.; dadurch froren Hände und Rücken nicht ein, und die heftige Bewegung machte warm. Man stampfte mit den Füßen auf, trat von einem Bein aufs andere oder kauerte sich aneinander, indem man die Brust der vor einem Stehenden mit den Armen umfaßte.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Man griff auf die einfachsten Methoden zurück, um den eigenen Körper durch Bewegung warmzuhalten, was ja unter minimalem Energieaufwand geschehen mußte. Zu diesem Zweck rieb man sich gegenseitig den Rücken, oder man klopfte einander auf Schultern oder Brustkorb. Da diese Art, sich aufzuwärmen, meistens von sehr geschwächten Häftlingen angewendet wurde, die zu keinen anderen Bewegungen mehr in der Lage waren, wie z.B. Laufen, und da sie paarweise geschah, nannte man dies den Muselmanntanz. Ein wahrer Glückspilz war, wer in der kalten Jahreszeit einen richtigen, guten, warmen Wollpullover oder Handschuhe besaß, je häßlicher, desto besser, denn Besitzer von eleganteren und schöneren Kleidungsstücken, die ihnen in einem manchmal ganz unpassenden Moment von zu Hause geschickt worden waren, wurden sehr oft von Blockältesten, Kapos oder anderen Funktionshäftlingen gezwungen, sie als Geschenke für eine bessere Behandlung abzugeben, d.h. um ihr nacktes Leben zu retten.«
(Dr. Kazimierz Hałgas)

»Während des stundenlangen Appellstehens schützten wir uns vor Erkältungen, indem wir uns gegenseitig den Rücken klopften (eine Art Massage), hochsprangen und andere Gymnastik trieben, was dazu führte, daß die stehenden Reihen der Häftlinge in ständiger Bewegung waren. Manchmal zog man Strohreste aus den Strohsäcken und stopfte sie unter die Kleidung auf die Schultern oder in die Schuhe, als eine Art Kälteisolierung; das war keineswegs ungefährlich, man konnte dafür, wenn man beim Appell von SS-Männern erwischt wurde, empfindlich zusammengeschlagen werden. Das habe ich mehrmals mit eigenen Augen gesehen.« (Zofia Przanowska)

»Es war eine frostige Mondnacht, die bereifte Erde knisterte unter den Füßen. Ich fiel in Panik. In der Luft stöhnte es. Stolpernd suchte ich Hilfe von oben, aber der Himmel interessierte sich nicht für diesen Marsch der Verdammten. Auf dem Wachturm sprang eine Gestalt im Pelz auf und ab und schlug die Hände zusammen. Der Wirrwarr in der Luft wuchs. Wir gingen voller Angst, um in höchster Panik das Ziel zu erreichen. Vor der Sauna wimmelte es von hüpfenden, nackten

Geschöpfen. Zusammengekauert, mit den Beinen zappelnd und sich gegenseitig mit Fäusten schlagend, kämpften sie gegen die Kälte. Der Frost attackierte sie, kniff sie, stach sie, und sie rührten sich, stöhnten und heulten. Am schlimmsten war es um jene bestellt, die im äußeren Kreis standen und dem Wind ihre mageren Hintern und bläulichen Rücken entgegenhielten.

Ich konnte niemanden erkennen. Mich erkannte eine Mutter mit ihrer kranken Tochter, sie rief mich herbei und dirigierte mich, zwang mich zu abrupten Bewegungen, Aufsprüngen und Schlägen mit den Fäusten. Ich schlug sie und sie mich, bis wir beide erschöpft waren. Dann schmiegte sie sich mit ihrer Tochter, die völlig entkräftet war und nicht mehr klopfen konnte, an die pulsierende Menschenmenge, und ich zwängte mich in das Gedränge, das in dem türlosen Vorraum der Sauna zusammengepfercht war. Hier war die Bewegungsfreiheit sehr begrenzt, daher sammelten sich hier die Schwächeren und Resignierten.

Die Tür zur Sauna öffnete sich erst dann, als der ganze Block vor dem Eingang stand bzw. lag. Manche hielten die Qual des Wartens, den Kampf gegen den Frost nicht mehr aus: Sie kamen außer Atem, kauerten sich nieder, rollten sich zusammen und wurden starr. Noch einmal zählte ich zu jenen, die der ‚SS-Tod' nicht erwischte. Ins Innere der Sauna trug mich die Menge, denn in diesem Gedränge ging man nicht auf eigenen Beinen, sondern auf den Beinen der Allgemeinheit. Dann verliefen die Ereignisse wieder normal, lagermäßig.«
(Jadwiga Trębasiewicz)

Eine der wichtigsten Vorbeugungsmaßnahmen gegen Erkältungskrankheiten und ihre Folgen war für die Häftlinge die Abhärtung gegen schädliche Temperaturschwankungen und gegen die langfristige Wirkung von Kälte und Feuchtigkeit.

Wie wichtig das war, und daß die Häftlinge ständig daran dachten, zeigt ein interessanter Hinweis in dem Brief von Zdzisław Soleski, der erzählt, daß die Häftlinge im Gefängnis Tarnów, als sie erfuhren, daß sie möglicherweise nach Auschwitz transportiert werden sollten, sofort mit Vorbereitungen auf die dortigen, schweren Lagerverhältnisse begannen. Sie organisierten „in der Gefängniszelle, die nicht geheizt war, Beinwäschen und Einreibungen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser aus der Klomuschel sowie tägliche Gymnastikübungen, um sich für eine ungewisse Zukunft abzuhärten."

Was war in dieser Hinsicht im Lager selbst zu erreichen? Wie alle Maßnahmen, die die Häftlinge gegen den Willen der Aufseher bzw. unter deren Umgehung anwendeten, so war es auch schwer, sich abzuhärten – aus verschiedenen Gründen. Und doch war es recht verbreitet, wie die zahlreichen Hinweise und Schilderungen bezeugen, die sich in unserem Material finden. Wann immer es möglich war, wusch man also den Körper teilweise oder ganz (auch im Winter) mit kaltem Wasser, rieb sich mit Schnee ein, massierte sich dann mit Handtüchern, lief oder trieb Gymnastik. Wer dies tat, behauptet, daß diese Maßnahmen äußerst wirksam gewesen seien. Manche gehen sogar so weit, ihr Überleben auf diese Praktiken zurückzuführen.

»Durch die angewandten Hygienemaßnahmen, vor allem die körperliche Reinlichkeit, durch die Körperwaschungen mit kaltem Wasser bis zur Hüfte, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, härtete ich mich so sehr ab, daß ich während meines ganzen Lageraufenthalts nicht einmal erkältet war, obwohl es dazu viele Gelegenheiten gab.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Es ist kaum zu glauben, wie widerstandsfähig der Organismus z.B. gegen die Kälte werden konnte. Ich spürte sie, aber wie ich glaube, war nicht so sehr die Kälte Ursache meiner Erkrankungen im Lager, als vielmehr der Schmutz, die Unterernährung, die Atmosphäre höllischen Terrors und die Erniedrigung der Menschenwürde.«
(Mgr. Mieczysława Chylińska)

»An einem arbeitsfreien Sonntag bemerkte ich im Waschraum einige Nackte, die ihren Körper einseiften und scheuerten und sich mit eiskaltem Wasser übergossen, das sie mit Schüsseln und Bechern schöpften. Das war in Birkenau ein Badeersatz für diejenigen, denen es schwerfiel, auf die Badeaktion in der Sauna zu warten. Die Kollegen imponierten mir. Von dem Tag an tat ich dasselbe, egal, wie kalt es draußen und in der Baracke war. Man war nach so einem Bad frisch und wie neugeboren. Man muß dazu sagen, daß es nicht viele Häftlinge waren, die sich derart im Waschraum abhärteten. Ich behaupte, die Erhaltung der körperlichen Sauberkeit und der inneren Disziplin war für den Menschen im Lager von grundsätzlicher Bedeutung. Wer psychisch zusammenbrach, mit dem war es zu Ende.« (Józef Ciepły)

»Wir härteten uns ab, indem wir den ganzen Körper mit kaltem Wasser wuschen (als es zu bekommen war, am Ende unseres Aufenthalts in Auschwitz) und uns dann mit trockenen Lappen abrieben.« (Zofia Przanowska)

»Ich möchte hier auch noch eine Methode erwähnen, die Erkrankungen vorbeugen sollte. Sie beruhte darauf, daß man jeden Abend, Tag für Tag, den ganzen Körper mit kaltem Wasser wusch. Diese systematisch durchgeführten Bäder regten den Kreislauf an und machten den Organismus widerstandsfähig gegen Erkrankungen.« (Jan Lewicki)

»Am Abend, vor Arbeitsende, mußten alle Kollegen ihre Hemden ausziehen und sich waschen. Im Winter, wenn es schneite, aber nicht zu frostig war, mußten sie sich sogar gegenseitig mit Schnee einreiben und dann 100 Meter laufen (. . .). So härtete man sich ab und wurde widerstandsfähiger.« (Franciszek Gulba)

»Von Anfang bis Ende meines Aufenthaltes im Lager härtete ich meinen Körper mit kaltem Wasser ab, unabhängig von der Jahreszeit. Täglich vor dem Frühappell und nach der Arbeit wusch ich mich bis zum Gürtel und massierte mich dabei intensiv mit dem Handtuch; dabei rieb ich den Körper mit Schnee ein. All das trug sehr dazu bei, daß ich den dreijährigen Aufenthalt im Lager überlebte.« (Jerzy Rzeźniak)

Um erfolgreich für die eigene körperliche und seelische Gesundheit kämpfen zu können, mußte man ungeachtet der ganzen Aussichtslosigkeit gegen den im Lager allgegenwärtigen Schmutz vorgehen. Im Lager herrschte katastrophaler Wassermangel, und die primitiven Sanitäreinrichtungen waren für die Häftlinge sehr oft unerreichbar – einerseits wegen des dort herrschenden Gedränges, andererseits wegen des Verbots, sie zu beliebiger und passender Zeit zu benutzen.

Es war mehr der Dreck, der viele Häftlinge, vor allem die Empfindlicheren, deprimierte, erniedrigte und der menschlichen Züge entkleidete, als das erdrückende Hungergefühl, die Kälte oder die Schikanen der SS-Männer und Kapos.

Die Aufrechterhaltung von Sauberkeit und persönlicher Hygiene gehörte auch aus einem anderen Grund zu den Voraussetzungen, die das Überleben entscheidend mitbestimmten: Die SS-Männer mochten keine schmutzigen und stinkenden Menschen (der Schmutz bewies oft einen Zustand der Resignation und war Kennzeichen des Muselmanns), sie rotteten sie einfach aus.

Wie half man sich, auf welche Weise versuchte man, die lebensrettende persönliche Hygiene einzuhalten? Die ehemaligen Häftlinge betonen in ihren Antworten vor allem die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen das Auftreiben der erforderlichen Mittel verbunden war, vor allem den allgemeinen Mangel an einer elementaren Voraussetzung – dem Wasser.

»Der Kampf um die Gesundheit ging mit dem Kampf um die Aufrechterhaltung der persönlichen Hygiene einher, um die es schlecht bestellt war. Man verzichtete auf Brot, um Seife, ein Handtuch oder saubere Wäsche zu erwerben. Man trank nicht, um sich mit dem warmen Kräuteraufguß zu waschen oder die Unterwäsche zu reinigen. Man opferte seinen Schlaf, um sich von Läusen zu reinigen, sich zu kämmen, den Waschraum aufzusuchen (eine Heldentat! – bei völliger Erschöpfung in der Nacht aufzustehen und aus dem warmen Block in die Kälte hinauszugehen, dann ein paar hundert Meter schlammigen Weges zurückzulegen und unterwegs womöglich noch Stockschläge zu bekommen). Es galt als Ehrensache gegenüber den Deutschen, sauber und ordentlich gekleidet zu sein.«
(Maria Elżbieta Jezierska)

»Die Sanitätskenntnisse, die ich selbst und meine nähere Umgebung im Lager anzuwenden suchten, bestanden vor allem in dem ständigen Bemühen, unsere Sauberkeit und persönliche Hygiene einigermaßen aufrechtzuerhalten und uns Hände und Körper zu waschen, sobald sich nur die kleinste Gelegenheit dazu bot, Wasser aufzutreiben (was ziemlich selten möglich war), und die Kleidung von Läusen zu reinigen, mindestens zweimal täglich (viel geholfen hat auch das nicht). Der Schmutz war für mich ein viel größeres Problem und schwieriger zu ertragen als der Hunger; er erdrückte und entmenschlichte mich. Eigentlich war das Lager ein ununterbrochener Kampf gegen den Schmutz, und dieser Kampf kostete sehr viel Energie. (. . .)

Lange Zeit meiner Gefangenschaft in Auschwitz-Birkenau gab es kein Wasser zum Waschen (und Trinkwasser gab es bis zum Schluß nicht), und später, auch nachdem man einen Block mit sog. Waschräumen errichtet hatte, war der Wasserzufluß fast immer geschlossen. Wenn manchmal Wasser aus den Hähnen floß, geschah das immer nur für kurze Zeit, und es gelang nur den Stärkeren und den ‚Glückspilzen', sich dorthin zu drängen und sich zu waschen. Zu diesen ‚Glückspilzen' gehörte ich selten. In den Zeiten des Wassermangels versuchte ich, von der jeden Morgen ausgegebenen Kräuterportion (1/4 Liter) die Hälfte fürs ‚Waschen' abzuzweigen, was natürlich eher psychologische Bedeutung hatte.« (Zofia Przanowska)

»Wir kamen in den Quarantäne-Block, und ich lernte eine neue Art von Hygiene kennen. Wasser zum Waschen bekam ich zum ersten Mal nach drei Wochen, in einer Schüssel, die so klein war wie ein Spucknapf, und das für vier Personen. Nachdem man sich Gesicht und Hände gewaschen und sein Taschentuch ausgespült hatte, war das Wasser, das man weggoß, zu einer dicken Flüssigkeit geworden.«
(Gertruda Dubowska)

»Es ist klar, daß die einzige Arznei gegen den Schmutz die Aufrechterhaltung der Sauberkeit ist. In Birkenau war die Sauberkeit noch 1943 eine Arznei, die man auch mit dem Leben bezahlte. Die Sauna nahm die Zugänge auf. Nach Wasser jagte man meist in der ‚Latrine'. Aber auch dort war das Waschen verboten, außerdem funktionierten die Wasserhähne nur selten. Am sichersten war das Wasser aus der Küche, wenn nicht durch Bekannte, dann gegen Bezahlung. Im Winter spielte der Schnee eine segensreiche Rolle.«
(Mgr. Mieczysława Chylińska)

»Was sollte man tun, wie konnte man sich sauber halten, wie die Läuse und die Krätze loswerden? Da kamen die Erfahrungen von früher, aus den Sommerlagern, von einsamen Gebirgswanderungen zu Hilfe. Der Schnee wäscht den Schmutz vollkommen weg, der Schnee härtet ab, der Schnee regt den Kreislauf zu lebhafterer Tätigkeit an, so daß man tagsüber diese Kälte nicht so empfindet. Auf diese Weise wurde ein abgehärteter, junger Mann mit diesem ersten, schwierigen Problem fertig. Sich bei klirrendem Frost im Schnee waschen – morgens und abends. Nach so einem Bad war mir heiß, der Körper dampfte, und ich spürte keine Kälte mehr.« (Ing. Czesław Czerwiński)

Die Einhaltung der Hygienegrundsätze konnte vielen Krankheiten vorbeugen, u.a. der Krätze, von der Piotr Hiroń schreibt:

»Der Krätze und anderen Hautkrankheiten habe ich persönlich mich erwehren können, indem ich in dem Raum, den man hochtrabend als ‚Waschraum' bezeichnete, jeden Abend einen Eimer Wasser versteckte. Morgens, gleich nach dem Gong, lief ich zu dem versteckten Eimer und scheuerte meinen Körper bis zum Gürtel mit kaltem Wasser ab. Auf diese Weise schützte ich mich gegen Hautkrankheiten und härtete mich gegen den Frost ab. Zu jener Zeit begann ein kühler, feuchter Herbst. Wir trugen nach wie vor nur dünnen Sommerdrillich und bekamen keine Mäntel.«

Die Vorbeugung gegen die Krätze, eine der Lagerplagen, geschah auch auf andere Weise. Maria Slisz-Oyrzyńska, die diese Methode erfolgreich im Lager anwendete, erwähnt auch die gesundheitlichen Spätfolgen einer derartigen Prophylaxe:

»Ich betrieb auch Vorbeugungsmaßnahmen, weil ich panische Angst vor der Krätze hatte; im Juni 1943 ‚kaufte' ich mir eine Waschschüssel. Einen Monat lang – denn danach wurde ich krank – organisierte ich mir irgendwie Wasser und schüttete ein paar Krümel eines vorher im Revierblock beschafften Chlorids hinein (mit Chlor bestreute man die Kübel und den Ziegelsteinfußboden um die Kübel herum). Ich wusch mich jeden Abend bis zum Gürtel in der Absicht, mich zu entseuchen und verätzte mir dabei die Haut, aber (. . .) ich wandte diese Vorbeugungsmaßnahme in dem Glauben an, mich dadurch gegen die Krätze zu schützen. Die Krätze bekam ich tatsächlich nicht, obwohl ich einen Monat lang, im Mai 1943, mit Zosia Pracka zusammenschlief, die sich nachts ständig kratzte, so sehr war sie von der Krätze geplagt.

Jetzt bin ich seit einigen Jahren allergisch gegen Chlor; bei der Berührung mit Chlor bekomme ich kleine Wasserbläschen, besonders an den Händen.«

Ein Albtraum der Häftlinge waren die äußerst zudringlichen und sich unaufhörlich vermehrenden Insekten, die ihnen noch die letzten Kräfte nahmen: Läuse, Flöhe, Wanzen. Man bekämpfte sie auf verschiedene Art, nicht nur, weil sie unangenehm waren, sondern auch und vielleicht gerade deshalb, weil die Läuse Typhus übertrugen, der ja im Lager weitverbreitet war. Die am häufigsten angewandte Methode war das Lausen, aber man bemühte sich auch, die Kleidung möglichst oft zu waschen und zu wechseln. Dieser Kampf war jedoch so gut wie aussichtslos.

»Der Widerspruch zwischen der deutschen Ordnungsliebe und den Verhältnissen im Lager kam im Kampf gegen das Ungeziefer zum Ausdruck. Bis Ende 1940 schliefen wir alle auf dem Fußboden, der für die Nacht mit Strohsäcken bedeckt war. Wir schliefen unter Decken, mit denen sich jede Nacht jemand anders zudeckte. Was half es da schon, daß einer seine Kleidung gewaschen und entlaust hatte, wenn er für die kommende Nacht eine verlauste Decke erhielt, die man beim besten Willen mit den uns zugänglichen Mitteln nicht vom Ungeziefer reinigen konnte. Ende 1940 kam es so weit, daß ich keine Kraft mehr hatte, gegen die Läuse anzukämpfen, und wenn ich die Nacht durchschlafen wollte, wendete ich das Hemd auf die andere Seite, auf der es weniger Ungeziefer gab. Bis die Läuse dann an meinen Körper herankamen, verging mindestens eine halbe Stunde, und die brauchte ich gerade zum Einschlafen.«
(Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

Sehr viele Häftlinge waren sich bewußt, wie notwendig es war, sich auch unter diesen Umständen und allen Widrigkeiten zum Trotz um ihr psychisches Gleichgewicht zu kümmern. Sie sahen deutliche Zusammenhänge zwischen körperlichem und seelischem Zustand. Aus dieser Einstellung heraus hielten sie langfristig um des guten Selbstgefühls willen die Grundsätze der Hygiene ein. Das konnte insbesondere im Kontakt mit SS-Männern von Vorteil sein, die (was oft bestätigt wurde) eine Art instinktiver Achtung für sauber aussehende Häftlinge zeigten. Vor allem aber schützte die Sorge um die persönliche Hygiene vor dem psychischen Verfall, den man als „Muselmanentum" bezeichnete.

»Abhärtung und Psychotherapie. Die körperliche Abhärtung mit allen möglichen Mitteln, den schwierigen Lagerbedingungen zum Trotz, zeigte gewiß positive Resultate. Ich erinnere mich, daß wir als ganz frische *Zugänge* einen Teil unseres Morgen-Kräutertees abzweigten, um uns, wenn auch ganz begrenzt, zu waschen, und das verbesserte unser Selbstgefühl deutlich. Anfangs waren wir (Transport vom 2. Oktober 1943 aus Lwów) in Block 25 (dem sog. Todesblock in Birkenau) untergebracht worden, aus dem man niemanden zu den *Waschräumen* hinausließ (die übrigens sowieso unzugänglich waren). Ich habe den Eindruck, daß unter anderem das Bemühen, den eigenen Körper täglich auf irgendeine Weise zu säubern, z.B. durch das Waschen mit eiskaltem Wasser im Winter in den tür- und fensterlosen Waschräumen oder durch das Waschen mit Schnee zur Zeit der Evakuierung des Lagers im Januar 1945, die Polinnen davor bewahrt hat, so schnell zu Muselmännern zu werden. Das Bewußtsein, schmutzig zu sein, wirkte sehr deprimierend auf die Psyche.«
(Helena Dunicz-Niwińska)

Ein großer Problemkreis, der noch nicht ausreichend aufgearbeitet ist, ist der günstige Einfluß, den religiöser Glaube, Gebete und andere religiöse Praktiken auf das psychische Gleichgewicht des Häftlings hatten. So heißt es in einem Bericht, daß „der Rosenkranz zum Symbol einer gewaltigen Rettungsleine wurde".

Eine weitere Bemerkung zum Thema Schlaf im Lager: Zwar herrschte bekanntlich chronischer Schlafmangel, aber dem suchte man entgegenzuwirken.

»Der Schlaf hatte für mich während des Aufenthalts im Lager eine ungeheure Bedeutung. Die ‚Flucht in den Schlaf' war eine Art Rettung vor den Schrecken des Lagerlebens. Wenn ich krank war, versuchte ich, das Schlafen als Heilmittel einzusetzen und so viel zu schlafen, wie nur möglich. Der Schlaf stärkte mich physisch, vor allem ermöglichte er es mir, mich von der Umgebung loszulösen, schreckliche Gedanken zu vermeiden und das Gleichgewicht mehr oder weniger wiederzugewinnen.«
(Zofia Przanowska)

Zur Prophylaxe im Lager zählten auch die Bemühungen der Häftlinge, etwas beizubehalten, was man – wären nicht die bekannten Umstände und der allgemein herrschende Hunger gewesen – als Rationalität und Hygiene der Ernährung bezeichnen könnte.

Um sich den Sinn derartiger Kategorien in diesem Zusammenhang klarzumachen, muß man sich vergegenwärtigen, daß man in Situationen extremen Hungers buchstäblich alles ißt,

nur um das Hungergefühl zu stillen oder es wenigstens zu täuschen – oft auch Abfälle, verschimmelte Essensreste, ungenießbare Gegenstände und Pflanzen – und das ungenießbare und für seine schädliche Wirkung berüchtigte Auschwitzer Wasser trank, vor dem alle Neuzugänge sofort gewarnt wurden.

»Um eine eventuelle Durchfallerkrankung zu vermeiden, durfte man – trotz des im Lager allgegenwärtigen Hungers – keine zusätzliche Nahrung aus den Lagermülltonnen fischen: keine verfaulten Kohlstrünke und Kohlblätter, Kohlrüben usw., die sehr stark zur Entstehung dieser Krankheit beitrugen.«
(Zygfryd Ręb ilas)

»Im Lager breiteten sich Krankheiten aus, vor allem Typhus, Krätze und *Durchfall*. Ich erkrankte nicht daran, weil ich nicht in den Mülltonnen wühlte und keine verfaulten Kohlrüben, Kartoffeln und Krautblätter aß. Und wenn ich Durchfall bekam, dann brannte ich meine Brotration zu Kohle und aß sie; das stoppte den Durchfall. An Typhus erkrankte ich auch nicht; zum Trinken kochte ich mir mit gebrannter Brotkruste gefärbtes Wasser; das war mein Tee.«
(Józef Michalski)

»Nachdem ich in die Quarantäne (in Birkenau, *Lager B II a*) gekommen war, stieß ich auf Leidensgenossen, die bereits früher eingetroffen waren. Sie warnten mich vor dem Genuß des übermäßig gechlorten Wassers.« (Dr. Stanisław Zasacki)

»Eine allgemeine Empfehlung im Lager war: um das Herz zu schonen, möglichst wenig Flüssigkeit zu sich nehmen; gegen *Durchfall* – kein Wasser trinken, insbesondere kein ungekochtes.« (Stefan Krupa)

»Wer kein ‚Muselmann' war, der trank kein Wasser aus den Pfützen und aß nichts aus den Mülltonnen; erst wenn der Typhus jemandem alle Willenskraft geraubt hatte, folgten die Symptome des völligen körperlichen Verfalls (beim Fehlen psychischer Kräfte). In diesen Fällen war die Hilfe der Kameraden allesentscheidend. (...) Im allgemeinen war man der Meinung, daß auf Blech angeröstetes Brot gesünder sei und die ‚rote Wurst' wertvoller als die Leberwurst, aber sie sollte angebraten sein. Die ‚Lagersuppe' und die ‚Mehlsuppe' galten als gesundheitsschädlich; man bemühte sich, ‚Hausmannssuppen' zu kochen (d.h. zwei Kartoffeln, eine Zwiebel, ein wenig Fett, z.B. geschmolzene Margarine, und viel... heißes Wasser). Natürlich goß niemand das Wasser weg, in dem die Kartoffeln gekocht worden waren. Wenn ein ‚Krösus', der Kartoffeln sein eigen nannte, die Kartoffelsuppe nicht wollte, gab er sie den ‚Armen' als wertvolles Geschenk.«
(Maria Elżbieta Jezierska)

»Das Rauchen schadete in dreifacher Hinsicht - das Rauchen an sich vergiftete den Organismus; die Suche nach dem Tabak kostete Nerven, und der Tausch von Essen gegen Zigaretten ging auf Kosten der körperlichen Kraft.«
(Ing. Czesław Czerwiński)

Häftlinge, die sich bewußt prophylaktisch ernährten, wußten auch von der Notwendigkeit, die Hungerrationen aufzuteilen, statt sie gleich ganz aufzuessen; sie wußten, daß man sie zur richtigen Zeit essen sollte (z.B. die am Abend erhaltene Ration erst am nächsten Morgen, um Kraft für die Arbeit am Vormittag zu haben). Sie wußten, daß man das Essen gut kauen sollte. Man kann sich dennoch des Eindrucks nicht erwehren, daß solche Ernährungshinweise – selbst für sehr bewußte und innerlich disziplinierte Häftlinge – kaum mehr als theoretische Bedeutung hatten.

»Wir versuchten, die tägliche Ration Lagerbrot zu halbieren und sie morgens und abends zu essen, in der Überzeugung, daß dies uns in gewissem Grade vor der ungünstigen Wirkung der Magensaftausscheidungen auf leeren Magen schütze. Als Mittel vernünftiger Ernährung kauten wir auch das Brot möglichst langsam und lange, wodurch ja auch das deprimierende Hungergefühl abgeschwächt wurde.«
(Zofia Przanowska)

»Ich lernte, prophylaktisch vorzugehen. Man aß langsam und kaute dabei die Nahrung gut durch. Dadurch hatte man länger etwas vom Essenserlebnis, und andererseits bekam der Magen die Nahrungssubstanz gehörig zerkleinert.«
(Mgr. Mieczysława Chylińska)

Noch viel verbreiteter – was die den Häftlingen mögliche ‚Ernährungspolitik' betrifft – waren Bemühungen, dem Organismus zur Vorbeugung Vitamine zu verschaffen, vor allem Vitamin C; wie alle sonstigen Unternehmungen war auch das sehr riskant und schwierig. Obst und Gemüse, vor allem Zwiebel und Knoblauch, standen an der Lagerbörse immer hoch im Kurs. Häftlinge, die außerhalb des Lagers arbeiteten, brachten von den Feldern alles mit, was sich zum Essen eignete – und riskierten dafür harte Strafen.

»Ich erinnere mich, daß ich Möhren, Kraut, Kohlrüben und Zwiebeln abriß und herauszog, wo ich nur konnte. Das alles bewahrte meinen Organismus vor Vitaminmangel.«
(Ing. Czesław Czerwiński)

Manchmal gelang es, all das ins Lager mitzubringen, auch Kräuter, die man auf den Feldern und Wiesen in der Umgebung von Auschwitz abreißen und sammeln konnte.

»Diese Kräuter bekam ich von Kameraden, die außerhalb des Lagers arbeiteten. Sie waren für mich von großem Wert, ich machte mir in der Werkstatt Aufgüsse daraus. Dazu hatte ich einen selbstgefertigten Erhitzer. Und wenn ich den Aufguß nicht machen konnte, kaute ich die Kräuter oft in trockenem Zustand. Um Magenerkrankungen vorzubeugen, denn solche Beschwerden kamen vor, kaute ich Wermut; ich aß auch viel Knoblauch, den man von Kameraden leicht bekommen konnte; sie erhielten ihn in Paketen von zu Hause. Wegen seines penetranten Geruchs war er nicht sonderlich beliebt.«
(Stefan Szostak)

»Aus Angst vor dem Spital nahmen die Häftlinge immer öfter zu allerlei Heilungsmethoden und Vorbeugungsmaßnahmen Zuflucht. Die Leute vom Land kannten da unzählige Mittel, dem Übel entgegenzuwirken, und Häftlinge, die die Möglichkeit hatten, in ihrem Kommando mit der Pflanzenwelt in Berührung zu kommen, fanden darin eine unerschöpfliche Quelle von Heilmitteln, die sie gegen Zigaretten oder Nahrungsmittel tauschten.« (Stefan Krupa)

In Zeiten besonderen Vitaminmangels kam es schon vor, daß man sogar eigentlich ungenießbare Gräser, Blätter, Blumen und Baumrinden zu sich nahm. Leider endete das oft mit einer schweren Verstimmung des Verdauungstraktes, mit Ruhr oder einfach mit *Durchfall.*

»Während meines Aufenthaltes in Auschwitz, im Block 22, waren dort auch Franzosen, die Gänsedistel und Blüten brachten, sie zerschnitten und mit der Suppe verrührten; gefragt, warum sie Gras essen, antworteten sie, daß darin Vitamine seien.« (Andrzej Michniak)

»Manche weibliche Häftlinge waren der Meinung, es sei gut, rohes Unkraut wie Sauerampfer, Gänsedistel, Minze und sogar Brennessel zu sich zu nehmen. Sie kauten es wie die Kühe, ihr ganzer Mund war grün. Sie alle erkrankten an Durchfall und starben.« (Maria Emmerling)

»Wir bemühten uns, den Vitaminmangel des Körpers zu bekämpfen. Sehr hilfreich waren da Zwiebel und Knoblauch, die wir in Paketen von draußen erhielten. Die Häftlinge sammelten und aßen auch verschiedene Kräuter. Mich hatte einer der Kameraden ermutigt, Gänsedistel und Brennessel zu essen. Leider war es nicht leicht, diese Kräuter zu finden.« (Mgr. Jan Starczewski)

Da es manchmal möglich war, Zwiebel und Knoblauch in Paketen zu bekommen, baten die Häftlinge in ihren Briefen an die Familien vor allem um solche Dinge.

So also stellen sich Fragen der Hygiene, einer bestimmten Gymnastik, Abhärtung, bestimmter Massagen usw., des meist aussichtslosen Kampfes mit den Insekten, der Suche nach vitaminreichen Nahrungsmitteln und ähnlicher Vorbeugungsmaßnahmen dar. Angesichts der sehr starken Krankheitsgefährdung kam der Heilung auf eigene Faust große Bedeutung zu.

Behandlungsmethoden

Wie wurde man mit den einzelnen Krankheiten im Lager fertig, wie linderte man ihre Symptome? Im folgenden werden wir hier vor allem die Heilverfahren bei den für das Lager charakteristischen Krankheiten beschreiben, also bei Erkrankungen des Verdauungstrakts (hauptsächlich Hungerdurchfall, populär als *Durchfall* bezeichnet) sowie bei Erkrankungen der Haut und des Muskelgewebes.

Manche Eingriffe, die Häftlinge aus eigenem Antrieb zur eigenen oder zur Behandlung von Kameraden im Lager vornahmen, können in den Grenzbereich der eigentlichen, wenn auch primitiven Medizin und der Volksmedizin eingeordnet werden. So ist z.B. die Anwendung verschiedener Diätformen zu beurteilen – bis hin zu regelrechtem Fasten bei Durchfall, der ja oft die Form der Blutruhr annahm. Das gleiche gilt auch für einen Fall im Revier von Auschwitz I, wo der Häftlingsarzt Tadeusz Gąsiorowski im Jahre 1940 bei einem Leidensgefährten eine Laparotomie durchführte, d.h. ihm die Bauchhöhle öffnete, unter mehr als primitiven Umständen, mit Hilfe einfachster Instrumente, auf einem gewöhnlichen Tisch, und ohne ordnungsgemäße Narkose den Wurmfortsatz entfernte und ihm so das Leben rettete.* Zu dieser Kategorie von Eingriffen gehörte auch das ziemlich verbreitete Öffnen von Eiterbeulen oder Phlegmonen mit Hilfe von Nägeln, geschliffenen Blechstückchen, primitiven Messern oder Sicherheitsnadeln usw., die Ruhigstellung von verrenkten oder gebrochenen Gliedmaßen oder ihrer Teile mit irgendwelchen zusammengebundenen Metallstäben, Drähten, Holzstücken usw.

An der Grenze zur Volksmedizin steht wegen der Art, die Arznei zuzubereiten und einzunehmen, auch die Anwendung von Kräutern, die ab 1944 in größerem Umfang von dem sog. *Kräuterkommando*, d.h. einer besonderen Häftlingsgruppe, für die Lagerküche und das Revier gesammelt wurden. Sie stellten, wie Zwiebel und Knoblauch, eine Vitaminquelle dar.

Interessant sind die Zusammenhänge zwischen Psyche und Soma bei kranken Häftlingen im Lager, z.B. die Wirkung eines starken Glaubens an Arzneien, egal, um was es sich handelte. Es kam vor, daß Häftlinge ihre Lebensmittelrationen gegen wenig wirksame oder ganz und gar nicht angebrachte Heilmittel eintauschten. Im Krankenbau nutzte man also auch diese suggestive Einstellung zu fertigen Arzneien aus und reichte den Kranken – wie wir heute sagen würden – ein sog. ‚Placebo', d.h. ein Kontrollmittel, das chemisch wirkungslos war, in Gestalt, Farbe und Geschmack aber an eine richtige Arznei erinnerte. Man sollte hier hinzufügen, daß heutzutage in der Medizin allgemein bekannt ist, daß ‚Placebos' etwa bei psychischen Störungen im Vergleich mit Psychopharmaka kaum geringere Heilerfolge bewirken als Psychopharmaka. Ein Beispiel:

»Die Behandlungsbedingungen waren nicht gerade einfach. Im überfüllten Saal 3 schliefen in den dreistöckigen Betten zwei Kranke auf einer Pritsche. Es mangelte an Arzneimitteln und Verbandzeug. Man bekam nur Papierbandagen, und wenn man eine Bandage aus Gaze erbeutet hatte, wusch man sie mehrmals aus. Ich war Zeuge heftiger Diskussionen darüber, wer die allerletzte Kampfer- oder Koraminspritze bekommen oder wie die allzu kleine Menge von Digitalistinktur unter den Kranken aufgeteilt werden sollte, und ich glaube, die Aufteilung der Arzneimittel nach einer solchen Auseinandersetzung erfolgte nicht nur in Übereinstimmung mit dem medizinischen Fachwissen, sondern sie stützte sich auch auf eine abwägende, vernünftige Entscheidung, die das Alter des Kranken, seine

* Vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 729.

Überlebenschancen, seinen Wert für die Gesellschaft, seine Verdienste und viele, viele andere Faktoren berücksichtigte.

Bei Kranken, für die es keine Arzneimittel mehr gab oder bei denen die Verabreichung von Medikamenten nicht ratsam war, griff man auf Psychotherapie zurück. An Kopfschmerz leidenden Patienten reichte man eine Kalktablette, und zwar meist eine halbe, und redete ihnen zugleich ein, das sei ein starkes Mittel gegen Kopfschmerzen. Die suggestive Überzeugung des Kranken von der großen Wirksamkeit des für seine Gesundheit im Grunde wirkungslosen Medikaments führte dazu, daß die meisten Kranken nach der Einnahme einer solchen Pille nicht mehr über Beschwerden klagten.« (Eugeniusz Niedojadło)

Durchfall und andere Erkrankungen des Verdauungstraktes

In fast allen Berichten, die wir erhielten, ist von *Durchfall*, Hungerdurchfall, die Rede, einer der häufigsten und gefährlichsten Erkrankungen im Lager. Unklar ist bis heute die Ätiologie dieser Lagerkrankheit; eindeutig ist nur, daß sie mit der langfristigen Auswirkung des Hungers in Zusammenhang stand. Manche ihrer Symptome (z.B. Blut im Stuhlgang, das übrigens nicht immer auftrat) erinnerten an die bakteriöse Blutruhr, eine Infektionskrankheit, die auch Dysenterie genannt wird, d.h. einen blutigen Durchfall, der von Shigella-Bakterien hervorgerufen wird.

Jedenfalls hielten sowohl der Hungerdurchfall als auch die Blutruhr – sie wurden von den Häftlingen häufig gleichgesetzt und auch ähnlich behandelt – auch und vielleicht vor allem wegen der Lebensbedingungen der kranken Häftlinge reiche Todesernte. Ein furchtbares Bild von der Lage eines solchen Kranken zeichnet Jadwiga Trębasiewicz in ihrem Bericht:

»Der Durchfall war meine erste Lagerkrankheit. Gewöhnlich begann er mit Kopfschmerzen und reichlichem grünbräunlichem Ausfluß aus dem Mastdarm und endete, wenn er sich mit Blut vermischte, meist tödlich. Ich machte die Krankheit unmittelbar nach der ‚Quarantäne' durch. Eine schreckliche Krankheit, bei der man sich vor sich selbst und vor allen anderen ekelt, die es häufig ‚trieb', und die immer stanken, weil ihnen der Kot an den Beinen herunterlief. Es war unmöglich, wenigstens einmal rechtzeitig zu kommen und sich anständig zu erleichtern.

Im Lager fehlten alle Voraussetzungen, den Durchfall zu heilen, daher spielte die Kloake die dominierende Rolle: Eine 10 Meter lange und ungefähr 4 Meter breite Grube, umgeben von einer Art Bank ohne Stütze, auf der man niederhocken und das Gesäß herausstrecken mußte. Die Kloake war der Schauplatz von Ereignissen, die jegliche Vorstellungskraft überschreiten und nicht zu schildern sind. Bei jeder Hockenden bildete sich gleich eine Schlange, es kam zu Gedränge, Geschrei, Geschimpf und Gezerr, denn die physiologischen Bedürfnisse waren dringend; manch eine trat von einem Bein aufs andere und zog im letzten Augenblick jemanden vom Brett, die schon zu lange dort saß, um ihren Platz einzunehmen. So manche Häftlingsfrau hat ihr Leben in dieser Kloakengrube gelassen.

In der Durchfallperiode waren die Nächte am furchtbarsten. An den reihenweise vor den Block gestellten Eimern, die schon überliefen, warteten in endlosen Schlangen Frauen, die von ihren physiologischen Bedürfnissen geplagt waren. Die Stubenältesten beschimpften die ‚Nachtwachen', da sie es nicht schafften, die stinkenden Eimer rechtzeitig in die Kloakengrube auszuleeren. Morgens, wenn man vor dem Appell barfuß zur Kloake rannte, war es kaum zu vermeiden, daß man in die Sch... trat. Tage vergingen, und ich, noch immer von Kopfschmerzen geplagt, stützte meinen Bauch und hatte den schrecklichen Eindruck, daß alle Eingeweide aus mir rausfallen. Mich rettete schließlich die selbst auferzwungene Enthaltsamkeit im Trinken. Die Krankheit entwickelte sich nicht weiter, und ich kehrte langsam zur Lagernorm zurück.«

Vor diesem Hintergrund ist es völlig verständlich, daß viele der aus eigenem Antrieb angewandten „Heilmittel", Kräuter, ad hoc produzierten Spezifika sowie viele der während einer Krankheit durchgeführten Maßnahmen und Verhaltensregeln nicht so sehr an sich wirkungsvoll waren, sondern erst dank des starken Glaubens des Kranken an ihre Wirksamkeit. Dieser Vorbehalt soll natürlich den Wert der Volksheilmittel nicht herabsetzen, er betont nur die Vielfalt der Wirkungsfaktoren, von denen unter solch extremen Bedingungen, wie sie im Lager bestanden, die Gesundheit abhing.

Bei der Behandlung des Durchfalls im Lager – sowohl im Krankenbau, wie auch auf eigene Faust – war immer eine entsprechende Diät von grundsätzlicher Bedeutung; praktisch bedeutete das Enthaltsamkeit beim Essen und Trinken, was für die ausgehungerten Häftlinge eine unvorstellbare Verzichtleistung darstellte. Hilfreich konnte u.a. natürlich auch Tannalbin sein, das jedoch im Krankenrevier so rar war, daß es praktisch keine Rolle spielte. Um dieses Medikament zu bekommen, mußte man sich ins Revier begeben, und dies wiederum suchten die meisten Häftlinge immer zu vermeiden. Übrigens mangelte es auch im Revier an dieser Arznei. Manchmal wurde sie von draußen hereingeschmuggelt oder aus dem Revier oder der Lagerapotheke herausgeholt und tauchte dann im Lager auf. Die Anwendung von Tannalbin gegen Durchfall war jedoch nur sporadisch möglich.

So verbreiteten sich Behandlungsmethoden, die dem Häftling selbst zugänglich waren: Man fastete oder rettete sich mit Holzkohle (seltener) oder mit Kohle, die durch das Verbrennen von Brot hergestellt wurde (sehr verbreitet), sowie einer ganzen Menge anderer, im Lager Auschwitz erprobter Methoden.

Die meisten Zeugnisse und Meinungen zur Behandlung des Durchfalls im Lager betreffen die Fasten- und Kohlekur. Die Kohle gewann und präparierte man auf verschiedene Weise.

»Ich rettete mich zweimal während meines Aufenthalts im Lager vor dem *Durchfall*. Das tat ich so, wie es mir von alten Häftlingen empfohlen wurde. Ich enthielt mich des Essens und nahm nur auf dem Ofen angebranntes Brot zu mir. Nach drei

Fastentagen und der Kur mit verkohltem Brot war der Durchfall auskuriert.« (Stanisław Drewniak)

»Ich erkrankte an *Durchfall*. Einige Tage lang trank und aß ich nichts, ich schnitt nur das Brot in Scheiben, brannte es auf einem Blech stark an und aß dann diese schwarze Brotkohle. Gott sei Dank, der Durchfall ging vorbei. Und dabei starb doch ein großer Prozentsatz der Häftlinge gerade an dieser Krankheit.« (Kazimierz Krupa)

»Den Lagerdurchfall habe ich selbst auskuriert, indem ich drei Tage lang auf das Essen verzichtete und nur verbranntes Brot aß, das zu Kohle verbrannt war.«
(Mgr. Ing. Artur Krzetuski)

»Ich habe selbst gehört, wie einem an Durchfall leidenden Häftling geraten wurde, Holzkohle zu essen, besser noch – eine angebrannte Brotkruste. Ich weiß auch, daß dies ziemlich weit verbreitet war, und ich habe das auch selbst gesehen.« (Wincenty Gawliczek)

»Das lehmartige, im Ofen im Block angebrannte Brot ersetzte die Kohle, damit retteten sich die Durchfallkranken.« (Dr. Stanisław Zasacki)

»Auf den Rat eines Lagerfreundes, wahrscheinlich eines Quacksalbers aus der Stadt, der in der Lagerküche arbeitete, beschloß ich, auf das Essen und Austrinken der Suppe zu verzichten, das mir zugeteilte Brot ließ ich dagegen von jemandem im Ofen zu Kohle brennen und nahm einige Tage nichts anderes zu mir; das war die einzige Arznei, die den Durchfall stoppte. Um den Organismus nicht vollständig zu entkräften, und somit zum Tod kommen zu lassen, begann ich danach, kleine Mengen Brot und Suppe zu essen; Kameraden, die Pakete von zu Hause bekamen, gaben mir nach ihren Möglichkeiten davon ab. Auf diese Weise kam ich wieder soweit zu Kräften, daß ich mich selbständig fortbewegen konnte.« (Jan Piotrowski)

»Nach dem Abendappell bekam ich von meinem (nicht mehr lebenden) Kameraden Henio Dydko aus Brzozowo eine Schüssel ‚kalte Rübe' (eine Suppe). Diese großzügige Gabe verzehrte ich als ausgehungerter Muselmann auf der Stelle. In der Nacht kamen die ersten Schmerzen. Ich erkrankte an Dysenterie, der Krankheit Nr. 1 aller Muselmänner im Lager. Diese Krankheit verlief sehr schmerzvoll. Drei Tage lang war ich halb bewußtlos. Ich zerfloß förmlich. Ich mußte sehr aufpassen, um im Block nicht aufzufallen, denn es war klar: So einer wurde gleich fertiggemacht! Ich half mir, wie ich gerade konnte. Ich aß nichts und trank nichts. Erst am dritten Tag aß ich nach dem Appell ein wenig angebranntes Brot. Am andern Morgen fühlte ich mich schon besser. Und wieder aß ich nur angebranntes Brot und nahm keine Flüssigkeit zu mir. Zwei Tage später, völlig ausgehungert und erschöpft, genehmigte ich mir eine warme Suppe und abends Brot mit Mus. Diese Krankheit hatte mich sehr angestrengt, ich hatte kaum noch Kräfte. Bei der Arbeit fiel ich immer häufiger auf. Ich wurde oft geschlagen. Und merkwürdig – die Medizin möge das erklären – ich hatte vor den Schlägen keine Angst mehr! Ich spürte einfach keine Schmerzen mehr. Als wir z.B. die Villa für den Lagerkommandanten Höß zurechtmachten, zerbrach ein abscheulicher Kapo eine Zaunlatte auf meinem Kopf. Das Blut schoß mir aus dem Kopf, aus Nase und Ohren, aber den Schmerz spürte ich eigentlich nicht.« (Tadeusz Krupiński)

»Durchfälle heilte man mit angebranntem und zu Pulver zerriebenem Lagerbrot – in der Überzeugung, daß es, ähnlich wie Kohle, Gifte absorbiere.« (Zofia Przanowska)

»Eine der Behandlungsmethoden von Durchfall war die Einnahme von zu Kohle verbrannten Holzstückchen. Dieses Mittel sollte ein wirksames Medikament gegen den Durchfall sein. Bei meinem Bruder brachte die Anwendung der so gewonnenen Holzkohle keine Besserung, obwohl dieses Heilmittel, das man auf ganz einfache Weise im Lager produzierte, indem man Holz im Ofen oder an Feuerstellen in den Arbeitskommandos verbrannte, nach Aussage vieler Mithäftlinge einen großen Nutzen hatte und die erwünschten Resultate zeigte. Viele Häftlinge retteten auf diese Weise ihr Leben: Sie nahmen einfach Stücke Holzkohle zu sich. Und in Zeiten, da der Durchfall das Lager geradezu dezimierte, fabrizierte ein großer Teil der Häftlinge Holzkohle auf eigene Faust und nahm sie mehrmals täglich ein. Die Häftlinge trugen die Holzkohle in ihren Jacken- oder Hosentaschen; man sah das an ihren Mündern und Lippen, die von der häufigen Einnahme des Mittels schwarz waren. Die Holzkohle wirkte bei der Behandlung des Durchfalls, sie beugte ihm aber auch vor.«
(Zygmunt Rębilas)

»Was die sog. Hausmittel zur Behandlung der verschiedenen Krankheiten angeht, so wissen wir ja, was für eine Verwüstung der berüchtigte Durchfall unter den Häftlingen anrichtete, wie leicht es war, dieser Krankheit zum Opfer zu fallen und wie schwierig, sie auszukurieren. Im allgemeinen hielt man eine strenge Fastenkur ein, sogar ohne Wasser, und nahm Kohle und Tannalbin zu sich. Nicht immer reichten diese Mittel aus; deshalb produzierten wir selbst Kohle, indem wir Brotrinde verbrannten, um sie dann einige Tage lang einzunehmen. Das war eine schrecklich schwere Kur. Ständig hungrig herumzulaufen und dabei noch einen so starken Willen zu haben, auf Suppe, Brot und Zulagen zu verzichten, von denen es sowieso immer zuwenig gab – das war wirklich eine Tortur, aber es war eine radikale und wohl auch die einzige Behandlungsmethode. Ich wurde mehrmals durchfallkrank und überstand nur dank dieser Roßkur und dank meines starken Willens diese schwere Krankheit, die die Häftlinge fertigmachte, indem sie normale Menschen in Muselmänner verwandelte.« (Kazimierz Tokarz)

»Ich erkrankte am sog. Lagerdurchfall. Die Situation wurde tragisch. Ich konnte nichts essen, und wenn ich etwas zu mir nahm, dann rutschte es nur durch. Ich war so geschwächt, daß ich keine Kraft mehr zur Arbeit hatte. Ich wollte mich ins

‚Revier' begeben, um Hilfe zu bekommen, doch meine Kameraden rieten mir ab und erzählten, daß man dort solche Kranke drei Tage lang ins Bett legt und ohne jede Hilfe und Nahrung läßt, um dann mit einem Fußtritt zu prüfen, wer von ihnen noch am Leben ist. Ich beschloß also wieder, mich selbst zu heilen. Ich begann, Kohle aus Buchenholz zu essen; das half mir radikal. Auf diese Weise heilte ich auch einen Häftling ukrainischer Herkunft, der schon fast am Ende war. Er war mir dafür später sehr dankbar.« (Jan Lewicki)

»Viele Häftlinge bemühten sich, ihre Krankheiten auf eigene Faust zu heilen, vor allem den so verbreiteten Durchfall. Im Kommando Bauhof, wo ich arbeitete, gab es die Möglichkeit, Brot anzubrennen; man verbrannte sogar morsches Holz und aß es dann. Die Ergebnisse dieser Behandlung waren unterschiedlich; sie wirkte zwar, aber der Gewichtsverlust, der durch das Fasten verursacht wurde, konnte nach der Heilung des Durchfalls nicht durch intensivere Ernährung ausgeglichen werden.« (Karol Holler)

»Gegen den Durchfall: zu Kohle verbranntes Brot und Brei aus geriebenen, rohen Kartoffeln. Am besten gegen den Durchfall wirkte jedoch eine dreitätige Fastenkur, aber man mußte sie gleich zu Anfang anwenden, bevor der Organismus gänzlich ausgezehrt war. Wer keinen starken Willen besaß, hielt die dreitätige Hungerkur nicht aus, und dann war die Selbstbehandlung zwecklos, ja, sie verschlechterte den Zustand des Kranken noch. Ich weiß das aus eigener Erfahrung, denn ich selbst wendete dieses Verfahren dreimal an, immer mit der erwünschten Wirkung, aber ich hielt es trotz all meiner Willenskraft kaum durch.« (Genowefa Ułan)

Hier nun eine interessante Erinnerung an die ganz ähnliche Behandlung von „Blutruhr" (wahrscheinlich handelte es sich um den normalen Lagerdurchfall) in der weiblichen Strafkompanie in Budy, ein Bericht, der beweist, daß selbst bei einer so gefährlichen Krankheit wie der Blutruhr und unter schwierigsten Bedingungen eine Selbstbehandlung organisiert werden konnte.

»Die Blutruhr ließ sich nicht lange verbergen. Man erkannte sie am Aussehen und am Gestank, jenem charakteristischen Gestank, der in der Anfangszeit des Lagers Birkenau im Umkreis von mindestens einem Kilometer zu riechen war. Die Blutruhr befiel uns im Sommer 1942 in Budy, wo wir zur Strafe für eine Flucht saßen. Wer die Strafkompanie durchgemacht hat, weiß, daß sie der tiefste Abgrund von allen Übeln im Lager war.

Aus Budy wurde niemand in den Krankenbau geschickt, es blieb also nur, die Krankheit auf eigene Faust, gestützt auf den Überlebenswillen, zu heilen, oder in der abgeschlossenen Kohlenkammer langsam zu sterben. Inzwischen wuchs die Zahl der Erkrankungen, auch die Selektionen der Schwerstkranken zur Vergasung konnte der Ausbreitung der Epidemie keinen Einhalt gebieten. Ich kämpfte mit allen Mitteln gegen die Krankheit, schränkte die Nahrungsaufnahme auf ein Minimum ein und trank grundsätzlich kein Wasser. Doch die Beschwerden nahmen zu, meine Arbeit verrichtete ich mit Mühe und Not dank der Hilfe von Kameradinnen, die noch gesund waren, die Nächte verbrachte ich auf dem Klo. Ich fühlte, wie mich nach und nach ein Zustand absoluter Gleichgültigkeit überkam: Sollte kommen, was kommen mag!

Dann gab jemand die Losung aus: Holzkohle essen! Holzkohle war nicht leicht aufzutreiben. Holz konnte man nur in der Küche verbrennen, und dort arbeiteten deutsche Frauen. Schließlich fanden wir eine gewitzte Vermittlerin, die Sache wurde als Warenaustausch organisiert. Von da an begann die Hungerkur. Das verbrannte Holz mußte man zu Pulver zerreiben und dann löffelweise, morgens und abends, zu sich nehmen; dazu trank man ein bißchen warmen Kräutertee. Bald verbesserten wir das Mittel: Statt Holz ließen wir Brot verbrennen und bezahlten für die Gefälligkeit mit Suppe und Brotzulagen. Die Brotkohle roch stark und war leicht einzunehmen. Man mußte dabei nahezu völlig fasten.

Heute kann ich kaum mehr sagen, wie lange so eine Kur dauerte; wohl eine Woche. Die Blutung ging langsam zurück, und ich spürte eine deutliche Besserung. Ich begann vorsichtig zu essen und nur warme Flüssigkeiten zu trinken, niemals Wasser, auch wenn der Durst quälte. Ich weiß nicht mehr, wie viele von uns diese Kohlekur anwendeten und ob sie in jedem Fall wirksam war.« (Stanisława Piąty)

Natürlich wäre es naiv anzunehmen, die aus Holz oder Brot gebrannte Kohle wäre ein Wundermittel, so eine Art Allheilmittel im Lager gewesen. Von den positiven Ergebnissen einer Hunger- und Kohlekur berichten viele Zeugnisse, über die wir verfügen, aber das sind – vergessen wir es nicht – Aussagen von Personen, die im Lager von dieser schrecklichen Krankheit befallen wurden und sie wie andere Belastungen heil überstanden haben; nur deshalb können sie davon berichten. Aber wie vielen Häftlingen half diese Kur nicht? Wir haben natürlich auch Informationen, die von einer ausbleibenden oder negativen Wirkung dieses Heilverfahrens berichten.

»In den ersten drei Wochen meines Aufenthalts in Birkenau, als ich noch in Block 2, in Feld [BI]a in der Quarantäne war, sah ich, wie die weiblichen Häftlinge, vor allem griechische Jüdinnen, versuchten, ihren *Durchfall* auf eigene Faust auszukurieren; sie verbrannten im Ofen Holzstücke und aßen die so gewonnene Kohle. Das sollte den *Durchfall* heilen. Es half aber nicht viel, denn sehr viele Griechinnen und andere Häftlinge starben an dieser Krankheit. Ich wandte ein ähnliches Verfahren an, als ich mich in Block 17 im Krankenstand befand, weil ich nach überstandenem Flecktyphus an *Durchfall* erkrankte. Ich aß ein paar Tage lang angebrannte Holzstücke; ob mir das half, kann ich heute nicht mehr sagen. Nach einiger Zeit besserte sich mein Zustand.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Bei einem ausgezehrten Mädchen zeigten sich erste Symptome von *Durchfall*. Irgend etwas mußte unternommen werden. Ein allgemein angewandtes Vorbeugungs- und Heilmittel war Kohle aus Brot oder sogar aus verbranntem Holz. Letztere

galt als sehr wirksam. Meine Möglichkeiten waren sehr beschränkt. Ich spießte also Brot auf eine Messerspitze, brannte es zu Kohle und fütterte Marysia damit. Die Auszehrung, die der Krankheit zugrundelag, schritt weiter fort. Als man sie aus dem Block nahm, hatte sie Fieberphantasien. Ich stand kurz vor einem neuerlichen Zusammenbruch.«
(Mgr. Mieczysława Chylińska)

»Bei uns trat die Blutruhr auf, aber niemand meldete es, jeder hatte Angst, daß er dann im Krematorium landen würde. Wir wendeten Kohle an, aber sie half nichts. Von verschiedenen Seiten brachte man uns Meerrettich; manche kurierten sich damit aus, anderen ging es besser, und die übrigen wurden ins Krematorium transportiert.« (Michał Kogut)

Eben wegen der Wirkungslosigkeit dieser recht einfachen Kur – um hier das Wort zu benutzen, das in den Berichten der ehemaligen Häftlinge so oft auftaucht – ergänzte man sie durch andere, seltener gebrauchte Heilmittel, die manchmal nur versuchsweise und ad hoc ausgedacht waren. Nach den Aussagen vieler ehemaliger Häftlinge halfen bei dieser Krankheit rohe, geriebene Kartoffeln, zerriebene Äpfel, ‚Tee' aus angebrannter Brotkruste, verschiedene Kräuterzutaten zu den Flüssigkeiten, der bereits erwähnte Meerrettich, Kohlsäure usw., auch ‚Kaffee'satz und verschiedene pharmakologische Mittel, wie z.B. Opium, die dabei zweckentfremdet wurden, und einfach ganz gewöhnliche Placebos.

»Durchfallkranke Frauen aßen mit guter Wirkung rohe, zerriebene Kartoffeln. Brot verbrannte man zu Kohle, und in dieser Form war es ebenfalls eine gute Arznei gegen den Durchfall. Auf den Feldern sammelte man Minze, Kamille und andere Kräuter, die man ins Lager mitnahm, aufgoß und trank.« (Dr. Helena Wiązownicka-Gawęda)

»Ich persönlich hatte keine anderen Heilmittel während des Durchfalls als geriebene Kartoffeln.« (Jadwiga Przędzik)

»Der Absud von Eichenrinde sollte ein ausgezeichnetes Vorbeugungsmittel gegen Durchfall sein, wie auch die Kohle aus dieser Rinde.« (Stefan Krupa)

»Die erste Krankheit, die ich durchmachte, war der Durchfall. Die Sterblichkeit lag bei dieser Krankheit sehr hoch, aber ich vermied es, ins Revier zu gehen. Ich heilte mich mit zu Wasser gekochtem Schnee, der mit verschiedenen Gräsern zubereitet war; die Kräuter hatten wir im Arbeitskommando auf den Feldern gesammelt; es war angeblich eine Arznei gegen die Krankheit, eine ältere Kollegin hatte sie entdeckt. Nachher brannte man Brotkruste zu Kohle – man brauchte viel Kraft und Ausdauer, um sich sauberzuhalten. Ich überstand es und ging dabei täglich zur Arbeit.« (Józefa Szkodzińska)

»Dank der Hilfe meiner Kolleginnen aus dem Orchester gelang es mir, meine an Blutruhr erkrankte Mutter, die damals noch im Quarantäneblock war, in Block 23 bei der verrufenen Blockältesten Pfaffenhofen unterzubringen. Sowohl im Revier wie auch zuvor bemühte ich mich auf Anraten und mit Hilfe der Häftlinge aus dem Orchester, ihr angebranntes Brot zu besorgen. Dann gelang es, Kohle, ein wenig Tee für eine starke Essenz und einen zerriebenen Apfel aufzutreiben. Das waren nach Ansicht erfahrener Häftlinge Mittel, den Durchfall unter Kontrolle zu bringen.« (Helena Dunicz-Niwińska)

»Die Kur gegen *Durchfall*: Tee aus angebrannter Brotkruste (die man bei der Arbeit organisiert hatte), mit Saccharin gesüßt; Kohle aus Buchenholz; absolute Hungerkur, bis der Durchfall zurückgeht, d.h. 24 bis 48 Stunden. Im allgemeinen ging der Durchfall nach dieser Zeit zurück. Diese Kur habe ich selbst dreimal ausprobiert. Danach galt es, sich Unterwäsche und Kleidung zu ‚organisieren'.« (Włodzimierz Borkowski)

»Bei der Behandlung des Durchfalls sollte die Einnahme von geriebenem Meerrettich eine gute Wirkung haben. Doch meinem Bruder hat dieses Mittel während seiner Krankheit nicht geholfen, es hat im Gegenteil seinen Zustand verschlechtert, obwohl andererseits viele Häftlinge behaupteten, daß gerade Meerrettich ihnen geholfen habe, mit dem Durchfall fertigzuwerden. Ich bin kein Fachmann auf diesem Gebiet und kann nicht sagen, ob die Anwendung von Meerrettich bei dieser Krankheit richtig war und wie wirksam oder wie schädlich sie war.« (Zygfryd Ręblas)

»Eine andere epidemische, im Lager sehr verbreitete Krankheit war der *Durchfall* – besonders schlimm war es, wenn er mit Blutungen einherging. Während meiner Arbeit im Kommando in Rajsko, wo ein Deutscher mit schwarzem Winkel Kapo war, den man ‚Schäferhund' nannte, zog ich mir einen starken Durchfall zu, zum Glück keinen blutigen. Zur Arbeit bei den Zuckerrüben verließen wir das Lager. Man mußte einen starken Willen haben, um bei der spärlichen Ernährung ganz auf das Essen zu verzichten. Die einzige Arznei war zu Kohle gebranntes Holz (Lager-carbo medicinalis). Nach zwei Tagen totalen Fastens aß ich ein wenig Sauerkraut mit Kohlsäure. Das förderte die Verdauungsfunktion des Magens. Denn während der Krankheit war alles unverdaut durch mich durchgerutscht.« (Kazimierz Japoł)

»Durchfälle, die häufigste und schwerste Erkrankung im Lager, heilte man vor allem mit ‚Kaffee'satz, den man löffelweise einnahm. Der Lagerkaffee, der gewöhnlich abends ausgegeben wurde, war aus einer gebrannten Mischung bereitet, die angeblich auch gemahlene Eicheln enthielt. Somit ließe sich die Heilwirkung des Kaffeesatzes durch die darin enthaltenen Gerbstoffe erklären. Darüber hinaus benutzte man angebranntes bzw. verbranntes Brot; da es schwierig war, dies unter Lagerbedingungen herzustellen, benutzte man meistens Brot, das mit pulverisierter Holzkohle vermischt wurde, oder man mischte die Holzkohle mit Suppe oder Kaffee. Das Kohlepulver konnte man von Kollegen kaufen, die in den Werkstätten beschäftigt waren und freien Zugang zu Feuer hatten. Im Revier gaben wir aus Mangel an Arzneimitteln auch ziemlich oft

leichte Lösungen von kalium hypermanganicum zu trinken, übrigens ohne besonderen Erfolg. Wir verwendeten auch Aufgüsse von Eichenrinde. Als wirksamstes Mittel galt aber Dermatol, das als 10–20%ige Mischung mit Talkum zur Wundheilung zur Verfügung stand. Man nahm davon 1–3 Teelöffel, gemischt mit Kaffee, Tee oder Wasser.«
(Dr. Kazimierz Hałgas)

»Ich erkrankte am berühmten Auschwitzer *Durchfall.* Ich enthielt mich jeglicher Nahrungsaufnahme, aß nur zu Kohle gebranntes Brot und Kartoffeln und nahm Tannalbin, wenn ich es bekam. Doch das half überhaupt nicht, ich kam immer mehr von Kräften, und mir drohte wie so vielen anderen wegen der Auszehrung und Entwässerung des Organismus der Tod. Half mir das Opium? Ich weiß nicht, ob das ein glücklicher Zufall war oder ob da Suggestion eine Rolle spielte – jedenfalls halfen mir einige Tropfen Opium auf einem Zuckerwürfel, sofort. Ich begann zu essen, der Durchfall ging zurück. Das Opium wurde von einem Drogisten, Prokop Wodzisławski, ins Lager geschmuggelt, der in der *SS-Apotheke* arbeitete.« (Alojzy Fros)

»Wer sich als Durchfallkranker im Lagerambulatorium meldete, erhielt meist Brei aus weißem Ton (bolus alba), der mit Kohle (carbo medicinalis) vermischt war. Wer einige Tropfen Opium auftreiben konnte, war ein wahrer Glückspilz, denn das Opium brachte den Kranken eine echte Erleichterung.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

Bei der Bekämpfung des *Durchfalls* griffen die Häftlinge auch auf andere ihnen zugängliche Methoden zurück. Sie versuchten z.B., das ausfließende Blut mechanisch zu stoppen (um nicht die Aufmerksamkeit der Umgebung und der Bewacher zu erregen) oder warme Umschläge in die Aftergegend zu legen.

»Ich heilte meinen *Durchfall* folgendermaßen: Die Brotrationen verbrannte ich zu Kohle und aß einige Tage lang alle zwei Stunden stückweise davon (ich trank keine Suppe oder andere Flüssigkeiten, die tauschte ich gegen Brot); in den After steckte ich Zäpfchen aus Papier oder Leinen, um die Blutung zu stillen, da ich Angst hatte, als Kranker erkannt zu werden. Gegen diese Krankheit setzte man verschiedene Kräuter ein, aber auch Arzneimittel, die man im Lager gegen Zigaretten kaufen konnte und die von draußen oder aus dem Revier stammten.« (Kazimierz Rogalski)

»Ich brannte im Lagerofen selbst Brot zu Zwieback und besorgte mir einen Kessel mit Kaffee; die Blockälteste und die Stubenälteste bekamen ein bißchen dünnen Kaffee, den Rest rührte ich durch und verteilte ihn möglichst heiß unter den Kranken. Es war nicht viel, aber immerhin etwas, um die kranken Kameradinnen zu retten. Ich erinnere mich an eine ältere Kollegin, eine Tschechin, die ich rettete, indem ich einen Ziegelstein anwärmte und ihr sagte, sie solle ihn möglichst nah an den After legen: Ich gewann den Kampf gegen den Durchfall, und das freute mich sehr.« (Gertruda Dubowska)

»Den an Durchfall erkrankten Pfarrer Kwarta aus der Diözese Tarnów rettete sein Vikar, Priester Józef Marszałek, vor dem Tod. Er brannte ‚Blättchen' aus Brot an, kaute sie dann durch und gab sie dem Patienten. Aus Kohlrübensuppe stellte er einen Auszug her, mit dem er den Durst des Patienten, der bei diesem hohen Fieber verständlich war, stillte. In diesem Fall war die aufopfernde Zuneigung des jungen Vikars wohl wirksamer als alle Arzneimittel, und sie war es, die dem älteren Häftling das Leben rettete.« (Priester Konrad Szweda)

Eine gewisse Rolle bei der Behandlung des Hungerdurchfalls hatte auch Diätkost, z.B. eine Schleimdiät. Aber was half dieses Wissen einem gewöhnlichen Häftling, wenn er doch keine Möglichkeit hatte, eine solche Diätmahlzeit zuzubereiten oder zu bekommen? Gewiß, Häftlinge, die in der Lagerhierarchie höhergestellt waren oder nützliche Verbindungen hatten, konnten speziell gekochte *Schleime* einnehmen (im Revier gab es – wenigstens offiziell – die sog. *Schleimkost* als Diät). Deshalb zitieren wir hier als Kuriosum die Erinnerung von Franciszek Gulba an eine spezielle Behandlung des Durchfalls mit Hilfe von „gutem" Mineralwasser (bekanntlich gab es in Auschwitz kein Trinkwasser) und von individuell zubereiteten Suppen.

»Ungefähr in der zweiten Aprilhälfte 1943 bekam ich Magenschmerzen und danach Durchfall. In der Krankenstube gab man mir Tannalbin-Tabletten und irgendwelche Tropfen, die aber ohne Wirkung blieben. Nun hatten meine Kollegen auch Tabletten von Zivilpersonen organisiert, aber auch die verbesserten meinen Zustand nicht. Die Krankheit dauerte bereits einen Monat, ich war schon sehr geschwächt, meine Fingernägel waren ganz blau geworden, also ging ich zu [dem Häftlingsarzt] Zenkteller und zeigte ihm das, und er sagte: Ich gebe dir nichts, weil ich nichts habe, aber geh zur Kantine, dort ist Mineralwasser angeliefert worden, und kauf dir ein paar Flaschen – und das tat ich auch. Einer meiner Bekannten, ein Russe, der in der Küche arbeitete, gab mir etwas Mehl, ich suchte mir ein paar leere Fleischdosen und kochte mir Mehlsuppe. Ich wiederholte das am Abend und am nächsten Tag. Ich kaufte mir wieder Mineralwasser, in der Küche bekam ich für Zigaretten ein wenig Grieß, und auf diese Weise lebte ich nach zwei Wochen wieder auf. Den Lagerkaffee trank ich nicht, den flüssigen Teil des Mittagessens goß ich weg und konsumierte nur das Feste. Meine Kameraden aus dem Kommando brachten mir jetzt täglich etwas mit, und so genas ich, denn das Wasser in Birkenau war nicht trinkbar: Wenn man es über Nacht in einer Schüssel oder in einem Eimer stehenließ, stand am nächsten Morgen auf der Oberfläche eine gelbe Schicht, die aus Fett oder irgendeiner Schmiere bestand. Und es war bekannt, daß das Wasser für die ganze SS-Besatzung in Faßwagen aus einer anderen Gegend gebracht wurde.«

Manchmal trank man bei Durchfall Alkohol, selbstgebrannten Schnaps oder Wein auf nüchternen Magen; man probierte auch Saccharintabletten. Die deutschen Kapos „organisierten" Äther, weil sie an seine Heilkraft glaubten. Einige ehemalige Häftlinge erinnern sich, daß sie sich in Hungerzeiten und im

Zustand der Hungerkrankheit mit dem Kauen von Brot getäuscht haben – ein Krümchen nach dem anderen, stundenlang, ja den ganzen Tag lang.

»Den Durchfall heilte ich selbst mit einer Hungerkur, d.h. ich hielt strenge Diät (übrigens hatten wir ja, abgesehen von den Paketen von zu Hause, die ganze Zeit im Lager eine Hungerdiät). Meine Kameradinnen kauften mir in der Kantine eine Flasche Wein (wenn man das so bezeichnen konnte). Für meine Brotration tauschte ich gebrannte Brotkrusten. Und so nahm ich wie bei der orthodoxen Kommunion täglich ein paar Tröpfchen Wein und ein Stück gebrannte Brotrinde, damit ich nur irgend etwas im Magen hatte. Solche Enthaltsamkeit ließ mich diese schreckliche Krankheit, die ja reichlich Tote forderte, überleben.« (Wanda Brühl)

Daß man bei der Behandlung des Durchfalls positive Ergebnisse damit erzielte, sich ungeachtet des großen Risikos mit schwerverdaulicher Reiznahrung wie z.B. Rauchfleisch aus den Paketen, Salat und Senf aus der Kantine oder Lagerwurst vollzuessen, war eher eine Seltenheit. Auch von solchen unerklärlichen, besonders vom medizinischen Standpunkt aus merkwürdigen Fällen berichten Häftlinge:

»Ich nenne hier eine erstaunliche ‚Arznei', die mir beim *Durchfall* half. Ich ließ mich nämlich von dem geräucherten Fleisch an einer Speckseite verlocken – ich bekam es in Paketen, wagte es aber zunächst nicht zu essen. Eigentlich hatte ich nur ein kleines Stück essen wollen, kam aber erst zur Besinnung, als ich wohl 1/4 Kilogramm nicht nur vom Fleisch, sondern auch von dem Speck (roh!) verschlungen hatte – ohne Brot! Ich war überzeugt, Selbstmord begangen zu haben, aber von diesem Tag an verschwand der *Durchfall* (er kam dann einige Male in leichterer Form wieder, aber nur in Hungerzeiten). Ich betone dabei, daß andere von mir angewandte ‚Arzneimittel', sogar Tannalbin und Kohle, keine Wirkung hatten.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Bei *Durchfall* nahm ich alle möglichen Mittel ein, doch das half überhaupt nicht, ich kam so sehr von Kräften, daß ich mich kaum zur Latrine und wieder ins Bett zurückschleppen konnte. Ich dachte schon daran, Schluß mit mir zu machen, ich wollte diesem erbärmlichen Leben einfach ein Ende setzen. Eines Tages, als ich so lag und mir alles Menschenschicksal, und damit auch mein eigenes, schon völlig gleichgültig war, brachte mir ein Kollege vom *Krankenbau* Weißbrot, eine Art Pfannkuchen, und ein Stück Schmalz. Traurig schaute ich diese Leckerbissen an – sie zu essen, bedeutete doch für mich wegen der vermutlich unausweichlichen Darmverschlingung den sicheren Tod. Da mir aber nun einmal alles egal war und mir gar nichts mehr half, beschmierte ich das Brot recht dick mit Schmalz und verschlang es nach dem wochenlangen Hunger regelrecht. Ich dachte, nun ginge es mit mir zu Ende und wartete auf erste Symptome der Darmverschlingung. Doch keine Spur davon. Am selben Tag verschwand, wie durch ein Wunder, der *Durchfall*, und an seine Stelle trat für einige Tage eine Verstopfung.« (Kazimierz Tokarz)

»Der im Lager [BII]d, im Ambulatorium arbeitende Arzt Dr. Czesław Łutynski, erzählte mir nach dem Kriege, daß er beim Durchfall gute Behandlungsergebnisse mit einer Diät erzielt habe, und zwar mit... Salzheringen (vorausgesetzt natürlich, man konnte sie bekommen).«
(Dr. Stanisław Zasacki)

Die Methoden der medizinischen Selbsthilfe bei den im Lager epidemisch auftretenden Erkrankungen des Verdauungstraktes – es war für die Häftlinge oft schwierig, einen „gewöhnlichen" Katarrh oder eine Magenverstimmung von dem gefährlichen *Durchfall* oder die Blutruhr vom blutigen Lagerdurchfall zu unterscheiden – ähnelten sich: Fastenkur, bei den zur Selbstbeherrschung fähigen Häftlingen oft eine totale Hungerkur; Anwendung von Kräutern wie Minze, Kamille, Wermut; ausschließlich Verzehr von getrocknetem oder gebranntem Brot.

Kräuter konnte man natürlich leichter in Birkenau finden als im Bereich der Kasernengebäude des sog. *Stammlagers* (Auschwitz I).

»Nur einmal während meines Aufenthalts im Lager erlebte ich eine Magen- und Darmverstimmung, die mit starkem Durchfall einherging; doch ich wurde allein damit fertig, indem ich zwei Tage lang strenge Diät hielt. Kollegen, die längere Zeit an Durchfall litten, konnten sich eine solche Diät nicht leisten, deshalb behandelten sich die meisten mit verkohltem Brot.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Auch sammelten wir im Wald Schafgarbe, machten heimlich einen Aufguß davon und behandelten damit unsere Magenerkrankungen.« (Stanisław Baś)

Es gab auch Fälle der Eigenbehandlung des gefährlichen Unterleibstyphus, der übrigens nicht als solcher erkannt wurde. Von einer solchen „Kur", die der Behandlung des *Durchfalls* ähnelt, sprechen u.a. die zwei folgenden Berichte:

»Gegen Unterleibstyphus sollte man strenge Diät halten. Ich dagegen bat nach zweitätiger Krankheit die Pflegerin (ich weiß ihren Namen noch: Olga Skalska) ohne Wissen unserer Ärzte, mir Sauerkrautsaft aus der Kantine zu bringen. Als sie davon erfuhren, schimpften sie die Ärzte, aber ich hatte den Saft in einer Flasche versteckt und nahm ab und zu einen Schluck davon. Und oh Wunder; die Ärzte faßten sich an den Kopf: Die Beschwerden und Schmerzen ließen nach, und mein Magen funktionierte bald wieder normal.« (Wanda Brühl)

»Während meines Aufenthalts in Auschwitz (August 1943 bis November 1944, danach Leonberg) litt ich wahrscheinlich an einem nicht erkannten Unterleibstyphus, denn ich meldete ihn aus Angst vor der Vergasung nicht. Ich arbeitete während der Krankheit weiter, ähnlich wie viele andere, die sich panisch

dagegen wehrten, als Kranke im Block zu bleiben. Ich redete mir ein und glaubte steif und fest daran, daß die wirksamste Arznei für mich ein Brei aus völlig durchgekautem Brot wäre. Ich aß die mir zugeteilten Brotrationen nicht sofort auf, nur die Zulagen; das Brot dagegen konnte ich stundenlang kauen, wobei die von mir beobachtete Wirkung auf meinen Gesundheitszustand sehr verschieden war.« (Edward Garwoliński)

Natürlich ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob das tatsächliche oder nur vermeintliche Fälle von Unterleibstyphus waren. Viele Krankheiten, die man aus der Freiheit kannte, zeigten sich im Lager durch ein Bündel von Symptomen, die oft durch die besonderen Lagerumstände und ein Symptomgeflecht anderer Krankheiten verursacht waren, und den Häftling, der ja psychisch und physisch ausgezehrt war, gleichzeitig befielen. Von eingehenden oder auch nur minimalen diagnostischen Untersuchungen konnte natürlich im Lager – sieht man vom Revier einmal ab – nicht die Rede sein. Wenn man dazu bedenkt, daß die meisten Häftlinge ohne irgendeine Untersuchung oder Behandlung starben, dann wird klar, daß von einer präzisen Bestimmung im Sinne ärztlicher Diagnosen hier nicht gesprochen werden kann.

Bei Unterleibstyphus kommt es nun gerade zu Durchfall, der aber nur eines von mehreren Symptomen dieser Krankheit ist, die eigentlich auf einer Geschwürbildung am Dünndarm und allgemeiner Vergiftung mit Schädigung von Nervensystem, Kreislauf und Atemwegen und der parenchymatösen Organe beruht. Die Diagnose hängt u.a. von der sog. Widal-Reaktion ab, doch wäre es natürlich ganz unmöglich gewesen, sie in den einzelnen Arbeitskommandos durchzuführen. Bei der Behandlung ist u.a. eine entsprechende Hygiene und Diät von großer Bedeutung. Die Häftlinge, die wohl manche, nicht immer aber die Zentralsymptome ihrer Krankheit bemerkten, täuschten sich oft über den Charakter ihrer Erkrankung.

In diesem Zusammenhang soll noch darauf hingewiesen werden, daß es bei der Analyse der medizinischen Selbsthilfe hier vor allem um die von den Häftlingen angewandten Methoden geht, und erst in zweiter Linie um die Rekonstruktion von Diagnosen und die zwangsläufig häufig irreführende nachträgliche Interpretation von Symptomkomplexen und Krankheitsbildern.

Erkrankungen der Haut und des Muskelgewebes

Ein großes Problem im Lager waren die außergewöhnlich verbreiteten Hauterkrankungen und eiternden Wunden als Folge der zahlreichen Verletzungen. Krätze, in der polnischen „Lagersprache" einfach *kreca* genannt, und Phlegmone, also Eiterbeulen, waren für die Häftlinge eine wahre Plage. Es konnte lebensentscheidend für den Häftling sein, eine solche Krankheit loszuwerden. Das abstoßende Äußere, das durch diese Krankheiten verursacht wurde, reizte – das darf man nicht vergessen – SS-Männer und Funktionshäftlinge, es erhöhte die Gefahr, Prügel und alle damit zusammenhängenden Folgen ertragen zu müssen, und es konnte sogar die Selektion zur Vergasung oder zur Todesspritze in Gang setzen. Man versuchte also um jeden Preis, gesund zu werden, und da diese Krankheiten nicht immer von hohem Fieber begleitet waren, vermied man, sie im Krankenbau behandeln zu lassen, ganz abgesehen davon, daß es ohnehin niemand besonders eilig hatte, dorthin zu kommen.

Bei diesen Krankheitsfällen entwickelte sich also eine sehr ausgeprägte medizinische Selbsthilfe. Dem Einfallsreichtum bei Auswahl, Vorbereitung und Anwendung verschiedener „Arzneien" und der Durchführung „medizinischer" Maßnahmen waren keine Grenzen gesetzt. Neben natürlichen Heilmethoden wie z.B. der Desinfektion mit Speichel und Harn griff man in großem Umfang spontan auf die Kräuterheilkunde und auch auf chemische Arzneimittel zurück, die bei den bescheidenen Möglichkeiten im Lager und unter ständiger Strafandrohung auf sehr erfinderische Weise hergestellt wurden. In der Sommerzeit behandelten viele Häftlinge ihre Hautveränderungen, indem sie sich sonnten. Typisch dafür war der Anblick von Häftlingen mit hochgekrempelten Hosen, die in den Arbeitspausen vor den Baracken in der Sonne saßen und ihre verletzten Beine der Sonne aussetzten.

»Wann immer sich die Gelegenheit ergab, behandelte ich mich, indem ich mich sonnte. Ich hatte festgestellt, daß das positive Auswirkungen auf mein Befinden hatte und bei Hauterkrankungen wirksam war.« (Zofia Przanowska)

Außer der Krätze und der Phlegmone, die den Häftlingen am ärgsten zusetzten, mußten auch Flechten und Lippenpusteln, Ekzeme und die Folgen von Erfrierungen und Verbrennungen bekämpft werden.

Zu den verbreiteten Krankheiten im Lager gehörte die Krätze, nach vielen Aussagen die Krankheit Nr. 2 (nach dem *Durchfall*). Das von ihr verursachte Jucken und die sekundären Hautveränderungen begünstigten weitere Bakterieninfektionen, und die entstehenden Komplikationen hatten oft den Tod der durch Arbeit und Hunger geschwächten Häftlinge zur Folge. Die Krankheit war aufgrund des furchtbaren Juckreizes für viele kaum zu ertragen. Das körperliche Leiden wurde noch durch die Isolation gesteigert, der die gesunden Häftlinge ihre kranken Kameraden aus Angst vor der überaus raschen Ansteckung aussetzten; diese Kranken bezeichnete man verächtlich als „Krätzige". Kein Wunder also, daß man im Lager einen hartnäckigen Kampf gegen die Krätze führte und dabei auf alle möglichen Methoden zurückgriff.

»Es bildeten sich Krätzebläschen, zuerst an den Händen, zwischen den Fingern, in der Leistengegend und am Damm, überall lästiges Jucken – ich kratzte mich blutig, womit ich die Krankheitskeime auf die noch gesunden Stellen übertrug. Das Jucken als Folge der Krätze trat meist nach dem Erwärmen des Körpers auf, d.h. nachdem man unter der sog. ‚Decke' schlafen gegangen war. Dann konnte man in der Stube zusammengebissene Lippen sehen und Gesichter, die von furchtbarem und schmerzhaftem Juckreiz verzerrt waren. Jedermann kratzte

sich bis es blutete, in der Hoffnung, sich so Erleichterung zu verschaffen; in Wirklichkeit verschlechterten wir damit nur unseren Zustand. Es bildeten sich sog. ‚Krusten', die bei der Arbeit viel Ärger bereiteten; trotzdem schaffte es niemand, sich dieses schmerzhaften Juckreizes nicht durch hartnäckiges Kratzen zu erwehren.« (Zygryd Rębilas)

»Im Block tauchte die Krätze auf – eine Lagerplage. Und mit ihr verschiedene Eiterbeulen. Keine Medikamente. Wer von Krätze und Eitergeschwüren bedeckt war, kam außerdem bei jeder Selektion als erster ins Gas. Man verwendete also alle möglichen Mittel, ob man an ihre Wirksamkeit glaubte oder nicht, allein im Vertrauen auf die suggestive Wirkung des angeblichen Medikaments. Man legte Wegerichblätter oder irgendwelche grünen Gräser auf die kranken Stellen, man bestrich sie mit Urin. Man erzählte von der segensreichen Wirkung von Kakteen. Die Kranken konnten meist nur auf die Hilfe allernächster Freunde rechnen. Alle anderen suchten aus Angst vor einer Ansteckung nicht nur das Weite, sondern beschimpften die Kranken sogar, z.B. als ‚Krätzeweib!'. Eine derart unmenschliche Isolation mußten nicht einmal die Typhuskranken ertragen. Das biologische Recht des Stärkeren trotzte allen menschlichen Gefühlen.«
(Mgr. Mieczysława Chylińska)

Mieczysława Chylińska erwähnt in ihrem Bericht gleichsam beiläufig Versuche, diese schreckliche „Auschwitzer" Krankheit durch Einreiben der infizierten Stellen mit Urin zu heilen. Aus den meisten Berichten zur Krätzebehandlung geht hervor, daß dies aus Mangel an der entsprechenden Salbe, die an die Häftlinge nur in minimalen Mengen ausgegeben wurde, das wohl gebräuchlichste Heilmittel war.

»Im Lager suchte man einige Krankheiten auf eigenartige Weise zu heilen; so behandelte man die Krätze, indem man die wunden Stellen mit Urin beschmierte. Von wem diese Heilmethode stammte, weiß ich nicht.« (Antonina Gryboś-Tajak)

»An richtigen Medikamenten mangelte es grundsätzlich. So benutzte man zum Einreiben der Krätzehaut – den eigenen Urin.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Da es keine Krätzesalbe gab, benutzte man den eigenen Urin und rieb damit die Stellen ein, die von der Krätze befallen waren.« (Julian Kiwała)

»Universelles Heilmittel gegen die Krätze war der eigene Urin. Die Häftlinge rieben damit die juckenden Stellen ein – ich kann mich nicht erinnern, welchen Erfolg das hatte.«
(Stanisław Przewdziecki)

»Diejenigen, die die vom Ambulatorium ausgegebene Salbe nicht benutzten, verwendeten den eigenen Urin als Heilmittel; auf dem Abort rieben sie sich damit die krätzebefallenen Hautpartien ein.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

An der Wirksamkeit dieses Mittels zweifeln viele ehemalige Häftlinge, aber manche sehen seine unzweifelhaften Vorzüge sogar noch heute, aus der Perspektive des zeitlichen Abstandes.

»Während ich im Revier war, steckte ich mich mit der Krätze an. Zu jener Zeit war Krätzesalbe nicht aufzutreiben. Ich erinnere mich, daß die Kranken empfahlen, die krätzebefallenen Stellen mit dem eigenen Urin einzureiben. Die Krankheit ist so unangenehm, daß ich selbst versuchte, dieses Mittel anzuwenden, aber ich verließ das Revier trotzdem mit einem von Krätze überwucherten Bauch. Nach einiger Zeit gelang es mir dann, ein bißchen Salbe zu ‚organisieren', und es dauerte noch eine Weile, bis ich dieses Leiden los war.«
(Helena Dunicz-Niwińska)

»Ins Lager Auschwitz kam ich mit einem Bahntransport (einem Sammeltransport aus dem Monteluppi-Gefängnis und dem Gefängnis in Tarnów) vom 9. auf den 10. Januar 1941. Noch im gleichen Jahr erkrankte ich im Lager an der Krätze. Die Krankheit war Folge meines früheren, monatelangen Aufenthalts im Gefängnis und des Mangels an Lebensmitteln, vor allem an Fett in der Nahrung. An meinem Körper entstanden Geschwüre, Hautausschläge und Schorf, die bei Erwärmung des Körpers empfindlich juckten. Eine im Lager übliche Art, gegen diese Beschwerden vorzugehen, war, sich beim Wasserlassen die Beine zu begießen. Dieses Mittel führte, obwohl es nicht immer und absolut wirkte, doch zu sichtbaren Resultaten, d.h. zum Abheilen und zur teilweisen Vernarbung des Schorfes.« (Kazimierz Japoł)

Das Begießen der juckenden Hautausschläge mit Urin oder gar mit gewöhnlichem Wasser linderte die Schmerzen, begünstigte vielleicht auch die Heilung der zerkratzten Wunden, es war aber keinesfalls ein Radikalmittel und brachte sicherlich keine sofortige positive Wirkung. Man benutzte deshalb z.B. Kalkchlorid, das mit Waschwasser verdünnt war, oder rieb sich mit Löschkalk ein, was allerdings die Gefahr der Verätzung mit sich brachte.

»Einmal im Sommer, sah ich einen Häftling, der zum Löschen von Kalk eingesetzt war und sich mit diesem Kalk einrieb. Er behauptete, dies sei ein besseres Mittel gegen die Krätze als die vom Krankenbau ausgegebene Salbe.«
(Wincenty Gawliczek)

Neben der Anwendung von purem Löschkalk versuchte man auch, „schärfere" Salben zu verfertigen, wobei man als Bestandteile eben Kalk oder Schwefel (auch zerriebene Streichholzköpfe) und als Fettsubstanz die zugeteilte Margarine, Schmierfett für Wagen und Maschinen, erbeutetes Öl usw. benutzte.

»Ein Kollege – an seinen Namen und seine Lagernummer kann ich mich nicht mehr erinnern, ich weiß nur, daß er zu unserem Krakauer Transport vom Januar 1941 gehörte –

versicherte mir, daß auch er die Krätze gehabt hätte und sie mit Hilfe frisch gelöschten Kalks losgeworden sei, mit dem er sich wiederholt, besonders an den juckendsten Stellen, eingerieben habe. Die Zusicherungen dieses Häftlings überzeugten mich keineswegs von der Wirksamkeit dieses ‚Heilmittels'; wußte ich doch, daß Kalk und alle Kalkzubereitungen die Haut auch verätzen und gesundheitsschädlich sind.

Die von Tag zu Tag lästiger werdende Krätze zwang mich jedoch geradezu, dieses ‚Heilmittel' einmal zu versuchen. Ich besorgte mir heimlich ein bißchen Kalk vom Neubau-Kommando und rieb mir noch am selben Abend die schmerzhaftesten Stellen gründlich damit ein, um dann unter die Decke zu kriechen und zu schlafen. Die Wirkung dieser Maßnahme trat sofort ein, der von dem Kalk gereizte Körper schmerzte unheimlich, es war einfach unerträglich, besonders in der Dammgegend. Den eitrigen Schorf dort zerkratzte ich, wobei ich stark blutete und mich vor Schmerzen wand. Wie von der Tarantel gestochen sprang ich auf den Flur und suchte Wasser, um mir den eingeriebenen Kalk abzuspülen – mit dieser zweiten Maßnahme fügte ich mir noch mehr Pein zu, so daß ich bis zum Morgen mit unerträglichen Schmerzen lag.

Ich vertraute mich einem Kollegen an und erzählte ihm, daß ich Löschkalk gegen die Krätze benutzt hatte (es war Antoni Świder, von Beruf Maler); er lachte über meine Naivität und führte mehrere Beweise und Beispiele dafür an, wie schädlich Kalk für die menschliche Haut ist, und erst recht, wenn er mit offenen Wunden und Geschwüren in Berührung kommt. Im weiteren Gespräch über die Behandlung der Krätze schlug er mir die Anwendung von ‚Schwefelsalbe' vor; diese sollte ein unerläßliches Mittel bei der Heilung des Leidens sein.

Beim Auftreiben der – ich betone: nicht etwa Schwefelsalbe, sondern einiger Krümel Schwefel – half mir der Kollege Mieczysław Oleś, der damals im Krematorium beschäftigt war; er empfahl mir, den Schwefel zu zerkleinern und ihn mangels anderer Fette mit der zugeteilten Margarine zu verarbeiten. Ich hatte nicht wenig Angst vor neuerlichen schmerzhaften Folgen dieser Behandlung, doch das Leiden und der unerträgliche Schmerz des kalkgereizten Körpers zwangen mich schließlich, das neue Heilmittel anzuwenden. Ich rieb mich mehrmals hintereinander mit der Schwefelsalbe, die ich auf die empfohlene Weise hergestellt hatte, ein, und sie erwies sich tatsächlich als wirksames Mittel gegen die Krätze. Die vom Kalk verursachten Wunden begannen ziemlich schnell auszutrocknen und zu heilen.« (Zygfryd Rębilas)

»Salbe gegen die Krätze. In den ersten, warmen Tagen des Frühlings 1942 bemerkte ich bei mir Symptome der Krätze, vor der ich furchtbare Angst hatte. Zwischen den Fingern spürte ich ein Jucken und sah weißliche Pusteln, die zerplatzten, wobei eine Flüssigkeit heraus floß. Meine Kollegen aus der Gärtnerei Rajsko versprachen mir, Mitigal aufzutreiben, aber meine Angst vor der unbekannten Krankheit ließ mich dem Ratschlag eines Kollegen folgen und mir selbst eine ‚Salbe' verfertigen. In der Gärtnerei hatten wir Kalk. Ich nahm ein wenig ungelöschten Kalk und verrührte ihn mit Schmierfett, das ich aus dem Lager einer in der Nähe stehenden Mörtelmischmaschine gekratzt hatte. Mein Ratgeber sagte mir, der ungelöschte Kalk würde die Krankheitserreger verätzen, während das Schmierfett das Brennen lindern sollte. Ich verfertigte diese Salbe und rieb mir damit die Hände ein. Es brannte fürchterlich, besonders an den Stellen, an denen die Pusteln bereits geplatzt waren. Meine Salbe benutzte ich wohl zwei Tage. Am dritten Tag bekam ich ein bißchen Mitigal, aber es war bereits überflüssig, denn das Jucken hatte schon aufgehört, und die Pusteln waren fast ausgetrocknet. Zur gleichen Zeit, am zweiten Tag der Anwendung meiner Salbe, gaben mir Kollegen ein Stück Seife, und ich konnte die gefährdeten Stellen gründlich auswaschen (in der Gärtnerei Rajsko konnte ich sogar warmes Wasser zum Händewaschen bekommen). Ich weiß nicht, was mir mehr geholfen hat, ‚meine' Salbe oder die später benutzte Seife, oder ob das Mitigal der Krätze schließlich den Rest gegeben hat.« (Tadeusz Szymański)

Wegen des Mangels an Mitigal mußte manchmal irgendein normales Schmiermittel als Ersatz genügen, das natürlich keine Heilkraft besaß, aber den geplagten „Krätzekranken" doch eine gewisse Erleichterung verschaffte.

»Die Krätze behandelten wir mit eigenem Urin; er verstärkte nur das Brennen und hatte sonst keine Wirkung, aber wie man so sagt, ‚der Ertrinkende klammert sich selbst an einen Strohhalm'. Für Brot kauften wir Wagenschmiere, die uns die auf den Feldern arbeitenden Häftlinge mitbrachten. Läuse und Wanzen machten sich an die zerkratzten Körperstellen: furchtbare Schmerzen. Als wir die ersten Pakete erhielten, ließ das Leiden etwas nach. Wir kauften uns Mitigal, das sich als sehr wirksam erwies.« (Wanda Brühl)

Eine andere Plage waren Geschwüre und eiternde Wunden. Die ausgehungerten Häftlinge, die nicht genug Vitamine und Fette bekamen, fielen reihenweise einer „Lagerkrankheit" zum Opfer, die man gemeinhin als „Phlegmone" bezeichnete und die darin bestand, daß am ganzen Körper, besonders aber an Armen und Beinen, schmerzhafte Geschwüre auftraten, die oft die Fortbewegung, das Sitzen und selbst das Liegen in einer bequemen Position unmöglich machten.

Die Phlegmone ist eine akute eitrige Entzündung des losen Bindegewebes, oft des Unterhautgewebes, die von Eiterbakterien, meist Streptokokken, hervorgerufen wird. Bei den bekannt unhygienischen Bedingungen im Lager, bei Verletzungen während der Arbeit oder durch Schläge konnte es leicht geschehen, daß man an Phlegmone erkrankte. Es kam zu Schmerzen, Schwellungen, Rötungen und hohem Fieber. Bevor Antibiotika in Gebrauch kamen, wurden Phlegmone chirurgisch behandelt.

Die kranken Körperstellen wollten, nachdem der Eiter sich gesammelt hatte und sie durchstochen waren, nicht heilen; der stinkende Eiter floß lange und in großen Mengen aus, der Häftling war kraftlos vor Schmerzen und fiel seiner Umgebung zur Last; er war auch ständigen Mißhandllungen der SS-Männer ausgesetzt. Das Gleiche trifft auch für die Wunden zu, die den Häftlingen auf verschiedene Weise zugefügt wurden,

besonders wenn sie tief waren und monatelang nicht heilten, sondern eiterten, bei jeder Berührung schmerzten und die Arbeit und Fortbewegung erschwerten.

Wie verfuhr man in solchen Situationen? Es gab natürlich, wenigstens theoretisch, die Möglichkeit, diese Hautverletzungen im Revier behandeln zu lassen, dort chirurgische Eingriffe vorzunehmen und den Kranken zu pflegen. Doch wegen des Mangels an Ärzten, Verbandstoffen, Arzneien und überhaupt allen geeigneten Behandlungsbedingungen griff man eigentlich auch im Lagerspital auf die „Volksmedizin" zurück, und die Eingriffe wurden nicht immer von Ärzten ausgeführt.

»In meinem Nacken bildete sich ein riesiges Blutgeschwür oder Furunkel, und außerdem steckte ich mich mit einer Hautkrankheit an, wahrscheinlich der Krätze. Das Aufschneiden und die Wundreinigung fanden – aus Mangel an entsprechenden Mitteln – ohne jegliche Betäubung, bei vollem Bewußtsein statt. Die Bandage, die mir dann angelegt wurde, war aus Papier.« (Alojzy Fros)

»Bei einer lästigen Phlegmone an meinem rechten Bein bemühte ich mich darum, im Block 28 operiert zu werden. Der Eingriff wurde jedoch nicht von einem Arzt ausgeführt, sondern von einem Pfleger aus dem Lagerrevier. Und während sein Kollege an der Tür stand, um uns vor dem möglichen Besuch von SS-Männern zu warnen, schnitt er die ziemlich große Wunde ohne Betäubung auf und reinigte sie; dann desinfizierte er sie lediglich mit Dermatol, denn das Tragen eines Verbandes war im Lager sehr gefährlich.« (Jan Kurek)

Man wendete also im Häftlingskrankenbau sehr primitive Mittel und Maßnahmen an, wobei z.B. Operationen ohne Betäubung ausgeführt wurden und man den Kranken mit Gewalt festhielt oder durch einen starken Schlag betäubte. Qualität und Niveau der chirurgischen Eingriffe ließen viel zu wünschen übrig, und manche spüren die Folgen der unzulänglichen Qualität solcher Operationen bis heute.

»Ich bekam Schwierigkeiten mit meinem Finger. Er begann zu eitern, und ich mußte mich einer Operation unterziehen. Das Aufbrühen in kochendem Wasser, das Auflegen von Lorbeer- oder Sauerampferblättern, die man mir auf den Feldern zeigte – all das hatte nicht geholfen. Der Finger schmerzte und schwoll an. Der Eingriff wurde primitiv ausgeführt, man zerstörte dabei die Fingerspitze, und der Finger schmerzt mich bis heute und funktioniert nicht normal.« (Czesław Czerwiński)

Da Desinfektions- und bakterientötende Mittel im Revier fehlten, taten die Ärzte nach altem Brauch oft nichts gegen die Vermehrung von Larven, wohl meist Fliegenlarven, in den offenen Wunden. Der Anblick solcher Wunden bei einem Menschen war abstoßend. Gewöhnlich hieß es, er werde zu Lebzeiten von Würmern zerfressen. Es ist seltsam, aber wahr – tatsächlich beschleunigte es oft die Wundheilung, wenn man die Larven unangetastet ließ. Das ist übrigens schon seit dem Ersten Weltkrieg bekannt. Es wird auch in den Berichten zweier ehemaliger Häftlinge bestätigt, die zugleich der offiziellen „Lagermedizin" ein entsprechendes Zeugnis ausstellen:

»Der im Krankenblock 21 tätige Dr. Wilhelm Türschmid tat oft nichts gegen die Vermehrung von Würmern in den Wunden (meist ulci, Geschwüren), weil er behauptete, bei fehlenden Antibiotika sei dies die beste Methode zur Wundreinigung. Oft übertrug er Würmer von einer Wunde auf die Wunde eines anderen Patienten. Ich persönlich kann die Erfolge dieser Behandlung bezeugen.« (Julian Kiwała)

»In diesem Block (Nr. 8, im April 1943) lagen Kranke mit schwerer Phlegmone an Gesäßbacken und anderen Körperteilen, auf die von SS-Männern und Funktionshäftlingen beim Vollzug der Prügelstrafe geschlagen worden war; das Fleisch war gänzlich von den Knochen getrennt, und es bildete sich Eiter. Einige Ärzte in diesem Block empfahlen den Kranken, die weißen Würmer nicht zu beseitigen, denn sie reinigten die Wunde vom Eiter und verendeten später von allein. Ein Teil der Kranken hatten geschwollene Beine und Schwellungen an anderen Körperstellen, sie litten sehr, und da es in diesen zwei Blöcken weder Bandagen, noch Arzneimittel oder chirurgische Instrumente gab, nahmen sie von jemandem ein Messer oder schliffen einen Löffel scharf, desinfizierten ihn im Feuer und schnitten diesen Häftlingen die geschwollenen Körperstellen auf; dann fühlte sich der Kranke besser, und die weißen Würmer sorgten für Sauberkeit.« (Zdzisław Soleski)

Man sollte noch hinzufügen, daß sich die Ärzte im Revier, da sie keine chirurgischen Instrumente zur Verfügung hatten, beim Aufschneiden der Eiterbeulen primitiver Ersatzwerkzeuge wie Löffel, Messern aus Blech usw. bedienten, die im Feuer desinfiziert wurden. Angesichts dieser Umstände ist es kein Wunder, daß sich die Häftlinge häufig auf eigene Faust zu retten suchten und den Mut aufbrachten, chirurgische Eingriffe an sich selbst vorzunehmen.

»Als die Eiterbeule schon sehr stark aufweichte und ich mich ganz miserabel fühlte, beschloß ich, die Haut über der Phlegmone zu durchschneiden. Ich legte einen Bogen Papier auf das Bettlaken, legte mich entsprechend hin, spannte die Gesäßbacke und vollführte mit der Messerspitze ein Werk, zu dem ich heute nicht mehr fähig wäre. Aber ich tat es aus Angst, wieder ins Spital zurückzumüssen. Beim Verbinden der Wunde hatte man mich noch erschrecken wollen, indem man mir sagte, daß man das im Krankenbau durchschneiden und reinigen müsse.« (Stefan Krupa)

Diese wie auch andere Wunden desinfizierte man nicht nur auf verschiedene Weise, man reinigte sie auch mit Messern, die im Feuer sterilisiert worden waren.

Das am häufigsten angewandte Desinfektionsmittel war der eigene Urin, der entweder allein oder zusammen mit anderen Mitteln benutzt wurde.

»Die Haut sprang auf, und aus den harten Wundrändern drang Eiter hervor; der Juckreiz veranlaßte zum Reiben und Zerkratzen. Die Häftlinge begannen, zusätzlich die Standardbehandlung im Lager anzuwenden: Sie rieben sich (auch die Augenlider) mit dem eigenen Urin ein.«
(Jadwiga Trębasiewicz)

»Der ulcus [das Geschwür] machte mir ziemlich oft zu schaffen, aber weil ich dafür sorgte, daß die Wunde offenblieb und der Eiter frei herausfließen konnte, bildete sich keine Phlegmone. Die Wunde verband ich, indem ich einen ‚Schutzwall' aus Ichthyolsalbe um sie herumlegte, während Borsalbe auf die Mitte kam. Hautverletzungen behandelte ich wie andere Häftlinge: Mit dem eigenen Urin.« (Mgr. Ing. Artur Krzetuski)

»Während meines Lageraufenthalts verletzte ich mich an einer Hand und einem Bein, und da ich nicht zum Revierpatienten werden wollte, kurierte ich mich auf eigene Faust, ich wusch z.B. meine Verletzungen mit Urin aus und bedeckte die Wunden mit Lorbeerblättern.« (Jan Piotrowski)

Im Lager wurde eigentlich alles ausprobiert, was als bakterientötendes oder heilendes Mittel gelten mochte, selbst die den Häftlingen zugänglichen Chemikalien, ja sogar Kot.

»Ich beobachtete die ungeheure Wirksamkeit eines anderen Mittels. Dabei verbrannte man Papierstücke auf einem Glas. Es blieb eine geringe Menge dunkelbraunen Teers zurück. Und mit diesem Teer bestrich man die Haut – und zwar nicht den Ausschlag oder den Furunkel selbst, sondern seine unmittelbare Umgebung.« (Mgr. Jan Starczewski)

»Ich führe hier als Beispiel an, wie ich wunde Stellen zwischen den Zehen bekam. Diese Stellen waren derart verfault, daß man das bloße Fleisch sehen konnte. Sie machten mir das Gehen sehr schwer. Dank des guten Rates eines deutschen politischen Häftlings gelang es mir, mich ganz davon zu heilen. Der Mann riet mir, die Wunden zwischen den Zehen mit Hilfe eines Pinsels mit Zellulose zu beschmieren (. . .), die normalerweise zum Möbelabdecken benutzt wird, und mir drei Tage lang die Füße nicht zu waschen. Natürlich waren die Wunden bis dahin geheilt, und ich habe bis heute keine Beschwerden damit.« (Jan Lewicki)

»Mit dem eigenen Speichel heilte man Eiterbeulen, die nicht zu groß waren.« (Julian Kiwała)

»Auch wenn es sich vielleicht nicht schickt, darüber zu schreiben, aber gegen manche Wunden und Geschwüre half am besten Kot; man legte ihn sogar aufs Gesicht, und das wirkte.«
(Michał Kogut)

»Verlausung: Trotz der Behandlung mit schwarzer und gelber Krätzesalbe blieben Hautveränderungen, z.B. Verlust der Epidermis im Bereich der Handgelenke, ja sogar an der Daumenspitze bestehen. Dieser Hautverlust von 0,5 x 0,5 cm heilte sofort ab, nachdem ich die Stelle mit normaler Vaseline bestrichen hatte (weiße Cherbourg-Vaseline aus einem Paket von zu Hause).« (Włodzimierz Borkowski)

»Gegen eiternde Wunden verwendete ich im Sommer Wegerich, im Winter das Chlor, mit dem die Aborte desinfiziert wurden; und wenn ich es nicht bekommen konnte, begoß ich sie mit eigenem Urin, wobei ich das verfaulte Fleisch mit einem vorher im Feuer erhitzten Messer auskratzte.«
(Kazimierz Rogalski)

Das breite Blatt des Wegerichs, das seit langem als Wundheilmittel bekannt war, gehörte natürlich zu den populärsten Lagerarzneien. Die feuchten Blätter dieser Pflanze, wie auch die Blätter von Klette, Malve und Beinwurz, wurden auf die verletzten Stellen gelegt, wobei man die Pflanzen befestigte, wie es im Lager gerade eben möglich war, also mit Stoffetzen, Taschentüchern, Fäden, Schnüren, ja sogar mit Drähten.

»Meine Geschwüre heilte ich mit Wegerich. Der Thymian ergab einen Tee, den man bei Erkältungen trank.«
(Roch Wystrach)

»Man heilte also Eiterbeulen mit Wegerich, Beinwurz, Klette u.a. Gegen die blauen Flecken, die als Folge von Schlägen auftreten, benutzte man ebenfalls Beinwurz.«
(Genowefa Ułan)

»Ich hatte beschlossen, meine vereiterten Füße auf eigene, hausgemachte Art zu behandeln. Ich arbeitete damals in einem Kommando, das das Gebiet des Hauptlagers einzäunte. Wir stellten Holzpfosten auf und befestigten Stacheldraht daran; es war Anfang Juli 1940. Auf dem Lagergebiet gab es ein Stück Wiese, dort fand ich ‚Großmutters Blätterchen' (so nennt man das bei uns). Mit einer Glasscherbe, die ich gefunden hatte (damals hatten wir keine anderen Möglichkeiten), schnitt ich die Oberhaut des geschwollenen Fußes auf (und zwar an der Stelle, an der der Fuß am wenigsten Bodenkontakt hatte), dann legte ich das leicht zerdrückte Blatt auf; darauf tat ich ein Taschentuch, das ich aus meinem Zivilanzug genommen hatte, und band alles mit Läppchen fest, die man in den Kellern unseres Blocks finden konnte (. . .); es gab noch zwei Brunnen, die in Betrieb waren, und bei denen gelang es mir manchmal, die Füße zu waschen oder das Tuch auszuspülen. Diese meine Behandlung war langwierig, aber es geschah selten, daß Erde in die Wunde kam. Als ich das eine Bein einigermaßen auskuriert hatte, unterzog ich das andere demselben Verfahren.«
(Ryszard Sobczyk)

»Wunden und Geschwüre, von denen es wegen der Prügelstrafen und zahlreicher kleiner Verletzungen so viele gab, konnten nicht alle im Revier behandelt werden. Man heilte sie also mit ganz unterschiedlichen Hausmitteln, meist, indem man verschiedene, zufällig abgerissene oder von Kennern empfohlene Blätter auflegte. Diese Blätter befestigte man naß mit Hilfe eines Lappens, eines Fadens oder eines Stücks Schnur

an der Wunde. Meistens fand man Blätter vom Wegerich, der Klette oder – seltener – der Malve. Im Revier verwendeten wir bei kleinen und oberflächlichen Verletzungen konzentrierte Kaliumpermanganat-Lösungen (gesättigte Lösungen). Sie ließen einen günstigen, sterilen Schorf entstehen, der fest mit dem Untergrund verwachsen war. Man brauchte dabei auch keinen Verband und sparte somit Bandagen, was sehr wichtig war. Diese Methode, die sich als so zweckmäßig und bequem erwiesen hatte, wandte ich auch später in meiner normalen medizinischen Praxis an. Außerdem benutzten wir im Revier oft Stärke- oder Gipsverbände, doch wegen der Läuseplage in den Jahren 1940–1941 mußten wir davon absehen, denn die Insekten verursachten tiefe Hautverletzungen und ausgedehnte Eiterbeulen.« (Stanisław Naskalski)

Bevorzugte „Arzneien" gegen Wunden und Geschwüre waren Knoblauch und Zwiebel, die im Lager übrigens universal eingesetzt wurden. Man verwendete sie bei diesen Krankheiten in unterschiedlicher Form und Zubereitung – äußerlich, manchmal auch innerlich – aufgrund ihrer insgesamt günstigen Wirkung auf die an Vitaminarmut leidenden Häftlinge.

»Als die als ‚Phlegmone' bezeichnete Krankheit sich im Lager verbreitete, wurde sie gewöhnlich mit Knoblauch behandelt. Knoblauch war dann sehr begehrt, und sein Preis an der Lagerbörse betrug eine Brotration gegen eine Knoblauchzehe. Tatsächlich war Knoblauch in unserer Lage eine wirksame Arznei; davon konnte ich mich überzeugen. Kamerad Zawistowski hatte eine eiternde Wunde am Bein, die er täglich in der Werkstatt wusch, um danach den Verband zu wechseln. Nachdem uns erlaubt worden war, Päckchen zu bekommen – anfangs bis zu 250 g pro Päckchen –, kam allmählich Knoblauch ins Lager. Zawistowski heilte seine Wunde, indem er Knoblauch aß. Die Nachricht, daß Knoblauch eine Heilpflanze ist, drang ins Bewußtsein der Häftlinge, und nun setzte man Knoblauch gegen alle möglichen Beschwerden ein. Diese Nachricht gelangte auch in die anderen Lager, wo man ebenfalls Knoblauch verwendete (hinter Knoblauch waren selbst die Deutschen her, sogar SS-Männer, die den Häftlingen für Knoblauch Zigaretten lieferten.« (Andrzej Michniak)

»Bei Krankheiten suchten sich die Häftlinge durch verschiedene Mittel der ‚Volksmedizin' zu retten. Ich weise hier nur auf einige hin. Sehr lästig waren Blutgeschwüre, schmerzende Hautausschläge usw. Man ‚applizierte' in solchen Fällen Umschläge aus kleingehackter Zwiebel. Doch es war nicht leicht, Zwiebeln zu ergattern. Wer sie besaß, zog es vor, sie zu verzehren. Deshalb wurden solche Umschläge eher selten angewandt.« (Mgr. Jan Starczewski)

»Um Geschwüre schneller wachsen und platzen zu lassen, verwendete man Zwiebelumschläge.«
(Maria Elżbieta Jezierska)

»Rohe bzw. angebratene Zwiebel wandte man bei auftretenden Geschwüren an.« (Julian Kiwała)

»Ich wurde von Dr. Grabczyński operiert. Nach der Operation war mein Zustand genauso ernst wie vorher. Ich gehörte zur Gruppe derer, bei denen keine Hoffnung auf Genesung bestand. Der Eiter floß mir becherweise aus dem Bein. Die Sterblichkeit bei Phlegmonen lag sehr hoch. Es gab damals keine geeigneten Medikamente, mit denen sie behandelt werden konnten. Ich hatte nicht einmal die Kraft, mich auf die andere Seite zu drehen, geschweige denn zum Kübel zu kriechen, der nicht weit entfernt stand und einen unerträglichen Gestank verbreitete. In dieser kritischen Zeit wurde mir alles gleichgültig. Da kam der Sanitäter Jan Świątek unerwartet wieder und kümmerte sich um mich. Heimlich verband er mein eitertriefendes Bein. Das durfte er nicht tun. Er brachte mir insgeheim Zwiebeln und empfahl, sie gut durchzukauen und dann hinunterzuschlucken. Ohne seine Güte und seine Fürsorge wäre ich sicherlich gestorben.« (Stanisław Naskalski)

Obwohl das in ihren Berichten nicht deutlich zum Ausdruck kommt, kann man doch annehmen, daß die Häftlinge sich oft der inneren Ursachen ihrer Hauterkrankungen, vor allem solch lästiger Krankheiten wie der Phlegmone, bewußt waren. Im Bericht von Stanisław Naskalski, den wir zitierten, lasen wir von einer „oral" angewandten Zwiebelkur. Ein anderer ehemaliger Häftling, Kazimierz Krupa, ist überzeugt, daß der Verzehr von rohem Sauerkraut die Wundheilung begünstigte, und diese Überzeugung teilt er mit vielen anderen. Er schreibt:

»Auf den Rat meiner Kollegen besorgte ich mir einige Wochen lang rohes Sauerkraut aus der Küche und aß es; das beschleunigte die Heilung meiner Wunden.«

Zygfryd Rębilas schreibt die erfolgreiche Heilung von Phlegmonen dem Verzehr von Fett zu und erwähnt dabei das Hundeschmalz, das bei dem im Lager herrschenden Hunger ohnehin zur nützlichen Nahrung geworden war.

»Als ich die Arbeit als Hundepfleger bei der Hundedressur erhalten hatte, wo ich fast ausreichende und im Vergleich zum Lager durchweg bessere Verpflegung bekam, mir überdies verschiedene Gemüsearten besorgen und ziemlich viel ‚Hundeschmalz' verzehren konnte, heilten meine Phlegmone binnen kurzer Zeit ab, und was wichtiger ist, es entwickelten sich keine neuen. Dieses Hundeschmalz ist nach dem Umschmelzen eigentlich nicht sehr schmackhaft, aber ich hatte schon vor dem Krieg davon gehört, daß es ein sehr wirksames Heilmittel gegen alle Lungenkrankheiten sei und angeblich sogar in der Medizin Anwendung finde. Deshalb verzehrten Stefan Lewandowski und ich große Mengen davon, und das machte uns sehr widerstandsfähig gegen verschiedene Krankheiten. Als wir bereits eine gewisse Selbsterfahrung mit seiner Anwendung hatten, schmuggelten wir es auch in die Revierblöcke. Die Ärzte vom HKB waren sehr erfreut über diese Lieferungen und verwendeten das Schmalz wahrscheinlich bei der Behandlung von Häftlingen im Krankenrevier von Auschwitz (der obengenannte Dr. Gąsiorowski hat das Schmalz mehrmals persönlich in Empfang genommen).« (Zygfryd Rębilas)

Mit Sicherheit waren diese intuitiven Handlungen der Häftlinge zur Heilung und Vorbeugung durchaus medizinisch begründet; davon zeugen die häufig sehr positiven Ergebnisse. Es ist aber für den Laien schwer, Gründe dafür zu formulieren. Hier bleibt noch viel zu klären und zu untersuchen.

Bliebe noch darauf hinzuweisen (und zu erklären!), wie die Häftlinge oftmals tiefe Wunden, die in der Folge von Eiterungs- und Entzündungsprozessen entstanden waren, selbst ausfüllten und austrockneten. Weibliche Häftlinge z.B. bannten den lästigen Schmerz dadurch, daß sie mit Speichel verrührte Erde auf die Wunden legten und sie gleichsam wie mit Tampons verstopften. Diese Methode linderte die Entzündung der brennenden Wundränder und kühlte die Wunde, die Strümpfe klebten nicht mehr fest, und der Schmerz war erträglicher.

»Ob mir das half? Ja sicher, davon bin ich überzeugt. Vier Monate nachdem ich den Flecktyphus hinter mir hatte, begann die Wunde eines Tages wie von selbst zu heilen und war bald geschlossen. Vielleicht half das Liegen? Ich war einen ganzen Monat krank und lag in dieser Zeit; damals bekam ich schon Pakete von zu Hause – es war im Juli 1943. Vielleicht haben das Liegen, die Zwiebeln und der Knoblauch aus den Paketen, die Vitamine geholfen?« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Die Wunden schmerzten furchtbar, am schlimmsten war es, wenn sie an den Knien entstanden; das erschwerte das Gehen und selbst die einfachsten Arbeiten. Ich hatte im Lager einen Freund, Leutnant Bronisław Lewicki, Kommandant aus der Zeit der Konspiration, der ähnlich wie ich erkrankte. Auf sein Zuraten und die Empfehlung anderer Kollegen (die es genauso machten) kneteten wir Brotkrume mit Speichel durch, formten daraus kleine Kügelchen und klebten damit die Wunden zu, besonders an den Knien; wir flickten die Löcher buchstäblich mit Brot. Die Knie umwickelten wir mit Lappen, damit die Flicken nicht herausfielen, und diese Prozedur wiederholten wir alle paar Tage mit neuen Kügelchen. Und tatsächlich, die Wunden begannen zu heilen, sie wuchsen wieder zu. Das dauerte wohl einige Monate.«
(Kazimierz Tokarz)

Sehr verbreitet war auch die Anwendung von Brei aus Brot, mit dem man eiternde Wunden zuklebte. Einige ehemalige Häftlinge beschreiben das Ausfüllen von kraterförmigen Gewebeverlusten, die als Folge von Eiterinfektionen, nach dem Abziehen des Schorfes und dem Ausquetschen des Eiters entstanden waren, mit Sägemehl, das zusätzlich mit Heilkräutern zubereitet wurde. Natürlich hatten vor allem jene, die auf dem sog. *Holzplatz* arbeiteten, Zugang zum Sägemehl.

»Die Behandlung von Blutgeschwüren: Mit Hilfe von Papierbandagen aus dem *Krankenbau* zog man den Schorf ab und drückte den Eiter aus; dann schüttelte man die kraterförmigen Fleischverluste mit Sägemehl von der Fräsmaschine zu. Am besten waren wie Mehl aussehende, feingestoßene Sägespäne aus frischen Kiefernbrettern. Endgültig heilte ich meine Geschwüre erst, nachdem ich mir Zugang zu Tomaten (frischen Tomaten, direkt vom Strauch) organisiert hatte. Es half natürlich auch, wenn man sich sonnte.«
(Włodzimierz Borkowski)

»Trockenes Sägemehl aus Holz wendete man bei Umschlägen gegen Phlegmone an. Auf dem *Holzplatz* suchten wir uns Harztropfen und legten sie auf die Eiterwunden. Nach einigen Tagen heilten sie ab. Als Förster kannte ich diese Praktiken noch aus dem Wald. Als ich in einem *Außenkommando* tätig war, brachten wir auch oft Aloe-Kakteen oder Topfzwiebeln, die man zu Brei knetete und in Umschlägen gegen Eiterbeulen verwendete. Dieses Arzneimittel war so wirksam, daß der Eiter manchmal schon nach wenigen Stunden ausgeflossen war. Danach legte man einige Wegerichblätter an, um die Wunde auszutrocknen. Wenn es irgend möglich war, ging man Krankheiten aus dem Wege, indem man sich an die Regeln der körperlichen Hygiene hielt. Ich erinnere mich an den Juden Weiss, der uns damals lehrte, wie wir uns verhalten sollten, um Infektionen zu vermeiden.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

Selbst Zement fand bei der Wundbehandlung Verwendung:

»Ich kenne Fälle, in denen Zement in eiternde Wunden gestreut wurde, was zwar dazu führte, daß vorübergehend keine Lymphe oder kein Eiter mehr aus der Wunde floß, aber andere ungünstige Folgen hatte.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

Im Lager griff man also auf alle zugänglichen Mittel, Verbandsstoffe, Chemikalien und Spezifika zurück, wenn sie das Leiden nur vorübergehend linderten. Manche Spezifika wurden jedoch bei einzelnen Krankheiten deutlich bevorzugt.

So versuchte man z.B., die im Lager verbreiteten Flechten („*Bartflechten*", die man sich meist bei den Lagerfriseuren holte, die ihre Instrumente nicht desinfizierten) mit Hilfe von Nikotinsaft aus Pfeifen und Zigarettenspitzen zu bekämpfen. Man bestrich damit die infizierten Körperpartien, in vielen, wenn auch nicht allen Fällen mit gutem Erfolg.

»Ich erinnere mich, daß mit der Ankunft der Häftlingstransporte aus Griechenland ein Hautpilz bzw. eine Flechte südlicher Herkunft eingeschleppt wurde. Im Block wurden wir alle zusammen rasiert und steckten uns (da die Rasierklingen nicht desinfiziert wurden) mit diesem Pilz an. Es kam zu ziemlich ausgedehnten Flechten. Das Gerücht verbreitete sich, diese Flechten könnten im fortgeschrittenen Stadium auch Geisteskrankheiten verursachen. Ich weiß nicht mehr, wer den wirksamen Ratschlag gab: die Flechte mit Tabaksaft aus Zigarettenspitzen auszuätzen. Die Arznei erwies sich als wirksam, nur daß an Stellen, die langfristig mit dieser Methode behandelt wurden, Narben entstanden; aber das war damals nicht mehr so wichtig.« (Stanisław Drewniak)

»Eine sehr gute Methode fand ich auch gegen die Flechtenplage. Ich erinnere mich, daß ich im Gesicht eine kreisförmige Flechte hatte. Mit der Zeit vergrößerte sich der Kreis, und die Flechte griff andere Gesichtspartien an. Es gelang mir, dem mit

Hilfe von Nikotinsaft aus der Pfeife ein Ende zu setzen. Nikotin war ein ideales Mittel, die schon ziemlich tiefverwurzelte Flechte zu liquidieren.« (Jan Lewicki)

Sehr geschätzt wurde auch Zinksalbe, der man bakterienabtötende und heilende Wirkung zuschrieb. Man produzierte sie im Kommando *Malerei*, aber nicht nur aus Zinkweiß, Leinöl und Sikkativ. Diese Salbe konnte man auf dem Schmarzmarkt recht einfach im Tausch mit Brot bekommen. Wie es scheint, waren auch Lysol und manche Pflanzen wirksam, darunter die Gänsedistel. Die ausgetrocknete, rissige Haut behandelte man durch Einreiben mit Margarine.

»1940 oder 1941 trat auf meiner linken Wange irgendein Ausschlag auf, der durch zahlreiche kleine Eiterwunden charakterisiert war. Auf Anraten von Kollegen behandelte ich ihn mit Zinksalbe, die ich auf dem Schwarzmarkt für Brot kaufte. Ich rieb die Wange damit ordentlich ein, so daß sie immer weiß war, und später, als die Salbe zu Ende ging, trug ich sie immer seltener auf, so daß die Wange gelb wurde. Das Ganze hatte auch seine gute Seite, denn als ich zu dieser Zeit im Block bei Krankemann war, sagte er bei irgendeiner ‚Gelegenheit' zu mir: ‚Du hast Glück, daß du diese *Bartflechte* (so drückte er sich aus) trägst, sonst würdest du was in die Schnauze kriegen.' Diese Flechte trug ich eine ganze Zeitlang, wohl mehrere Monate. Ich freundete mich mit einem der Blockfriseure an – an seinen Namen erinnere ich mich nicht mehr –, und der rasierte mir einfach die ganze Salbenschicht weg und bestrich mir dann die Wange mit Lysol. Ich muß zugeben, daß diese Kur wirkte.« (Wincenty Gawliczek)

»Eines Tages erschien auf meinem Kinn ein roter Fleck, der fürchterlich juckte. Als ich ihn kratzte, vergrößerte er sich, es wurde so eine Art Pilz daraus. In der Mitte war er weiß, an den Rändern rot. In ein paar Tagen hatte sich das über das ganze Kinn ausgebreitet, bis nach oben zum rechten Ohr und nach unten zum Hals hin. Ich hielt es nicht mehr aus und meldete mich im Krankenbau. Dort schmierten sie mir das Gesicht mit irgendeiner weißen Salbe ein und schickten mich zur Arbeit (sie sagten, ich hätte mich beim Rasieren mit einer infizierten Rasierklinge angesteckt). Eines Tages während des Morgenappells kam ich mit einem anderen Häftling ins Gespräch, der als Schmied auf dem *Wirtschaftshof* arbeitete. Dieser Kollege versprach mir, mir eine wirksame Salbe herzustellen, doch zunächst riet er mir, die befallenen Gesichtspartien mit Nikotinsaft, der sich nach dem Rauchen einer Zigarette in der Zigarettenspitze sammelt, einzureiben. Der Nikotinsaft half mir nicht, die Salbe aber tat es; dabei verschwand der Pilz zwar, aber auf dem Hals, unmittelbar unter dem Kinnbacken auf der rechten Seite, wuchsen mir zwei Beulen. Die hatte ich dann während meines ganzen Aufenthalts im Lager; ich konnte sie erst nach der Heimkehr heilen. Als mir der Kollege damals die Salbe verkaufte – so muß ich das nennen, denn ich gab ihm drei Brotrationen dafür –, fragte ich ihn, wie er sie hergestellt hätte. Er verriet mir sein Geheimnis: Angeblich war es Zinksalbe mit verdünnter Salzsäure. Ich erinnere mich daran, weil mir dieser Pilz doch arg zusetzte.« (Ryszard Sobczyk)

»Die Deutschen ließen uns mit Messern rasieren, davon bekamen wir Pickel auf der Haut. Wir meldeten uns damit nicht beim Arzt, sondern setzten Urin dagegen ein, aber ohne Erfolg. Wir stellten einen Auszug aus Feldkräutern her, die sog. Pflanzenmilch, und bestrichen uns damit. Das half.« (Michał Kogut)

»Beim Auftreten der Flechte und Anzeichen einer großen Austrocknung der Haut benutzte man Margarine, um den Körper damit einzureiben.« (Julian Kiwała)

Mit der Zinksalbe (die man gerade im Kommando *Malerei* produzierte) behandelte man auch das Ekzem. Von einer dieser amateurhaften Heilbehandlungen berichtet Ing. Piotr Hiroń:

»Ich erinnere mich an die ‚Kur', die ich Anfang April 1941 meinem Freund Adam B. in Auschwitz verordnete. Viele Häftlinge erkrankten damals an der Krätze. Adam bekam am ganzen Körper ein Ekzem. Es war keine Krätze, denn bei diesem Ekzem gab es andere Symptome als bei der Krätze. Adam war sehr unglücklich. Es war damals völlig ausgeschlossen, ins Lagerspital zu gehen. Ich erinnerte mich, daß meine Mutter uns in der Kindheit in solchen Fällen den Schorf immer mit Zinksalbe bestrichen hatte. Also beschloß ich, diese Salbe irgendwie aufzutreiben. Zu jener Zeit lernte ich Stanisław Kielch kennen, einen Maler aus Warschau; ich freundete mich mit ihm an und versuchte, durch ihn Arbeit im Kommando *Malerei* zu bekommen. Wir kamen auf die Idee, aus Zinkweiß und Leinöl, die im Kommando *Malerei* erhältlich waren, selbst Zinksalbe herzustellen. Wenn man Sikkativ (ein Mittel, das die Austrocknung der Farbe beschleunigte) hinzufügte, bekam man eine gute weiße Ölfarbe zum Fenster- und Türstreichen. Der Kollege Kielch ‚organisierte' diese ‚Produkte' unter großen Mühen im Kommando *Malerei*. Mit dieser ‚Arznei' rieb ich Adam jeden Abend ein, bis das Ekzem an seinem Körper verschwand.«

Die ehemaligen Häftlinge erwähnen noch andere Methoden und Hilfsmittel bei der Behandlung des Ekzems:

»Gegen das Ekzem wandte ich eine Salbe an, für die ich eine Scheibe Brot abgab. Es war eine graue, mit Margarine vermischte Salbe.« (Józef Lula)

»Das Ekzem ‚behandelte' man auch, indem man ein heißes Bad nahm, je zwei Personen in einer Badewanne. Nach solch einem Bad platzte ein Teil der Geschwüre, und der Schorf fiel ab.« (Tadeusz Krupiński)

»Ekzeme von den Knöcheln bis zum Hals – es war furchtbar, ich sah wie ein Aussätziger aus, und das Beschmieren mit der Salbe, die ich im Lagerspital bekam, half nicht viel. Einige Zivilpersonen rieten mir, ungelöschten Kalk aufzulösen, mit

Wasser zu verdünnen und mich mit dieser Flüssigkeit einzureiben. Was für ein Schmerz, was für ein Jucken! Ich badete mich, meine Kollegen halfen mir, nach drei Monaten verschwand das Ekzem, heute gibt es keine Spur mehr davon. Auch ich kurierte mich nach den Ratschlägen von Kollegen, ohne das Revier aufzusuchen, denn wer sich in diesem Zustand dort zeigte, kam sofort ins Krematorium. Also versteckte ich mich im Lager.« (Antoni Kubica)

Dramatisch, aber anscheinend wirksam war eine Pferdekur, eine Therapie mit Bädern in ungelöschtem Kalk. Ein gutes Beispiel für den Heroismus im Kampf um das Überleben im Lager.

Was Fieberpusteln im Mund und die sog. „Faulecken" betrifft, so bestand die Behandlung (davon schreibt der ehemalige Häftling Julian Kiwała) meist darin, daß man die erkrankten Stellen mit Nikotinteer einrieb, den man auch bei anderen Behandlungsversuchen anwandte.

Bei Verbrühungen – die kamen am häufigsten in der Lagerküche oder in der Lagerwäscherei vor – legte man Speisesalz auf, das dann mit kaltem Wasser abgespült wurde (so Julian Kiwała). Im Falle von Frostbeulen benutzte man das Kochwasser von Kartoffeln, und manche, die Zugang zu Pferdemist hatten – schreibt Genowefa Ułan – verwendeten ihn in der Form von Umschlägen. Wieder andere Kranke verwendeten Bohnenblätter, verschiedene Kräuter, und natürlich uringetränkte Lappen.

Noch einmal sei auf die große Bedeutung des Urins als Heilmittel hingewiesen; im Lager war Urin ein wichtiges Heilmittel bei allen Hauterkrankungen (so wie er schon seit der Antike bei verschiedenen Erkrankungen, besonders auf diesem Gebiet, angewendet wurde). Urin war eine leicht zugängliche und sehr einfach anwendbare Desinfektionsflüssigkeit; darüber hinaus war er – für die Verhältnisse in Auschwitz nicht unbedeutend – sauberer als das Brunnenwasser oder gar das Wasser aus Pfützen.

Andere Krankheiten

Die schwerwiegendste der vielen Krankheiten im Lager war ganz ohne Zweifel durch alle Phasen der Geschichte des Lagers das Fleckfieber bzw. der Typhus. Auf der Liste der „Auschwitz-Krankheiten" stand es ständig ganz oben, diese Krankheit setzte den Häftlingen am meisten zu und brachte ihnen vor allen anderen den Tod. Alle Häftlinge waren wegen der starken Verlausung des Lagers der Gefahr ausgesetzt, an Fleckfieber zu erkranken, aber auch die Funktionshäftlinge und die SS-Mannschaften konnten sich ihr nicht entziehen. Da halfen all die brutalen Entlausungsaktionen, die ununterbrochenen Vernichtungsfeldzüge gegen die Läuse und gegen ihre Träger nichts. Der Kampf gegen die Läuseplage war ziemlich aussichtslos. Die einzige Rettung wäre der Impfstoff von Weigl gewesen, den es am Anfang im Lager natürlich gar nicht gab und von dem auch in den letzten Jahren nie genug vorhanden war. Es läßt sich belegen, daß dieses Vakzine ins Lager geschmuggelt wurde und daß im Geheimen damit vielen Häftlingen das Leben gerettet werden konnte, aber leider waren das Ausnahmefälle.

Bei dieser schrecklichen Krankheit, die immer von hohem Fieber begleitet war, konnte der Häftling eher auf die Widerstandskräfte des eigenen Organismus zählen als auf irgendwelche Heilmaßnahmen im Revier oder außerhalb des Reviers. Die Pflege des Kranken beschränkte sich darauf, gewisse Getränke zu verabreichen und die Auswirkungen des langwierigen, hohen Fiebers zu lindern. Manchmal konnte man sich vor bevorstehenden Selektionen im Revier schützen, indem man die Krankheit eine Zeitlang verbarg; aber das war außergewöhnlich schwierig.

Es ist bezeichnend, daß unsere Befragten wenig über diese Krankheit schreiben. Es konnte hier nur darum gehen, den Kranken vor der Lageraufsicht zu verstecken, ihm Flüssigkeiten zu verabreichen (Kräutertees, u.a. Thymian), kalte Umschläge gegen das Fieber anzulegen und ihm eventuell fiebersenkende Medikamente (z.B. Chinin) zu geben, wenn sie vorhanden waren.

»Dank der Hilfe meiner Kameraden im Lager, darunter des verstorbenen Marian Główka, sowie aufgrund meines guten Verhältnisses zu dem Kapo Piotr Toczek, konnte ich die Zeit der Krankheit (Typhus) vom 11. November 1941 bis zu meiner Aufnahme ins Lagerspital überdauern. Toczek gestattete, daß mir in der Holzbaracke der *Betonkolonne* eine Holzpritsche hingestellt und ständig ein Koksofen unter Feuer gehalten wurde. Einer meiner Kollegen kochte mir getrockneten Thymian und gab mir davon zu trinken; er nahm mir auch den Urin ab. Alle Kollegen aus der *Betonkolonne* legten ihre Mäntel unter und über mich. Kapo Toczek versuchte sogar, Chinin für mich zu besorgen. Sie nahmen nämlich alle an, ich hätte eine starke Erkältung, denn ich hatte trotz Frost und Schnee immer noch keine Schuhe und lief in Sandalen, die ich mir im Sommer angefertigt hatte.« (Roch Wystrach)

»Nachdem ich Typhus bekommen hatte, begann Zosia Pracka mich auf eigene Faust mit verschiedenen Hausmitteln zu heilen; sie besorgte Lappen, feuchtete sie in kaltem Wasser an, wrang sie aus und legte sie mir auf den Bauch; sie behauptete, daß diese kalten Umschläge mir das Fieber ‚herausziehen' würden. Wenn diese Umschläge frisch aufgelegt waren, empfand ich für ein paar Minuten Erleichterung, aber bald kam die Hitze wieder, und ich hatte den Eindruck, vor Fieber zu verbrennen. Ich glaube keinen Augenblick, daß mir diese Umschläge geholfen haben.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

Zum Problem werden konnte auch die Behandlung der Folgen eines überstandenen Typhus, denn er bewirkte eine allgemeine Schwächung des Organismus mit all ihren folgenreichen gesundheitlichen Auswirkungen. Entscheidend konnte hier natürlich eine gute Ernährung sein, um die es im Lager nicht günstig bestellt war, sowie die Wiederanpassung des Organismus an seine normalen Funktionen. Oftmals leisteten die Kollegen des Häftlings selbstlose Hilfe. Jadwiga Trębasiewicz

berichtet von den Umständen ihrer Genesung nach dem Typhus:

»Nach dem Typhus fielen mir die Haare aus, die gerade erst nachgewachsen waren. Statt auf dem Kopf waren die Haare auf dem Sägespänekissen. Mir wackelten auch sämtliche Zähne; es war sehr schwer, zu beißen oder zu sprechen, denn ich hatte den Eindruck, ich würde sie gleich wie Fruchtkerne ausspucken. Auf der Nachbarpritsche lag eine Professorin aus Radom mit ihrer tuberkulosekranken Tochter. Eines Tages bekam sie ein Päckchen und bereitete belegte Brote, indem sie geräucherten Speck für das Brot schnitt. Der Geruch und der Anblick der geräucherten Speckseite brachte meine Verdauungsorgane völlig durcheinander, und als ich die Qualen des Zusehens und Riechens nicht mehr ertrug, schlug ich ihr vor, mir ein Stück Schwarte von der Speckseite zu verkaufen, und zwar für die ganze Brotration vom Abendessen. Die Nachbarin schnitt ein Stück Schwarte ab, ohne etwas dafür zu verlangen und bot es mir an. Der himmlische erste ‚Mundkontakt' der harten Speckschwarte wurde zum wichtigsten Ereignis meines Lagerlebens. Ein paar Tage lang kaute ich an der Schwarte, nächtelang, fast ohne zu schlafen. Die feste Schwarte wurde weich und immer kleiner, bis sie schließlich aufgegessen war. Da hörten meine Zähne auf zu wackeln, sie waren gerettet.«

Im Lager drohten auch Tuberkulose und andere Lungenerkrankungen, vor allem Lungen- und Rippenfellentzündungen. Die einzigen Heilmittel gegen diese Krankheiten, die man sich selbst beschaffen konnte, waren Hundefett, das seit langem den Ruf genoß, gegen Tuberkulose zu wirken, und Kräuter – Klette, Wegerich, Thymian, Huflattich und andere. Bei hohem Fieber legte man kalte Umschläge an:

»Als Anfang 1944 in B II f der Block für die Tuberkulosekranken eingerichtet wurde (Block 17), erzählte mir der Leiter des Blocks, Dr. Alfred Fiderkiewicz, daß sich die Kranken mit Hundefett zu heilen versuchten. Das geschah natürlich heimlich und gegen den Willen der Ärzte, mit Fett aus Paketen, die die Häftlinge von zu Hause bekamen. Die Unglücksraben, die an die Wirksamkeit dieses ‚Heilmittels' glaubten, stopften sich manchmal bis über die Ohren damit voll und fielen dann in der Regel einem Katarrh des Magendarmtraktes zum Opfer. Es bedurfte wirklich des großen Einsatzes von Dr. Fiderkiewicz und Dr. Epstein, um die Unglücklichen davon zu überzeugen, daß dies keineswegs ein Wundermittel war.«
(Stanisław Zasacki)

»Gegen Lungenerkrankungen auch Wegerich, vor allem der lanzettförmige, Schachtelhalm, Malve, Huflattich und Beinwurz.« (Genowefa Ułan)

»Kompressen mit kaltem Wasser (in der Lagersprache ‚Packungen' genannt) wandte man bei Anzeichen von hohem Fieber an, wobei oft die Diagnose Lungenentzündung vorlag.« (Julian Kiwała)

Man sollte hier ergänzen, daß bei Entzündungen der oberen Atemwege Zwiebeln und Knoblauch, mit Zucker zerrieben, geschluckt wurden.

Bei der häufig auftretenden Angina verschafften sich die Häftlinge Linderung durch Spülungen mit Salzwasser oder – wenn sie zu bekommen waren – mit Salbei und Kamille. Verwendet wurde auch der bewährte Knoblauch.

»Ich hatte in Auschwitz eine Halsentzündung (Angina) bekommen, meine Drüsen (Mandeln) waren stark entzündet, die Speiseröhre war völlig verstopft, ich hatte sicherlich über 39 Grad Fieber (es gab keine Fieberthermometer), und trotzdem ging ich zur Arbeit, um beim Aufenthalt im Krankenbau nicht etwa ‚ins Gas' geschickt zu werden. Durch Beziehungen besorgte ich mir Salz und schluckte es mit dem Speichel, ungefähr alle halbe Stunde, bis das Salz die Geschwüre verätzt hatte und die Speiseröhre wieder ‚in Aktion' war – nach der Anwendung von Salz war ich in vier Tagen gesund. Ich hatte mir diese Krankheit zugezogen, als ich beim Verlassen des Dampfbades direkt nach draußen laufen mußte, im Januar, bei Temperaturen unter Null Grad, wobei es schneite; wir mußten splitternackt warten, bis sich die ungefähr 500 Menschen in Fünferreihen aufgestellt hatten, um dann zum Block zu marschieren. Erst dort konnten wir uns anziehen. Bei den nächsten ‚Bädern' lief ich gleich nach dem Verlassen des Gebäudes auf der Stelle, um den Körper nicht abkühlen zu lassen, und das hat geholfen.« (Stanisław Stolarz)

»Wenn ich mich, natürlich zur Winterzeit, erkältet hatte, dann spülte ich nach jedem heißen Duschbad, bei dem ich starke Kopf- und Halsschmerzen bekam, die Kehle mit Salzwasser aus; dazu aß ich gehackten Knoblauch mit Salz und rieb mir – wenn ich genug Knoblauch hatte – damit die Schläfen und die Nasengegend ein, das ist alles.« (Józef Lula)

»Was die Krankheiten im Lager betrifft, so hatte ich keine Möglichkeit, irgendwelche pharmazeutischen Heilmittel zu bekommen. Wenn ich dagegen eine Mandelentzündung bekam, was oft der Fall war, versuchte ich, Salbei oder Kamille aufzutreiben, natürlich im Rohzustand.« (Stefan Szostak)

Von einer sehr seltsamen „Halskur" schreibt Genowefa Ułan:

»Halskrankheiten konnte man angeblich mit verschwitzten Strümpfen heilen, aber das war sehr schwierig, denn selbst wenn ein Häftling Schweißfüße hatte, dann besaß er meist keine Socken, ja nicht einmal Fußlappen. Wenn man jedoch Glück hatte und so einen Strumpf oder eine Socke bekam, umwickelte man sich damit den Hals, und das soll geholfen haben.«

Bei einer eitrigen Mandelentzündung wendete man gleichfalls Salbei, Kamille und ähnlich wirkende Kräuter an. Kräuter wurden auch roh gekaut, wenn man keine Möglichkeit hatte, sie aufzugießen. Man versuchte auch – davon berichtet Maria Slisz-Oyrzyńska – Eiterbeutel im Rachen mit mechanischen Mitteln zu beseitigen, indem man sie durch Schlucken von

trockenen, scharfkantigen Brotstücken zum Platzen brachte und den Inhalt ausspie.

»Während der Weihnachtsfeiertage 1944 erkrankte ich an einer Mandelentzündung: Es war eine sehr bösartige, toxische Angina. Ich erstickte fast, konnte nichts schlucken. In den ersten Tagen vermutete Dr. Janina Węgierska sogar, daß es Diphtherie sein könnte. Ich bekam ein gutes Weihnachtspäckchen von zu Hause, aber ich konnte nichts schlucken. Da half mir wieder Zosia Pracka auf ihre eigene Art: Sie brannte Brotkruste an, ließ sie mich beißen und große Stücke des harten, angebrannten Brotes hinunterschlucken. Ich biß und schluckte sie mit Gewalt, unter großen Schmerzen, und als ich schon keine Hoffnung mehr hatte, daß diese Kur mir helfen könnte, spürte ich plötzlich eine große Erleichterung, ich verschluckte mich und spuckte eine Art grauen Belag mit viel beigemischtem Blut aus. Vielleicht war es keine Mandelentzündung oder Diphtherie, sondern ein Geschwür in der Kehle. Jedenfalls hatte diese Behandlung gewirkt.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

Kazimierz Rogalski versuchte eine Entzündung der Nasenhöhlen mit einem Aufguß von Mohnköpfen zu heilen, die ihm von außerhalb des Lagers arbeitenden Kollegen gebracht worden waren. Er hatte damit Erfolg.

Von hartnäckigen Katarrhen befreite man sich auf sehr vielfältige Weise, indem man Kräuter, Schröpfköpfe und sogar sog. „Hackmassagen" anwendete, die in einem schmerzhaften Beklopfen der Haut am Brustkorb mit der Handkante bestanden.

Gegen Erkältung hatten manche prominenten Häftlinge auch noch eine andere „Arznei": „organisierten" Schnaps.

Durch die tägliche Einnahme von Zwiebeln und Knoblauch heilten manche Häftlinge die im Lager häufig auftretende Bindehautentzündung.

»Im Sommer 1944, noch im Zigeunerlager, erkrankte ich an einer sehr lästigen Bindehautentzündung; das Tageslicht blendete mich so sehr, daß ich nur dann aufstand, wenn *Lagerarzt* Mengele angekündigt war. Weder die Bemühungen der Ärzte noch Arzneien brachten entscheidende Besserung, bis mir eines Tages ein Bekannter, kein Arzt, riet, täglich drei Knoblauchzehen oder eine kleine Zwiebel zu essen. Das hat mir geholfen, und ich bin ihm noch heute für diesen Ratschlag dankbar; dabei weiß ich gar nicht, ob er noch lebt.« (Gertruda Dubowska)

Rheumatische Beschwerden, Hexenschüsse, Bandscheiben- und Ischiasschmerzen linderte man auf sehr verschiedene Weise: Man verwendete Brennessel, mit der man sich absichtlich verbrannte und die an die schmerzenden Hand- und Fußgelenke gelegt wurden. Man benutzte Bienen und Wespen, deren Stiche sich als wirksam erwiesen. Die schmerzgeplagten Körperstellen rieb man mit scharfen Chemikalien oder (wieder!) mit Urin ein.

»Bei Rheumabeschwerden schlug man sich mit frischer Brennessel.« (Andrzej Michniak)

»Ich erinnere mich, wie in den ersten Monaten meines Aufenthalts im Lager irgend etwas mit meinem Knie geschah, so daß ich das rechte Bein nicht biegen konnte. Das behinderte mich, besonders beim Laufen, und ich fiel dadurch immer öfter auf. In dieser Situation war ich ziemlich hilflos. Nach einiger Zeit kam ich zu der Überzeugung, daß ich das kranke Bein um jeden Preis biegen mußte, egal was passiert. Mit Hilfe eines Kollegen führte ich das durch. Und es half mir, allmählich konnte ich das Bein wieder bewegen. Den Schmerz im Knie spürte ich noch eine Zeitlang, aber das Bein war nicht mehr steif. Wenn der Schmerz zunahm, stach ich mir auf Anraten eines Häftlings aus Österreich einen Bienen- oder Wespenstachel in dieses Knie; das linderte den Schmerz nach einiger Zeit.« (Jan Lewicki)

»Das Lagerambulatorium verfügte über keine antirheumatischen oder neurotropen Medikamente. Es gab auch keine Schmerzmittel für die Kranken, die im Ambulatorium behandelt wurden. Damals gelang es mir, eine Flasche technisches Terpentin aufzutreiben, das in der Tischlerei und der Malerwerkstatt benutzt wurde. Ich rieb mir die schmerzende Stelle mit Terpentin ein, obwohl es anfangs zu einer Hautrötung und später sogar zu Verbrennungssymptomen kam. Doch das beschädigte Rückgrat tat so weh, daß es mir gleichgültig war, was mit der Haut geschah. Es kam soweit, daß mir beim Einreiben einmal Terpentin aus der Flasche floß und in den After gelangte. Da wurde ich fast verrückt vor Schmerzen. So quälte ich mich über zwei Monate lang, Anfang Oktober 1942 landete ich schließlich bei den Kranken in Block 28. Obwohl ich im Bett lag, ließ der Schmerz nicht nach.«
(Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Ischias behandelte ich mit meinem eigenen Urin; ich rieb mir damit die kranken Körperstellen ein.« (Zofia Filipczyk)

Józef Lula berichtet, daß man bei Hexenschuß von einer primitiven Einrichtung im Lager Gebrauch machen konnte:

»Gegen Gliederreißen, Schmerzen an Händen oder Beinen sowie Quetschungen gab es im Krankenbau die Bestrahlung in einem primitiven Holzfaß ohne Boden, mit einem halben Meter Durchmesser und einem Meter Länge; in diesem Faß waren einige Glühbirnen angebracht. Man stand dort Schlange, um dann ein paar Minuten Gebrauch davon zu machen.«

Bei malariaähnlichen Zuständen und Schüttelfrost tranken manche einen Aufguß aus frischen Blättern von blühendem Flieder oder von Holunderblättern. Wenn Chinin vorhanden war, wurde es auch eingenommen, ja die Häftlinge verabreichten sich in der Baracke sogar eigenhändig Injektionen damit. Von der Anwendung des Flieders berichten Julian Kiwała und Genowefa Ułan. Einen bedauernswerten Zwischenfall bei einer Injektion beschreibt dagegen Maria Emmerling:

»Wie behandelte man die Malaria? Durch Chininjektionen, und manchmal mit einer 10-Milliliter-Injektion von Traubenzucker, Chinin und Kalk. So eine Injektion bekam ich, sie wurde mir von einem Häftling aus Auschwitz verschafft und von einer Kollegin intravenös verabreicht. Das geschah in großer Eile und unter sehr primitiven Bedingungen. Die Einspritzung ging neben die Vene, aber irgendwie hielt ich das aus. Diese Hektik und Angst verursachten manche Ungeschicklichkeit und Ungenauigkeit, wie Injektionen, die danebengingen. Ich habe folgendes gesehen: Meine Kollegin verabreichte auf der dritten Etage des Bettes einer anderen Kollegin eine Injektion gegen Malaria. Diese war sehr dünn, und die Angst und die Eile vor dem plötzlichen Auftauchen der Deutschen waren der Grund, daß die Nadel allzu heftig eingestochen wurde und nicht mehr herausgezogen werden konnte. Die Nadel war bis zum Spritzenansatz eingedrungen. Ich assistierte dabei. Die Kranke wurde ungeduldig, weil sie merkte, daß da irgend etwas schieflief. Und wir konnten nichts machen, die Nadel saß felsenfest. Schließlich drückte ich mit dem Knie gegen den Körper, zog mit ganzer Kraft, und die Nadel ging heraus. Wir wissen allerdings nicht mit Sicherheit, ob sie ganz herausgekommen oder nicht doch abgebrochen ist. Die Patientin bekam eine eiternde Wunde davon, die nach einigen Wochen verheilte. Aber an ihrer Gesäßbacke hat sie bis heute ein Loch.«

Ein anderer Häftling, Maria Elżbieta Jezierska, vertritt die interessante Meinung, Malaria sei eine Krankheit gewesen, die anderen, womöglich gefährlicheren Krankheiten vorgebeugt habe:

»Ich behaupte, daß die Malaria mich vor Tuberkulose, Rheumatismus und Typhus (ich bin eine Ausnahme – ich bekam weder Unterleibs- noch Flecktyphus) bewahrte. Vielleicht sollte mal ein Arzt versuchen, den Rheumatismus mit Malaria zu heilen? Ich schreibe das ganz ernsthaft, ohne jede Naivität.«

Die Kräuterbehandlung, die hier so oft erwähnt wurde, fand auch bei der Behandlung und Linderung anderer Beschwerden Anwendung. So half ein Aufguß aus Heidelbeeren bei häufigen und lästigen Entzündungen der Harnblase. Urintreibend konnte auch die Brennessel wirken. Zur Blutungsstillung, aber auch um Blutungen hervorzurufen, wurden Schafgarbe und Zwiebelschalen benutzt, für den Stoffwechsel Feldstiefmütterchen. Ödeme, besonders an den Extremitäten, behandelte man manchmal mit Umschlägen aus Kohl- und Wegerichblättern (Julian Kiwała). Eine Bestätigung dieser Methode finden wir auch im Bericht von Genowefa Ułan, die außerdem auf die Gefahren hinweist, mit der die Beschaffung dieses „Spezifikums" verbunden waren:

»Gegen Krampfadern und Ödeme an den Beinen wendete man Umschläge aus Wirsingkohlblättern an, aber es war schwierig, sie zu bekommen, weil das Lagerpersonal sehr harte Strafen anwandte, wenn es bei Häftlingen, die von den Feldern zurückkamen, Gemüse oder Blätter entdeckte.«

Auch mechanische Behandlungsmethoden wurden angewandt.

»Gegen Kopfschmerzen – Stirnmassage.«
(Maria Elżbieta Jezierska)

»Schwellungen an den Beinen – man hängte über Nacht die Beine hoch.« (Stefan Krupa)

Auch zur Behandlung anderer Krankheiten wurde auf „Hausmittel" zurückgegriffen. Einige Beispiele:

Nachtblindheit – »Gegen Nachtblindheit zerrieb man Zucker zu Pulver und blies es in die Augen – der Star verschwand.« (Zofia Filipczyk)

Parodontose – »Noch in einem anderen Fall nutzte ich den Rat einer (natürlich nicht ausgebildeten) Häftlingspflegerin zur Behandlung der Parodontose. Im Sommer 1940 empfahl sie mir die Anwendung von Salvarsan (eines Medikaments gegen Geschlechtskrankheiten) und lieferte mir dies Mittel ins Revier. Soweit ich mich erinnern kann, half mir das bei der Heilung des Zahnfleisches.« (Helena Dunicz-Niwińska)

Gelbsucht – »Als ich an Gelbsucht erkrankt war, besorgten mir meine Kollegen Gerstengrütze, und solange die Gelbfärbung nicht verschwunden war, aß ich nichts als Gerstenschleim (der in der ‚Pumpe' [d.i. Pumpraum im Keller von Block 25] gekocht wurde); das hatten mir andere Häftlinge geraten.« (Mgr. Kazimierz Kumala)

Bruch – »Ich erlitt einen Leistenbruch, konnte nicht laufen, und die Arbeit war immer noch sehr schwer. Es konnte keine Rede davon sein, ins Spital zu gehen, jeder hat Angst, sich dort zu melden, denn Kranke gibt es hier nicht. Hier ist ein *Konzentrationslager*, und der Krankenbau war schon 1940 das Tor zum Krematorium. So quälte ich mich bis 1943 mit dem Bruch. Kollegen, ihrer Nummer nach ‚ältere' Häftlinge, besorgten mir einen Bruchgürtel aus dem Lager Auschwitz, ohne daß ich irgend etwas dafür bezahlen mußte; es waren Häftlinge aus Żywiec. Sie belehrten mich gleich, daß keiner der Funktionshäftlinge den Gürtel sehen dürfe, ich sollte mich verstecken, verbergen, bei jedem Schritt auf der Hut sein, ‚denn wenn sie den Gürtel bei einer Selektion entdecken, dann steht es schlimm um dich, Antoś!'« (Antoni Kubica)

Wundrose – »Im Jahre 1941, als ich nach meinem Typhus in Block 20 in Quarantäne lag, konnte ich die Anwendung von Methoden der Volksmedizin gegen eine Krankheit wie die Wundrose beobachten. Neben mir lag ein Häftling, der Wundrose auf beiden Wangen hatte. Nichts konnte ihm helfen, deshalb hatte man ihm vorgeschlagen, sich von einem Quacksalber heilen zu lassen. Heute, nach so vielen Jahren, kann ich mich nicht mehr erinnern, wer das war, aber der Kunstgriff dieses Quacksalbers, den er mehrmals wiederholte, ist mir im Gedächtnis geblieben; er sah folgendermaßen aus: Das Gesicht des Kranken wurde mit einem roten Tuch bedeckt, auf dem

Tuch hatte der Quaksalber kleine Kugeln in Brand gesteckt – ich kann mich nicht erinnern, woraus die Kügelchen waren, aber sie sahen wie Hanfkugeln aus. Entscheidend war auf jeden Fall der Augenblick, in dem die zwei oder drei Kugeln angezündet und das Gesicht des Kranken durch schnelle Bewegungen mit dem roten Tuch gerieben wurde. Ich weiß nicht mehr, ob die Anwendung dieser Methode irgendwelche Heilerfolge brachte, aber ich glaube, der Kranke fühlte sich danach besser.« (Kazimierz Tokarz)

Zum Abschluß dieser Übersicht über verschiedene, teilweise völlig hausbackene (im schlimmsten Sinne dieses Wortes) Methoden sollte darauf hingewiesen werden, daß es sogar möglich war, komplizierte Erkrankungen zu heilen.

»Was die Selbstbehandlung betrifft, so erinnere ich mich, daß ich, als ich schon Pflegerin im Zigeunerlager war, das wir anfangs ebenfalls betreuten, eine sehr schwere Lungenentzündung sowie Entzündungen der Hand- und Fußgelenke und eine Mandelentzündung bekam – ich wundere mich selbst, wie ich das alles lebend überstanden habe; dabei hatte ich weder einen Arzt noch eine Kollegin, die mir hätten helfen können. Mich rettete nur meine kräftige Konstitution und der feste Wille zu überleben. Um das Fieber zu drücken, stand ich einmal auf und holte mir einen Becher Wasser. Ich bekam schöne Worte zu hören, daß ich krepieren würde usw.; an diese Augenblicke denke ich lieber nicht zurück. Ich machte mir Umschläge an Kopf, Armen und Beinen, so wie meine Mutter es getan hatte, und das Fieber sank ein bißchen.« (Gertruda Dubowska)

Das Medikamenten-Problem im Lager

Angesichts des umfassenden und katastrophalen Mangels an Arzneimitteln im Lager war es für Häftlinge immer eine gewaltige Anstrengung, Medikamente aufzutreiben, und oft mußte man dafür auf Brot oder andere für das Überleben im Lager wichtige ‚Güter' verzichten. Man konnte nämlich – besonders in der zweiten Periode des Lagers Auschwitz – zumindest einige Medikamente auf dem Lagerschwarzmarkt eintauschen. Schwer zu bekommen waren übrigens nicht nur industriell hergestellte pharmazeutische Spezifika, sondern selbst einfache Kräuter, die nicht auf dem Kasernengelände von Auschwitz wuchsen und die man auf erfinderische Weise, unter Androhung strenger Strafen und Schikanen, erst ins Lager hineinschmuggeln mußte. Das gleiche galt, wenn auch in geringerem Maße, für das „grünere" Birkenau.

Es gibt viele Belege dafür, daß sowohl der Gebrauch von chemischen Spezifika wie auch der von Kräutern zur Selbstheilung unter den Häftlingen ziemlich verbreitet war. Viele der bisher zitierten Meinungen und Erinnerungen sprechen zweifellos dafür. Wie also sah die Versorgung mit Medikamenten im Lager tatsächlich aus, und aus welchen Quellen stammten sie?

Wir verfügen in dieser Frage über das kompetente Urteil des ehemaligen Häftlings Dr. Jan Sikorski, eines Pharmazeuten, der in der SS-Apotheke in Auschwitz I eingesetzt war und eine [unveröffentlichte] Dissertation „Die Apotheke und die Sanitätsversorgung im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1940–1945" verfaßt hat. Dr. Sikorski unterscheidet drei Quellen: 1) legale (die kümmerliche, vorgebliche, nur symbolische Versorgung aus der SS-Apotheke des Reviers und der sog. ‚Ambulanzen'; 2) halblegale (das „Organisieren" von Arzneimitteln aus der SS-Apotheke und aus „Kanada") und 3) illegale (von „Zivilisten", d.h. im Lagergebiet beschäftigten Arbeitern, durch Schmuggel und auch aus Paketen, in denen Medikamente oft einfallsreich versteckt waren).

Das wird von anderen Befragten bestätigt, die davon berichten, daß es Unterstützung von seiten der in der Apotheke arbeitenden Häftlinge gab, daß das *Sonderkommando* Medikamente aus dem Gepäck von Deportierten sammelte, die zur Vergasung bestimmt waren, und daß der Medikamentenschmuggel mittels Päckchen betrieben wurde.

»Wenn ein Häftling Zugang zur Apotheke in Block 28 hatte (Toliński, Walentynowicz), dann bestand auch die Möglichkeit, von ihm Krätzesalbe zu bekommen (wahrscheinlich eine Mischung aus Teer und Schwefel in Pulverform, die in gewissem Umfang bei diesen Beschwerden half).«
(Kazimierz Japoł)

»Etwas später, schon im Sommer, erkrankte ich an einer anderen Krankheit, und zwar an Wassersucht der Beine. Die Beine schwollen mir so sehr an, daß ich mir nur mit Mühe die Hose anziehen konnte; die Schuhe kriegte ich überhaupt nicht mehr an. An den geschwollenen Körperteilen kam es zu Rötungen und kleinen Pusteln. Ich ging zwar zur Arbeit, aber zwei Kollegen mußten mir ständig helfen, das Lagertor zu passieren, da ich aus eigener Kraft nicht einmal stehen konnte. Am Anfang klebte ich Wegerichblätter auf die Pusteln, weil ich dachte, sie würden das Wasser aus den Beinen ziehen. Andere Mittel, wie verschiedene Salben, halfen mir nicht, und mein Zustand verschlechterte sich, denn statt zu verschwinden, schritt die Schwellung nach oben fort. Dann brachte mir Julek Kiwała einige Prontosil-Pastillen (rote Pastillen von Bayer); davon wurde mein Urin rot, aber zugleich verschwand auch die Schwellung.« (Kazimierz Tokarz)

»Eigentlich konnte von einer Heilbehandlung der Häftlinge nicht die Rede sein; im Rahmen der Selbsthilfe machten die Häftlinge Gebrauch von Arzneimitteln, die von den ausgeladenen Häftlingstransporten zurückgeblieben waren. Die Arzneimittel wurden von den Ärzten bzw. von den Häftlingen unter Anleitung der Häftlingsärzte sortiert und nach Anweisung der Ärzte verwandt.« (Józef Kołodziejczyk)

»Eine sehr wichtige Rolle kam dem Schmuggel von Arzneimitteln in Lebensmittelpaketen zu. In solchen Paketen erhielt ich von meiner Familie Zucker, vermischt mit pulverförmigen Vitaminen, und auch ein- oder zweimal Glukose und Kalkspritzen, die in Schmalzbüchsen versteckt waren und glücklicherweise von den deutschen Kontrolleuren, die die Pakete durchsuchten, nicht entdeckt wurden. Diese Arzneimittel

hatten während meiner Krankheiten eine geradezu unschätzbare Bedeutung für mich.« (Zofia Przanowska)

»Ich selbst schmuggelte Medikamente, die ich von der Zivilbevölkerung bekam, ins Lager Auschwitz, z.B. Tabletten mit Gebrauchsanweisung, Bandagen, Salben oder Spritzen und gab sie Ärzten, deren Namen ich nicht mehr in Erinnerung habe.« (Antoni Kubica)

Auch Heilkräuter wurden ins Lager geschmuggelt:

»Manche Kommandos, die außerhalb des Lagers arbeiteten, brachten, von einigen Ärzten dazu aufgefordert, verschiedene Kräuter, Blüten usw. mit zurück. Darüber berichtete u.a. der Kollege Nikodem Pieszczoch, der vom Kommando *Soła-Regulierung* Heilmittel in den Häftlingskrankenbau brachte. Das geschah natürlich im Verborgenen, damit die SS nichts davon merkte. Auch andere Arzneimittel kamen auf diesem Wege ins Lager. Sie wurden entweder im Gebüsch an der Soła versteckt oder über zivile Arbeiter vom Pfarrer in Oświęcim und von anderen Priestern z.B. aus dem Salesianer-Kloster [in Oświęcim], geliefert.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

Der Mangel an Arzneimitteln im Lager ließ ihre Preise auf dem Schwarzmarkt ständig steigen. Ihre Besitzer tauschten sie vor allem gegen Brot, aber auch gegen seltene und gesuchte Artikel aus den Paketen, die ein Teil der Häftlinge von ihren Familien bekam. Man konnte, zumindest theoretisch, alle erdenklichen Spezifika kaufen.

»Auch gegen Malaria bekam ich für ein Lebensmittel aus einem Paket zwei Spritzen, die sich als sehr wirksam erwiesen.« (Wanda Brühl)

Nicht immer jedoch waren die Arzneimittel – trotz der ungewöhnlichen Gelegenheit, sich mit Brot zu „bereichern" – Handelsobjekt. Es kam vor, daß die Arzneien Bedürftigen umsonst abgegeben wurden, aus edleren Beweggründen oder aufgrund der Tätigkeit des Untergrunds in Auschwitz, der Widerstandsbewegung im Lager, die ihre Zentren ja in den Reviergebäuden hatte.

»Der Zufall und sicher auch die organisierte Tätigkeit guter, der Sache ergebener Menschen hatte es so gefügt, daß ab und zu ein Häftling vom Revier auftauchte und einem eine Aspirintablette (vor allem dies) in die Hand drückte. Wir teilten eine solche Tablette in mindestens vier Teile und schluckten sie dann in unserem engen Kreis (immer brauchte irgend jemand ein Medikament). Das geschah nicht oft, aber doch einige Male.« (Edward Garwoliński)

Da es ständig an Medikamenten fehlte, da sie ungewöhnlich schwer zu bekommen und dabei teuer und von allen gesucht waren, ist es psychologisch verständlich, daß wahrscheinlich die meisten Häftlinge vorbehaltslos an ihre Wirkung glaubten. Daher auch die große Popularität aller, oft entgegen der Gebrauchsanweisung eingenommenen Medikamente, und selbst solcher ohne jede Heilwirkung (der Placebos). In dieser Situation gesteigerten Glaubens an Medikamente kam es zu Heilungen, die vom rationalen Standpunkt schwer zu erklären sind, immer vorausgesetzt, die amateurhafte Diagnose war richtig gestellt. Selbst ein gut durchkautes Stück Brot konnte zum Arzneimittel werden.

»Eine zu Brei zerkaute Scheibe Brot diente mir als wichtigstes Gegenmittel gegen alle möglichen Lagerkrankheiten.« (Edward Garwoliński)

Man war von der Wirkung von Kräutern und der anderer Heilmittel überzeugt, begründete diesen Glauben aber unterschiedlich.

»Ich glaube an die Pflanzen und nahm sie ein, weil wir während des Ersten Weltkriegs auf dem Land gewohnt hatten und ich mich erinnerte, daß meine Mutter uns damals nur mit Kräutern geheilt hatte.« (Stefan Szostak)

Manchmal legten die Häftlinge jedoch auch übermäßigen Wert auf den Besitz und die Anwendung von Heilmitteln – mit tragischen Folgen, besonders wenn sie zum eigenen Schaden auf Brot und andere Lebensmittel verzichteten, nur um Medikamente aufzutreiben.

»Der Glaube an Medikamente. Leider ist der Medikamentenmißbrauch keine so neue Erscheinung. Er kam auch im Lager vor. Gott behüte, was für Arzneimittel konnte man auf dem Schwarzmarkt im Lager auftreiben! Mein älterer Kamerad kam direkt aus dem Gefängnis nach Auschwitz, in einem Zustand äußerster Erschöpfung. Man nahm ihn im Krankenbau in Block 28 auf. Ein polnischer Arzt, mit dem ich sprach, aber dessen Namen ich nicht wußte, nahm sich seiner an. Dieser Arzt sagte, ‚er könnte sich vielleicht noch aufrappeln'. Man müsse ihn nur gut ernähren. Leider konnte ich dem Kameraden nicht viel helfen. Ich besuchte ihn im KB, doch sein Zustand blieb unverändert schlecht. Er bat mich um Arzneimittel. Ich hatte keine Möglichkeit, sie zu bekommen; ich wußte nicht einmal, welche Medikamente ihm helfen könnten. Als ich zwei Tage später wiederkam, erfuhr ich, daß der Kamerad tot war. Er hat wohl blindlings an die Wunderwirkung von Medikamenten geglaubt. Seine ganze Lebensmittelration tauschte er gegen Pillen, mit denen er sich auf eigene Faust zu heilen suchte. Angeblich gab er alles, was man ihm brachte, für Arzneimittel weg. Mit einem Wort, er aß nichts außer Pillen, und das war sein Tod. Dies war ein zwar seltener, aber wohl nicht der einzige derartige Fall.« (Tadeusz Szymański)

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß Medikamente auch im Lager hergestellt wurden. Es handelte sich um eine fachmännische Produktion, die im Lagerlabor erfolgte und für den Reviergebrauch bestimmt war; aber es gab auch eine Amateurproduktion, obwohl sie sicherlich nach den Ratschlägen von Fachleuten durchgeführt wurde.

Erwähnt wurde bereits die Produktion von Krätzesalbe, dazu zwei weitere Zitate:

»Auf dem *Bauhof* produzierte man ein Schmiermittel, dessen Grundbestandteile Schwefel und Öl waren und das mit gutem Erfolg bei der Krätzebehandlung verwendet wurde.« (Karol Holler)

»In der Anfangszeit des Reviers in Auschwitz gab es sehr wenige Arzneimittel. Die Lage war schwierig. Zwei junge Kollegen, nämlich Nicet Włodarski (genannt ‚Prontosil') und Witek Kosztowny (genannt ‚Gonokokkus') – heute beide angesehene Ärzte – organisierten im Lager ein analytisch-medizinisches Rumpflabor, wobei sie sich der Kenntnisse aus ihren Elternhäusern (Arztfamilien) und der Ratschläge von Kollegen bedienten. Dort nahmen sie nicht nur Analyseuntersuchungen vor, sondern stellten auch Injektionsflüssigkeiten her, die von den Kollegen intravenös angewandt wurden, ohne daß es je zu allergischen oder pyrogenen Reaktionen gekommen ist. Sie produzierten physiologische und gesättigte Kochsalzlösungen, natürlich aus Speisesalz, und 5%- und 10%ige Traubenzuckerlösung aus Saccharosepulver. Dieses Pulver wurde – wie auch andere Medikamente – in oft schon geöffneten Originalverpackungen aus Paketen von zu Hause ins Revier geliefert und kam allen zugute. Das alles kam häufiger vor, aber heute, nach 36 Jahren, ist es schwer, alle Einzelheiten zu beschreiben.« (Dr. Kazimierz Hałgas)

Die Behandlungsmöglichkeiten und die zur Verfügung stehenden Medikamente waren in einem Vernichtungslager – wie aus den bisherigen Feststellungen klar wird – nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Deshalb zählte jede potentielle Hilfsquelle, ob legal oder illegal: was im Revier vorhanden war und den Kranken helfen konnte, als auch Dinge, die aus den Magazinen der SS gestohlen oder aus dem sog. Kanada (also dem Gepäck der direkt zur Vergasung geschickten Menschen) aufgetrieben worden waren, ebenso wie die Erzeugnisse des Lagerlabors, die den Häftlingsärzten zur Verfügung gestellt wurden, und Medikamente, die von Zivilisten, mit denen die Häftlinge bei der Arbeit in Kontakt kamen, beschafft und dann unter Lebensgefahr ins Lager geschmuggelt wurden. Aber all das vermochte den ungeheuren Bedarf nur zu einem kleinen Teil zu befriedigen.

Schlußbemerkungen

Kehren wir noch für einen Augenblick zu dem infernalischen Bild der Lebensverhältnisse im Lager zurück, das Jadwiga Trębasiewicz aufgrund eigener Anschauung glaubwürdig skizziert hat:

»Jeden Tag, wenn wir zur Arbeit gingen, sammelten Autos die vor den Blöcken, oft im Dreck liegenden und immer schmutzigen *Durchfall*- und Malariaopfer ein. Während der Krankheit kletterte ich von der oberen Pritsche ganz nach unten, auf den Fußboden. Bedeckt mit einem dünnen Laken, wedelte ich ständig, um die umherlaufenden Ratten abzuschrecken. Vor Wanzen, Läusen und Flöhen gab es keinen Schutz. Auch vor dem Urin nicht, der aus der Blase der über mir schlafenden Kameradin floß. Die Kranken, die auf den oberen Etagen, an den Fenstern, schliefen, verrichteten ihre Notdurft nachts in ihre Schüsseln, die sie dann samt Inhalt nach draußen warfen. Morgens sammelten die Stubenältesten diese Schüsseln ein – rund um den Block lag alles voll damit –, wischten sie aus, so gut es ging, meistens mit Papier, um sie dann bei der Ausgabe des Mittagessens, der Kohlrübensuppe, denen auszuhändigen, die keine Schüsseln hatten. Alle saubereren Schüsseln nahm man immer mit an den Arbeitsplatz.«

Lassen wir einmal die hygienischen Aspekte der hier dargestellten Lebensbedingungen, die zwangsläufig zu furchtbaren Epidemien von Infektionskrankheiten im Lager führen mußten, beiseite, beachten wir vielmehr, daß diese Lebensbedingungen unmenschlich waren, weil sie den Menschen psychisch vernichteten, ihn jeder Hoffnung beraubten, ihn zermalmten und geradewegs zum Muselmann machten und zum Tode führten.

Mit Sicherheit kann man sagen, daß die, die das Lager überlebt haben, entweder irgendwann zu dem Schluß gekommen sein mußten, ihre psychische Widerstandskraft als elementare Voraussetzung für das Überleben unbedingt zu stärken, oder aber instinktiv und gar nicht bewußt großen Wert auf alles legten, was ihren Lebensmut aufrecht erhielt.

»Wie oft mußte ich mitansehen, daß körperlich starke Menschen schon nach wenigen Tagen im Lager zusammenbrachen. So geschah es u.a. mit Małgorzata J. aus Odrowąż, mit Stasia G. aus Jordanów, oder mit Aniela P. aus Waksmund. Weder aufmunternde Worte noch die Pflege, soweit sie im Lager möglich war, konnten ihnen helfen. Sie verloren zusehends an Gewicht, wurden durch Schläge niedergestreckt oder gerieten auf dem Wege zur Vernichtung allzu bald in das Stadium des Muselmanns.« (Mgr. Mieczysława Chylińska)

»Ich war fest davon überzeugt, daß gutes seelisches Befinden und der Glaube, das Lager überleben zu können, eine sehr wichtige Voraussetzung war, um im Konzentrationslager gesund und lebensfähig zu bleiben. Daher versuchte ich, als ich nach Auschwitz kam, immer ein Lächeln im Gesicht, Fröhlichkeit und Heiterkeit zu bewahren; ich bemühte mich, nicht an zu Hause und meine Familie zu denken und die Sehnsucht nach meinen Angehörigen loszuwerden. Ich wünschte, daß meine Auschwitzer Umgebung ebenfalls diese Einstellung besäße, um das Lager überleben zu können. ‚Je größer das Elend, desto wilder tanzt der Zigeuner', wiederholte ich mir im Geiste. Das half mir und ließ mich ruhig alle Beschwerden und Erniedrigungen ertragen.« (Roch Wystrach)

»Unter den unmenschlichen Bedingungen, in einem Meer des Bösen und der sittlichen Verderbnis mußte man sich psychisch abhärten. Als ich während der Entlausung nackt an dem mit Kreosol gefüllten Bottich Schlange stand, sagte ich

mir: Ich habe mein Leben nicht zwecklos bekommen; obwohl ich leide, ringe, kämpfe, fühle ich doch, daß dies einem Zweck dient; ich muß überleben.« (Priester Konrad Szweda)

»Der psychische Zusammenbruch ist unter solchen Lebensumständen beinahe noch gefährlicher als der körperliche! Psychisch bin ich nie zusammengebrochen und versuchte oft, das meinen zahlreichen Kameraden klarzumachen. Was dieses Problem betrifft, bestärkte mich jeder Tag in der Überzeugung, daß ich hundertprozentig recht hatte – sah ich doch Dutzende von Kameraden, die nach dem psychischen Zusammenbruch nur zu bald aus dem Lager verschwanden.«
(Tadeusz Krupiński)

»Bände müßte man noch darüber schreiben, daß nicht nur der Körper, sondern auch die Seele im Lager Hilfe brauchte. Heute mögen wir lachen über die sog. ‚Scheißparolen', mit denen wir uns gegenseitig Mut zum Leben machten. Einer flüsterte dem anderen ins Ohr, daß die Fritzen eins in den A... kriegen würden – nicht mehr lange, du wirst sehen... nur mal erst bis zum Frühling.« (Tadeusz Szymanski)

Bei allen Aktivitäten, die die Abhärtung oder Selbstabhärtung des Häftlings zum Ziel hatten – sowohl den ganz bewußten, als auch den kaum bewußten oder instinktiven – handelte es sich um eine Art Psychotherapie, die zugleich Vorbeugung wie Behandlung war.

»Insgesamt glaube ich, daß die psychische Widerstandskraft und das Bewußtsein der Zuneigung und Hilfe von seiten der Kameraden im Lager sehr dabei halfen, gesund zu bleiben bzw. Krankheiten im Lager zu ertragen und zu heilen. Auch der feste Glaube ans Überleben tat das Seinige.« (Arnold Andrunik)

»Wenn es keine Heilmittel gab, war ein Lächeln, ein brüderlicher Rat oder ein kameradschaftlicher Hinweis die einzige Arznei gegen die seelische Niedergeschlagenheit. Man sollte nicht vergessen, daß die Religion im Lager eine wichtige therapeutische Rolle erfüllte. Ich erinnere mich, wie Gut, ein Zollbeamter aus Nowy Bytom, mit hohem Fieber auf den harten Bodenbrettern in Block 16a lag. Aus dem Handgelenk seiner rechten Hand floß blutiger Eiter. Er sprach leise immer wieder die Worte: ‚Jesus, ich liebe dich!'. Die heitere Gelassenheit, mit der er sein Leiden ertrug, und seine Vereinigung mit Gott flößten uns Bewunderung ein.

In einem ‚Muselmann', der mit einem dreckigen Lumpen bedeckt war, erkannte ich Prof. Tadeusz Dobrowolski, einen Polonisten vom Gymnasium in Rybnik. Wie staunte ich, als ich das Schnürchen mit den zehn Knoten in seiner Hand bemerkte! Er ließ sie in tiefem Glauben durch seine Finger wandern und sprach die ‚Ave-Maria' an die Gottesmutter. In dieser Lage wurde der Rosenkranz Symbol eines mächtigen Rettungsseils, das den ertrinkenden Schiffbrüchigen ins aufgewühlte Lebensmeer hinausgeworfen worden war. ‚Hier habe ich erkannt, daß niemand außer Gott uns helfen kann', sagte der Professor, der eigentlich als Liberaler galt.« (Priester Konrad Szweda)

Herzensgüte und Opferbereitschaft gegenüber dem Kranken in diesem Meer von Haß, das das Lager war, konnte – davon zeugen viele Beispiele – den Verlauf der Krankheit beeinflussen. Lassen wir noch einmal den ehemaligen Häftling von Auschwitz und Dachau, den Priester Konrad Szweda, zu Worte kommen:

»Leon Pietrzykowski, Häftlingsnummer 413, Assistent von Professor Stanisław Pigoń von der Jagiellonen-Universität, erzählte den Kranken Episoden aus dem Buch seines Lehrmeisters, ‚Aus Kombornia in die ganze Welt', er trug die ganze Improvisation von Mickiewicz und Fragmente von Słowacki vor. Die Kranken hörten mit Interesse zu, sie vergaßen den Hunger und das Lagerelend. Er half uns mit seinem edlen Geist und seiner Herzensgüte. Den Durchfallkranken wusch er den Kot ab, er kratzte die Würmer von den stinkenden Nekrosen, spülte verlauste Unterwäsche in kaltem Wasser. Auf diese Weise heilte er Kranke, die von den Ärzten wegen fehlender Arzneimittel schon aufgegeben worden waren.«

Ehemalige Häftlinge, die im Lager erkrankt waren, erinnern sich dankbar an die Ärzte und die Vertreter des Lagergesundheitsdienstes, die allem zum Trotz Grundelemente der Psychotherapie anwandten, indem sie den gequälten und erniedrigten Patienten überall auf menschliche Weise begegneten und sie „normal" behandelten, d.h. mit Herz und Verständnis. In solchen dankbaren Erinnerungen an die Menschlichkeit der Ärzte schwingt die Überzeugung mit, daß sie den Häftlingen das Leben rettete, indem sie ihre Menschenwürde bewahrte.

»Das Häftlingspersonal, das im Krankenbau tätig war und die Kranken versorgte, war unterschiedlich, sehr unterschiedlich. Doch aus der Rückschau nach über dreißig Jahren stelle ich aufgrund der Tatsachen, an die ich mich noch erinnere, fest, daß die Mehrzahl dieser Mithäftlinge, die ihr Leben durch verglichen mit dem Rest der Menschen im Lager vergleichsweise bessere Bedingungen retten konnten, die Idee von Hilfe und Rettung zuhöchst humanitär in die Tat umsetzten. Sie taten mehr, als sie konnten. Sie schöpften alle Mittel der physischen und materiellen Hilfe aus, um dann auf das Arsenal der seelischen Hilfsmittel zurückzugreifen. Ein Wort, eine Geste, ein Lächeln, eine umarmende, stützende Hand, ein väterliches, kameradschaftliches Schulterklopfen konnten unter Umständen mehr bewirken als eine Serie Spritzen. Es war ein unerläßliches, unbeschreibbares und unbeabsichtigtes Einwirken auf die Psyche des gefangenen Menschen. Diese seelische Unterstützung stärkte den Glauben, daß einmal wahr werden würde: ‚Der Schornstein steht zwar fest, doch wir geben ihm den Rest'. Hier strahlte das Schönste im Menschen, seine Güte, seine Liebe, seine Opferbereitschaft. Die polnischen Ärzte in den Lagern, die unsere Kameraden und Mithäftlinge waren, haben diese Prüfung ohne Einschränkung bestanden. Ich empfinde ihnen gegenüber abgöttische Bewunderung und Anerkennung und danke ihnen aus ganzem Herzen für die Hilfe, die ich von ihnen erhalten habe.«
(Ing. Czesław Czerwiński)

»Die Hilfe, die von den Häftlingsärzten erteilt wurde, gab mir mehrmals den Lebensmut zurück und verhalf mir wieder zu seelischem Gleichgewicht. Ich persönlich verdanke den Ärzten sehr viel, vor allem retteten sie mir das Leben und halfen mir später, das Lager zu überleben.« (Jarosław Dawczyński)

»Das Verhältnis der Häftlingsärzte zu den Kranken war sehr korrekt, oft auch herzlich. Im Rahmen dessen, was im Lager trotz aller Einschränkungen möglich war, taten sie für die Kranken, was sie konnten. Deshalb soll betont werden, daß ihre Haltung, ihre psychische Einwirkung trotz des Mangels an Medikamenten den Zustand des Kranken oftmals sehr positiv beeinflußten.« (Alojzy Fros)

Im Grunde kämpften sie darum, dem Häftling wieder Lebensmut zu machen, dessen ausgezehrte „Muselmann"-Gestalt mit kohlegeschwärztem Mund manchmal an den zweidimensionalen Pierot aus einer Albtraum-Pantomime erinnerte. Wie der legendäre, schwerkranke Tristan des Mittelalters starb dieser Häftling sehr bald, hatte er erst einmal die Hoffnung und den Lebenskampf aufgegeben. Im Angesicht des Todes, in der extremsten Gefahr mußte der Wert des Lebens besonders eindringlich empfunden werden. Erst in einer solchen Situation konnte es dazu kommen, daß nach allen, selbst den absurdesten Methoden gegriffen wurde, die das Überleben erleichterten, und sie als vom Himmel gesandte Rettung galten.

Verzeichnis der Befragten

Das folgende Verzeichnis enthält die Namen der ehemaligen Häftlinge, die Berichte zu der Befragung über medizinische Selbsthilfe in Auschwitz-Birkenau eingesandt haben. In Klammern stehen die Häftlingsnummern in Auschwitz.

Arnold Andrunik (21164), Leon Banachowicz (62335), Stanisław Baś (62039), Włodzimierz Borkowski (360), Wanda Brühl (44701), Józefa Bukowska (32111), Mieczysława Chylińska (44658), Józef Ciepły (169400), Roman Czerteżyński (29569), Czesław Czerwiński (2529), Jarosław Dawczyński, Stanisław Drewniak (121331), Gertruda Dubowska (36315), Helena Dunicz-Niwińska (64118), Marian Dybus (678), Maria Emmerling (21968), Zofia Filipczyk (30495), Szymon Filipski (61874), Kazimierz Frączek (27159), Alojzy Fros (136223), Edward Garwoliński (138694), Andrzej Gąsienica-Makowski (5654), Wincenty Gawliczek (10246), Bronisław Gościński (403), Antonina Gryboś-Tajak (29690), Franciszek Gulba (10245), Kazimierz Hałgas (5670), Piotr Hirońi (4668), Karol Holler (7762), Kazimierz Japoll (9172), Maria Elżbieta Jezierska (24449), Julian Kiwała (9143), Michał Kogut (102951), Józef Kołodziejczyk (162409), Kazimierz Krupa (561), Stefan Krupa (123348), Tadeusz Krupiński (224), Artur Krzetuski (1003), Antoni Kubica (7617), Kazimierz Kumala (17374), Jan Kurek (9165), Jan Lewicki (42), Józef Lula (126942), Władysław Łyczkowski (119349), Czesław Łyjak (95848), Józef Majchrzak (33204), Józef Michalski (3668), Andrzej Michniak (24665), Jerzy Mostowski (7221), Wiktor Myrdko (18478), Stanisław Naskalski (75942), Eugeniusz Niedojadło (213), Julian Niewiarowski (5596), Stanislawa Piąty (7558), Jan Piotrowski (67158), Zofia Przanowska (64429), Jadwiga Przędzik (72303), Stanisław Przewdziecki (7779), Zofia Raczyńska (35167), Zygfryd Rębilas (9247), Szczepan Robak (86499), Kazimierz Rogalski (108593), Jerzy Rzeźniak (39237), Jan Sikorski (19086), Maria Slisz-Oyrzyńska (40275), Ryszard Sobczyk (203), Zdzisław Soleski (96244), Jan Starczewski (121625), Józefa Szkodzińska (32293), Stefan Szostak (123014), Konrad Szweda (7669), Tadeusz Szymański (20034), Kazimierz Tokarz (282), Jadwiga Trębasiewicz (44133), Genowefa Ułan (17528), Helena Wiązownicka-Gawęda (20214), Alfons Wrona (109267), Roch Wystrach (10241), Stanisław Zasacki (150155).

Wir danken allen Genannten herzlich, daß sie die häufig schmerzliche Mühe auf sich genommen haben, sich die hier dargestellten Geschehnisse und Vorgänge wieder ins Gedächtnis zu rufen. Diese so außergewöhnliche Berichtssammlung war die unumgängliche Voraussetzung, die hier behandelte Frage, die bisher nur verstreut und marginal dargestellt wurde, überhaupt so umfassend darstellen zu können.

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski

„Die Nächte gehören uns nicht..." Häftlingsträume in Auschwitz und im Leben danach*

Einführung

Träume und Traumvorstellungen spielen bekanntlich in Psychologie und Psychopathologie eine wesentliche Rolle, auch wenn dieses Problem sicherlich noch nicht zufriedenstellend untersucht worden ist. Eine erschöpfende Analyse des sog. KZ-Syndroms ist ohne Berücksichtigung dieser besonderen Sphäre des psychischen Lebens unvorstellbar, obwohl sie sich wissenschaftlich nur schwer beschreiben läßt. Wie aus der Bibliographie im Anhang dieses Aufsatzes ersichtlich ist, wurde das Problem der Träume ehemaliger Häftlinge bereits häufiger bei Befragungen angeschnitten und taucht auch gelegentlich in der Erinnerungsliteratur über die Lager auf.

Bis heute gibt es keine umfassende Arbeit, die sich auf eine größere Anzahl von Berichten ehemaliger Häftlinge zu diesem Thema stützt. Um diese Lücke zu schließen, wurde 1973 an 561 ehemalige Häftlinge von Auschwitz-Birkenau (402 Männer und 159 Frauen) eine Enquete versandt. Die Empfänger wurden darin gebeten, die dort gestellten Fragen zu psychologischen und physiologischen Aspekten der Träume in ihren verschiedenen Lebensabschnitten eingehend und ohne Zurückhaltung zu beantworten und dabei besonders auf die Träume im Lager und die Träume vom Lager sowie damit zusammenhängende Erlebnisse, Erfahrungen und Reflexionen, also auf konkrete Ereignisse aus dem Lager, einzugehen.

Unsere Fragen betrafen unter anderem Art und Qualität der Träume in den verschiedenen Lebensabschnitten, die Erinnerung an Träume, ihren Inhalt und den Einfluß auf die eigene Haltung und das Verhalten im Lager und nach der Befreiung. Außerdem sollten die die Traumbilder hervorrufenden Reize sowie eventuelle Interpretationsversuche zur Sprache kommen. Die Fragen wurden, unter weitgehendem Verzicht auf eine den Zugang erschwerende Fachterminologie, so formuliert, daß sie von einer Vielzahl von Personen aus den verschiedensten Berufen und mit unterschiedlichem geistigen Niveau verstanden werden konnten, denn es wurden u.a. sowohl Mitarbeiter von Hochschulen und Vertreter der technischen Intelligenz als auch einfache Arbeiter und Bauern angeschrieben.

In den Jahren 1973 und 1974 trafen von 147 ehemaligen Häftlingen (101 Männern und 46 Frauen) erschöpfende bzw. für das Thema wesentliche Antwortschreiben ein, die zuweilen mehrere Dutzend handschriftliche oder Schreibmaschinenseiten umfaßten. Von den 561 Empfängern hatten also 38,2 % geantwortet. Obwohl im allgemeinen angenommen wird, daß sich Frauen stärker als Männer für Träume interessieren, sie leichter im Gedächtnis behalten und sich bereitwilliger dazu äußern, haben auf unsere Umfrage relativ mehr Männer (101, also 39,8 %) als Frauen (46, also 34,8 %) geantwortet. Männer verhalten sich ihren Träumen gegenüber bekanntlich reservierter als Frauen, in unserem Falle haben fast alle Befragten, Männer und Frauen, das Problem mit großem Ernst behandelt; möglicherweise eine Folge der charakteristischen Stärke des KZ-Traumas, die sich u.a. in den Traumparametern äußert.

Unter den Einsendern dominieren ehemalige Häftlinge, die durchschnittlich im Alter von 21 bis 25 Jahren verhaftet worden waren; zum Zeitpunkt der Befragung waren sie also überwiegend zwischen 56 und 65 Jahren alt. Unser ältester Einsender war 1974 92, der jüngste 51 Jahre alt. Die Menschen, die auf unseren Fragebogen positiv reagierten, gerieten also zumeist als junge, gesunde Menschen und frei von Schlafstörungen in die Hände der Gestapo.

Einige Worte nun noch zu den 61,8 % der Befragten, die nicht geantwortet haben. Es lassen sich zahlreiche mit großer Wahrscheinlichkeit zutreffende Gründe anführen, aus denen eine so große Zahl ehemaliger Häftlinge die enorme psychische und moralische Anstrengung vermeiden wollte, wie es die Rückkehr zu den Lagererlebnissen überhaupt darstellt. Als wichtigster Grund erscheint uns, daß die Befragten vermeiden wollten, sich an die quälenden Traumerlebnisse zu erinnern und sie durch die Beschreibung wieder heraufzubeschwören. Für manche sind Schlaf und Träume sicherlich kein großes Problem, denn sie haben keine Albträume. Andere wieder, so ist es zumindest vorstellbar, behandeln auch belastende Träume als natürlich, sie versuchen weder, sie zu interpretieren, noch sie mit ihrer gegenwärtigen oder früheren Lebensgeschichte in Verbindung zu bringen. Sie sehen deshalb in der Beschäftigung mit diesem Thema keinen deutlich erkennbaren Sinn.

Bemerkungen ehemaliger Häftlinge zum Problem

Unsere Absicht, diese schwierige und spezifische Problematik der Träume zu analysieren, rief bei den Befragten unterschiedliche Reaktionen hervor. Wir trafen überwiegend auf Zustimmung, andere waren skeptisch, auf jeden Fall antworteten uns alle sachlich und verantwortungsbewußt, sehr viele betonten, daß es sinnvoll sei, dieses Thema in einer speziellen Arbeit zu

* Sny więźniów obozu oświęcimskiego [Träume der Häftlinge des Lagers Auschwitz], (1977, H. 1, S. 28–66; leicht gekürzt). Übersetzung: Veronika Körner.

behandeln. Zuweilen war ein Bedauern herauszuhören, daß eine solche Studie erst Jahrzehnte nach dem Krieg entsteht. Dabei ging es nicht darum, daß die Erlebnisse nicht mehr so frisch in der Erinnerung waren, sondern vor allem darum, daß man so lange nicht versucht hatte, dieses zwar vernachlässigte, aber doch brennende Problem zu erhellen.

»Mir scheint, daß der Versuch einer Studie zu dem vom ‚Przegląd Lekarski' aufgegriffenen Thema in jeder Hinsicht lobenswert und ein Gebot der Stunde ist, denn – wenn Sie mich nach meiner bescheidenen Meinung fragen – die Naziverbrechen endeten nicht mit der Okkupation und dem 2. Weltkrieg, sondern ihre Folgen überdauern in der Sphäre psychischer Symptome bis heute, die man nicht messen, wägen oder zählen kann, die aber trotzdem für immer in den deformierten, entstellten und schmerzhaft geschädigten menschlichen Seelen geblieben sind.« (Stefan Kępa)

»Ich schicke Ihnen meine Antwort und bedauere, daß diese traurige und tragische Problematik erst so viele Jahre nach dem Kriege berührt wird, nachdem viele wichtige Dinge ihre Schärfe verloren haben.« (Zofia Czyż)

»An die Träume erinnere ich mich nicht«, antwortet ein anderer, »Ich habe mich auch nie damit beschäftigt, weder vor dem oder während des Krieges noch heute.«

»In meinen Studienjahren beschäftigte ich mich neben meinem Spezialgebiet (Logik im umfassenden Sinne) gleichzeitig mit Psychologie. Dabei machte ich mich auch mit den verschiedenen Traumtheorien bekannt. Ich habe den Eindruck, daß keine dieser Theorien auf meine Traumbilder aus meiner Haft- und Lagerzeit anwendbar ist. Ich kann sie mir nur mit dem tiefen Schock und dem Trauma erklären, die unserer Psyche und unserem Nervensystem ihren Stempel aufgedrückt haben. Diesen Eindruck hatte ich jedenfalls.«
(Janina Kotarbińska)

Dieses Zitat ist eine der wenigen psychologisch kompetenten Stimmen zum Thema Traumdeutung, die wir erhalten haben (Janina Kotarbińska ist ordentlicher Professor an der Universität Warschau). Um so schwerwiegender ist die Auffassung, daß dieser spezifische Bereich des psychischen Lebens ehemaliger Häftlinge wohl kaum mit den für die Traumanalyse von Nicht-Häftlingen geeigneten Termini und Untersuchungsinstrumenten angegangen werden kann. Nicht unerwartet zeigte sich dann aber, daß es uns die Analyse geradezu erleichterte, daß wir über dieses Material verfügten, also direkt den eigenen Erfahrungen entnommene, spontane, authentische, noch nicht durch theoretische und kognitive Positionen deformierte Äußerungen von Nichtfachleuten.

»Ich habe noch nie Bücher über Träume gelesen, weder die bedeutenden Abhandlungen von Freud, noch irgendwelche ‚ägyptischen Traumbücher' oder so etwas. Ich maß und messe den Träumen keine größere Bedeutung bei, und wenn ich an eine Erscheinung glaube, die mit Träumen in Verbindung steht, dann nur an Telepathie. Es scheint mir aber, daß nicht jeder Mensch die von einem anderen Menschen übermittelten Traumbilder empfangen kann, nach meiner Ansicht hängt das von der psychophysischen Gesamtstruktur des jeweiligen Menschen ab.« (Ewa Plechta)

Es ist unseren Einsendern nicht leicht gefallen, sich zu ihren Träumen zu äußern. Ganz bestimmt verbergen sich auch hinter den scheinbar kühlen und objektiven Berichten starke Emotionen, die mehr als ein Dutzend der Befragten andeuten. Einige schreiben darüber, wie stark es sie belastet, wenn sie zu diesem Thema Stellung beziehen sollen:

»Ich habe meine Eindrücke zu dem Thema ohne zu zögern niedergeschrieben. Während ich dies alles darlegte, wurde ich nervös und geriet in immer größere Aufregung. Ich versichere, daß meine Beschreibungen nicht ausgeschmückt wurden. Dazu habe ich ganz einfach kein Talent. Ich habe versucht, leidenschaftslos zu schreiben und die Tatsachen so darzustellen, wie ich sie sehe und empfinde.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Ich könnte das, was ich gesehen und persönlich erlebt habe, beschreiben. Mir werden dabei zwar die Tränen kommen, aber ich bin der Ansicht, daß es unsere Pflicht ist, diese Jahre, in denen der Mensch den Menschen quälte und mordete, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.« (Prof. Jan Dziopek)

»Wir warten geduldig auf den wahren ruhigen und ewigen Schlaf in unserer geliebten Erde an der Weichsel.«
(Stanisław Podoba)

Im letzten Zitat wird ergreifend und nachdrücklich ein Gedanke formuliert, dessen sich viele ehemalige Häftlinge nicht bewußt sind, der aber dafür, wie sie den Schlaf als notwendigen physiologischen Zustand erleben, charakteristisch ist. Auch Einsender, die sich nicht besonders für Träume interessieren, erwähnen zuweilen ernste Beunruhigungen, Beschwerden, Störungen oder gar Albträume. Dabei ist bemerkenswert, daß sie fest davon überzeugt sind, daß diese Abweichungen durch das KZ-Trauma hervorgerufen werden.

»Ich bin hundertprozentig sicher, daß mein Schlaf seit der Zeit der Okkupation, der Haft und des Lagers leicht und unruhig geworden ist und von Traumbildern verschiedener Art beherrscht wird.« (Alfred Skrabania)

»Es vergeht keine Woche, ohne daß ich im Traum wieder im Lager gewesen wäre. Ich schrecke in der Nacht auf und schreie, weil sie mich schlagen.« (Prof. Jan Dziopek)

»Ich interpretiere meine Träume nicht, ich kann darin nichts besonderes sehen, ich muß allerdings feststellen, daß die sehr schweren Lagererlebnisse sich so tief in mein Gedächtnis eingegraben haben, daß ich mich nicht von ihnen befreien kann.« (Stefan Kępa)

Sogar jene, die im Traum keine deutlichen Bilder aus dem Leben im Lager sehen, sind nicht frei von Albträumen, die sie mit dem Lager in ursächliche Verbindung bringen.

»Ich träume nie von der Verhaftung, vom Gefängnis, vom Verhör oder vom Lager, wie es wirklich war. Manchmal, wenn ich etwas über das Lager gelesen habe, träume ich sehr undeutlich etwas zu dem Thema, aber das ist selten. Die häufigste Ursache für solche Träume sind Gefühle, die durch eine besonders ergreifende Szene, oder – mehr noch – durch Lektüre, ein Foto, einen Film usw. hervorgerufen wurden. (...) Warum träume ich nicht vom Lager? Ich bin zu folgenden Schlußfolgerungen gekommen: 1) Weil ich überhaupt in der Lage bin, auf das Gelände des ehemaligen Lagers zu fahren, Fragen des Lagers zu erörtern, über das Lager zu sprechen und KZ-Literatur zu lesen und 2) ich kann all das tun, weil ich ein ‚Siegesgefühl' in bezug auf das Lager habe. Dieses Gefühl rührt von der Tatsache, daß ich überlebt habe, daß sich die Nazis gegen alle Logik und die Realität der damaligen Zeiten als ‚schwächer' erwiesen als ich, der Muselmann, daß mich das Lager innerlich nicht zerbrochen hat, daß ich gegen alle Logik im Lager zurechtkam, obwohl ich auf ein hartes Leben überhaupt nicht vorbereitet war, und schließlich, daß ich das Lager gegen alle Logik im Grunde genommen gesund und kräftiger als vor der Verhaftung verließ, denn ich war gestählt (mit einer kleinen Einschränkung: verschiedene psychisch-nervöse Überraschungen, wie meine Reaktion auf ein paar Takte von ‚Rosamunde'). Dieses ‚Siegesgefühl' erlaubte es mir, die ‚Last' der Erinnerungen vom Bewußtsein abzuwerfen, sie blieb nur im Unterbewußtsein, das sich von Zeit zu Zeit meldet.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Ich habe niemals vom Lager geträumt. Ich habe zwar grauenvolle Träume, aber niemals über das Lager. Das Lager kam in meinen Träumen nie vor.« (Maria Emmerling)

»Nachdem ich nach Hause zurückgekehrt war, hatte ich bis heute niemals ausschließlich Träume vom Lager. Ich hatte und habe zwar Träume, in denen auch das Lager vorkommt, ich träume dann von den Leiden, dem Krieg, fast immer tritt auch eine deutsche Uniform auf und ich als das Opfer erwache in dem Moment, in dem ich einen Stoß erhalten oder gefoltert werden soll. Solche Träume habe ich meist nach einer Aufregung, nach Erschöpfung oder schmerzlichen Erlebnissen. Sie treten auch nach Filmen auf, die den Krieg oder die Gefangenschaft in Konzentrationslagern behandeln oder die sehr dramatisch verlaufen. Diese Träume sind ermüdend, mein Herz rast, im Mund habe ich einen schlechten Geschmack und ich fühle mich schlecht. Ich kann dann nicht mehr einschlafen, wenn ich vor Angst aufgewacht bin und mich dann so schlecht fühle.« (Józef Majchrzak)

Die Verfasser der Berichte beschreiben ihre Beobachtungen aus dem Lager nicht weniger deutlich, bewegt, interessiert und eindringlich als ihre Träume in den Nachkriegsjahren und heute. Dank dieser für ehemalige Häftlinge charakteristischen Überaktivität des Gedächtnisses konnten wir ein zwar qualitativ unterschiedliches, aber allseitiges, für eine kritische Analyse gut geeignetes und umfangreiches Material zusammenstellen, das exakt die Träume vor der KZ-Haft, in der Zeit der Verhaftung, in den Gefängnissen und in den Lagern umfaßt.

So können wir in den folgenden Kapiteln den Versuch unternehmen, eine Reihe von Einzelfragen zu untersuchen, und dabei insbesondere auf die physischen und psychischen Bedingungen des Schlafs und des Träumens im Lager, die Korrelation zwischen Träumen und Krankheiten, die Stimmung und die Thematik der Träume im Lager, den Zusammenhang zwischen KZ-Träumen und Bewußtseins- und emotionalen Störungen, die Rolle des Traums und seine Interpretation im Alltag des Lagers usw. einzugehen. Im Zusammenhang mit den gewissenhaften, detaillierten und durch ihre Authentizität überraschenden Traumbeschreibungen, die sich in das Gedächtnis unserer Einsender eingegraben haben, waren auch einige für einen tieferen Einblick in das hier untersuchte Problem zweifellos notwendige Beobachtungen möglich, die spezifische Träume betrafen (sich wiederholende Träume, antizipierende Träume usw.). Zusammenhängend betrachtet ist dieses Problem ein Element des KZ-Syndroms, das zu den bereits erwähnten langfristigen Folgen der Erlebnisse und Traumen aus dem KZ in Form chronischer Schlafstörungen gehört.

Zum Abschluß dieser einführenden Bemerkungen soll noch auf ein Motiv hingewiesen werden, das in vielen Berichten zum Vorschein kommt und das den Unterschied zwischen der Problematik der Lagerträume und den Fragen des Traums überhaupt hervorhebt. Unsere Einsender weisen immer wieder darauf hin, daß sich in dem Moment, in dem sie in die schockierend unwahrscheinliche und für viele sogar unwirkliche Hölle des Lagers eintraten, gleichsam die Grenze zwischen Schlaf und albtraumhafter Wirklichkeit in ihrem Bewußtsein verwischte. Das mag etwas metaphorisch und poetisch klingen, diese Erscheinung läßt sich aber psychologisch damit erklären, daß nach dem Durchschreiten des Lagertors die biologischen und psychologischen Adaptionsmechanismen der Häftlinge in Gang gesetzt wurden. Reminiszenzen an diese Situation spiegelten sich auch in den Einzelheiten der Träume aus dem Lager wider.

Wie weit sich ehemalige Häftlinge mit dem Problem auseinandersetzen, läßt sich am besten anhand ihrer eigenen Äußerungen zeigen. Lassen wir also zumindest einige Personen zu Wort kommen, die, wenn auch zuweilen mit verständlicher Überspitzung, diesen Aspekt besonders treffsicher beschreiben:

»Ich erinnere mich nicht an die Träume aus dem Lager, denn das ist in meinem Gedächtnis verwischt, so daß ich bis heute nicht weiß, was Traum und was rauhe Wirklichkeit war.« (Bronisław Gościński)

»Einer meiner Träume im Lager war sehr deutlich: Ich gehe durch die Allee im Park und über den Markt nach Hause zurück, in der Ferne sehe ich das Haus im Garten – der Krieg ist vorüber. Ich war so überglücklich, daß ich sogar im Schlaf

dachte, das könne nicht die Wahrheit sein. Um das nachzuprüfen, beschloß ich, mich ins Bein zu kneifen. Aber es kam nichts dabei heraus, offensichtlich träumte ich nur, daß ich mich kneife.« (Ing. Kazimierz Tokarz)

»Ich träumte, Höß, der Lagerkommandant, käme in Block 20 und überreichte mir die Entlassung. Nach dem Aufwachen gab ich meinem Kameraden Artur Krzetuski ein Stück Zeitung und dachte, das wäre die Entlassung. Offensichtlich glaubte ich so sehr daran, daß ich mir nicht darüber klar werden konnte, was Traum und was Wirklichkeit war.« (Jan Liwacz)

»Heute scheint es mir immer wieder, das alles, was ich in Auschwitz gesehen und erlebt habe, ein makabrer Traum war. Wie sollten also jene das verstehen und glauben, die das nicht gesehen haben, und ein Teil unserer Jugendlichen, die Filme, die im Konzentrationslager spielen, sehen, nimmt das Geschehen auf der Leinwand nicht ernst. Während [Wanda] Jakubowskas Film „Die letzte Etappe (das war vor vielen Jahren) habe ich selbst solche Stimmen aus dem Zuschauerraum vernommen: ‚Was für eine Phantasie'. Wir können uns darüber nicht einmal wundern oder erbittert sein, denn ein normaler Mensch ist außerstande, solche Schrecklichkeiten zu fassen.« (Ewa Plechta)

»In den Konzentrationslagern waren der Schlaf und die Träume wie das Leben darin.« (Jan Porębski)

Wenn man sich näher mit den Aussagen und Berichten ehemaliger Häftlinge zum Thema dieses Aufsatzes befaßt, so kann man den Eindruck gewinnen, das ganze Dasein im Lager sei ein Albtraum gewesen, die Lagerträume ein Traum im Traum und die Träume nach der Befreiung die psychische und zuweilen auch physische Fortsetzung des Albdrucks, der auf den Häftlingen im Lager gelastet hatte.

Die Bedingungen von Schlaf und Träumen im Lager

Um die Problematik des Schlafs und des Träumens der Häftlinge in Auschwitz nicht nur in psychoanalytischer oder physiologischer Hinsicht, sondern auch unter sozialen Aspekten zu beleuchten, müssen vor allem wesentliche Faktoren des Lebens im Lager, die mehr oder weniger bekannt sind, dargestellt werden, die sowohl auf die Themen als auch die emotionale Färbung und Qualität der Träume der in den Lagern gefangengehaltenen Menschen und auf ihre Beziehung zur gesamten Sphäre des psychischen Lebens Einfluß hatten.

Die pathologische Anomalität der Nachtruhe-Bedingungen von Häftlingen, die tagsüber ständig malträtiert wurden, mußte zu somatischen und psychischen Störungen führen, die sich auf verschiedenste Weise äußerten, die sowieso schon extrem schwierige Lage der Häftlinge noch komplizierten und ihre Anpassungsmöglichkeiten an das Leben im Lager einschränkten. Es ist heute schwer feststellbar, wie viele Häftlinge dam zusammengebrochen sind oder ihr Leben unmittelbar und f ausschließlich aus diesem Grund verloren. Man kann anne men, daß diese Zahl bedeutend höher war, als das b oberflächlicher Betrachtung der Vorgänge in Auschwitz sch nen mag.

Unter diesen Bedingungen haben sich – unabhängig von d individuellen Eigenschaften der einzelnen Häftlinge, ihr Sensibilität, ihrer Reizbarkeit sowie der Vorstellungskraft ur Intensität ihres psychischen Lebens – bestimmte Gesetzmäßi keiten in den Erfahrungen herausgebildet, die die Häftlinge i Zustand des physiologischen Unbewußtseins im Schlaf mac ten. Ein Beweis dafür sind Berichte, die unabhängig voneina der geschrieben wurden, sehr oft und nicht zufällig d Problematik überraschend ähnlich erfassen und in wesentl chen Punkten Parallelen aufweisen. Die vorliegende Arbe stellt eine Analyse dieser Gesetzmäßigkeiten vor; hier wolle wir noch einmal auf die beklagenswerten Bedingungen hinwe sen, unter denen sich bestimmte Reaktionen herausgebild und „Denkgewohnheiten" während des Schlafs gefestigt habe die Inhalt und emotionalen Rahmen der Traumbilder be stimmten.

Einige Dinge sind zwar allgemein bekannt, sie gewinnen abe eine neue Bedeutung und andere Dimensionen, wenn man si in den Zusammenhang der Häftlingsträume stellt. Die Häftlin ge selbst schreiben auf schockierende Weise in ihren Berichte über Aspekte des Lebens im Lager, die uns bisher nicht bewuß geworden sind, und rekonstruieren zuweilen lapidar, abe treffsicher, inhaltsvoll und plastisch ihre Erlebnisse und Erfah rungen, die mit dem Schlaf im Lager zusammenhängen. Zu Einführung in dieses Thema einige ausgewählte Äußerungen:

»Dabei hing alles von den schrecklichen Schlafbedingunge ab. Die Schlafstelle war eine Koje, etwa zwei mal zwei Meter dazu waren im ‚Parterre' und im ‚ersten Stock' von obe weitere Kojen von etwa 80 Zentimeter Höhe gebaut (man konnte in einer solchen Koje nicht aufrecht sitzen). In der Koje schliefen mehrere Frauen (vier bis zwölf). Es war so eng, daß man schon zu sechst nur auf der Seite liegen konnte, die Beine ausgestreckt; die nächste lag eng an den Rücken der ersten gepreßt, Rücken an Rücken mit ihr lag die dritte. Wenn man sich umdrehen wollte, mußte man alle aufwecken, alle drehten sich dann um und wieder lag man auf der Seite, an den Rücken seiner Nachbarin gepreßt. Wer so nicht schlafen konnte, wer nicht ruhig und unbeweglich liegen konnte und das auch nicht lernen konnte, war in Gefahr, gestoßen, geschlagen oder aus der Koje geworfen zu werden und mußte dann im sogenannten Korridor schlafen und hatte es noch gut, wenn sie dafür einen Tisch fand und nicht direkt auf der Erde liegen mußte. Das kann niemand verstehen, der nicht vor der Wahl gestanden hat: schlafen und leben oder nicht schlafen und nicht leben; wir sechs bis zwölf Frauen sterben alle oder nur diese eine, die sich nicht anpassen kann. Die Brutalität der SS bei der Behandlung der Häftlinge mußte auch Brutalität zwischen den Häftlingen hervorrufen. Aller? Nein, natürlich nicht. Aber im Schlaf kann der Mensch seine Selbstverteidigungsreflexe weniger beherr-

schen. Mangel an Schlaf ist genauso schwer zu ertragen, wie ein Mangel an Essen.

Die Bedingungen für den Schlaf waren immer schlecht: Entweder war es zu kalt oder zu heiß, immer war es stickig und roch nach ungewaschenen Körpern, es war eng, immer gab es Insekten, Wäsche und bequemes Bettzeug fehlten, es gab keine Kissen, Laken, die Matratzen bestanden aus harten Spänen, die man in Säcke gestopft hatte, sie waren hart und ungeeignet und waren auf Bretter gelegt, manchmal mußten wir auch direkt auf den Brettern schlafen (so war es im Sommer 1944 während der großen Entlausung, als wir alle ohne Ausnahme mehrere Tage völlig nackt in den bloßen Kojen ohne Decke schliefen). Es war auch nie still und ruhig, denn im Block befanden sich 500 bis 1000 Frauen, die zumeist an *Durchfall* litten, also immer wieder auf die Latrinen gingen.

Diese Wanderungen nahmen uns viel von der für den Schlaf bestimmten Zeit, denn die Abtritte waren nicht im Block. Man wachte auf, mußte aufstehen, sich anziehen, in die Schuhe steigen und zu einer Baracke gehen, die einige hundert Meter entfernt lag. Das war in der Dunkelheit der Nacht, bei furchtbarem Schlamm oder Schnee und gefrorener Erde und quer über gefrorene Pfützen reichlich anstrengend. Auch am Morgen mußte man dorthin, und zwar noch vor dem Appell, denn während des Appells durfte man nicht wegtreten, auch nicht während des anschließenden ‚Arbeitsappells'. Ebenso durfte man die Marschkolonne zur Arbeit nicht verlassen. Da am Morgen sehr viele Frauen auf das Klosett mußten und die Schwächeren leicht in die Kloake gestoßen werden konnten, mußte man also früh aufstehen, um es noch zu schaffen. Der Morgenruf der *Nachtwache* klang: ‚Auf, auf, zum Klo, scheißt mir hier nicht an die Mauer...', und dieser Ruf war sehr aktuell, denn viele Frauen schafften es nach dem Aufstehen nicht mehr, bis zum Abtritt zu gelangen, weil sie eine Blasenerkältung oder *Durchfall* hatten, andere hatten keine Kraft, rechtzeitig aufzustehen, um es bis dorthin zu schaffen und so war die ganze Fläche zwischen den Blöcken bedeckt mit Kot und Harn. Das war keine Folge von Unordnung oder Faulheit, das war der fehlende Schlaf. Und die Krankheiten. Und die extreme Erschöpfung.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Im Lager gab es wie in den Gefängnissen keine normalen Schlafbedingungen. Kann man von Schlaf sprechen, der Erholung und Entspannung gibt, wenn
- man Hunger und Durst spürt,
- man in der Kleidung schläft, die sich den Tag über mit Schnee, Regen oder Nebel vollgesogen hat,
- man zu acht in der unteren, mittleren oder oberen Koje einer gemauerten, oder später sogar einer Holzbaracke in Birkenau schläft,
- die im Block herrschende Kälte uns in der Nacht aufweckt und wir zu der weit entfernten Sanitärbaracke (was für eine Übertreibung) laufen müssen,
- man in einer Luft schlafen muß, die noch vom Rauch aus den Schornsteinen der Krematorien gesättigt ist,
- man so nahe an der Rampe schlafen muß, daß jeder der ankommenden Züge, die voller Menschen sind und entladen werden, zu hören ist?« (Zofia Pohorecka)

»Schlaf als Erholung? Was ist dazu zu sagen – es gab ihn einfach nicht, es gab nur so etwas wie Sekunden des Schlummerns. Es gab keinen Platz, um sich richtig auszustrecken und zum Schlafen hinzulegen. Die aus Brettern zusammengenagelte Koje, in der ich zu schlafen hatte, war etwa fünf Quadratmeter groß. Darin schliefen 12 Personen, die sich über Kreuz hinlegten. Wenn wir schon ganz starr waren, mußten wir gleichzeitig die Stellung ändern. Überall war es voll von Wanzen, und Ratten huschten hin und her. Unter diesen Bedingungen kann man schwerlich von Schlaf reden. Wir waren sehr hungrig. Damals begann ich, vor Hunger die Fingernägel anzuknabbern. Manchmal gab es neben Albträumen auch angenehme Träume von Essen und Tischen voller Speisen. Nach dem Aufwachen war ich traurig, daß es nur ein Traum war. Ich schloß dann die Augen und versuchte, weiter diese vollen Tische zu sehen. Es war genau wie in dem Märchen vom Mädchen mit den Zündhölzern. Unser Essen bestand aus Gemüseschalen, Grünkohl und manchmal Kohlrüben. Bis heute kann ich das alles nicht einmal mehr sehen.«
(Apolonia Dolińska)

Die hier beschriebenen Verhältnisse waren schwer zu ertragen, besonders während der ersten Zeit im Lager, während der Quarantäne und in der Phase der beginnenden Anpassung. Gewöhnlich bildeten sich eben dann bestimmte pathologische Gewohnheiten beim Schlafen und beim Aufwachen aus und festigten sich; damals entstanden belastende Neurosen, die in vielen Fällen im Lager unterdrückt wurden oder nur unter dem Einfluß spezieller Reize zum Vorschein kamen, dann aber nach der Befreiung wirklich quälend wurden und das Leben des ehemaligen Häftlings, der unter dem sog. KZ-Syndrom litt, in einen wahren Albtraum verwandelten.

»Während der Akklimatisationszeit hatte ich einen sehr nervösen und leichten Schlaf, Ängste und Herzklopfen. Der ständige Anblick von Leichen, die Schreie der SS-Leute, die Schläge und die rauchenden Krematorien, die eintreffenden Transporte, die zur Vernichtung bestimmt waren, all das bewirkte, daß sich dieser Zustand bei mir fast bis zum Ende in Auschwitz aufrecht erhielt. Da gab es noch einen Vorfall: Als ich krank war, erhielt ich von einer Kameradin im Revier drei Kartoffeln, und dafür wurde ich fast bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen. Ein jedes dieser Ereignisse verstärkte die Ängste und die Schlafstörungen. Das wiederholte sich in Bergen-Belsen, wurde möglicherweise noch intensiver. Ich kann mich allerdings heute nicht mehr an die Inhalte der Träume von damals und an die Empfindungen erinnern. Das war ständig ein unruhiger Schlaf voller Ängste und mit Herzklopfen.«
(Józefa Kocząb-Serbeńska)

»In der Nacht konnte man nicht viel schlafen, weil so viele stöhnten; wenn ich eine Zeit lang eingeschlafen war, wachte ich schweißgebadet auf, denn ich träumte ständig, schon im

Krematorium zwischen den Leichen zu liegen.« (Ryszard Sobczyk)

»In den ersten Wochen der Akklimatisierung schlief ich unruhig, im Traum machte ich noch einmal die Untersuchungshaft oder alltägliche Erlebnisse einschließlich der Schläge durch. Bei meinen Kameraden war es ähnlich, denn wenn ich in der Nacht aufwachte, hörte ich von vielen Pritschen Stöhnen.« (Zenon Szokalski)

»Im Lager konnte ich während der Quarantäne wegen der quälenden Enge, die sich kaum jemand vorstellen kann, fast überhaupt nicht schlafen. Als meine Zeit als Zugang dann vorüber war und ich eine Pritsche für mich allein hatte, konnte ich besser schlafen, aber gewöhnlich hatte ich nach ein oder zwei Stunden einen leichten und unruhigen Schlaf, jedes Geräusch und jeder Schrei lösten Herzklopfen und nervöse Angst aus. Als im Sommer 1944 verstärkt Transporte ankamen und immer mehr Unglückliche verbrannt wurden, als ich die brennenden ‚Gräben', in die die Kinder geworfen wurden, und die flammenden Schornsteine sah, konnte ich fast zwei Monate eigentlich überhaupt nicht mehr schlafen. Abends schlief ich zwar ein, aber sofort sah ich im Traum menschliche Schädel in den Flammen, der Rauch drang aus den Augenhöhlen und zwischen den Kiefern hervor; ich schreckte schweißgebadet auf, schlief wieder ein, schreckte wieder auf; immer wieder erschien dieser ‚Schädel', wenn sich das Lager dann beruhigt hatte, ging ich aus dem Block und lief bis zum Sonnenaufgang um die Baracke herum. Seit dieser Zeit verfolgt mich der Geruch verbrannten Menschenfleischs. Nach meiner glücklichen Rückkehr konnte ich weder etwas braten noch eine Einbrenne zubereiten, ich bekam gleich einen Schock!«
(Dr. Katarzyna Łaniewska)

Der Mangel an Dauerschlaf und das Fehlen jeglicher für die Erholung förderlicher Bedingungen sowie die ständig wirkenden physischen und psychischen Faktoren, die einen ruhigen Schlaf erschwerten, die Schmerzen nach Schlägen und von vereiterten Wunden usw. und insbesondere der Druck der Verhältnisse und Erlebnisse vom Tage sowie die Albträume der Nacht hatten zur Folge, daß fast alle Häftlinge das Gefühl hatten, chronisch unausgeschlafen zu sein, was eng mit der Schwächung durch die anderen bekannten Faktoren zusammenhing. Der Effekt war dann natürlich erbarmungswürdig: Schwäche und Konzentrationsschwierigkeiten, abgestumpfte Reflexe und zunehmende Teilnahmslosigkeit führten häufig zum Tode, setzten die Häftlinge der Gefahr aus, von der Wachmannschaft geschlagen und mißhandelt zu werden. Manche Häftlinge entwickelten die besondere Fähigkeit, zu jeder beliebigen Zeit schlafen zu können, sei es während des Marsches, bei der Arbeit oder bei mechanischen Tätigkeiten.

»Die fehlende Regeneration der Kräfte ließ das Schlafbedürfnis derart anwachsen, daß sogar anormale Symptome auftraten: Schlaf im Stehen, Schlaf beim Marsch, Schlaf mit ‚offenen Augen' sowie brutale Reaktionen auf Personen, die einen beim Schlaf störten. Hier sind auch Veränderungen zu erwähnen, die ich noch nicht angeführt habe: Apathie oder Überreizbarkeit, Hypersensibilität sowie Teilnahmslosigkeit und Abstumpfung der Reaktion auf Vorgänge in der Wachzeit (zum Beispiel kulturellen Dingen gegenüber), sogar auf Annehmlichkeiten oder die Anwesenheit nahestehender Personen. In extremer Form traten diese Erscheinungen bei den sog. Muselmännern auf, deren Merkmale meiner Ansicht nach nicht allein durch den Hunger nach Nahrung, sondern auch den Hunger nach Schlaf verursacht wurden. Charakteristisches Merkmal des Muselmanns war es, überall schlafen zu können, also auch im Schlamm, im Kot, sogar zwischen Leichen. (Ich habe zum Glück dieses Stadium des Muselmanns nie erreicht).

Folge dieser Übermüdung – und das nicht nur im Sommer, wenn die Nacht kurz ist – war, daß wir ständig schläfrig waren. Man schlief beim Appell, man schlief auf dem Weg zur Arbeit. Man schlief also im Stehen und im Laufen. Das war möglich, weil immer fünf Frauen Arm in Arm in einer Reihe standen und sich auf die Rücken ihrer Kameradinnen stützten. Im Marsch ging diese Fünferreihe untergehakt. Die erste Reihe des Kommandos konnte nicht schlafen, die übrigen Reihen dagegen gingen rhythmisch und schlafend, instinktiv im Schlaf den Abstand einhaltend. Blieb die erste Reihe stehen, prallte die nächste auf sie und so weiter, alle wachten auf und standen.

Der Schlafmangel bewirkte auch eine Art von ‚Schlaf' mit offenen Augen bei der Arbeit, besonders bei mechanischer: Dabei wurden bestimmte bewußte Funktionen und Beobachtungen ausgeschaltet, monotone und rhythmische Bewegungen, wie zum Beispiel das Schaufeln von Erde, wurden ohne die Kontrolle des Gehirns ausgeführt – gewissermaßen schlafwandlerisch –, die normalen Funktionen der Sinne waren reduziert. Das konnte natürlich sehr schlimm enden, wenn ein SS-Mann bemerkte, daß sich die Schaufel bewegte, aber praktisch nichts auf ihr drauf war. Dabei ist sehr interessant, daß das Unterbewußtsein gewöhnlich vor einer nahenden Gefahr warnte, wenn nicht schon das Flüstern der Kameradinnen davor warnte, daß der Feind näher kommt.« (Maria Elżbieta Jezierska)

Weil die Häftlinge im Lager chronisch unausgeschlafen waren, gab es die weitverbreitete Erscheinung, daß die Häftlinge keine Mühe hatten, einzuschlafen. Schlimmer waren die folgenden Schlafphasen, die häufig aus verschiedenen, hier bereits genannten Gründen unterbrochen wurden. Ein solcher oft mit Albträumen und mit neuen und alten Erinnerungen an Lagererlebnisse behafteter Schlaf konnte verständlicherweise nicht die erwünschte Entspannung und Erholung geben, trotzdem bedeutete es für viele Häftlinge eine Flucht aus dem Lagerstreß, wenn sie schlafen konnten. Dagegen war es für die überwältigende Mehrheit der Häftlinge ein wahrer Alb, wenn sie aufwachten, wie die überaus zahlreichen Berichte zeigen. Die Häftlinge wachten gewöhnlich plötzlich auf, meist dadurch, daß sie brutal, gewöhnlich mit Schreien und Schlägen, aus den Betten geworfen wurden. Es ist bemerkenswert, daß in der Erinnerung der Häftlinge diese Momente und Situationen zu den schlimmsten KZ-Schikanen gehören, ebenso wie die Situationen, in denen sie in der Nacht von sadistischen SS-

Leuten und Funktionshäftlingen geweckt wurden. Das Aufwachen bedeutete, in einen Albtraum zurückzukehren, der viel dramatischer als die Albträume der Nacht war, denn er war real, es war eine Rückkehr zum weiteren Vegetieren im Lager, zur Perspektive eines Tages, der der letzte Tag des Lebens sein konnte, wieder mußte man die lähmende Schläfrigkeit, die Schwäche, den Hunger überwinden und zu der die Kräfte überfordernden Sklavenarbeit zurückkehren, die moralische Last, die Erniedrigung, die Furcht und die Angst wieder auf sich nehmen.

»Eines ist sicher: In der ganzen Zeit meiner Haft in Auschwitz war für mich der Augenblick am schlimmsten und furchtbarsten, egal ob ich etwas geträumt hatte oder nicht, wenn ich am Morgen aufwachte. Dieser Moment war immer lebendig, immer furchtbar – bis zum letzten Tag meines Dahinvegetierens dort.« (Ewa Plechta)

»Aus dem uns dort umgebenden Grauen ‚flüchtete' ich mich des Nachts in den Schlaf, um mich von der Realität im KZ loszureißen, mich etwas zu entspannen und etwas Kraft für den nächsten Tag zu schöpfen.« (Zofia Przanowska)

»Im Lager schlief ich schnell ein (Erschöpfung), häufig fuhr ich aber, ich weiß nicht warum, hoch und fiel dann wieder in den Schlaf zurück. Meine Kameraden waren mir böse, sie behaupteten, nie könne ich ruhig liegenbleiben. Weder im Gefängnis noch im Lager brachte der Schlaf völlige Entspannung und ganz furchtbar war der Schock nach dem Aufwachen beim Anblick der Realität. Da wollte man einen Augenblick wirklich nicht mehr leben. Das Aufwachen war für mich der schlimmste Moment des ganzen Tages.« (Ing. Ryszard Malik)

»Im Lager hatte ich einen nervösen und unruhigen Schlaf und mit der fortschreitenden Auszehrung wurden meine Träume immer mehr zu Albträumen. Morgens nach dem Aufstehen fühlte ich mich geschwächt und müde; dieser Prozeß vertiefte sich mit jedem Tag, den ich im Lager verbrachte.« (Antonina Gryboś-Tajak)

»Ich hatte im Lager keinen ruhigen Schlaf. Zuweilen gewann die Müdigkeit Oberhand, dann schlief ich wie ein Stein, aber immer wachte ich wie von einem Stromschlag getroffen auf, hatte Kopfschmerzen und war meist erschöpft. Ich träumte, daß ich laufe, fliehe, doch ich schaffte es nicht, und wenn ich die mich verfolgenden SS-Leute sah, fühlte ich, daß sie mich schrecklich zurichten würden, wenn sie mich kriegten. Durch den ständig quälenden Hunger träumte ich oft, wie ich mich Regalen voller Brot näherte, von denen ich eines nehmen und essen wollte. In dieser gewaltigen Spannung wachte ich auf und die Enttäuschung verstärkte noch den Schmerz in meinen sich vor Hunger zusammenkrampfenden Gedärmen. Manchmal träumte ich, ich wäre in einem Raum, wo ich von den Eltern ein Mittagessen erhalten sollte; der Tisch war bereits gedeckt, ich sah schon die dampfenden Speisen. Plötzlich kommt ein Fremder mit einer Peitsche herein und verjagt mich. Natürlich erwachte ich in diesem Moment vor Enttäuschung und Schmerz. Häufig träumte ich auch von dem vergangenen Tag und eine mir unmittelbar drohende Gefahr ließ mich aufschrekken. Je schwächer ich mich fühlte, um so schlimmere Traumbilder verfolgten mich, nur meine Reaktion wurde immer schwächer.« (Józef Majchrzak)

Das letzte Zitat führt uns – erstaunlich zusammenfassend – in Grundfragen der Traumbilder und Albträume der Auschwitz-Häftlinge ein, die ihre Träume unter den oben beschriebenen Bedingungen erlebten. Wie fast alle erklärten, die auf unseren Aufruf geantwortet haben, behielten sie die Umstände und den Inhalt ihrer Träume ihr Leben lang im Gedächtnis, wahrscheinlich bedingt durch die Intensität ihrer Traumerfahrungen unter jenen Verhältnissen, da im allgemeinen die Träume im Lager reflektiert und besprochen wurden und man im Kreise der Leidensgefährten versuchte, sie zu interpretieren. Viele Einsender sind fest davon überzeugt, daß manche ihrer antizipierenden Träume prophetischen Charakter gehabt haben, was natürlich ebenfalls begünstigte, daß sie tief im Gedächtnis bewahrt wurden.

Eher zur Ausnahme zählen die Befragten, die ausdrücklich erklären, im Lager entweder überhaupt nicht geträumt zu haben, oder sich an ihre Träume nicht erinnern zu können. Einige versuchen das zu kommentieren und zu erklären, sie entwickeln dazu sogar bestimmte Theorien. Dazu drei Beispiele:

»Ich kann mich nicht daran erinnern, daß ich während meiner Haft in Auschwitz Träume hatte, denn ich mußte schwer arbeiten, ich war unterernährt und auch die Nacht brachte mir keine Erholung. Ich bin der Ansicht, daß das unterernährte Gehirn weder tagsüber noch nachts normal arbeitete und ich dadurch keine Träume hatte. Aber vielleicht habe ich auch etwas geträumt, nur es ist mir gleich am Morgen wieder entfallen?« (Roch Wystrach)

»Ich habe darüber nachgedacht, warum ich mich an manche Träume aus Auschwitz und den anderen Konzentrationslagern nicht erinnere. Sollte ich keine Träume gehabt haben? Das ist wohl angesichts der tagtäglichen schockierenden Erlebnisse unmöglich. In meinem Unterbewußtsein steckte außerdem ein prall gefülltes Paket angesammelter Fakten, das potentiell in den Träumen verarbeitet werden konnte, doch ich wollte mir dessen nicht voll bewußt werden, um nicht wahnsinnig zu werden. Dieses Paket hat sich in den Träumen sicherlich aufgetan und entladen. Möglicherweise überstieg aber die Last der Alltagswirklichkeit alle Traumvorstellungen und verdeckte sie im Gedächtnis.« (Zofia Przanowska)

»Weder vor dem Lager noch nach der Rückkehr hatte ich prophetische Träume. (. . .) Eine Ursache liegt vielleicht in dem streng asketischen Leben des Häftlings, den fehlenden Kalorien und Sexualkontakten, dem Gefühl ständiger Gefahr und Erniedrigung? (. . .) Ich habe versucht, das mit einigen befreundeten Ärzten zu besprechen, aber sie alle schauten mich wie

einen Idioten an (der ich ja wohl nicht bin). Da habe ich dann schnell das Gesprächsthema gewechselt. Für alle Fälle fordere ich hinsichtlich der obigen Aussagen die Einhaltung der ärztlichen Schweigepflicht.« (Ein Einsender)

Wenn wir einmal von dem komplizierten Problem absehen, was die mögliche Ursache dafür ist, daß Schlafende träumen oder auch nicht träumen und dabei auch besondere Träume haben, die sie als Weissagung betrachten: schon die bemerkenswerte Tatsache, daß sich unsere Befragten darüber Gedanken machen, zeigt, daß sie und die anderen ehemaligen Häftlinge davon überzeugt sind, daß der Zusammenhang zwischen den grauenvollen Bedingungen für Schlafen und Träumen im Lager und den besonderen, den Albträumen, kein Zufall ist. Sie wissen ebenfalls, daß Inhalt und emotionale Färbung der Träume mit den Bedingungen des Lebens im Lager, mit den Traumata und den quälenden Erlebnissen aus jenen Jahren voller Grauen zusammenhängen.

Die Welt der Träume in Auschwitz – Themen und emotionale Färbung

Bei einigen der ehemaligen Häftlinge (wir betonen: nur bei einigen) ist die Erinnerung an Einzelheiten von Träumen aus dem Lager fast völlig verschüttet worden. Das betrifft sogar jene Träume, die die Häftlinge damals sehr intensiv erlebten, die sie im Kreise der Leidensgefährten besprochen und interpretiert haben, oder mit denen besonders unangenehme bzw. – seltener – angenehme Gefühle, darunter auch in körperlichem Sinne, zusammenhingen. Das bedeutet aber nicht, daß es keine Erinnerung an das emotionale Klima, die allgemeine Problematik und Thematik dieser Träume, an die Personen und Vorgänge mehr gibt, die in diesen Träumen auftauchen.

Ganz allgemein gesagt bildeten die Träume eine charakteristische und dem tagtäglich erlebten KZ-Albtraum adäquate einfache Transformation der Erlebnisse, Gedanken, Befürchtungen und Wünsche aus der Zeit des Wachseins sowie des physischen und psychischen Zustands, in dem sich der Häftling befand (chronischer Hunger, Schwäche, Frustration, fehlende Freiheit, die Trennung von den Angehörigen, das Durchleben eines vorher unvorstellbaren und unerträglichen Albtraums).

»Die Traumbilder waren sich sowohl im Lager als auch in der Gefängniszeit sehr ähnlich. Es ging vor allem um das Zuhause und die damit verbundenen Erlebnisse. Im Schlaf fühlte ich die Wärme des Hauses, sah in der Ecke des Zimmers den Weihnachtsbaum stehen; ich bin ein Kind und freue mich über den Baumschmuck. Doch plötzlich dringt der brutale Gongschlag an mein Ohr und reißt mich aus dem seligen Gefühl. Dieser Gong beherrscht mein Inneres immer noch.« (Piotr Zoszak)

»Vom Moment meiner Verhaftung, als ich in Untersuchungshaft kam, und dann nach meiner Verlegung in das KZ Auschwitz am 16. Juli 1942 wurde mein Traum eigentlich zu einer Wiederholung der vorhergehenden Tage im Lager. Oft wachte ich in der Nacht entsetzt auf, ich hatte geweint und spürte starkes Herzklopfen. Ein Traum, in dem ich meine achtjährige Schwester sah (die in dieser Zeit in einem deutschen Waisenhaus war, da meine Mutter mit mir im Lager war), entsetzte mich. Stumm vor Entsetzen wollte ich schreien, aber ich brachte keinen Ton heraus, ich wollte zu ihr laufen und sie aus der Reihe ziehen, aber meine Füße waren wie angegossen. Ich wachte tränenüberströmt und schweißnaß auf und war schrecklich verstört darüber, daß sich dieser Traum vielleicht einmal in Wirklichkeit verwandeln könnte.«
(Walentyna Nikodem)

»Während meiner Haft im Lager hatte ich zweimal den gleichen Traum (ich werde ihn mein Leben lang nicht vergessen): Ich bin mit meinen Schwestern und den Eltern zu Hause. Dieser Traum war so realistisch, daß ich den Ruf: ‚Obere Betten aufstehen' gar nicht richtig hörte, erst der Gong brachte mich wieder in die Wirklichkeit zurück, dann heulte ich wie ein Schloßhund.« (Ing. Kazimierz Sowa)

»Ich kann mich an fast keinen Traum aus dem Lager erinnern; ich weiß, daß die Träume häufig mit dem Elternhaus und den Angehörigen zusammenhingen, die in Freiheit lebten. Ich erinnere mich auch daran, daß der Wunsch zu essen viele Träume beherrschte, was ein Gegenstand unserer gegenseitigen und detaillierten Erzählungen war. Auch im Lager erzählten wir uns unsere Träume, und einige von uns erklärten ihre Bedeutung. Ich entsinne mich, daß diese Erklärung im allgemeinen sehr wohlmeinend war, also über das Schicksal der Angehörigen beruhigen sollte. Oft wurde prophezeit, daß das Land frei von den Deutschen sein und das Leben wieder in normale Bahnen zurückkehren werde. Diese Freiheitsträume ließen uns einige Zeit, manchmal mehrere Tage lang, den Albdruck des Lagerlebens weniger stark zu empfinden. Wir vertieften uns gewissermaßen in die innere Betrachtung der vom Traum hervorgerufenen Bilder, die man so lange wie möglich im Gedächtnis behalten wollte.« (Zofia Pohorecka)

»Ich war 177 Tage und Nächte in Nazi-Konzentrationslagern. Ob ich dort geträumt habe? Natürlich! Nur, der Inhalt dieser Träume war so unterschiedlich, daß ich heute nicht mehr imstande wäre, auch nur in Kürze einen Durchschnittstraum zu beschreiben. Ich kann dazu nur soviel sagen, daß ich sehr oft vom Essen träumte, daß ich aß und aß und daß ich mich niemals satt essen konnte. Diese Träume gaben mir nie Ruhe, besonders in den Jahren 1940–1943, als ich permanent hungerte.« (Józef Piasecki)

»Ich erinnere mich nicht mehr an den Inhalt meiner Träume aus jener Zeit, aber es scheint mir, daß ich meistens angenehme Träume hatte, die ich im Laufe des Tages noch einmal durchlebte und die ich meinen Kameradinnen erzählte. Diese Träume handelten vom Leben vor dem Lager und von Situationen, nach denen ich mich am meisten sehnte. Den Inhalt jener Träume kann ich nicht mehr wiedergeben, aber ich

habe eher angenehme Erinnerungen an diese Träume, als ob ich ein doppeltes Leben im Lager führte, ein Leben in der Realität und ein anderes im Schlaf.«
(Dozentin Dr. Anna Pawełczyńska)

»Das waren Träume, die mit dem Leben im Lager und der Gefängnishaft zusammenhingen. Manchmal jedoch hatte ich auch angenehme Träume aus der Zeit vor dem Krieg – über die Familie oder die Gymnasialzeit, dann wachte ich ausgeruht und glücklich auf.« (Cesław Marcinko)

Bei der Klärung der Frage, welchen Einfluß die Traumerlebnisse der Häftlinge auf ihr Leben im Lager hatten, ist es außerordentlich wichtig festzustellen, ob Thematik und Stimmung der Träume in der Überzeugung der ehemaligen Häftlinge einen im allgemeinen positiven oder negativen emotionalen Wert hatten. Deshalb sollen hier einige Zahlen zu dieser Frage angeführt werden. Die Einsender (nicht alle) äußerten sich dazu zum Teil direkt, zum Teil mittelbar, wenn sie ihre Lagerträume analysierten. Aus den Antworten läßt sich so ermitteln, daß bei den Auschwitz-Häftlingen, im Gegensatz zu der gerade zitierten Auffassung von Anna Pawełczyńska, Träume mit negativer Stimmung und unangenehmer Thematik überwogen, zumindest bei den Personen, die auf unsere Befragung geantwortet haben.

Mittelbar oder unmittelbar haben sich 112 Personen (79 Männer und 33 Frauen) zu dieser Frage geäußert. Nur 37 Personen, d.h. 33,0 %, darunter 27 Männer (34,2 %) und 10 Frauen (33,3 %) heben einen positiven Gefühlswert hervor. Wenn wir diese Zahlen als repräsentativ betrachten, müssen wir feststellen, daß der Albtraum des Lagers meist im Schlaf seine Verlängerung und Wiederholung fand.

Typisch für das von uns zusammengetragene Material sind eher Erinnerungen an Träume mit düsterem Inhalt, obwohl viele Häftlinge gern von friedlichen Traumbildern berichten, die ihnen nach ihrer Ansicht sogar besser im Gedächtnis geblieben sind, weil sie Entspannung schenkten und die so sehr ersehnten Augenblicke gewährten, in denen man sich von der Umgebung lösen konnte, in denen sie zufrieden waren und sich wenigstens momentan freuen konnten und wenigstens für ein paar Stunden durch das angenehme Traumerlebnis ein die eigene Psyche stärkendes Selbstwertgefühl erlebten. Dies gelang selbstverständlich nur, wenn der krasse Gegensatz zwischen Traum und Wirklichkeit die positiven emotionalen Folgen des Traums nicht sofort wieder zunichte machte. Der Einfluß und der Druck der im Lager herrschenden Atmosphäre waren einfach zu übermächtig, als daß es anders hätte sein können.

»Während meiner Haft in den Lagern hatte ich sehr oft Sinnestäuschungen und Trugbilder im Schlaf. In der ersten Zeit träumte ich von zu Hause und von den Angehörigen. Später kam im Traum nur noch das Lager vor. Die makabersten Träume, die an Visionen grenzten, hatte ich in der Zeit, als die Lagerbehörden zur Mittagszeit die sog. *Bettruhe* einführten. Es blieben uns gerade anderthalb Stunden für den Appell, das Essenholen und das Essen der Suppe selbst, das Aufschlagen der Betten, den Schlaf, das Herrichten der Betten und die pünktliche Meldung zur Arbeit. Im Endergebnis blieben uns kaum 30–40 Minuten für den Schlaf. Das war für mich einer der mühsamsten Momente des ganzen Tags. Nach der schweren Arbeit am Vormittag, wo wir geschlagen und schikaniert wurden, befahl man uns zu schlafen. Wie ein gefällter Baum fielen wir auf unsere Plätze. Ich sank damals in einen deliriumähnlichen Zustand; Hauptdarsteller meiner Visionen waren die SS-Leute und ich. Oft wachte ich mit einem Schrei auf und griff nach meinem Bauch, denn ich fühlte noch den körperlichen Schmerz, den mir ein SS-Mann mit seinem Militärstiefel zugefügt hatte. Oft zwangen mich SS-Leute in den Traumbildern während der *Bettruhe*, meine Kameraden zu ermorden. Dann wachte ich schweißgebadet auf und konnte nicht richtig zur Besinnung kommen. Jeden Tag ging ich nach der *Bettruhe* todmüde zur Nachmittagsarbeit und fiel dann auch fast immer auf und bekam gehörige Prügel.«
(Edward Ferenc)

»So gegen Ende Oktober 1941 träumte ich, daß wir beim Abendappell standen. Es war sehr windig und bewölkt. Die an langen Drähten hängenden Lagerlampen schwankten in dem wütenden Sturm und warfen schreckliche Schatten auf das Lager. Plötzlich sah ich, wie sich aus der Tiefe des dunklen Himmelsgewölbes eine ekelerregende und entsetzliche, wohl apokalyptische Bestie auf den Appellplatz vor der Küche herabsenkte, aus deren Inneren blitzschnell irgendwelche Reptilien drangen, die so seltsam grausam waren, daß ich im Traum ängstlich zu zittern begann, aber ich schaute und sah, daß sie alle, und es waren sehr viele, auf ihren abstoßend deformierten Köpfen ähnlich dem schrecklichen Haupt des Anubis, des ägyptischen Totengottes, der die Seelen in das finstere Reich des Todes brachte, SS-Mützen trugen, auch die Gesichter waren so entsetzlich, daß ich von meinem eigenen Angstschrei mit bebendem Herzen aufwachte und schweißüberströmt zitterte. Das war mein letzter und wahrscheinlich schrecklichster Traum im Lager, der sich dann einige Jahre später in Bochnia genauso wiederholte, zum großen Entsetzen meiner Frau, die über meinen lauten Schrei im Schlaf sehr erschrocken war. Diese hier eigentlich sehr kurz dargestellten Traumbilder waren so plastisch und deutlich, daß sie sich für immer in mein Gehirn eingegraben haben (solange es noch arbeiten kann). Noch bis heute quälen mich im Traum zuweilen solche alten, Traumbilder aus dem Lager, darin tritt zumeist die grausame und abstoßende Gestalt meines ersten Blockältesten auf, des blutigen Alois, der mir viel Leid zugefügt hat, das ich hier nicht beschreiben will.« (Mgr. Antoni Golemo)

»Die erste Zeit war ich krank und lag im Krankenbau des Lagers. Allen Widrigkeiten zum Trotz konnte ich mich gut ausschlafen, denn ich wußte noch nichts von den Geheimnissen von Auschwitz, ich war entspannt und träumte immer seltener von den Gestapokellern, in denen ich fast vier Monate verbracht hatte, häufiger erschien mir das Elternhaus und ich wanderte über Felder und durch Wälder. Es gab viele bunte Blumen. Später, in der Hungerzeit, kamen die Träume vom

Essen. Nachdem mir die Wahrheit über das Lager und meine minimalen Überlebenschancen bewußt geworden waren, folgte Schlaflosigkeit, kamen wieder Albträume, in denen ich geprügelt oder zur Exekution abgeführt wurde oder floh usw. Die Fluchten scheiterten zumeist und ich wachte schweißgebadet auf.« (Dr. Tadeusz Orzeszko)

»Sowohl in Auschwitz als auch in Dachau muß ich häufig Träume gehabt haben, in denen ich sicherlich manche Episoden aus dem Gefängnis oder dem Lager erlebte. Ich erinnere mich nicht mehr an den Inhalt, aber es war immer makaber. In Auschwitz muß ich im Spätherbst 1941 einmal im Schlaf laut geschrieen haben, denn meine Kameraden weckten mich und gebrauchten dazu auch ihre Fäuste, denn ich kam sehr lange nicht zu mir. Am Morgen drohte mir der Stubenälteste mit dem Stock: ‚Wenn du nachts so rumbrüllst, mach ich dich still!' Das war im Block 8 a.« (Priester Jan Marszałek)

»Wie ich mich erinnere, habe ich damals selten geträumt, wenn, dann entweder von zu Hause oder von der Selektion. Diese Träume waren quälend, sehr plastisch und bunt, ich stand in der Reihe und immer wählte *Rapportführer* Anton Taube gerade mich aus. Nach einem solchen Traum wachte ich auf und konnte nicht mehr einschlafen, aber wenn wir uns dann bei der Arbeit wie jeden Tag unsere Träume erzählten, prophezeiten mir meine Kameradinnen, genau das Gegenteil sei zu erwarten. Nun, vielleicht hatten sie recht.«
(Janina Czerwiec-Dzierżymirska)

»Ich erinnere mich, daß mich in jener Zeit hartnäckig Träume quälten, in denen ich ertrank. Ich versank bis zum Hals im Schlamm, die Wasserpflanzen, nach denen ich griff, zerfielen unter meinen Händen. Dann schrie ich, worüber sich meine Kameradinnen zurecht empörten.« (Stanisława Piąty)

»In meiner Lagerzeit träumte ich am meisten davon, daß ich zur politischen Abteilung gerufen werde, zum Verhör, oder daß ich zum Transport in ein anderes Lager bestimmt werde, oder daß ich zu Hause bin und die größten Leckerbissen erhalte, die ich in der Freiheit gegessen und gemocht hatte. Nach den Selektionen und Erschießungen im Lager hatte ich manchmal Träume, in denen ich zur Erschießung ausgewählt wurde, vor der ich aber floh, und die SS-Leute verfolgten mich. In dem für mich kritischen Moment wachte ich völlig naßgeschwitzt und aufgeregt auf.« (Michał Gancarz)

»In Auschwitz fingen die unruhigen Träume an. Ich wachte dann sehr erschöpft auf. Ich träumte, zum Verhör geholt zu werden, ich wurde geschlagen und wachte mit einem Schrei auf. Im Schlaf wehrte ich mich gegen die Mißhandlung und versuchte zu fliehen. Nach einem solchen Traum war ich am Morgen sehr erschöpft und aufgeregt. Ein anderes Mal träumte ich, ein Kapo oder ein SS-Mann komme auf mich zu, um mich zu töten, nach dem Aufwachen erkannte ich jedoch, daß es ein Traum war. Wenn ich wach war, fühlte ich mich sehr traurig und war gebrochen.« (Jan Liwacz)

Diesen Erinnerungen an quälende Träume kann man natürlich andere Träume als Kontrast entgegensetzen, in denen positive Symbole dominieren, also Grün, Blumen, Wiesen, die Angehörigen umgeben von einer Atmosphäre der Wärme, bei religiösen Menschen die fürsorgliche, heilende und tröstende Gottesmutter usw. Der Druck der Lagerrealität ist aber die Ursache dafür, daß auch heute noch sehr häufig Erinnerungen an zahlreiche Schlafstörungen genannt werden, die gewöhnlich die positive Stimmung der Traumbilder zunichte machten.

»Nach meiner Gesundung und nachdem ich mich akklimatisiert hatte, träumte ich im Lager tagsüber unaufhörlich von der Freiheit und hatte nachts oft die schönsten bunten Träume. Ich sah mich im Gebirge, in der Sonne, ich war dort immer allein und sehr glücklich. Ich sah mich in einem reifen goldenen Getreidefeld, und im Getreide gab es märchenhaft bunte Mohnblumen und Kornblumen. Ich sah den grünen Wald, den blauen Himmel und hörte die Vögel singen. Im Schlaf weinte ich vor Glück. Das Erwachen war dann sehr traurig.«
(Zofia Bator)

»Es kommt mir vor [im Traum], daß ich in der Freiheit im Kreise der Familie bin. Glücklich wache ich auf. Dann sehe ich die elektrischen Lampen an den Drähten. Ich schließe die Augen, um den beseligenden Anblick der Angehörigen nicht zu verlieren und mich am Bild der Freiheit zu freuen und meine Lippen sprechen automatisch das ‚Ave Maria'.« (Jan Idec)

»Ich legte mich schlafen und betete zur Gottesmutter und bat, mir zu zeigen, ob ich irgendwann noch einmal zu meiner Familie zurückkehren würde oder nicht. In diesen Gedanken schlief ich ein. Ich träumte, die Gottesmutter erscheint in einem weißen Kleid mit blauer Schleife; sie streckt die Hand nach mir aus und sagt ‚Du kehrst zurück', ich springe auf und fliege hinter ihr her, glücklich, aber sie verschwindet, Dunkelheit tritt ein und ich wache auf. Ich bemerkte, daß ich nicht lag, sondern saß. (. . .)

Ich träumte, der Stubenälteste (der Saalkommandant) reichte mir einen großen Strauß grauen Flieders durch das Fenster. Ich nahm den Flieder und freute mich sehr. Das war ein Traum ohne Worte. Am Morgen liest der gleiche Stubenälteste nach dem Wecken meine Nummer vor, ich habe mich in der Hauptschreibstube zum Rapport zu melden und bekomme 10 Tage Strafarbeit.« (Józef Michalski)

»Im Lager träumte ich, daß ich durch das Fenster des Krankenbaus meinen Vater als *Zugang* erblicke. Später träumte ich, daß ich nach Hause zurückgekehrt wäre. In den Träumen kamen verschiedene Situationen vor, die ich als Familienfeiern in Erinnerung hatte. Manchmal waren es vor allem die Gefühle – innige und liebevolle Zuneigung zur Mutter, dem Bruder, dem Vater. Zuweilen brachte der Hunger Bilder eines reich gedeckten Tischs, eine Fülle von Gerichten, und schließlich Brote, herrlich duftende Brote mit einer braunen, glänzenden Kruste. . . Fast jedesmal wachte ich nach einem solchen Traum auf. Ich fühlte eine schmerzhafte

Enttäuschung darüber, daß es nur ein Traum war (. . .). Bedingt durch die Sehnsucht nach Freiheit zog eine Landschaft mit grünen Wiesen, Sträuchern, Feldern und Wäldern an mir vorüber, aber jedesmal wachte ich mit der Angst auf, daß sie mich als Flüchtling aus dem Lager suchen. Kurz vor dem Erwachen hörte ich Sirenen und die näherkommenden Autos der Verfolger.« (Einer der Einsender)

»Was die Träume betrifft, die ich im Lager hatte, so erinnere ich mich nur an wenige, und das waren eigentlich schöne Träume, denn sie handelten vom Leben in Freiheit. Zweifellos waren solche Träume in unserem tragischen Leben im Lager ein wunderbares Ereignis und ein lebendiger Teil des Lebens.« (Kazimierz Tokarz)

»Ich hatte in Auschwitz einen unruhigen und leichten Schlaf voller Träume, die ich gewöhnlich (aber nicht immer) nach dem Aufwachen vergessen hatte, die jedoch einen im allgemeinen angenehmen oder unangenehmen Eindruck zurückließen. Wenn es schöne Träume gewesen waren, so handelten sie von zu Hause, von der Familie, von Erinnerungen an Landschaften; unangenehme Träume hingen mit der Situation im Lager zusammen und bildeten eine (nicht wörtlich zu nehmende) Wiederholung des Lageralltags.«
(Dozentin Dr. Anna Pawełczyńska)

»Ich träumte von einem blühenden und sonnigen schönen Garten, ich ging in diesem Garten umher und erfreute mich an seiner Schönheit. Unter dem Eindruck dieses Traums stand ich auf und erzählte ihn gleich einem Kameraden. Die Erzählung hörte der *Schreiber* des *Kommandos Bauhof*, der tschechische Kamerad Józef Schmidt, der kurz danach an Typhus starb; sein Kommentar zu diesem Traum war: ‚Kazek, du überlebst das Lager, gehst hinaus in die Freiheit und wirst lange leben'.«
(Ing. Kazimierz Sowa)

»Aus den ersten Wochen im Lager erinnere ich mich an wenig. Ich war völlig gelähmt und blieb sogar nachts bei Bewußtsein. Später träumte ich davon, in Freiheit zu sein, ich gehe mit einem jungen Mann, ich fühle mich wohl und bin fröhlich oder ich schaue in den Spiegel und sehe, daß ich sehr schön bin, ich habe lange Haare und bin zauberhaft gekleidet. Diese Träume brachten uns wenigstens für einen Moment in eine andere Welt, sie ließen den glimmenden Funken der Hoffnung in dem schwarzen Abgrund nicht erlöschen.«
(Bronisława Bukowińska)

Angesichts unseres verhältnismäßig umfangreichen und informativen Materials über die Träume und der zuweilen sehr detaillierten Beschreibungen der Traumbilder könnte man nun in Versuchung geraten, eine Art Katalog der Motive und Handlungsstränge der „gewöhnlichen", der wiederkehrenden, der die Häftlinge verfolgenden und der „prophetischen" Träume aufzustellen. Ebenso ließe sich eine Liste allgemein auftretender und individueller Symbole anfertigen. Beides könnte ein dankbares Objekt für psychoanalytische Untersuchungen darstellen. Doch das ist nicht der Zweck dieser Studie, zumal die Autoren nicht davon überzeugt sind, daß die Träume entlang der Wirklichkeit interpretiert werden können. Sie interessieren sich vielmehr dafür, wie die Träume von den ehemaligen Häftlingen selbst interpretiert werden und welche Rolle diese Interpretationen im Alltag des Lagers hatten.

Darum sehen sie von einer pedantischen und wenig zweckmäßigen Katalogisierung der genannten Traumhandlungen ab und wollen lediglich andeuten, welche Motive repräsentativ sind: Zu den häufigsten Motiven der Träume in Auschwitz gehörten das Essen, besonders das Essen von Brot, dann die Flucht sowie das Leben in der Freiheit, wobei das Gefühl des Freiseins dominierte. Daß gerade hier diese Motive auftraten, muß nicht weiter erklärt werden. Wir wollen aber einige Auszüge aus unserer Korrespondenz anführen, die diese Traumthemen nicht allein belegen, sondern den Leser am Beispiel der Träume über Brot und Essen in die Gefühlswelt der Traumbilder einführen.

»Der Hunger war ein unzertrennlicher Gefährte meines Schlafs, also kamen in meinen Träumen meistens Vorratskammern voller Brot und Schaufenster mit verschiedenen Lebensmitteln vor. Wenn ich etwas zu essen nehmen wollte, kam ein grausamer SS-Mann, der mich aus dem Raum jagte oder auf mich schoß oder auch einen furchtbaren Dolch auf mich richtete, und ich wachte aus diesem tragischen Traum oft mit einem Schrei auf.« (Józef Majchrzak)

»Einer meiner Träume: Ich bin in einem großen Kreis von Kollegen und Freunden, sie schauen mich an und stellen fest, daß ich schwach und schrecklich abgemagert bin. Wir sitzen zu Tisch, man fordert mich zum Essen auf, aber ich solle aufpassen, denn in meiner Situation könne das in Freßgier enden, ja sogar zum Tod führen. Ich esse – sehr konkret – kalten Braten mit viel Soße, fetten gebratenen Bauchspeck und dazu Weißbrot; trotz allem esse ich gierig und gefräßig. Während des Essens werde ich auf einmal schwach, ich fühle mich schlecht, ich wanke und kämpfe, um mich auf den Beinen zu halten, ich falle – und wache auf. . .« (Kazimierz Japoł)

»Ich träumte, ich hätte sehr viel Brot und könnte mich satt essen. Ich habe nie von Fleisch, Früchten, Kuchen oder anderen Gerichten geträumt, immer nur von Brot, obwohl die Gespräche vor dem Einschlafen mit den Kameraden immer bei einem Thema endeten: dem Essen. Jeder erzählte, was er einmal gegessen hatte, die ausgesuchtesten Gerichte wurden beschrieben, ich sah im Traum aber immer nur Brot.«
(Ignacy Płachta)

Zu den typischen Wunschträumen gehören die Träume über eine Flucht. Diese Gruppe von Träumen ist vielfach beschrieben und ziemlich eindeutig interpretiert worden (zutreffender als die anderen Gruppen). Durch die Kenntnis der Lagersituation, das Bewußtsein des tödlichen Risikos, die Furcht vor der Kollektivhaftung der zurückbleibenden Häftlinge, die Unsicherheit hinsichtlich des Erfolgs usw. enthielten diese Träume

zumeist ein Element der Angst und Hoffnungslosigkeit. Was die Häftlinge hierbei durchlebten, war fast immer quälender als die Erlebnisse in anderen Wunschträumen. Die Phantasie, die übrigens für viele Träume charakteristisch ist, wurde hier so expressiv, daß Einzelheiten der im unbewußten Zustand erblickten Bilder noch nach Jahren nicht vergessen wurden. So zeigten sich z.B. Elemente der Spaltung und des Persönlichkeitswandels.

»Besonders Träume von einer Flucht aus dem Lager wiederholen sich sogar bis heute ziemlich oft! Aber immer hält mich etwas an den Beinen fest, ich kann die Füße nicht heben, aber die Verfolger sind schon ganz nah, schon kann ich das Gesicht des Deutschen erkennen und mein eigener Schrei weckt mich und ich bin häufig schweißgebadet. Das Grundmuster dieser Träume sieht ungefähr so aus: Ich fliehe, aber die Beine sind wie an etwas Schweres festgebunden.« (Einer der Befragten)

»Ich floh aus dem Lager, es wird Jagd auf mich gemacht. Ich konnte nicht fliehen, ich fiel hin, ich hatte weder in den Beinen noch in den Armen Kraft. Ich wollte schreien, aber die Stimme versagte, da ist auch schon ein Hund über mir und die SS-Leute auch. Sie haben mich geschnappt und führen mich zum Galgen, ich flehe, bitte, will nicht gehen, doch sie stoßen mich, treten mich, und schon legen sie mir den Strick um den Hals, und in dem Moment wache ich erschöpft und verschreckt auf. Schließlich freue ich mich darüber, daß es nur ein Traum war.« (Józef Michalski)

»In dieser Zeit träumte ich die phantastischsten Fluchtpläne. Ich verwandelte mich in einen Vogel und floh über den Drahtzaun auf den Gipfel des manchmal sichtbaren Baba Góra, von dort flog ich über mein Dorf in die Tatra, zu den Partisanen. Oft verwandelte ich mich im Traum in ein kleines Tier und floh durch den Zaun an der Soła usw., usf.« (Stanisław Frączysty)

»Ich erinnere mich an einen Traum aus Auschwitz, in dem es Nacht war, die Lampen waren gelöscht. Ich nutze die Situation, ich will fliehen, ich laufe zum Zaun, denn ich denke, daß er nicht geladen ist. Als ich mir darüber klar werde, daß der Strom abgeschaltet ist, bin ich schon am Zaun und will hindurchkriechen, da gehen die Lichter an und dann fällt ein Schuß – ein SS-Mann hatte auf mich gezielt; getroffen falle ich in einen Graben. Ich erinnere mich sehr gut, daß meine damaligen Träume sehr unruhig waren.« (Felicja Piekarska)

»Eine Flucht, wahrscheinlich aus dem Lager. Ich befinde mich am Meeresufer, es gibt viele Fischerhäuser, sonst ist alles leer, nirgendwo sind Menschen. Ich weiß, daß ich fliehen muß, doch die einzige Möglichkeit ist wohl, durch das Meer zu schwimmen. Ich laufe und weiß, daß ich wahrscheinlich verfolgt werde, ich schwimme im Meer, es dauert sehr lange, ich kämpfe gegen die Wasserpflanzen an, meine Kräfte verlassen mich, aber ich muß es schaffen. Ich wachte nicht von allein auf – es kommt der Gong, das Wecksignal.« (Kazimierz Japoł)

Ein spezifischer und steter Bestandteil der Wunschträume vom Weg in die Freiheit ist die lähmende Angst (die Träume von der Flucht entspringen der unbewußten Überzeugung, daß das Unterfangen eigentlich nicht gelingen kann). Sie kehrte in anderen Zusammenhängen wieder, quälte und verfolgte die Häftlinge und bildete einen Albdruck in Traumsituationen, die eine wirkliche Entspannung hätten gewähren können. Hier ein Beispiel für die Trübung eines Wunschtraums, die durch die Beunruhigung über das Schicksal der in Freiheit lebenden Angehörigen verursacht wurde:

»In Auschwitz hatte ich folgenden Traum. Ich träumte, in einem fremden Zimmer zu sein; vor dem geschlossenen Fenster stand ein Gestapo-Mann an einem Pult und sollte unsere Entlassung, also meine Entlassung und die meiner Schwester, unterschreiben. Ich wachte entsetzt auf, denn ich hatte gerade erst einen Brief und ein Paket von ihr erhalten, sie mußte also noch in Freiheit sein.« (Gertruda Dubowska)

Ein weiterer Hinweis zu den Träumen vom Leben in der Freiheit. In diesen Träumen erschien – vielleicht nicht nur sporadisch – auch das Gefühl der Rache an den Peinigern, der Vergeltung für die Mißhandlungen, das die Traumbilder entsprechend emotional färbte und ihre Themen um spezifische Motive ergänzte. Den träumenden Häftlingen war auch das Gefühl nicht fremd, daß die erlebten Grausamkeiten von Auschwitz sie in gewissem Sinne moralisch adelten und einen Grund für Stolz und Ruhm darstellten.

»Sehr oft hatte ich Träume von der Freiheit. Ich träumte, daß bei staatlichen Feiern die Kameraden in gestreiftem Drillich marschierten, wobei dieser Anzug aus einem sehr guten Stoff gefertigt war und unsere Nummern mit goldenem Faden eingestickt waren. Dann träumte ich, daß ich eine Gruppe Deutscher beim Aufbau des Landes befehligte.« (Jan Porębski)

In diesem Traum haben sich möglicherweise auch die politischen Diskussionen im Lager niedergeschlagen, in denen die zukünftige Situation der Auschwitzer in einem wiedergeborenen Polen erörtert wurden. Das Motiv der Vergeltung ist im folgenden Traum besonders deutlich:

»Ich liege in einer Gefängniszelle in der Ecke der oberen Pritsche, plötzlich sehe ich, wie sich durch den Spion an der Tür ein Pistolenlauf schiebt und auf mich zielt. Ich drehe den Rücken zur Tür, damit er mich in den Rücken schießt. Der Schuß trifft mich unter dem linken Schulterblatt und ich fühle, daß ich sterbe. Als Geist wandere ich durch das Lager. Unsichtbar gehe ich in die SS-Stube, ich werfe die Karteikästen um, verstreue sie auf dem Boden. Anschließend gehe ich zur *Politischen Abteilung* und fange an, dort die Karteikästen zu zerstören, die Schränke umzustürzen usw. Ich sehe das Erstaunen und die Angst der SS-Leute. Nach dem Erwachen war ich sehr zufrieden über diesen Traum. Aber die Stelle unter dem linken Schulterblatt, an der mich der Schuß im Traum

getroffen hatte, tat mir noch mehrere Tage lang weh.« (Franciszek Konikowski)

Besondere Erörterung verdiente auch die Frage der erotischen und sexuellen Thematik in den Träumen ehemaliger Häftlinge. Wir müssen aber sogleich darauf hinweisen, daß unser Material zu diesem Thema nicht sehr umfangreich ist (obwohl die eingesandten Traumbeschreibungen thematisch weitgestreut sind). Denn nur wenige Einsender sind auf dieses Thema eingegangen, was möglicherweise darauf zurückgeht, daß der Sexualtrieb bei den Häftlingen, wie bereits häufig beschrieben, abstumpfte, also auch erotische Motive in den Träumen nur begrenzt auftraten. Eine andere Erklärung ist, daß sich die von uns Befragten genierten, über diese Dinge zu schreiben. Erotische Träume könnten außerdem leichter als die anderen charakteristischen Träume vergessen worden sein. Zur Illustration bringen wir – anonym – zwei Beispiele aus dem spärlichen Material:

»Ich hatte in jener Zeit wenig Träume, und wenn, dann kehrte ich im Traum zu meinen Kameraden, zur Familie und den Kinderjahren zurück. Ich hatte auch Träume erotischer Natur, die mit einer Pollution verbunden waren, sie traten etwa einmal im Monat auf.«

»Was erotische Träume im Lager anbetrifft, so träumte ich immer von verschiedenen Frauen, mit denen ich ein Verhältnis gehabt hatte, meine Frau, nach der ich mich im Wachzustand sehr sehnte, war jedoch nie Gegenstand dieser Träume. Es ist interessant, daß zahlreiche Kameraden aus dem Lager, mit denen ich darüber sprach, das gleiche empfanden.«

Unseres Erachtens kann der in dem zweiten Zitat steckende Hinweis keine Grundlage sein, um Verallgemeinerungen zu formulieren oder weitere Untersuchungen auf diesem Gebiet einzuleiten – die Träume mit erotischem Inhalt enthalten nichts Besonderes.

Wie und warum wurden Träume im Lager erklärt

Für die Situation in den Konzentrationslagern bezeichnend war, daß das Interesse der Häftlinge für Träume nach der Ankunft im Lager entschieden zunahm. Herrschte doch hier, wie noch gleich auszuführen ist, eine Atmosphäre, die dieses Phänomen extrem förderte. Sogar ganz entschiedene Skeptiker, die ihren Träumen vor der Verhaftung niemals irgendeine Bedeutung beigemessen hatten, erlagen rasch diesem Klima, revidierten ihre Einstellung grundlegend und waren dann auf Dauer oder für die Zeit ihrer Lagerhaft von dem ungewöhnlichen, dem prophetischen Charakter der Träume überzeugt.

An dieser Stelle lassen sich belegbare Zahlen anführen. Wenn wir als Beweis für ein lebhaftes Interesse am Traum annehmen, wie deutlich die Erinnerungen an wenigstens einige Traumbilder sind und daß auch keine Scheu besteht, die Träume zu interpretieren, so stellt sich heraus, daß die von uns untersuchten ehemaligen Häftlinge, als wir sie baten, sich an ihre Träume aus der Zeit vor der Okkupation, der Verhaftung und der Einlieferung in das Lager und nach der Befreiung zu erinnern, bis in Einzelheiten am bereitwilligsten und von selbst über die Träume aus der Zeit im Lager berichteten (und sie interpretierten und mit weitgehenden Kommentaren versahen). Von 89 Traumbeschreibungen und gleichzeitigen Interpretationsversuchen, die wir als genau und verhältnismäßig erschöpfend betrachteten, beziehen sich 57 (64,0 %) auf Träume im Lager und 21 (23,6 %) auf Träume vor der Verhaftung, nur 11 (12,3 %) jedoch auf Träume aus der Nachkriegszeit. Dabei ist interessant, daß diese Atmosphäre wohl die Männer eher beeinflußte, da die Mehrzahl der Beschreibungen und Deutungen von Träumen im Lager von Männern aufgezeichnet wurden (39, d.h. 44,0 %).

Am tiefsten haben sich, wie sich aus diesen Zahlen ergibt, die Traumbilder im Gedächtnis eingeprägt, die aus dem Lager stammten. Diese Träume wurden von den ehemaligen Häftlingen auch am ehesten ernst genommen, dort waren sie eher geneigt, in den Träumen verborgene Bedeutungen zu sehen, dort suchten sie in den Träumen einen Sinn, eine Weissagung, eine Richtschnur für ihr Verhalten, die ihnen ihr Leben retten und einen Ausweg aus der Lagerhölle weisen sollten.

Sehr viele der ehemaligen Häftlinge, wahrscheinlich die meisten, sind bald zu ihrer eigentlich skeptischen Haltung gegenüber den Trauminterpretationen zurückgekehrt, sogar wenn sie im Lager ihre Träume sehr ernst genommen haben. Sie wunderten sich oft über ihren und der anderen „naiven" Glauben an die Träume im Lager.

»Ich sehe in den Traumerlebnissen keine Bedeutung, ich glaube nicht an prophetische Träume. Ich erinnere mich dagegen, daß im Lager jeder Traum eine Bedeutung hatte: Schuhe bedeuteten eine Reise, Transport bedeutete Verlegung, ein Kind verhieß Schwierigkeiten, Küsse hießen Lug und Trug usw.« (Kazimierz Japoll)

»Das Wahrsagen war im Gefängnis und im Lager sehr verbreitet. Fast alle erlagen ihm. Nicht in gleichem Maße, aber jeder stand mehr als einmal unter dem Eindruck eines Traums und meinte dann, daß irgendetwas passieren, daß es eine Veränderung geben würde. Oft vertrauten mir Menschen ihre Träume an, sogar sehr gebildete, und nahmen sie scheinbar auf die leichte Schulter, als ob sie nicht daran glaubten. Dabei warteten sie ungeduldig auf eine günstige Interpretation und ein tröstendes Wort.« (Ing. Ryszard Malik)

»Die Träume sagten am meisten aus, vor den Träumen hatte man Angst, aber man wartete auch auf sie. Fische und Fleisch kündigten eine Krankheit an, blutiges Fleisch bedeutete Krankheit durch Schläge, und Gräben, Keller, Kartoffeln, Tunnel, Sand und Lehm sprachen vom Tod eines nahen Angehörigen. Wehe denen, die so etwas träumten und jemanden aus der Familie im Gefängnis hatten. Die Armen! Sie saßen dann irgendwo in der Ecke, dachten an ihren Traum und stellten sich

das Schlimmste vor, was der geliebten Person zugestoßen sein konnte.« (Genowefa Ułan)

»Es wurde viel über die Träume gesprochen, insbesondere von unseren Kameraden vom Lande. Die Bedeutungen waren festgelegt: Im Schlaf einen Schuß zu hören kündigte einen Brief von zu Hause an, der Anblick von Fäkalien brachte Glück (manche meinten allerdings Unglück), der Anblick von Schuhen bedeutete, auf einen Transport gehen, der Anblick von Wanzen Geldauszahlung, der Anblick einer Leiche eine Veränderung. Es ist seltsam, aber als ich das alles erfahren hatte, begannen sich meine Träume ganz seltsam zu bewahrheiten.« (Dr. Ing. Stefan Świszczowski)

»Ich glaube nicht an die Wahrsagerei, die in jenen Zeiten in voller Blüte stand, besonders im Gefängnis. Man wahrsagte aus den Karten, legte Patiencen, las aus der Hand, nun und man deutete natürlich vor allem die Träume. Es ist schwer zu sagen, warum wir so naiv waren. Vielleicht war das ein unbewußter Reflex, sich an eine Wahrsagung als letzte Rettung zu klammern, vielleicht waren wir zu wenig beschäftigt, jedenfalls waren die Träume und ihre Deutungen täglich ein nicht endenwollendes Thema. Im Lager konnte man damit sogar Geschäfte machen. Für Kartenlegen konnte man ein Stück Brot oder Strümpfe oder auch andere ‚Güter' bekommen, an die weniger findige Leute kaum herankamen. Bis heute erinnere ich mich an manche Traumdeutungen: Zigarette rauchen bedeutete Entlassung in die Freiheit, Schuhe anziehen – Fahrt zum Verhör oder ins Lager, ein Blick in den Spiegel – Verhör, Zubereitung einer Speise aus Fleisch – Prügel beim Verhör, Schlüssel – Freiheit, einen Fingerring anlegen – du wirst in den Bunker geworfen usw.« (Janina Czerwiec-Dzierżymirska)

Charakteristisch ist, daß in diesen Bekenntnissen ein zuweilen kindlicher Glaube an Träume zum Ausdruck kommt, der in den Äußerungen der ehemaligen Häftinge von tiefschürfenden Reflexionen begleitet wird, in denen sie oftmals versuchen, diese Erscheinung zu analysieren und vor allem die positiven Aspekte des festen Glaubens an die Träume oder zumindest des skeptischen, aber nicht gleichgültigen Herangehens an die eigenen und fremden Traumbilder hervorzuheben. Der Grundton der Aussagen ist relativ übereinstimmend. Die für Menschen in einer normalen Gesellschaft merkwürdige Erscheinung einer kollektiven Induktion hatte auch positive Aspekte, zumindest für jene, die überlebt haben (denn den anderen Häftlingen konnte es geschadet haben, daß sie den Suggestionen der Traumdeuter erlegen waren). Das war eine spezifische Flucht in eine irreale Welt, gleichsam eine Herausforderung des Schicksals, eine verzweifelte Suche nach Trost und der Versicherung, daß eben das, was ihnen irreal erschien, nämlich daß sie das Lager lebend verlassen würden, vorausbestimmt sei, was sich nur auf diesem ungewöhnlichen, übernatürlichen Wege, im Traum, zeigen konnte.

»Kehren wir jedoch zu den KZ-Zeiten zurück. Obwohl ich hinsichtlich des Glaubens an Träume immer schon sehr skeptisch war, muß ich bekennen, daß ich sie nicht sofort aus meinem Gedächtnis verdrängte, denn immer wieder tauchte der Gedanke auf: Vielleicht geht's doch in Erfüllung? Das diente auch einer bestimmten geistigen oder nervlichen Entspannung, schenkte etwas Optimismus und Glauben, daß es mir vielleicht gegeben sein würde, das alles zu überleben und nach Hause zurückzukehren. Das besondere Leben im Lager machte manch eingefahrene Regel oder Überzeugung zunichte, die Realität im Lager konnte man nicht mit dem vergleichen, was der Mensch zuvor gelernt hatte und wie er vorher gelebt hatte, daher rührte die Neigung, an übernatürliche Dinge, an Zauberei, Gebete, Weissagungen usw. zu glauben, denn der Gedanke blieb: Vielleicht stimmt es doch? Der Trost daraus war weder besonders groß, noch auf unerschütterliche Fundamente gegründet, war aber doch nicht ganz ohne Einfluß auf das Befinden und setzte etwas Optimismus und Willen, diese Zeiten zu überdauern, frei. Der Ertrinkende greift sogar nach einem Strohhalm, wie das Sprichwort sagt, also sah der Häftling in jeder Erscheinung ein Zeichen, das ihn seinem erträumten Ziel näher bringen konnte, dem Wunsch, die Freiheit wiederzuerlangen. Vielleicht irre ich mich, aber ich bin der Ansicht, daß es mehr Häftlinge gab, die ihre Träume so deuteten, daß sie die Freiheit verhießen, doch die herrschenden Bedingungen waren zu ungünstig, um diese Träume zu erzählen oder sich mit den anderen Häftlingen darüber zu unterhalten.«
(Wincenty Gawliczek)

»Nach meiner Meinung spielten die Träume eine wichtige Rolle im Leben des Lagers. Sie waren Ausdruck der Hoffnung, daß eine Besserung eintreten würde. Der Glückspilz, der von Schuhen oder Pferden träumte, erzählte das jedem, denn das bedeutete, er würde das Lager oder das Gefängnis verlassen. Es gab auch Häftlinge, die über die Träume anderer lachten und sie sehr humoristisch interpretieren konnten. Aber ihre eigenen Träume nahmen sie nicht auf die leichte Schulter.«
(Ing. Ryszard Malik)

»Die Häftlinge klammerten sich an die Träume, an Voraussagen und Aberglauben, denn das half ihnen zu überleben.« (Priester Konrad Szweda)

»Der Häftling wollte vom Wahrsager einfach betrogen werden und nur Gutes hören, denn das ‚hielt ihn aufrecht' und schützte ihn vor dem Zusammenbruch, vor der Depression, das gab ihm eine wissenschaftlich schwer zu beschreibende Kraft zum Weiterleben und Überleben.« (Władysław Grochowski)

»Was die Wahrsagerei anbetrifft, so muß gesagt werden, daß sie unter den Häftlingen sehr stark verbreitet war. Weil richtige Spielkarten fehlten, wurden aus Pappe Karten geschnitten, die Figuren und Zahlen gemalt, und so gingen sie von Hand zu Hand und die Häftlinge sagten sich aus ihnen die Zukunft voraus. Ohne Verbindung zur Welt und zu ihren Angehörigen hielten die Menschen einen guten Traum oder eine positive Weissagung für ein gutes Omen, sie hofften auf eine baldige Entlassung aus dem Gefängnis oder dem Lager, und das gab

ihnen Kraft für den weiteren Kampf und hielt sie aufrecht. Sie lebten von der Hoffnung, daß der morgige Tag besser würde, denn das hatten die Karten oder der Traum verheißen. Ich wage zu behaupten, daß diese Praktiken es manchem Häftling erlaubt haben, die schweren und langen Jahre der Unfreiheit zu überleben. Heute ist das für uns unwichtig oder sogar lächerlich, aber damals war es sehr notwendig.« (Zofia Kupiec)

»Die Ratereien und Deutungen nahmen kein Ende. Jeder Gesprächsteilnehmer fügte sein Wissen über die Träume hinzu, sei es aus eigener Erfahrung, aus Erzählungen von Bekannten oder aus dem ägyptischen Traumbuch. Ein und derselbe Traum machte den einen traurig, und ein anderer erklärte ihm: Mach dir nichts daraus, eben das ist ein gutes Zeichen. Und dann kam wieder das Warten, was der nächste Tag bringen würde. Dieses Warten, ob der Traum in Erfüllung gehen würde, zog sich ins Unendliche. Wenn etwas eintrat, war gleich die Erklärung da: Siehst du, ich habe es dir gesagt, das war es, was du geträumt hast. Darum beschäftigte jeder Traum den Häftling derart, daß er nicht mehr einschlafen konnte und hin und her überlegte, was dieser Traum denn nun zu bedeuten habe. Wenn der Traum dem Betreffenden nicht selbst in Erfüllung ging, paßte er auf einen Kameraden. Der Traum wurde zum Eigentum aller. Man sagte: Siehst du, der hat das doch geträumt. Wenn ein Traum nicht in Erfüllung ging, befiel uns Apathie und Enttäuschung, daß wir nicht vorher von dem geträumt hatten, was dann eingetreten war, oder daß wir es geträumt hatten, es aber nicht eingetreten war.«
(Stanisław Zyguła)

Wenden wir uns jetzt einen Augenblick den Äußerungen zu, deren Urheber behaupten, im Gegensatz zur Mehrheit der Häftlinge seien ihnen die im Lager üblichen Praktiken, aus Träumen vorherzusagen, gleichgültig gewesen. Bezeichnenderweise finden wir auch in diesen Briefen keine Spur von Ironie gegenüber den Leidensgefährten, die den Wahrsagern glaubten. Sogar die überwiegend skeptisch eingestellten Einsender sehen einen bestimmten Sinn in den Weissagungen und der Deutung der Träume im Lager und zeigen Verständnis für die „Naiven".

»Im Lager wurde relativ viel Wahrsagerei betrieben, zumeist aus der Hand. Die immer nach Trost und Hoffnung suchenden Häftlinge gaben gern ihre Hand, besonders wenn jemand viel und gut über das baldige Kriegsende und die glückliche Heimkehr der Häftlinge sprechen konnte. Ich persönlich habe mir nichts aus diesen Prophezeiungen gemacht. Ich habe niemals einen Wahrsager um Rat gefragt, aber ich habe jene sehr gut verstanden, die das getan haben. Ich betrachte positives Wahrsagen als etwas, woran sich die Kameraden seelisch aufrichten konnten und das ihren Überlebenswillen weckte.«
(Priester Jan Marszałek)

»Im Lager waren Träume und Wahrsagerei sehr weit verbreitet. Besonders viele Frauen lebten mit den Träumen, und wer weiß, vielleicht war der Glaube an die Träume eine Medizin, die das psychische Gleichgewicht aufrechterhielt, zumal nur Träume weitererzählt und erklärt wurden, die Glück und Freiheit verhießen oder vor einer Gefahr warnten. Gute Träume kamen den Häftlingen gewissermaßen in Momenten der Schwäche zu Hilfe, sie festigten die Geduld zu warten und schützten vor dem Zustand des Muselmanns (...). Ich habe keinen Menschen getroffen, der die Frage der Träume vollständig ignoriert hätte. Auf die Frage, glaubst du an die Träume, hörte ich meistens folgende Antwort: Ich glaube nicht daran, aber irgend etwas ist doch daran, denn... und dann folgte ein interessanter Traum, der in einer logischen Verbindung mit einem Ereignis aus der Wirklichkeit stand.«
(Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Bezüglich der Wahrsagerei und der Traumdeutung im Lager und im Gefängnis bin ich überzeugt, daß das sehr verbreitet war, aber ich glaube auch, daß das von vielen Menschen als eine Art Entspannung angesehen wurde und sie nicht wirklich daran glaubten. Übrigens haben die meisten Frauen irgendeinen Trost gesucht.« (Dr. Irena Białówna)

Auch diese Gruppe von Häftlingen, die gewöhnlich eine freundliche Distanz zu den Prophezeiungen und Träumen im Lager wahrte, hat übrigens ganz gegen ihre Überzeugung und gegen alle Logik zuweilen scheinbar unverständliche Erfahrungen mit Prophezeiungen machen müssen.

»Auch im Lager habe ich mich nie für Prophezeiungen interessiert, doch eine Vorhersage, die ich nicht gewünscht hatte, die aber doch von einem Mithäftling ausgesprochen wurde, blieb nicht ohne Einfluß auf mein Befinden in den Jahren 1957–1959. Sie besagte, daß ich zwar das Lager überlebe, aber im Alter von 36 Jahren sterben werde.«
(Zygmunt Podhalański)

Es kam auch vor, daß Träume gedeutet wurden, um einen bestimmten humanen Zweck zu erreichen, obwohl man nicht von ihrer Wirkung überzeugt war.

»Das Deuten sowie das Weitererzählen von Träumen und Wahrsagerei jeder Art spielten im Gefängnis und im Lager eine sehr wichtige Rolle, denn sie bildeten einen Teil des Lebens des Häftlings, der ihn vom Lager ablenkte. Ich habe selbst auch Träume erzählt und sie in der Regel optimistisch erklärt, ich habe auch geweissagt. Sicherlich habe ich weniger als andere daran geglaubt – insbesondere an die Wahrsagungen –, denn da ich selbst prophezeite, habe ich das immer je nach den verschiedenen Situationen und Funktionen getan. Ich hatte im Pawiak und später im Lager einige Grundlagen des Wahrsagens gelernt. In den schlimmsten Zeiten deutete ich die Zukunft, um von den Köchinnen zusätzlich Suppe für mich und die Frauen aus dem gleichen Transport zu bekommen. Später prophezeite ich meinen Kameradinnen, um sie mit dem Gedanken zu trösten, sie würden das Lager überleben und ihre Pläne würden gelingen, aber ich wahrsagte auch aus ‚pädagogischen' Gründen manchen Funktionshäftlingen, die sich schlecht verhielten. Einmal prophezeite ich auch einer SS-Angehörigen und

erklärte ihr, um sie zu erschrecken, je nachdem wie sie sich verhalten würde, erwarte sie ein gutes oder ein schlimmes Schicksal. Aus meiner Beobachtung kann ich sagen, daß gute, also optimistische Prophezeiungen eine wichtige und positive Rolle spielten. Sie lenkten die Gedanken des Häftlings vom Leben im Lager ab, und die Überzeugung, daß jemand die Zukunft voraussagen konnte, bewirkte, daß sogar die schwersten Vorkommnisse (die die Wahrsagerin voraussagte), im Kontext eines guten Endes interpretiert wurden.«
(Dozentin Dr. Anna Pawełczyńska)

Im Zusammenhang damit, daß im Lager ein authentisches, verstärktes, allgemein verbreitetes Bedürfnis nach Weissagungen, Prophezeiungen und der Interpretation ungewöhnlicher Ereignisse bestand, von denen es doch so viele gab, entstand eine besondere Kategorie von Häftlingen, die sich gewissermaßen „berufsmäßig" mit Traumdeutungen befaßte. Wie so oft waren das in Auschwitz halb Laien, halb Professionelle. Bezeichnend dafür ist in dieser Hinsicht die gerade zitierte Äußerung.

Es ist bemerkenswert, daß sich in dieser Gruppe scheinbar ohne Verabredung bestimmte, gewöhnlich respektierte moralische Verhaltensweisen herausgebildet haben, von denen die wichtigste der ärztliche Grundsatz primum non nocere – keinesfalls schaden – war. Den Menschen wurde gesagt, worauf sie warteten und was sie hören wollten, in den meisten Fällen wurde also die Wiedererlangung der Freiheit, die Rettung, die Gesundung, ein glückliches Schicksal, die Ankunft eines Pakets angekündigt, oder Sorgen um die Angehörigen wurden zerstreut usw.

»Im Lager bat einen immer wieder jemand, einen Traum zu erklären. Ich erinnere mich, daß es ein moralisches Verbrechen war, einen Traum schlecht zu deuten. Der Traum mußte der Betreffenden so erklärt werden, daß sie zufrieden und in der Hoffnung, Auschwitz zu überleben, gehen konnte, oder natürlich, wenn es ihre Familie betraf, daß dort alles in Ordnung sei. Am schlimmsten war es, wenn sich eine unserer Kameradinnen an eine Zigeunerin wandte, um einen Traum erklärt zu bekommen, denn da es deren Beruf war, prophezeiten sie nach nur ihnen bekannten Regeln.« (Ewa Plechta)

Da im Lager Gefahren und Leiden verschiedener Art immer sehr wahrscheinlich waren, ging dem guten Ende gewöhnlich die Ankündigung schlimmer Erlebnisse voraus. Die Praxis der Wahrsager konnte also, wie in dem folgenden Bericht, auf ganz einfache und immer wahrscheinliche Ankündigungen hinauslaufen, nur daß sie enorme Bedeutung hatten und ohne Übertreibung über das Leben derjenigen entschieden, die einen Traum erklärt haben wollten.

»Über mir wohnte bzw. schlief das ‚Fröschchen', die uns unsere Träume erklärte. Ich träumte, daß ich vor einem Spiegel stehe und einen schönen weißen Arztkittel anhabe, über dessen gesamte Länge ein rotes Kreuz gemalt war. Ich schaue mich im Spiegel an und gefalle mir sehr. Die Oma erklärt mir: ‚Mein Kind, du wirst noch einen großen Kreuzweg zu erleiden haben, aber dann kehrst du gesund und munter nach Hause zurück.«
(Maria Emmerling)

Bei der Anwendung dieser sit venia verbo Volkspsychologie in den Konzentrationslagern mußte man natürlich auch die Fähigkeit haben, den Betreffenden die Prophezeiungen suggestiv und induktiv zu übermitteln. Der Wahrsager benötigte darüber hinaus eine auf eine gelungene Voraussage oder richtige Bewertung einer Situation gestützte Autorität. Viele wandten sich in einer natürlichen Reaktion mit ihren Zweifeln an die Zigeunerinnen, deren Voraussagen aber ganz gegen ihren verbreiteten Ruf relativ oft nicht eintrafen.

Zu klären bleibt noch die Frage, inwieweit die Wahrsager von ihren Fähigkeiten profitieren konnten. Die meisten verhielten sich zu ihren Mithäftlingen loyal und befolgten das ungeschriebene, aber sehr genau beachtete Gesetz von Auschwitz. Es kam jedoch vor, daß die „prophetischen" Fähigkeiten dazu mißbraucht wurden, die nach Hoffnung dürstenden Häftlinge auszunutzen. Interessanterweise deuten die ehemaligen Häftlinge in dem umfangreichen Material, das sie uns eingesandt haben, diese Frage nur an und erheben keine Anklage, ja, sie reden sogar mit einem gewissen Verständnis darüber.

»Träume und die damit verbundenen Trugbilder waren sehr populär, und die Traumdeuter konnten, zum Beispiel auf Block 11 im November und Dezember 1944 und Mitte Januar 1945, relativ gut davon leben, indem sie die Nachtträume im Laufe des Tages erläuterten, nachdem die Zeit vorüber war, in der die Häftlinge zum Verhör gerufen wurden. Zum Beispiel kam in jenen Monaten ein Schlesier direkt von zu Hause in den Block 11, der noch Brot und Wurst von draußen hatte, die ihm übrigens in der Nacht gestohlen wurden. Er konnte aus Karten lesen und Träume deuten. Nach seiner Behauptung waren Träume im Zusammenhang mit Äpfeln oder über Äpfel besonders schlimm, das waren Träume, die ein schweres Leiden oder gar den Tod ankündigten. Kann man darin nicht einen atavistischen Zusammenhang mit dem Apfel aus dem Paradies und seinen Folgen sehen?«
(Priester Dr. Władysław de Rosenburgh-Grohs)

»In Birkenau gaben die Häftlinge den Wahrsagerinnen ihren letzten Bissen Brot, besonders den Zigeunerinnen (Lager A, Block 26). Mit Wahrsagen konnte man auch die Gunst der Blockältesten und des *Stubendienstes* gewinnen. In Birkenau (Lager A, auf der ‚Wiese') ‚amtierte' eine ältere Gefangene, die eine niedrige Lagernummer hatte. Das war im Herbst 1943; sie wahrsagte sozusagen beruflich. Daraus zog sie einen nicht zu verachtenden Gewinn, denn sie erhielt die Leckerbissen aus den Paketen. Sie hatte selbstgemachte Karten (aus Pappe von den Paketen). Am Freitag, der nach ihrer Ansicht sich besonders für die Wahrsagerei eignete, stand immer eine Schlange von Frauen an.« (St. G.)

»Die Suche nach Trost gab professionellen Wahrsagerinnen die Möglichkeit, ihre Gefährtinnen auszunutzen. Stets begann

der Tag in der Gefängniszelle damit, daß wir uns unsere Träume erzählten. Anlaß zu großer Freude gaben im Traum gesehene Schuhe, die mit der Spitze zur Tür wiesen. Wahrgesagt wurde zumeist aus den Karten, und ich erinnere mich mit höchster Anerkennung an jene Kameradinnen, die aus den Karten bewußt nur die besten Schlußfolgerungen zogen, um die Leichtgläubigen aufzurichten.« (Dr. Irena Białówna)

Wie wir sehen, hatten Traumdeutung und Prophezeiungen in Auschwitz durch „vom Schicksal berufene Wahrsager" – zumindest für viele Häftlinge – eine wichtigere Funktion bei der psychischen Stärkung der Häftlinge, als das bei nur oberflächlicher Betrachtung der Dinge erscheinen könnte.

Besondere Träume: Antizipations- und Perseverationsträume, Tagträume

Daß die Träume im Konzentrationslager auf besonderes Interesse stießen, lag nicht allein an der entarteten Situation der Gemeinschaft, in der sich die Häftlinge befanden, oder an der Massensuggestion, der sie unterlagen, sondern war auch oder vor allem durch die individuellen Erfahrungen und Erlebnisse mit Träumen begründet, die die einzelnen Häftlinge damals oder später gemacht haben.

Wie deutlich, intensiv und reichhaltig ein Traum ist, wie er sich zusammensetzt und sogar wie sinnvoll und klar er ist, hängt bekanntlich von den individuellen Eigenschaften des Nervensystems der Träumenden, ihrer Phantasie, den Ansichten und Überzeugungen, der jeweiligen psychischen Situation, den früheren und frischen Erlebnissen und Spannungen, dem körperlichen und geistigen Gesundheitszustand usw. ab. Seit langem wird z.B. darauf hingewiesen, daß künstlerische Naturen und Menschen mit einer besonders entwickelten Vorstellungskraft ein inhaltlich reicheres Traumleben haben und daß sich im Schlaf sowohl die gegenwärtige Lebenssituation des Menschen als auch Elemente aus früheren Abschnitten seiner Lebensgeschichte widerspiegeln. Die Wissenschaft hat aber noch keine direkten Zusammenhänge und Abhängigkeiten zwischen den verschiedenen hier wirksamen Faktoren und der Qualität der Traumbilder herstellen können. Besonders ratlos ist sie angesichts bestimmter besonderer, oftmals glaubhaft gemachter Verbindungen zwischen im Schlaf eintretenden Bildern und zukünftigen Ereignissen im Leben des Träumenden.

Jeder ins Lager eingelieferte Häftling hatte – trotz des zuweilen sehr jugendlichen Alters – bevor er in das KZ kam Erlebnisse von bedeutender Intensität. Viele hatten bereits persönliche Tragödien durchgemacht, Kriegshandlungen erlebt, sich mit den Alltagsschwierigkeiten im besetzten Land herumgeschlagen und Lebensgefahren während der Nazi-Okkupation ausgestanden. Häufig waren sie auch mit den Gefahren der Arbeit im Untergrund vertraut, hatten den Schock der Verhaftung und der gewöhnlich brutalen Verhöre sowie der Einlieferung in das Vernichtungslager hinter sich. All das konnte sogar ein widerstandsfähiges und starkes Nervensystem erschüttern und mußte sich in Inhalt und emotionaler Färbung der Träume niederschlagen. Möglicherweise hat die gewaltige und langwährende nervliche Spannung nicht näher präzisierbare Mechanismen – auch Schutzmechanismen – in der Psyche der Häftlinge in Gang gesetzt, deren Wirkung im Traum in Erscheinung trat und im Ergebnis paradox vernünftige (weil auf der Suche nach Verhaltensrichtlinien im Traum beruhende) Verhaltensweisen zum Zwecke der Erhaltung des eigenen Lebens begünstigt.

Da manche dieser Träume im subjektiven Empfinden und der Überzeugung der Träumenden nicht selten eine entscheidende Bedeutung für ihr Leben und die Entwicklung ihres Lebens hatten, sind Einzelheiten der Träume mit ungewöhnlicher Intensität im Gedächtnis haften geblieben. Wir können die Beschreibungen dieser Träume ohne Vorbehalte als authentisch und als wertvolles wissenschaftliches und dokumentarisches Material betrachten.

»Die nächsten zwei Träume (ich verwende hier den abgekürzten Begriff), an die ich mich erinnere, hatte ich während meiner Haft im Gefängnis von Tarnów, also zwischen dem 3. Mai und 13. Juni 1940. Ich erinnere mich deshalb so genau an sie, weil sie für mich prophetische Bedeutung hatten und es nicht ausgeschlossen ist, daß diese Träume meine Ansicht über das Leben und meine Bestimmung geformt und im Ergebnis dazu beigetragen haben, daß ich das Lager überlebte. Ich träumte, daß ich mit dem Zug in Richtung Krakau fahre, die Gegend kenne ich, danach fahre ich von Krakau durch eine mir unbekannte Gegend. Mit mir im Abteil sitzen viele Männer, meistens in jugendlichem Alter. Wir fahren schweigend, traurig und unseres Schicksals ungewiß. Ich habe den Eindruck, daß wir ständig beobachtet werden. Wir halten an einem Bahnhof, den ich, das wurde mir später klar, noch nie gesehen hatte, trotzdem mir die Konstruktionsmerkmale und die Umgebung im Gedächtnis haften geblieben sind. Wir fahren weiter und nach kurzer Zeit hält der Zug. Ich sehe Gestalten mit Seemannsmützen, dunkelblauen Jacken und gestreiften Hosen. Rundherum befinden sich Soldaten mit Peitschen in der Hand. Ich höre Geschrei und Hundegebell, und unter diesem Eindruck wache ich auf. Die Schreie und das Bellen dauern an, irgend etwas war offensichtlich im Gefängnishof los. Nach dem Aufwachen analysiere ich den Inhalt des Traums und versuche, ihn mir einzuprägen. Am Morgen erzähle ich den Traum meinen Kameraden in der Gefängniszelle. Bei mir saßen Staszek Zyga (Häftlingsnummer 215), Zbyszek Matys (76*) und Czubernat, der nicht nach Auschwitz kam. Leider lebt keiner mehr von ihnen, so daß sie mich nicht bestätigen können.

Der nächste Traum war gewissermaßen die Fortsetzung des ersten, ich hatte ihn in der gleichen oder der darauffolgenden Nacht. Ich steige zusammen mit einem Jungen und einem Mädchen aus dem Zug, die nicht älter als sechs Jahre sind. Es ist ein schöner Sommertag. Es ist warm, aber nicht schwül. Um uns herum ist niemand, nur reifendes Korn, von einem leichten Wind gestreift neigen sich die Ähren vor uns. Wir kommen zu

* Nach anderen Angaben Häftlingsnummer 72.

einer kleinen Mulde im Getreide und dort zeigt sich uns die schöne, lächelnde Gottesmutter. Sie kommt mit ausgebreiteten Armen auf uns zu, drückt uns an sich und segnet uns. Der Traum bricht ab... Ich wache voller Zuversicht und Hoffnung auf, daß mein Leben unter dieser Obhut gutgehen wird. Diesen Traum behandelte ich intimer, ich habe ihn auch meinen Freunden in der Zelle nicht erzählt. Erst in Auschwitz erfuhr mein lieber Freund Staszek [Zyga] (Häftlingsnummer 215) davon.

Etwa zwei Wochen nach diesen Träumen sind wir auf dem Weg nach Auschwitz. Im Waggon treffe ich völlig fremde Menschen und doch kenne ich ihre Gesichter von irgendwoher. Ich erinnere mich, daß ich eben diese Gesichter im Traum gesehen habe. Ich schaue aus dem Fenster und sehe wieder die Gegend, die ich aus dem Traum im Gedächtnis habe. Wir kommen zu einem Bahnhof mit der Aufschrift ‚Oświęcim-Auschwitz'. Ich bin diese Strecke noch nie zuvor gefahren, trotzdem kenne ich den Bahnhof sehr gut. Es zeigt sich, daß der Bahnhof, den ich mir im Traum eingeprägt habe, genau dieser Bahnhof ist. Ich hatte schon im Gefängnis gewußt, daß es Konzentrationslager gab. Aber ich hatte keine Ahnung, wie die Häftlinge gekleidet waren, und es mag seltsam erscheinen, daß sich mir die dunkelblauen Jacken, die ‚Seemannsmützen' und die gestreiften Hosen eingeprägt hatten. Im Juli 1939 hatte ich mir den englischen Film ‚Aussagen eines Spions' über die Tätigkeit der Gestapo im Dritten Reich angeschaut, ich kann mich aber nicht erinnern, ob in diesem Film die Häftlinge so gekleidet waren, wie ich sie im Traum gesehen hatte. Höchst interessant ist aber, daß die ‚*Bevauerler*' (*Berufsverbrecher*), die uns nach unserer Auskunft im Lager begrüßten, die ersten dreißig Häftlinge, ebenso gekleidet waren, wie ich es aus meinem Gefängnistraum in Erinnerung hatte.

Unter dem Einfluß dieser Träume wurde ich im Lager zutiefst religiös. In den schwersten Momenten sandte ich heiße Gebete zur Gottesmutter. Ich glaubte fest daran, daß ich mit ihrer Hilfe das Lager überleben würde und ich täuschte mich nicht. Meine Religiosität beschränkte sich nicht allein auf Gebete und Kontemplation. Ich führte mit den deutschen Kriminellen philosophische Gespräche und verteidigte meine religiösen Überzeugungen. Meine größten Gegner in diesen Diskussionen waren Otto Küsel (Häftlingsnummer 2), Bruno Kehlert (16) und ‚Miki' [Michael] Galas (11*). Immer wenn Otto mich sah, nannte er mich stets den ‚frommen Eugen'. Dieser Spitzname blieb an mir hängen und die meisten dieser ersten dreißig Häftlinge nannten mich dann so. Ich muß aber loyal anerkennen, daß mir zwar keiner zustimmte – zumindest nach außen hin –, daß mich das ganze Trio und besonders Otto aber achtete und mir keiner von ihnen etwas zuleide tat.«
(Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

Eine Gruppe von Häftlingen hatte schon bestimmte Erfahrungen mit Antizipationsträumen im Leben vor dem Konzentrationslager gehabt. Daraus läßt sich leicht erklären, daß ihre Erzählungen in einer Atmosphäre des verstärkten Interesses der Häftlinge an den Traumerlebnissen besonders attraktiv waren und den anderen zu denken gaben. Die Beschreibungen dieser ins Gedächtnis eingegrabenen Träume, die von ehemaligen Häftlingen mehrere Jahrzehnte spätèr niedergelegt wurden, sind auch heute noch eindrucksvoll. Man kann sich also vorstellen, welchen Widerhall sie im Lager fanden, und wie sie von den Leidensgefährten aufgenommen wurden, die in den Traumbildern etwas über die Zukunft suchten.

Wir möchten nun relativ zufällig ausgesuchte Beispiele anführen, ohne sie zu kommentieren, und sei es nur darum, weil es uns weder möglich ist, viele wichtige Begleitumstände dieser Visionen zu rekonstruieren, noch die Objekte dieser Träume zu charakterisieren.

»Der älteste Traum, an den ich mich erinnere, reicht bis in meine Kindheit zurück. Es war in der Nacht vom 4. zum 5. August 1934. Ich war in jener Zeit in den Ferien bei meinem Onkel in Bydgoszcz. Ich träumte damals, daß ich mich in einem leicht hügeligen Gebiet befände, das dicht mit Holzkreuzen bedeckt war. Es goß in Strömen und ein Sturm tobte. Während dieses Wolkenbruchs schwebte eine in Lumpen gekleidete Hexe mit fliegenden Haaren über diesen scheinbaren Friedhof und warf einige Kreuze um, andere hob sie auf und stieß sie in die aufgeweichte Erde. Höchstwahrscheinlich würde ich mich an diesen Traum heute nicht mehr erinnern, obwohl er mich schockiert hatte, wenn am nächsten Tag nicht folgendes passiert wäre: Am Morgen des 6. August lese ich in der Zeitung, daß es in Kleinpolen ein gefährliches Hochwasser gegeben hatte, also dort, wo eben meine Eltern und Geschwister wohnten, und daß es zahlreiche Tote gegeben hatte. Doch das war noch nicht alles. Am Nachmittag erhielt ich ein Telegramm mit der Nachricht, daß mein Vater gestorben war. Ich weiß nicht, ob das ein Zufall gewesen war, oder sollten diese vielen Kreuze ein Symbol für Tod und Vernichtung sein. Mein Vater war plötzlich in den Abendstunden des 4. August gestorben. Die nächste Assoziation hatte ich bei meiner Rückkehr nach Hause am 6. August. Ich fuhr durch die vom Wasser des Dunajec überschwemmten Gebiete und diese entsprachen eben dem Anblick, den ich aus dem gerade beschriebenen Traum in Erinnerung hatte.«
(Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»In meiner Jugend hatte ich einen Traum, den ich als Weissagung bezeichnen würde. Ich träumte von meinem Elternhaus und gleichsam vor meinen Augen zerfielen die Wände, das Dach blieb einen Moment auf wackligen Pfosten stehen, dann brach es zusammen. Ich wachte entsetzt auf. Dann kam die Nachricht, daß mein Vater gestorben war.«
(Dr. Katarzyna Łaniewska)

»Einen höchst verwunderlichen Traum hatte ich einige Jahre vor jenem tragischen September 1939. Wenn seither auch schon viele Jahre vergangen sind, kann ich mir bis heute die Ähnlichkeit der Aktionen nicht erklären, die ich im Traum gesehen und dann ein paar Jahre später erlebt hatte. Das war so: Vor dem Krieg hatte ich eine Dienstwohnung im ersten Stock.

* Nach anderen Angaben Häftlingsnummer 10.

Vom Fenster aus beobachtete ich täglich die Umgebung des Hauses, und zwar sah ich vor mir einen Schulhof, er war groß, etwa einen Hektar, dahinter war eine Kaserne, rechts lag ein Wald, der bis an die Schule und die Kaserne heranreichte, links befanden sich Privathäuser. Lange vor Ausbruch des Krieges träumte ich von einer Schlacht, die um die Schule und die Kaserne tobte. In dieser Traumvision sah und hörte ich deutlich die Explosion von Granaten, das Knattern von Gewehren, ich sah Soldaten in fremden Uniformen, die einen Ausfall aus dem Wald machten, ich sah, wie unsere Soldaten sich verteidigten. Einige Jahre später, genau am 21. September 1939 um 7 Uhr morgens, sah ich aus dem Fenster unserer Wohnung auf eine identische Szenerie. Das war der Beginn der dreitägigen Schlacht um Tomaszów Lubelski. Eben diese Ähnlichkeit der Vision mit dem tatsächlichen Ereignis bleibt für mich ein ungelöstes Rätsel, das mir seit vielen Jahren keine Ruhe läßt.« (Józef Piasecki)

»Im August 1941 hatte ich im Gefängnis einen Traum, den ich bis heute nicht vergessen habe. Ich träumte von einem Stoppelfeld, sah viele Gänse, die von Frauen gehütet wurden, sah Baracken und die untergehende Sonne. Im Lager mußte ich mit dem Pferdewagen fahren, es war 1942, ich fahre und sehe das Stoppelfeld, die Gänse, die Frauen, die Baracken und die untergehende Sonne und denke, irgendwo hast du das schon einmal gesehen, da erinnere ich mich an den Traum aus dem Gefängnis. Ein ganzes Jahr zuvor hatte ich davon geträumt. An diesen Traum erinnere ich mich bis heute.« (Jan Nowak)

»Es war 1942, Februar. Ich kam aus Ungarn zurück, an der Grenze wurde ich von den Deutschen geschnappt, die im Schnee versteckt auf mich gewartet hatten. Nach einer waghalsigen Flucht und nachdem ich das aus Ungarn mitgebrachte Material abgegeben hatte, beabsichtigte ich, am nächsten Tag nach Ungarn zurückzugehen. Ich blieb über Nacht bei einem Bekannten in einem Dorf weitab von der Grenze. Am Abend legte ich mich mit der Absicht schlafen, am nächsten Tag weiter nach Süden zu fahren. In der Nacht träume ich, daß ich in unserem Dorf an der Brücke über dem Fluß sitze und angele. Ich angele lange, aber ich fange nichts, schließlich bleibt der Haken an Gestrüpp im Wasser hängen, ich zerre an der Angel, aber der Haken will sich nicht lösen. Als ich die Angel so gespannt halte, kommt von der Seite ein Einwohner aus unserem Dorf, der ganz offen ein deutscher Spitzel ist (er tarnte sich überhaupt nicht). Mit einer Drahtschere schneide er mir die Angelschnur durch, ich werde umgeworfen und schlage mit dem Kopf auf dem Ufer auf, der Bauer lacht und sagt: Endlich habe ich dich beim Angeln erwischt (vor dem Krieg war er der Flußwächter gegen Wilddiebe), aber ich habe dir die Angel des Lebens schon durchgeschnitten. Ich wache entsetzt auf, über mir stehen Gestapo-Leute, das ganze Haus ist umstellt: der Lebensfaden ist durchgeschnitten. Bis heute verstehe ich die Bedeutung des Traums nicht.« (Stanisław Frączysty)

»Das war in der Zeit, als noch niemand wußte, wie es in Auschwitz wirklich war. Ich träumte, daß zwischen irgendwelchen halb im Schlamm versunkenen Baracken viele Frauen im Regen stehen, gekleidet in Tücher oder auch Schleier, in Hosen und Jacken. Zwischen ihnen sehe ich meine Schwester. Die Deutschen schlagen sie und schreien. Vor Entsetzen wachte ich auf. Ich wollte mich um jeden Preis beruhigen, da entsann ich mich des Buches ‚Gród nad ieziorem' [Stadt am See] von Zofia Kossak-Szczucka und redete mir ein, das wäre schon lange, lange her gewesen, damals, als der polnische Staat entstehen sollte. Im 20. Jahrhundert sei das unmöglich. Am nächsten Tag sagte ich meiner Mutter, ich hätte das Gefühl, verhaftet zu werden. ‚Red' keinen Unsinn', sagte Mama, ‚aber wenn du verhaftet wirst, dann werde ich es auch'. Ich weiß nicht warum, denn obwohl das irrational war, beharrte ich darauf, daß nur ich verhaftet würde.

Nach diesem Traum hatte ich viele Monate lang das Gefühl, auf der Straße und in der Straßenbahn würden mich alle beobachten. Im September 1942 nahm ich sogar einen Monat Urlaub und fuhr zu meiner Schwester nach Biłgoraj. Nach der Rückkehr war ich ruhiger. Ich erinnere mich auch daran, wie ich dann in der Straßenbahn auf der Czerniakowska-Straße Hanka Jachnina traf, die ebenfalls im Untergrund arbeitete. Als sie mich von weitem sah, kam sie näher an mich heran und flüsterte mir zu: ‚Paß gut auf, Teresa (sie kannte nur mein Pseudonym), denn ich habe geträumt, daß wir zusammen verhaftet wurden'.

Nach diesem Treffen vergingen keine zwei Wochen, bis wir in der Wilcza-Straße in der Wohnung von Urszula Głowacka verhaftet wurden. Die Gestapo hatte uns in der konspirativen Wohnung eine Falle gestellt. Ich sah Hanka Jachnina dort sitzen, sie schluckte heimlich ein paar Kassiber. Wir fuhren später mit dem gleichen Transport nach Auschwitz. Wir kamen am 27.11.1942 in Auschwitz-Birkenau an, und ich war überrascht, wie sehr mein Traum von den Frauen in Männerkleidung, die im Schlamm versanken und mißhandelt wurden, mit der Wirklichkeit übereinstimmte.« (Ewa Plechta)

Das reichhaltige deskriptive Material enthält Informationen über „prophetische" Visionen oder mindestens über Traumbilder, in denen die Zukunft vorweggenommen wurde und die die Träumenden schon in Auschwitz in einer spezifischen Atmosphäre hatten, in der man auf Träume wartete und gleichzeitig Angst vor ihnen hatte, und ließe sich nach Motiven, nach der die Träume begleitenden negativen oder positiven emotionalen Färbung, dem Grad an Klarheit und Erklärbarkeit, dem Anteil der seit Freud als Schlüssel zum Verständnis der Trauminhalte angesehenen Symbole usw. systematisieren. Ohne uns hier jedoch auf eine psychologische Analyse der beschriebenen Traumbilder einzulassen, bringen wir nun die interessantesten Auszüge aus den Traumbeschreibungen, die auf der Grundlage eigener Erfahrungen und eigener Sorgen und Probleme im Lager ein realistisches oder quasi-realistisches Gesamtbild ergeben.

»Ich möchte von einer Traumvision schreiben, die ich im Sommer 1943 in Auschwitz hatte. Ich gebe das Jahr und die Jahreszeit an, weil ich das bis an mein Lebensende nicht

vergessen werde. Ich träumte, ich wäre aus dem Lager nach Hause zurückgekehrt (ich wohnte damals in Radymno bei Jarosław). Es herrschte winterliche Abenddämmerung, eine gewaltige Sonne ging einem Feuerball gleich langsam unter. Ich kam mit dem Zug am Bahnhof an; es war frostig und die Schienen glänzten in der Abendsonne. Langsam ging ich auf das Haus zu, das vom Bahnhof zu sehen war. War es Traum oder Wirklichkeit? Im April 1945 erlangte ich die Freiheit wieder. Amerikanische Truppen befreiten uns in der Gegend von Dessau. Bei meiner Familie in Łódź traf ich im Juni 1945 ein und blieb dort bis zum 22.11.1945. An diesem Tag setzte ich mich in den Zug und fuhr nach Radymno. Ich traf am Abend ein, die Sonne ging so unter wie in dem Traum, den ich im Lager gehabt hatte. Er stimmte bis aufs i-Tüpfelchen. Ich muß erwähnen, daß ich nach der Befreiung oft an meinen Auschwitzer Traum gedacht hatte, da ich ja schließlich im Frühjahr befreit wurde, aber nach einigen Monaten wurde mir klar, daß das kein Traum gewesen war, sondern wohl eine prophetische Vision. Bis heute habe ich nichts ähnliches mehr erlebt.« (Ignacy Płachta)

»Einmal hatte ich einen Traum, der bis aufs i-Tüpfelchen in Erfüllung ging. Im Herbst 1940, als die *Arbeitskommandos* noch nicht fest eingeteilt waren, beschlossen ein Kamerad und ich vor dem Abmarsch zur Arbeit, uns am Tor hinzustellen und auf den *Kommandoführer* zu warten, der Häftlinge zur Reinigung der SS-Kasernen brauchte. Die Arbeit dort war im Allgemeinen gut, man konnte etwas ‚organisieren'. Da träumte ich, daß wir vor Block 24 beim Tor stehen und auf den *Kommandoführer* warten. Währenddessen stellen sich zwei andere Häftlinge vor uns (Kameraden von mir, mit denen ich verhaftet worden war); sie warten wie wir auf die Arbeit. Wir sehen die ‚Konkurrenz' und schieben uns vor die Kameraden, kurz danach stellen sie sich aber wieder vor uns hin und in dem Augenblick kommt der SS-Mann und nimmt sie zur Arbeit in die SS-Kaserne mit. Beim Morgenappell erzählte ich meinem Kameraden, mit dem ich mich um diese Arbeit kümmern wollte, von meinem Traum, aber er wollte überhaupt nicht daran glauben und lachte darüber, er war sich hundertprozentig sicher, daß der SS-Mann niemand anderen als uns auswählen würde. Leider ging der Traum sehr genau in Erfüllung, sogar in allen Einzelheiten.« (Kazimierz Tokarz)

»Einige Tage vor meiner Verhaftung hatte ich einen Traum, den ich bis heute nicht vergessen habe. Ich war geflohen, und die Gestapo war hinter mir her. Ich kam auf einen Hof und versteckte mich in einer Hundehütte, die Spalten verstopfte ich mit Stroh, damit sie mich nicht sehen konnten. Aber sie hatten mich schon gesehen und zogen mich aus der Hütte. Ein paar Tage später kamen sie wirklich und verhafteten mich.« (Bronisława Bukowińska)

»Ein Traum blieb mir für immer im Gedächtnis haften. Es war im Dezember 1942. Ich versuchte damals, Kontakt mit einem mir nahestehenden Menschen herzustellen, von dem ich wußte, daß er erst seit kurzem im Lager war. Aber es wollte mir nicht gelingen. Eines Nachts sah ich nun diesen Menschen im Traum. Seine Gestalt erschien mir sehr nah und klar, ich konnte sie mir genau anschauen. Nach einiger Zeit verging sie in der Dämmerung. Ich wachte sofort auf und beschloß, die Suche energischer durchzuführen. Es verging vielleicht ein Monat, dann traf ich einen Häftling, der sehr genaue Informationen hatte. Der Mann, den ich gesucht hatte, lebte nicht mehr, er war ein paar Wochen zuvor gestorben. Der Zeitpunkt stimmte, das konnte zur Zeit des Traums gewesen sein.« (Stanisława Piąty)

»Den Traum, den ich vor meiner Flucht aus dem Lager am 14. Juni 1944 hatte, werde ich bis ans Lebensende nicht vergessen. Ich fasse kurz zusammen, wie es gewesen ist. Als ich in der Stube 5 von Block 18a am Abend von meinem Kameraden Staszek Dubiel die Nachricht erhielt, für diese Tage sei eine Erschießung vorgesehen und meine Nummer 5654 sei die dritte auf der Liste, entschied ich mich zur Flucht, zumal ich darauf vorbereitet war. Ich wartete nur noch bis zum Morgen, um aus meinem Kommando zu fliehen. Ich war so erschöpft, daß ich später nicht wußte, wann ich eingeschlafen war. Gegen Morgen träumte ich, daß von den Bergen ein kleines rotes Flugzeug geflogen kommt, dem am Fluß Soła ein Mann in Zylinder und Frack entsteigt. Er kommt in meinen Saal und fragt: *Wo ist Schnitzer*? Er gibt mir die Hand und stellt sich als Churchill vor, wir verlassen das Lager und gehen zum Flugzeug. Er sagt zu mir, daß wir zwischen der Landstraße und dem Fluß durch das Gebüsch Richtung Kęty fahren werden, da höre ich den Gong zum Aufstehen und bin schrecklich enttäuscht, daß es nur ein Traum war. Aber drei Stunden später bin ich sowieso geflohen.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

Diese Zitate sind Beispiele für die KZ-Träume, in denen Bilder erscheinen, die gleichsam eine direkte Verlängerung des Lebens der Häftlinge ausmachten, ihrer Gedanken, Befürchtungen und Wünsche. In diesen Träumen gibt es keine rätselhaften Objekte, Menschen oder Erscheinungen. Sogar die scheinbar sonderbaren Elemente (Churchill im Lager) passen zur Konvention und zum Handlungsablauf eines Traums und sind der realistisch-phantastischen Ikonographie des Traumbildes völlig untergeordnet. Die Autoren dieser Berichte schreiben nichts zur emotionalen Färbung ihrer Träume, abgesehen von dem Hinweis, daß sie sofort aufwachten (vorletzte Schlafphase) und nach dem Erwachen enttäuscht waren (letzte Schlafphase), was ganz verständlich ist, da der Traum von lebenswichtigen, von für das Weiterleben entscheidenden Fragen gehandelt hatte. Sicher ist aber, daß diese Träume einen gewaltigen Eindruck auf die Träumenden gemacht haben, wie die übereinstimmenden Erklärungen, daß sie diese Bilder bis an ihr Lebensende nicht vergessen würden (auch wegen ihres „prophetischen" Charakters), zeigen. Andererseits ist bekannt, daß solche – realistischen – Träume das Gefühlsleben der Schlafenden unter normalen Bedingungen gewöhnlich am wenigsten beschäftigen.

Aus unserem Material lassen sich bedeutend mehr Beispiele für Träume anführen, in denen Symbole eine wichtige Rolle spielen; ihre Deutung war ein besonders „dankbares" – wenn

man diesen Ausdruck für das Lager verwenden darf – Gesprächsthema. Beschäftigen wir uns zuerst einmal mit den Träumen, die die Einsender schon im Lager als prophetisch betrachteten. Dabei kommt es kaum darauf an, ob diese symbolischen Träume tatsächlich Ereignisse vorweggenommen haben, an denen die Häftlinge dann später teilnahmen oder denen sie passiv ausgesetzt waren. Erheblich gesicherter ist, daß diese Träume einen sichtbaren und unbestreitbaren Einfluß auf das Schicksal der ehemaligen Häftlinge hatten, weil sie dadurch von verhängnisvollen Schritten abgehalten, seelisch aufgerichtet wurden und Kraft und Hoffnung schöpfen konnten oder, umgekehrt, vernichtet und gänzlich gebrochen wurden. Auch darüber schrieben die von uns Befragten.

»Der psychische Zusammenbruch eines Häftlings hatte früher oder später seinen Selbstmord zur Folge. Das Alter spielte dabei keine größere Rolle. Ich erinnere mich, daß mir ein Häftling einen Traum erzählte. Er war zu Hause und fand dort einen Verstorbenen, er konnte nicht sagen, wer das war, ob es ein Angehöriger oder ein Fremder war. Diese in einem Sarg liegende Person erschien ihm mehrere Tage hintereinander im Traum und befahl ihm, ihr ins Jenseits zu folgen. Der Häftling hielt die nervliche Belastung nicht aus und ging sehr schnell in den Zaun und nahm sich das Leben. Es fällt mir heute schwer zu sagen, warum er Selbstmord beging, ich denke, es war ein Nervenzusammenbruch.« (Karol Dymiński)

Wenn wir vor allem den Einfluß des Trauminhalts auf das Schicksal des Häftlings betrachten und nicht seine tatsächliche Bedeutung, können wir außer Betracht lassen, daß viele dieser Traumbeschreibungen nicht präzise wiedergeben, was die Häftlinge tatsächlich geträumt haben, daß es ganz sicher Interpolationen in den Beschreibungen gab, daß zweifellos manche, möglicherweise chaotischen Träume in den Beschreibungen „geordnet" wurden, was auch nicht verwunderlich ist, da die Träume oftmals erzählt und vor über dreißig Jahren geträumt worden waren. Man kann wie eine der Personen aus Aleksander Krawczuks „Artemidors Traumbuch" behaupten: „Es ist nicht wichtig, was Pharao wirklich geträumt hat, wichtig ist, was er selbst und das ganze Land glaubt". Tatsächlich war nicht von Bedeutung, was der Häftling tatsächlich geträumt hat, sondern es war wichtig, an was er selbst und das ganze Lager glaubte. Ein Traum, der – entsprechend interpretiert – „in Erfüllung ging", erleichterte zumeist das Weiterleben in der KZ-Hölle.

Kehren wir nun zu den prophetischen Träumen zurück, in denen Symbole vorkamen. Oftmals waren es Symbole, deren Erscheinen im Traum nach übereinstimmender Auffassung der Psychologen eine Folge von langanhaltender Angst ist: Schlangen, Reptilien, Raubvögel, entsetzliche Wesen, die sich zumeist aggressiv verhalten und den Träumenden bedrohen. Die Überwindung eines solchen Untiers läßt sich leicht als Vermeidung einer Gefahr oder als gutes Omen werten.

»Im Lager Birkenau, es war Anfang Februar 1943, träumte ich, daß mich ein schreckliches Reptil oder ein Drache beißen wollte. Ich griff ihn an der Schnauze und zerfetzte ihn. Ich wachte entsetzt auf. Am nächsten Tag standen wir am Nachmittag vor der Sauna, weil wir baden sollten. Es kamen SS-Leute, zählten unsere Kolonne ab und führten uns vor das Krematorium in Birkenau. Wir waren überzeugt, daß wir alle sterben müßten. Ich ging am Anfang der Kolonne, etwa in der zweiten Fünferreihe. Vor dem Krematorium stand ein SS-Kommando. Einer von ihnen kam zu uns und fragte: ‚*Seid ihr Juden*?'. Ich antwortete schnell: ‚*Nein, wir sind Polen*!'. Der SS-Mann wiederholte die Frage und erhielt die gleiche Antwort, ich weiß nicht, von wem. Nach einem kurzen Gespräch rief der SS-Mann: ‚*Haut ab*. . .', die nächsten Worte hörte ich nicht mehr. Wir kehrten ins Lager zurück. Nach uns kam dann, so hörten wir, eine Gruppe von Juden, die ermordet wurden. Diese Information habe ich allerdings nicht überprüft.«
(Dr. Stanisław Próchnicki)

»Der erste Traum, der mir im Gedächtnis haften blieb und der sich dann noch zweimal wiederholte, war jedes Mal mit einer mir drohenden Gefahr verbunden. Das erste Mal träumte ich in Birkenau, bevor ich Flecktyphus bekam, daß ich über eine blumenübersäte Wiese gehe und in einen Garten trete. Rundherum stehen viele Apfelbäume in voller Blüte. Es geht mir ausgezeichnet. Ich fühle mich glücklich und zufrieden. Mir ist ganz leicht ums Herz. Plötzlich sehe ich in all den Blüten einen Baum, der höher ist als die anderen. Er ist nackt, schwarz und seine Krone ist schief. Auf dem höchsten Ast sitzt ein großer Vogel mit riesigem Schnabel und gewaltigen Krallen, ein Raubvogel. Er wendet sein Haupt in meine Richtung, ich sehe seine Augen blitzen. Er breitet seine gewaltigen Flügel aus, erhebt sich vom Ast und fliegt direkt auf mich zu. In dem Augenblick erwache ich entsetzt, bin schweißgebadet und habe Herzklopfen. Das zweite Mal hatte ich den gleichen Traum in Mauthausen-Linz I, bevor das Lager von amerikanischen Flugzeugen bombardiert wurde (damals starben sehr viele Häftlinge), das dritte Mal träumte ich ihn, bevor die amerikanischen Truppen in Linz einmarschierten. An diesem Tag, so erfuhr ich später, sollten alle Häftlinge zu Gebirgshöhlen geführt und dort verschüttet werden. Der Plan der Deutschen klappte nicht, weil in der Nacht die Eingänge zu den Höhlen gesprengt worden waren.« (Zygmunt Podhalański)

Ein gutes Zeichen bedeutete es für die KZ-Häftlinge, wenn sie von Lebensgefahr, einer ausweglosen Situation oder unüberwindlichen Schwierigkeiten träumten, die aber im Traum doch einen guten Ausgang nahmen.

»Ich träumte, daß ich über eine völlig kaputte Brücke ging, die über ein tiefes, schmutziges und fürchterlich wildes Wasser führte. Während ich hinüberging, rutschten mir die zerbrochenen Bretter ständig unter den Füßen weg. Ich geriet in die Löcher und mir schien, ich falle in das Wasser unten im Abgrund, aber ich fasse einen über mir hängenden Knoten, und die Angst davor, in die Tiefe zu stürzen, zwang mich zu größter Kraftanstrengung und nach großer Mühe kam ich heraus. Nach

dem Erwachen gab mir dieser Traum großen Trost und den Glauben, daß ich überleben werde.« (Maria Andrunik)

»Ich hatte in Auschwitz folgenden Traum: Ich sehe zwei riesige eisbedeckte Berge und auf dem Gipfel steht ein Kreuz. Ich habe den Befehl erhalten, auf den Gipfel zu gehen. Ich denke, daß ich schon beim winzigsten Ausrutscher in den Tod fallen kann. Ich stieg auf den Berg, sehe den Fluß San in meiner Heimatstadt und in der Ferne unser Haus. Nach dem Aufwachen dachte ich, daß mein Traum wohl in Erfüllung gehen würde; obwohl ich noch einen gefährlichen Weg zu gehen habe, werde ich nach Hause zurückkehren.« (Wojciech Maćkowski)

»Ein Traum, den ich im Lager Mittelbau-Dora ein paar Tage vor der Evakuierung und der Befreiung hatte: Ich fahre einen Traktor über einen schmalen Damm, der etwa 200 Meter lang ist. Auf beiden Seiten des Damms befanden sich gewaltige Abgründe. Würde ich nicht ganz genau lenken, müßte ich den sicheren Tod finden, darum fuhr ich den Traktor mit großer Anspannung. Als ich das Hindernis überwunden hatte, wachte ich mit Herzklopfen auf. Nach diesem Traum konnte ich nicht mehr einschlafen. Ich assoziierte diesen Traum mit meinem Weg in die Freiheit und so sah der auch aus.« (Stanisław Papież)

Die Toten – Verwandte und Bekannte – spielten eine besondere Rolle in den Träumen, oft wirkten sie als Beschützer. Ihr Verhalten, ihre Gesten, ihre tröstenden Worte und ihre Versicherung, man würde Gefahren entgehen usw. wurden als Weissagung betrachtet.

»Bevor ich an Typhus erkrankte, träumte ich, daß ich zu einem schmalen Fluß gehe, in dem sehr trübes Wasser floß. Auf der anderen Seite des Flusses kam mir mein ältester Bruder entgegen, der nicht mehr lebte. Wir gingen gleichzeitig ins Wasser, meine Füße blieben im Schlamm stecken, der Fluß war tief. Als wir uns in der Flußmitte trafen, reichte mir mein Bruder einen riesigen verfaulten Fisch. Ich rufe entsetzt: ‚Stach, ich kann das nicht tragen, ich schaffe das nicht!', worauf er ruhig antwortet: ‚Du schaffst das, du schaffst das!'.«
(Jadiwga Bień)

»Aus jener Zeit (Dezember 1942) erinnere ich mich an folgenden Traum: Ich sehe meinen Vater auf dem Katafalk (er starb im November 1941), er erhebt sich, erteilt seinen Segen und spricht: ‚Du kehrst im dritten Jahr nach Hause zurück'. Dann legte er sich wieder hin. Am Morgen erzählte ich den Kameraden den Traum, sie wollten mich verprügeln und sagten: ‚Du denkst wohl, wir halten bis 1945 durch?'. Dann zeigte es sich aber, daß der Traum stimmte. Ich kehrte am 10. Juni 1945 nach Hause zurück.« (Zenon Szokalski)

»Im Lager schliefen wir sehr kurz (4–5 Stunden). Ich konnte schnell einschlafen und hatte einen gleichmäßigen Schlaf, befand mich aber in ständiger Bereitschaft. Soweit ich mich erinnere, hatte ich selten Träume, die mit dem Lager zu tun hatten. Nachts ‚ging' ich immer nach Hause, in das Leben in der Freiheit, so daß ich mir nach dem Aufwachen mutig sagen konnte: ‚Ich war zu Hause, ich war tatsächlich zu Hause'. Diese Träume gaben mir meistens Zuversicht, den Tag glücklich zu überleben. Ich stützte mich aber nicht auf sie, solange sich nicht die Träume über meinen ermordeten Bekannten T. zu wiederholen begannen (in verschiedener Form), an den ich oft dachte. Ich erlag damals teilweise der allgemeinen Psychose, den Träumen eine Bedeutung beizumessen, und in diesem einen Fall erfüllte sich die Prophezeiung auf merkwürdige Weise bis zum Ende meiner Lagerhaft und noch lange danach. Der Traum von T. gab mir die Sicherheit, daß ich mich in großer Gefahr befinden werde, daß es am Ende aber gut ausgehen wird. Als ich das meiner Schwester erzählte, die ebensowenig wie ich an Träume glaubte, begannen wir zu beobachten und zu unserer großen Verwunderung ging der Traum von T. immer einem nicht alltäglichen Ereignis voraus, das gut ausging. Manche davon habe ich bis heute nicht vergessen:

a) Vor einer großen Entlausung sah ich T. neben mir in der Kirche (sein ganzes Leben lang ging er nicht in die Kirche). Als ich ihn fragte, warum er gekommen sei, antwortete er kurz: Ich wollte mich um dich kümmern.

b) Vor Kriegsende, als wir alle auf die Befreiung warteten und niemand auf die Idee kam, sie könnten uns evakuieren, träumte ich, daß ich an einem breiten, ruhig dahinfließenden Fluß stehe, wohl der Weichsel, und ihn durchschwimmen will. Auf der anderen Seite des Flusses sehe ich eine blumenübersäte Wiese. Unerwartet erscheint T. und hält mich mit den Worten zurück: Es ist noch nicht an der Zeit – ich komme dich holen.

c) Meine Schwester und ich erhielten einen offiziellen Brief von zu Hause, dem wir die verschlüsselte Nachricht entnahmen, daß im nächsten Paket ein Kassiber für uns versteckt sein wird. Wir waren ganz aufgeregt. Da kam wieder der lächelnde T. und versicherte uns, er habe sich eine SS-Uniform besorgt, um uns näher zu sein.

Angesichts des Phänomens, daß diese Träume, die ich erwähnt habe, den Ereignissen immer vorausgingen und nicht auf sie folgten, bin ich immer ratlos, sooft ich auch daran denke.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska).

»Gegen Ende des Kriegs, einige Tage vor der Befreiung, hatte ich einen Traum, in dem ich meinen Vater (der seit Jahren nicht mehr lebte) sah, wie er mit dem Gesicht zur Erde liegt und blutverschmiert ist. Ich ging zu ihm und wußte, er lebte nicht mehr, aber Vater bewegte das rechte Bein, ich erschrak und floh. Einige Tage später, buchstäblich am letzten Tag des Lagers, schossen die fliehenden Deutschen auf die Häftlinge. Ich wurde am Kopf getroffen und lag, wie mein Vater, mit dem Gesicht zur Erde. Meine Kameradinnen, die das sahen, sagten, sie wären überzeugt gewesen, ich sei tot, als ich aber das Bein bewegte, kamen sie zu mir gelaufen und trugen mich in den Block.« (Bronisława Bukowińska)

»Ich träumte, daß ich meinen eigenen Leichnam auf dem Rücken aus dem Haus trug. Erschöpft ließ ich ihn etwa 500 Meter vom Haus entfernt zu Boden und stützte ihn gegen einen Zaun. Da sprach der Leichnam zu mir: ‚Zenon, mach dir keine

Sorgen, du wirst leben!'. Dieser Traum machte auf mich einen gewissen Eindruck, damals interpretierte ich ihn aber nicht.« (Zenon Szokalski)

»Eines Tages hatte ich einen so seltsamen Traum, daß ich voller Schrecken aufwachte (an den Traum erinnere ich mich bis heute). Ich träumte von Warschau, wo ich mein Haus und meine Familie zurückgelassen hatte. Ich gehe eine Straße entlang, aber es ist eine seltsame Straße, sie ist völlig leer, es gibt weder Straßenbahnen noch Autos noch Fußgänger, es ist dunkel, es gibt weder Straßenlaternen noch Licht in den Fenstern noch Leuchtreklamen, nur irgendwo oben brennt eine Fackel. Ich gehe in der Mitte der leeren Fahrbahn und werde von zwei Personen begleitet: Links geht mein Cousin, der 1941 in Auschwitz umkam – an diesen Cousin dachte ich in jener Zeit überhaupt nicht –, rechts geht ein Kollege, der auch in mein Verfahren verwickelt war und im Mai 1942 in Magdalenka [bei Warschau] erschossen wurde. Wir gehen in absoluter Leere und Stille, es brennt nur diese Fackel oder der Holzscheit (übrigens befindet sich heute in dem unter meiner Obhut stehenden Fotoarchiv der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen ein eben solches Foto aus Warschau während des Aufstands [1944]). Ich denke mit Entsetzen an diesen Traum: ‚Ich gehe neben Toten – was heißt das?'. Da wendet sich mein Cousin an mich und lächelt: ‚Hab keine Angst, dir geschieht nichts Böses'. In diesem Moment wachte ich auf, so entsetzt, daß ich nicht mehr einschlafen konnte. Ich dachte lange darüber nach, wovor mich die Toten hatten warnen wollen. Das war kurz vor dem Ausbruch des Aufstands, in dessen Verlauf tatsächlich keinem meiner Angehörigen etwas Böses geschah.« (Maria Elżbieta Jezierska)

Unter den Träumen, in denen Symbole auftauchen, besitzen Träume über die Eltern einen besonderen Stellenwert, vor allem über die Mutter, die im Traum fast immer Symbol für Güte, Fürsorglichkeit und Hoffnung war; so wurden diese Träume auch im Lager gedeutet und gern als Glücksbringer betrachtet.

»Bevor ich aus dem Gefängnis nach Auschwitz gebracht wurde, träumte ich, daß ich meiner Mutter ein großes schwarzes Kreuz mit Intarsien und weißen Perlen übergab. Ich erklärte mir diesen Traum so, das Kreuz symbolisiere die Sorgen meiner Mutter und die Perlen die Tränen, die sie um mich vergießt. Als ich in Auschwitz an Typhus erkrankte, träumte ich vorher, ich säße auf einem großen Stein auf einer grünen Lichtung mit meinem schon verstorbenen Vater, der meinen Kopf in seine Hände nahm und heftig weinte, so daß große Tränen aus seinen Augen auf mein Gesicht fielen. Als ich dann den Kopf hob, sah ich vor uns eine kleine mit Schindeln gedeckte Kirche aus Lärchenholz (ich war das jüngste Kind in der Familie und wurde von Vater sehr geliebt).« (Jadwiga Bień)

»In Ravensbrück träumte ich, ich ginge über eine schöne grüne Wiese voller kleiner Blumen. Diese Wiese wurde von einem Bächlein durchschnitten, das so fein wie ein Bindfaden rann. Auf der anderen Seite des Bächleins sah ich meine Mutter. Glücklich über ihren Anblick rief ich: ‚Mama!' und lief zu ihr hin. Da wurde das Wasser immer breiter und ich mußte schwimmen, um zu meiner Mutter zu gelangen – das war wieder so ein prophetischer Traum. Ich war in Ravensbrück und hätte, so wie die anderen, zu Fuß nach Krakau oder Biała zurückkehren können. Aber es war mir anders bestimmt. Durch einen vom Schwedischen Roten Kreuz organisierten Transport fuhr ich zuerst mit dem Zug und mit der Fähre nach Malmö und kehrte dann mit einem Schiff über die Ostsee nach Gdynia zurück. Der kleine Bach war zu einem breiten Wasser geworden.« (Gertruda Dubowska)

»Ich träumte, ich wäre ein kleines Mädchen, fast noch ein Kind, und stehe mitten auf einem Platz, der von allen Seiten mit einem fast himmelhohen Zaun umgeben ist. Ich bin ganz allein. Hinter dem Zaun sehe ich Vater, Mutter und die Familie. Ich strecke die Arme zu ihnen aus und rufe ihnen zu, sie möchten mich herausholen. Ich kann nicht laufen, denn ich klebe auf der Stelle fest. Sie stehen und schweigen, und ich weine und weine. Dieser Traum ist sehr leicht durchschaubar.« (Eine der Befragten)

»In den ersten Tagen in Auschwitz war ich in Stube 4 von Block 9, wo es keine Pritschen gab und wir dichtgedrängt auf dem Boden schlafen mußten. Eines Nachts hörte ich ein Flüstern. Jemand wiederholte: ‚Mama, Mama'. Ich paßte auf, daß ich auf niemanden trat, ging zu der Stelle und sah im Mondschein, daß ein junger Häftling, es war noch ein Junge, fast bewußtlos ist und stirbt und immer leiser nach seiner Mutter ruft. Ich nahm seinen Kopf auf den Schoß und erteilte dem Sterbenden die Absolution. Er starb und rief seine Mutter. Ich weiß nicht warum, aber mich ergriff damals eine tiefe Traurigkeit, daß ich persönlich keine Mutterliebe erfahren hatte, daß ich mich nicht an meine Mutter erinnerte. Sie starb, als ich zwei Jahre alt war. Kurz darauf hatte ich einen Traum: Ich erinnere mich nicht wo und wann es war, ich weiß nur, daß ich sehr weinte. Da kam eine junge, schöne, strahlende Frau zu mir, legte die Hände auf meinen Kopf und sagte: ‚Weine nicht, mein Sohn'. Nichts weiter sagte sie, aber ich war immer überzeugt, daß das nicht meine Mutter, sondern die Gottesmutter war. Ich wachte von einem Stoß meines Nachbarn auf: ‚Was flennst du so wie ein Weib! Beruhige dich!'«
(Priester Jan Marszałek)

In diesem letzten Zitat verbindet sich die Gestalt der Mutter mit der Gestalt der Gottesmutter, die für die von ihr träumenden Häftlinge ein Symbol verstärkter Fürsorge war. Ihre Zusicherung, die Zeit der Verachtung und Todesgefahr sicher zu überleben, bildete in der unerschütterlichen Überzeugung der Häftlinge die relativ beste Garantie, dem Schlimmsten zu entgehen.

»Eine Woche nach meiner Ankunft in Auschwitz erlebten wir den 6. Dezember 1942. Das war für uns ein furchtbarer Tag. Die Deutschen nannten das ‚Entlausung' des ganzen Lagers, wir

Frauen bezeichneten das als ‚Entstellung'. Viele unserer Gefährtinnen bezahlten diese ‚Entlausung' mit dem Leben. Die nervliche Anspannung war schrecklich. Das ganze Lager befand sich in einer entsetzlichen Psychose. Damals, im Dezember, stand ich unter dem Eindruck eines Traums, den ich gleich am nächsten Morgen einer Kameradin erzählte: Ich träumte von der Gottesmutter in einem weißen Kleid mit blauer Schärpe, der Hintergrund war dunkel bis rot. Sie lächelte mich an und sagte: ‚Fürchte dich nicht, du wirst diese Hölle überleben'. Wie wunderte ich mich, als mir meine Kameradinnen sagten, es sei doch schließlich der 8. Dezember, der Tag der Gottesmutter. Niemals vorher oder nachher hatte ich in meinem Leben religiöse Träume, weder in Schwarzweiß, noch in Farbe. Ich bin gläubig und war es immer, aber ich bin keine fleißige Kirchgängerin. Doch dieser Traum haftete fest in meinem Unterbewußtsein, und in schweren Zeiten ‚klammerte' ich mich an ihn wie an einen Rettungsring.«
(Ewa Plechta)

»Im Monteluppi-Gefängnis träumte ich, ich ginge in meiner Heimatstadt Bielsko-Biała auf der Straße in Richtung Kirchplatz. Dieser Platz wird von einem Fluß geteilt, auf beiden Seiten des Flußbettes wachsen bis heute alte Kastanien. Als ich auf den Platz zugehe, sehe ich über den Kastanien die Gestalt der Gottesmutter, die zwei Menschen an der Hand führt. Ich freute mich sehr über diese Erscheinung, denn ich bin tief gläubig. Es kam mir vor, als führte die Gottesmutter jemanden hinaus, aber obwohl ich mich anstrengte, konnte ich die Gesichter nicht erkennen. Am Morgen stand ich noch unter dem Eindruck dieses Traums und erzählte ihn meinen Zellenkameradinnen. Wir waren alle überzeugt, die Gottesmutter würde jemanden in die Freiheit führen, waren aber auch gespannt, wer das sein würde. Tatsächlich wurden nach ein paar Tagen zwei Frauen aus unserer Zelle entlassen, die keine große Hoffnung gehabt hatten, die Freiheit wiederzuerlangen.«
(Gertruda Dubowska)

»Ungefähr einen Monat vor meiner Verhaftung hatte ich einen sehr deutlichen Traum: Ich befand mich in einer großen Gruppe, die über die Grenze ging, auf einem großen mit Kies bedeckten Platz, das sah aus wie an der Grenze zwischen Sosnowiec und Katowice. Auf der linken Seite stand ich in der großen Gruppe und rechts fiel mein Blick plötzlich auf ein gewaltiges Eisengerüst, das mich sehr entsetzte. Erschrocken schaute ich so hoch ich konnte und sah hoch oben drei Glocken, von denen die mittlere die größte war, und ich konnte deutlich die Inschrift lesen: ‚Unter Deine Obhut, Heilige, begeben wir uns...' Einen Moment vertiefte ich mich in die Inschrift, und es war als wollte ich im Geiste dieses Gebet beenden (denn ich war sehr religiös). In mir festigte sich die Überzeugung, daß ich ein furchtbares Erlebnis haben werde, das aber gut ausgehen wird. Um nun diese Überzeugung nicht zu zerstören, erzählte ich diesen Traum niemandem, sondern pflegte ihn als gutes ‚Omen' während der Zeit bis zu meiner Verhaftung und später während meiner ganzen Lagerhaft.«
(Wanda Zbroszczyk-Januszewicz)

Es bleibt noch das Problem der Träume, in denen – wahrscheinlich zufällig, aber gemäß der spezifischen Logik des Traums - Symbole erschienen, die zuweilen zu dem Traum als Ganzem keine Verbindung besaßen: ein Kind, Zähne (besonders ihr Ausfallen), eine Fahrt in einem Pferdewagen, Blumen, Schuhe, Farben. Diese Symbole galten allgemein als Prophezeiung. Natürlich haben wir viele Berichte, in denen das Auftreten dieser Symbole fast immer mit tatsächlichen Ereignissen danach in Zusammenhang gebracht wird und in denen der Eindruck beschrieben wird, den diese Träume auf die Träumenden und die Mithäftlinge machten. Wir dürfen jedoch annehmen, daß die Beobachtung der Psychologen zutrifft, daß als prophetisch erachtete Träume, die zur Wirklichkeit passen, leichter in der Erinnerung bleiben und als Beweis für antizipierende Träume in Anspruch genommen werden, während andere Träume, die nicht in Erfüllung gegangen sind, vergessen werden. Es gab im Lager mehr Träume mit Symbolen, die sich nicht ‚bewahrheitet' haben. Man darf sich also nicht von den zahlreichen Beschreibungen der im Lager kommentierten Träume täuschen lassen, daß ein bestimmtes Symbol im Traum eines Auschwitz-Häftlings immer entsprechende Folgen nach sich gezogen habe. Wenn es so wäre, hätte es im Lager keine Häftlinge, die überhaupt nicht an Träume glaubten, und auch keine großen Skeptiker gegeben.

Unsere Aufgabe besteht jedoch in dem Versuch, die Ursachen für die unterschiedliche psychische Einstellung zahlreicher Häftlinge darzustellen, die zuweilen mit sehr suggestiven Traumdeutungen konfrontiert waren, die eine Atmosphäre der Angst, der Furcht, der Hoffnung und der Sicherheit schufen und nicht nur von der „Zukunft" sprachen, sondern gewissermaßen auch Tatsachen aus der Vergangenheit zu bestätigen schienen, die dem Traumdeuter nicht bekannt waren. Hier sind einige ausgewählte Beispiele für diese Träume aus verschiedenen Lebensabschnitten der Befragten, deren Kommentierung im Lager dazu beitrug, daß sich der Glaube an die Träume herausbildete und festigte.

»Aus meiner Backfischzeit erinnere ich mich an einen quälenden und sich wiederholenden Traum, daß nämlich meine oberen und unteren Zähne plötzlich und sehr schnell wachsen, faulen und ausbrechen. Das tat weh und war abscheulich, ich wußte, es war etwas schrecklich Entsetzliches, Häßliches und Unästhetisches. Ich wachte erschreckt auf und konnte mir den Traum nicht erklären, zumal ich damals gesunde Zähne hatte. Ich mochte die periodischen Besuche beim Zahnarzt ganz und gar nicht, allein schon der Geruch der Arzneien in seiner Wohnung machte mich nervös, so daß ich immer umkehren wollte. Vielleicht hatte dieser Traum aber auch mit der Pubertät zu tun.« (Zofia Przanowska)

»In Zelle 22 im Pawiak erwachte Frau Antonina Merkel (es war wohl im Frühjahr 1943) voller Angst und Abscheu und erzählte sogleich ihren Traum: ‚Ich habe geträumt, ich stillte ein gräßliches Kind mit riesigem Schädel und dem Gesicht von Glotzauge (Beiname eines SS-Manns). Das Kind saugte so stark, daß es mir sehr weh tat'. Mitten in Frau Merkels

Erzählung kamen die SS-Leute, um sie abzuholen, und sie kehrte nicht mehr in die Zelle zurück (wir erfuhren, daß sie erschossen wurde).« (Dozentin Dr. Anna Pawełczyńska)

»Bevor ich verhaftet wurde, träumte ich ziemlich oft, daß ich vor der Gestapo fliehe. Ich fahre einen mehrspännigen Wagen, auf dem hinteren Strohsitz habe ich ein Maschinengewehr auf die Gestapo-Leute gerichtet, die mich mit einem Auto verfolgen, und schieße auf sie. Die Pferde jagen im Galopp. Einige Male gelang es mir im Traum zu fliehen, einmal trafen sie mich in der Herzgegend. Ich wachte auf. In der Herzgegend hatte ich einen kleinen roten Fleck, obwohl es keine Insekten gab. Das war 1942, nach meiner ersten Verhaftung. Seit dieser Zeit hatte ich keine solchen Träume mehr.«
(Priester Dr. Władysław de Rosenburgh-Grohs)

»In der Nacht vor meiner Verhaftung hatte ich einen Traum, in dem ich mich in einem Haus voller Leichen befand, aus dem es keinen Ausgang gab. Ich wachte auf. Nachdem ich wieder eingeschlafen war, träumte ich, daß ich mit Mutter in der Straßenbahn 9 fahre, die merkwürdigerweise an der Wendeschleife an der Rakowiecka-Straße nicht langsamer wird, sondern noch beschleunigt, und an der Schleife falle ich aus der wahnsinnig schnell fahrenden Bahn heraus. In der Nacht meiner Verhaftung legte ich mich gegen 24 Uhr schlafen, da hatte ich einen fürchterlichen Albtraum, in dem ich die Zähne fest zusammenbiß, so fest, daß mir alle Zähne ausfielen. Ich packte sie mit beiden Händen und stopfte sie in den Mund zurück. Schweißüberströmt wache ich auf, es poltert, und die Gestapo hämmert an die Tür.« (Zofia Leśniak)

»Durch eine stark ausgeprägte Avitaminose ‚gingen' mir die Zähne aus dem Zahnfleisch. Dann träumte ich oft, daß ich Zahnschmerzen habe, daß mir ein Zahn oder mehrere Zähne ausgefallen waren oder ausfallen. Ich wurde jeden Tag geschlagen, einmal mehr, ein anderes Mal weniger. Nach einiger Zeit ‚entdeckte' ich, daß ich nach einem solchen Traum über meine Zähne am nächsten Tag mehr oder weniger niedergeschlagen war. Darum paßte ich dann (obwohl ich nicht an Träume glaubte) an einem solchen Tag besonders auf. Aber leider half auch das nicht, denn wenn ich einen solchen Traum mit ‚Zähnen' gehabt hatte, so kam ich um größere Prügel oder sehr schwere Arbeit nicht herum. Ich fing an, an die Warnträume zu glauben. Und seltsam, ein paar Mal gelang es mir, indem ich besonders vorsichtig war, größeres Unglück zu vermeiden.«
(Mgr. Tadeusz Krupiński)

»Von den Träumen im Lager erinnere ich mich genau an einen Traum über Blumen: Nach zwei bis drei Tagen bekam ich dann immer ein Paket von meiner Frau. Weil alle im Lager von Essen träumten, war vielleicht der Wunsch nach einem Lebensmittelpaket sehr stark, aber trotzdem behauptete ich noch im Lager und sagte das auch den Kameraden, daß ein Paket kommen würde, weil ich von Blumen geträumt hatte, und darum waren die Träume über Blumen prophetisch.«
(Stanisław Stolarz)

»Ende Oktober 1944 träumte ich von Holzschuhen, die ich anprobierte. Ich hatte damals gute Verbindungen zur *Schreibstube*, denen ich es zu verdanken hatte, daß mein Name mehrmals von der Transportliste gestrichen wurde. Als ich den Traum am Morgen meinen Nachbarn erzählte, erklärte ich gleichzeitig, ich werde an die Träume glauben, wenn ich auf einen Transport muß. Eine halbe Stunde später kam der Blockschreiber zu mir und sagte, daß mein Name auf der Liste zum Abtransport steht. Meine Bekannten aus der *Schreibstube* meinten, daß sie nicht mehr helfen könnten, da alle evakuiert würden. War das Zufall oder Telepathie?«
(Dr. Ing. Stefan Świszczowski)

»Als ‚Muselmann' bekam ich im Sommer 1941 eine Zeitlang keine feste Arbeitszuteilung. So konnte ich mich täglich zu den paar Massenkommandos stellen. Eines Abends kam ein Kamerad zu mir und schlug mir vor, am nächsten Tag mit ihm zum Kommando ‚*Weideholen*' zu gehen; dort war zwar die Arbeit recht schwer, aber man bekam Nachschlag, und das war für den Lagerhäftling, ganz besonders für einen Muselmann, eine Frage von Leben oder Tod. Ich versprach fest, mich am nächsten Morgen zu diesem Kommando zu melden. Und was geschah? In der Nacht träumte ich, daß mir zwei Zähne ausfielen. Ich hatte schon einige Erfahrung und behandelte diesen Traum sehr ernst. Obwohl mein Kamerad am nächsten Morgen zu mir kam, bat ich um Entschuldigung und ging nicht mit ihm. Er erklärte verwundert, ich sei verrückt geworden. Und was geschah? In dem Kommando gab es viele Neue, die das Leben im Lager noch nicht kannten. An diesem Tag kam es eben in diesem Kommando zu einem Massaker. Die SS-Leute, die dieses Arbeitskommando bewachten, veranstalteten ein Scharfschießen auf einen Neuen (einen ‚*Zugang*'), der die Vorschriften nicht kannte und auf Befehl eines SS-Massenmörders die verbotene Linie überschritt, was als Flucht galt. Andere desorientierte Neulinge fingen vor Entsetzen ebenfalls an zu fliehen. Es gab einige Tote und zwischen zehn und zwanzig Verwundete.« (Mgr. Tadeusz Krupiński)

»In der Quarantäne in Birkenau hatte ich einen Traum, in dem ich mit einem Fuhrwerk fahren sollte. Ich trieb die Pferde einen Waldweg entlang, es war sonniges Wetter und warm. Da ruft uns ein lauter Pfiff zum Aufstehen. Ich erhebe mich von der Pritsche und erzähle einem Nachbarn, den ich überhaupt nicht kenne, bestimmte Einzelheiten. Der führt mich sofort an das andere Ende des Blocks zu dem wie er sich ausdrückte Lagerwahrsager und -traumdeuter. Wie sich zeigte, war das ein Häftling, der älter war als wir, so um die 50, aus Rzeszów, er trug eine charakteristische dicke Brille, auf die er unerhört aufpaßt, wie er selbst sagt. Wir kannten uns nicht und sahen uns zum ersten Mal. Ich erzählte meinen Traum noch einmal ganz kurz, der Traumdeuter fragte mich nach meinem Geburtsdatum und schaute sich meine Hand genau an. Nach einer Weile skizzierte er meine Situation folgendermaßen: Du warst in letzter Zeit zweimal in Lebensgefahr, das ist vorbei, das Lager überlebst du, du gehst bald auf Reisen, und solange du im Lager bist, wirst du wie das quietschende Wagenrad sein, wirst ständig

an etwas leiden, du kehrst nach Hause zurück, triffst dort eine Person weniger an, wechselst den Beruf und wirst noch lange leben – da ertönt wieder ein lauter Pfiff und wir mußten uns vor dem Block aufstellen. Wir stellten uns nebeneinander, weil ich hoffte, er würde noch etwas hinzufügen.

Auf jeden Fall hatte er mich mit seiner Behauptung, ich wäre zweimal in Lebensgefahr gewesen, neugierig gemacht. Tatsächlich hatte ich mich durch die ‚Untersuchung' bei der Gestapo in einer kritischen Situation befunden, weil ich nichts falsches, das anderen hätte schaden können, sagen wollte, denn der Mensch kann nur begrenzt Schläge aushalten. Ich wollte mir das Leben nehmen. Ich war auf dem Dachboden, also wie im vierten Stock, und von den Schergen umzingelt. Ich sprang durch ein kleines Fenster, doch bevor ich ganz draußen war, schnappten sie mich an einem Bein und ich wurde wieder hereingezogen. Dann steckten sie mich gefesselt in einen kleinen Dunkelraum in den Kellergewölben des Hauses. Dort fand ich eine Rasierklinge und schnitt mir beide Pulsadern auf. Ich verlor zwar viel Blut, aber nicht das Leben, denn es wurde ein Arzt gerufen.« (Zbigniew Giżyński)

Und hier folgt noch ein sehr interessanter Traum voller Symbole (mit den Motiven Verwandlung in einen Geist, Flug, Rückkehr in die Heimat, die gleichzeitig Lager und Richtstätte ist, das weiße Haus usw.), der sich mit seinen Details eingeprägt hat, weil er mit dem Tod des Bruders und der eigenen kritischen Situation im Lager zusammenfiel.

»In aller Deutlichkeit erinnere ich mich an einen Traum im Lager Auschwitz: Im Sommer 1942 wurde ich von meinem Bruder getrennt, der in die *SK*, in die *Strafkompanie* in Birkenau kam, ich wurde in Block 11 gesteckt. Nach einiger Zeit fühle ich, daß ich krank werde, ich bekomme wahnsinnige Kopfschmerzen, die Muskeln und der Nacken tun weh – ich hatte erhöhte Temperatur. In der Nacht habe ich einen Traum, vielleicht vom Fieber: Ich bin in Birkenau ungefähr dort, wo das Frauenlager ist; ich sehe dieses Lager in der gleichen Richtung und Entfernung vom Hauptlager, wie ein bestimmtes Haus in unserem Dorf von dem Haus meines Bruders aus. Ich treffe meinen Bruder, wir umarmen uns, und in diesem Moment verwandeln wir uns in unsichtbare Traumgestalten, wir erheben uns in die Luft und über den Zaun, es kommt das Gelände vor dem Lager, wir fliegen durch die Luft in Richtung Hauptlager. Ich habe die Vorstellung, daß wir gleichzeitig von dem erwähnten Haus zu meinem Dorf fliegen, zu dem Hof meines Bruders, wir sind über dem Haus meines Bruders und ich sage zu ihm: ‚Was soll daran schwer sein, aus dem Lager zu kommen, das ist doch überhaupt nicht schwierig'. Wir fliegen gemächlich in den Hof meines Bruders, da weckt mich jemand mit dem Ruf: ‚*Aufstehen!*'. Ich wache auf und was sehe ich? Ich bin in Block 11 auf meiner Stube. Ein paar Stunden später erhalte ich die Nachricht, daß mein Bruder an dem Morgen im weißen Haus in Birkenau vergast worden war. Im Traum war ich mit meinem Bruder über das weiße Haus geflogen. Bis heute sehe ich den Traum, als wäre es ein Tagtraum erst vor ein paar Stunden gewesen, ich sehe mit aller Deutlichkeit das Gesicht meines Bruders in jenem Moment und ich sehe mich selbst als durchsichtige Erscheinung, die zusammen mit meinem Bruder, der ebenfalls eine Traumgestalt ist, von Birkenau zum Hauptlager fliegt. Was das zu bedeuten hat, habe ich bis heute noch nicht enträtselt.« (Stanisław Frączysty)

Wenn es wahr ist, daß klare und leicht zu entziffernde Symbole dann im Traum erscheinen, wenn der Mensch in Bedrängnis, in einer Konfliktsituation ist und lebenswichtige Probleme durchstehen muß, läßt sich dieser Traum relativ leicht erklären, ohne ihm den Charakter einer Prophezeiung zu geben. Der Traum war dann eine Synthese der letzten, niederschmetternden Erlebnisse, der schon fast in Gewißheit übergehenden Angst, daß ein Unglück geschehen ist, daß der Tod sowohl den Schlafenden als auch eine ihm nahestehende Person erwartet, ein Ausdruck der Furcht und gleichzeitig der Hoffnung, unbeschadet aus dieser schwierigen Situation herauszukommen und des übermächtigen Wunsches, sich zu retten und durch ein Wunder nach Hause zurückzukehren.

Eine besonderes Problem sind die Perseverationsträume und die regelmäßig wiederkehrenden Träume, denen die Häftlinge besonderen Wert beimaßen. Unter normalen Bedingungen und bei guter Gesundheit sind solche Träume selten. Anhand der Häufigkeit der in den Berichten auftretenden Beschreibungen solcher Träume kann man den Eindruck gewinnen, daß sie unter den Lebensbedingungen in Auschwitz eine allgemein verbreitete Erscheinung waren. Dies soll als erste Beobachtung festgehalten werden.

Die allermeisten dieser wiederkehrenden Träume hingen eng mit konkreten Dingen des Lebens im KZ (oder der vorangegangenen Untergrundarbeit, der Verhaftung) zusammen und hatten eine damit im Zusammenhang stehende, ausgesprochen negative Färbung. Sie erschütterten den Schlafenden und setzten ihm körperlich und psychisch stark zu. Es ist bezeichnend, daß in der Beschreibung eines solchen Traums fast immer auch über Schweißausbrüche, Herzklopfen, das Gefühl extremer Erschöpfung, Zittern, Rötung des Gesichts oder einer anderen Körperstelle, Entsetzen usw. berichtet wird.

Viele Häftlinge hatten vor diesen Träumen Angst. Die Befragten berichten wiederholt über typische Traumthemen, wie die Teilnahme an Appellen, mißlungene Fluchten, Verfolgung durch geheimnisvolle Menschen, entsetzliche Wesen, Insekten usw. Einige Beispiele sollen dies veranschaulichen.

»Ein Traum wiederholte sich oft: Ich bin in der Freiheit, im Gebirge oder einer felsigen Landschaft, die für die Umgebung von Krakau so charakteristisch ist. Plötzlich fällt mir ein, daß ich zum Appell zurückkehren muß, denn meine Kameraden warten, ich laufe also, aber immer wieder stoße ich auf Hindernisse, die ich mit großer Mühe überwinde, aber letztlich kann ich nicht zurückkehren. Ich wache verschwitzt und erschöpft auf.

Der zweite Traum, der häufig wiederkam – wenn auch nicht ganz so oft – war so: Ein schwarz gekleideter Mann verfolgt mich, ich verstecke mich an verschiedenen Orten, wo er mich findet, also fliehe ich wieder, bis ich endlich ein Versteck finde,

das der Schwarze übersieht. Dabei ist interessant, daß manche meiner Kameraden auch solche Träume hatten.

Der erste Traum verfolgte mich noch mehr als ein Jahrzehnt nach der Befreiung, aber heute bin ich ihn glücklicherweise seit langem los. Das einzige unangenehme, das ich nach diesem Traum empfand, war die Wut auf mich selbst, daß ich mich nicht von der KZ-Psychose befreien konnte.«
(Dr. Ing. Stefan Świszczowski)

»Während meiner ganzen Lagerhaft verfolgten mich zwei Träume, einmal, daß ich ständig in den unter Strom stehenden Zaun gehe und daß ich mit den Mithäftlingen darüber spreche, wann wir in den Zaun gehen. Im zweiten Traum (den ich hatte, als ich im *Krankenbau* lag) sah ich meinen Abgang (Tod) aus dieser Welt und den Eintritt in die andere, die für mich sehr schön und angenehm war (ich fühlte mich dort sehr wohl). Die plötzliche Rückkehr in die Wirklichkeit (das Aufwachen) hatte zur Folge, daß ich ganz schweißgebadet war.« (Michał Kogut)

»Während meiner viereinhalbmonatigen Gefängnishaft lebte ich in ständiger Furcht, bei den Verhören etwas zu sagen, und damals hatte ich fast jede Nacht Albträume, daß ich einen Namen verraten hatte, ich war völlig verzweifelt und erwachte tränenüberströmt. Das Aufwachen war eine große Erleichterung. In Wirklichkeit habe ich niemanden verraten. Ich träumte damals von fürchterlichen Klettertouren auf steile Berge und unter mir taten sich tiefe Abgründe auf. Ich träumte von Wanderungen in der Dunkelheit in unbekannten Gegenden. Immer war ich in diesen Träumen allein und sehr verängstigt.« (Zofia Bator)

»Im KZ träumte ich sehr oft von einer Flucht aus dem Lager. Ich ging vor das Haus, und in dem Moment, in dem ich die Schwelle überschreiten mußte, hörte ich die Lagersirene, die eine Flucht aus dem Lager meldete. Sofort wurde mir klar, daß gleich die Verfolgung losgehen würde, ich bekam panische Angst und kehrte schnell ins Lager zurück. Dabei überdachte ich den Plan, wie ich wieder ins Lager hineinkommen könnte, oder ich vergegenwärtigte mir, daß ich – falls sie mich kriegten – mit einer Trommel und einer Tafel mit der Aufschrift, daß ich ins Lager zurückgekehrt bin, durch das Lager laufen müßte und man mich dabei schlagen, foltern und zum krönenden Abschluß aufhängen würde. Schließlich wachte ich erschöpft, schweißgebadet und sehr nervös auf und atmete erleichtert auf, weil ich im Lager war. Ich träumte das, weil ich ständig an eine Flucht aus dem Lager dachte, nur der Gedanke an die Verwandten, die die Deutschen statt meiner ins Lager schleppen würden, hielt mich davon ab, weil sie mir leid taten.« (Karol Talik)

»Einer meiner Träume, der eine Zeitlang immer wiederkehrte, war ein Traum, den ich ‚lausig' nannte. Das war in einer Zeit, als wir uns abends zum Schlafen mit Decken zudeckten, auf denen Hunderte von Läusen und Flöhen ‚spazierengingen'. Eine solche Nacht begann damit, daß es mich am ganzen Körper juckte. Damals träumte ich, daß sich mein ganzer Körper aus tausend Teilchen zusammensetzt, die sich in ständiger Bewegung befinden. Die Träume hörten auf, nachdem die Blocks begast und die Kleidung desinfiziert worden waren.« (Ing. Arch. Piotr Hiroń)

Absonderliche Träume, die Perseverationsträume als auch die regelmäßig wiederkehrenden Träume, regten noch mehr als andere symbolische Träume dazu an, Prophezeiungen nachzuhängen und sich mit Traumdeutern und Kennern von Träumen im Lager zu beraten. Sie waren Anlaß, die Folgen der Albträume – also das, was post hoc war – aufmerksam zu beobachten. Unangenehme Empfindungen und Erlebnisse, die sich im Lager außergewöhnlich rasch einstellten, wurden gerne als propter hoc angesehen. Dies verfestigte natürlich den Glauben an die Unabwendbarkeit der Ereignisse, die die Träume angeblich oder wirklich ankündigten. Es ist interessant, daß in den sich wiederholenden Träumen, die normalerweise voller Furcht erwartet wurden – was natürlich wieder wie in einem Circulus vitiosus diese Träume hervorrief – nicht selten Motive (Blumen, Christus, eine geliebte Person) erscheinen, die als positiv angesehen werden, aber getrübt sind von einer Stimmung des Grauens und der Unsicherheit:

»Im Lager wurde ich 22 Mal in die *Politische Abteilung* gerufen und jedesmal träumte ich vorher, daß Schlangen um mich herumkriechen, die ich mit Schlägen von mir verjage. Wenn ich nach dem Verhör zerschlagen, blutüberströmt und verquollen in den Block zurückkehrte, fielen mir die Schlangen aus dem Traum ein. Auch jetzt noch bin ich so überempfindlich, daß ich jedesmal, wenn irgendein unangenehmes Erlebnis bevorsteht, entweder von Schlangen träume oder von denen, die mich im Lager folterten, wie Grabner, Boger, Lachman.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

»Vor der Inhaftierung hatte ich einen Traumzyklus. Ich träumte, daß ein schon längst verstorbener Tischler zwei Holzklötze zurechthaut, einen um die Hälfte kürzer als den anderen. Im zweiten Traum verband er die beiden Klötze zu einem Kreuz. In der dritten Nacht schlug er ein Christusbild ans Kreuz, in der letzten Nacht richtete er das Kreuz auf und klopfte um das Holz die Erde fest.

Direkt vor der Verhaftung träumte ich, daß ich ein Paar Rappen lenkte. Ich fuhr mit ihnen die Kamienna-Straße in Krakau entlang, fuhr um den herrlichen grünen Rasenplatz mit dem grünen Gras und hielt vor dem Tor des Gefängnisses in der Monteluppi-Straße. Ich erzählte dies einem Nachbarn aus der Grodzka-Straße, Herrn Kostysz, der sich auch mit Traumdeutungen befaßte. Er fragte, ob das Kreuz nicht vielleicht zerbrochen gewesen wäre. Als ich verneinte, sagte er, daß das gut wäre, aber daß mir sehr schwere Erlebnisse bevorstünden. Den Traum von der Kutschfahrt erklärte er folgendermaßen: ich würde der Verhaftung nicht entgehen, weil ich es nicht will. So war es auch. Ich fürchtete, daß man im Falle meiner Flucht meine Eltern verhaften würde.

Ende 1944, schon im Lager, quälten mich ebenfalls Traumzyklen. In einem von ihnen bückte ich mich endlos, um

Stiefmütterchen zu pflücken. Diese von mir so geliebten Blumen waren in den Träumen immer von dunkler Farbe, fast schon an Schwarz grenzend. Ich riß sie direkt aus der schwarzen, fruchtbaren Erde. Doch weder an den Stiefmütterchen noch auf der Erde gab es Spuren von Grün. Wie nach schwerster körperlicher Arbeit schmerzte mein Rücken vom Bücken. Nach dem Erwachen fühlte ich immer eine merkwürdige, konstante Angst. Diesen Traum deutete man mir so: Wegen großer Strapazen müsse ich bald sterben.

Im zweiten sich wiederholenden Traum ging ich einen Weg entlang, an dem ein über und über mit dunkelvioletten Blüten bedeckter Flieder üppig wucherte. In diesem Traum riß ich den Flieder ab und tat ihn in ein Tuch, das ich auf dem Rücken hatte. Die Blüten lasteten fürchterlich auf mir, als ob ich die ganze Welt auf den Schultern tragen würde. Auch dieser Traum, wurde mir gesagt, verhieß mir unüberwindliche Qualen und Leiden.

Der dritte Traum, an den ich mich vielleicht am besten erinnere, kehrte mehrmals wieder. In diesem Traum kam mein Bruder, der in Auschwitz ermordet worden war, zu mir. Er öffnete eine Tasche, aus der er schmutzige Wäsche herauswarf. Der unwahrscheinlich große Haufen Wäsche wuchs und wuchs und trennte mich von einer herrlichen, mehrbogigen Brücke am Fluß. Als die Wäsche zu einem unüberwindlichen Haufen aufgeschüttet war, neigte mein Bruder vor mir den Kopf, und mit traurigem Lächeln ging er wieder weg.

Vor jeder Revision träumte ich, daß ich unter das Kreuz mit dem Christusbild ein Gebinde roter Rosen legte. Je größer die Blumengarbe und je trauriger Christus war, um so schlimmer waren die Folgen der Revision. Vor der schwersten Revision, die in Rajsko stattfand, trug ich im Traum ein so schweres Bündel Rosen, daß ich unter der Last zusammenzubrechen drohte, und Christus weinte.« (Genowefa Ułan)

„Selten kam es vor – doch mit um so größerer Sorgfalt muß es vermerkt werden –, daß einige Häftlinge auch zyklisch wiederkehrende Träume hatten, die gewünscht und erwartet wurden und die dem Träumenden positive Ereignisse „ankündigten". Hier ist eines der wenigen Beispiele:

»Überlaufende Milch, die aus einem vollen Gefäß herauslief – dieser Traum wiederholte sich immer dann, wenn ich ein Lebensmittelpaket bekam.« (Zofia Leśniak)

Ein besonderes Kapitel des „Auschwitzer Traumbuchs" können die Träume oder auch die Fieberphantasien der Schwerkranken – vor allem der Typhuskranken, der Hungerkranken und der an schwerem *Durchfall* Erkrankten usw. – füllen. Unter welchen Bedingungen die Häftlinge in Auschwitz den Typhus durchmachten und unter welchen Bedingungen sie während ihrer Krankheit schliefen, schildert eine der Befragten:

»Ich hatte Typhus und lag in einer Baracke mit hohem Fieber, allein wie alle meine neben mir liegenden Gefährtinnen. Zwischen den Betten gingen ständig weibliche Häftlinge mit Tragen hin und her, um die toten Frauen hinauszubringen. Vor der Baracke sah ich einen Berg nackter Körper, die wie Holz aufgestapelt waren (das war im Winter 1942/1943) – verzerrte Gesichter, ausgebreitete Arme und Beine. Die hingeworfenen, entwürdigten Leichen erfüllten mich mit Schmerz (ecce homo). Neben meinem Lager war ein Verschlag an der Wand, in den man die sterbenden Frauen hineinwarf, um nach ein paar Stunden die Leichen hinauszutragen und andere menschliche Körper heranzubringen, die in den letzten Zügen lagen. Unter solchen Bedingungen lag ich einige Wochen. Ich hatte Angst zu sterben, ich wollte nicht sterben. Ich wollte nicht mit offenen Augen nackt auf dem Leichenberg liegen, ich wollte nicht, daß mich die Ratten, von denen es sehr viele gab, anbissen. Ich betete um mein Leben und ich kämpfte gegen den Schlaf an, ich wollte nicht einschlafen, denn ich fürchtete, dies würde den Tod bedeuten.«

Die Träume und Fieberphantasien während des Typhus stellen nicht selten noch schlimmere Albträume dar, zu denen noch die Empfindungen kamen, die dem Gesundheitszustand, der Entkräftung und den körperlichen Schmerzen entsprangen.

»Im Typhusfieber hatte ich pausenlos Traumgesichter, Halluzinationen und Visionen. Ich sah die Baracke brennen, sah ganze Pritschenreihen auf mich herabstürzen, meine Pritsche schaukelte mit mir, irgendwelche Ungeheuer umgaben mich und griffen nach mir mit ihren Krallen.« (Zofia Bator)

»Im Herbst 1942 machte ich einen schweren Bauchtyphus durch. Fünf Wochen lang hatte ich hohes Fieber, das abends bis auf 40 Grad anstieg. In dieser Zeit lag ich halb bewußtlos, und wenn das Fieber anstieg, verlor ich vollkommen das Bewußtsein. Aus dieser Zeit erinnere ich mich zwar nicht an einen Traum, aber an die Wahnvorstellung, einer der Mithäftlinge habe mir das rechte Bein gestohlen. Nachdem ich wieder zu Bewußtsein gekommen war, erfuhr ich von den anderen, daß ich im Fieber phantasiert und wegen des gestohlenen Beines Krach geschlagen hatte. Diese Wahnvorstellung scheint mir leicht erklärbar.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Während meines Aufenthaltes im Krankenrevier, als ich krank war, träumte ich, daß man mir in den Hinterkopf einen Draht geschlagen habe, dessen anderes Ende an Strom angeschlossen sei. Dieser Traum war so suggestiv, daß ich nach dem Wachwerden die Kameraden fragte, ob ich am Kopf Spuren von diesem Draht hätte.« (Aleksander Duraczyński)

Große Qualen bereiteten den an Typhus, Malaria und *Durchfall* schwerkranken Häftlingen die Träume von Wasser oder anderen Getränken, derer der entwässerte Körper bedurfte. Genauso hatten auch die Brot- oder Nahrungsphantasien bei der Hungerkrankheit oder bei Störungen, die durch die verbrecherischen medizinischen Experimente hervorgerufen wurden, rein physische und physiologische Ursachen.

»Dann erkrankte ich an Typhus, den ich im Block, in der obersten Koje überstand. Es fällt mir schwer, heute zu

unterscheiden, ob es sich um Fieberphantasien handelte oder um Träume, aber einige Bilder sind mir im Gedächtnis lebendig geblieben. Zum Beispiel steht meine Mutter vor dem Tor des Blocks und hält eine große Schachtel voller Zitronen, doch sie wollen sie nicht zu mir lassen. Ich schrie wohl laut, sie solle ihnen die Zitronen geben, damit sie sie durchlassen und sie mir wenigstens eine bringen könne. Oder ich watete in einem Strom und schöpfte mit beiden Händen Wasser. Ich erinnere mich auch an einen sehr plastischen Traum oder eine Wahnvorstellung aus dieser Zeit: mir war, als wäre ich gestorben. Der Schnee fiel durch die Ritzen im Dach auf meine Decke. Alles schien so real, daß mein erster Gedanke in meinem benebelten Kopf war, als ich nach zwei Tagen erwachte und *‚Aufstehen! Kaffee holen!'* hörte: ‚Sind denn die Deutschen auch hier?' Das war im Januar 1944. Dann wurde ich wieder gesund, und aus dieser Zeit erinnere ich mich fast an nichts.«
(Janina Czerwiec-Dzierżymirska)

»Ich möchte hier einen der Träume anführen, der sich mir während des Typhus, den ich 1943 durchgemacht habe, eingeprägt hat. Ich liege auf der Pritsche, und die Pritsche fährt mit mir durch das gesamte Lager. Meine Schwester (die zu jener Zeit noch zu Hause war) rennt hinter mir her und will mir dicke Milch zu trinken geben.« (Antonina Gryboś-Tajak)

»Bei den malarischen Schweißausbrüchen (oder wie meine Kameradinnen bei Fieber und der mit dem Typhus einhergehenden Entwässerung) hätte man zwei bis drei Liter trinken müssen, um den Durst zu stillen. Deshalb ist unser unruhiger, oft unterbrochener Schlaf voller Wunschbilder nach Wasser. Man träumt von Wasser: ein geöffneter Wasserhahn, der Wasser speit, oder Regen oder ein Strom oder Fluß, ein See, oder Tee, eine ganze Teekanne; und wenn der Augenblick des Trinkens im Traum herangekommen ist, verschwindet der Traum und beim Erwachen bleibt nur ein noch schlimmeres Durstgefühl. (Während ich dies schreibe, verspüre ich auch einen gewaltigen Durst, obwohl ich heute reichlich getrunken habe).« (Felicja Piekarska)

»Als ich im Jahre 1940 Bauchtyphus hatte, träumte ich von einem großen Kanten Brot mit Butter und einem Topf schwarzen Kaffees. Als ich erwachte, verspürte ich großen Hunger.« (Stefan Glazer)

»Der Hunger war die Ursache für viele Traumbilder; jede Nacht hatte ich die Vorstellung, daß ich mich an leckerem trockenen Brot satt esse, und beim Mittagessen sah ich in der Suppe eine Unmenge Kartoffeln. (Doch merkwürdigerweise träumte ich nie von irgendwelchen Leckerbissen).«
(Józef Weder)

»Meine Träume waren schwer und quälend, ich hatte einen leichten Schlaf. In den Träumen durchlebte ich die Exekution an der Todeswand, das Ersticken in der Gaskammer und den Hungertod im Bunker. Ich erwachte schweißgebadet, niedergeschlagen und schwach. Ich träumte auch von Essen. Das waren keine ausgefallenen Gerichte, sondern sehr prosaische: dampfende Kartoffeln auf einem Teller oder ein Laib Brot. Ich nahm von allem reichlich und aß mich satt. Das Erwachen war eine Qual, ich spürte den Hunger noch stärker, ja er tat schon weh. Selten träumte ich von meiner Familie und von Zuhause, denn ich bemühte mich, nicht an meine Angehörigen zu denken. Ich fürchtete, ich würde weinen, aufgeben, den Lebenswillen verlieren. Doch im Unterbewußtsein glimmte ein Funken Hoffnung, daß ich zu den Meinen zurückkehren würde.«
(Jan Piotrowski)

Einige erinnern sich, wie der Autor des letzten Zitats, daß sich bei der durch die Krankheit hervorgerufenen extremen Schwächung oder auf den verschiedenen Stufen hin zum Stadium des Muselmanns die emotionale Färbung der Träume änderte. Es traten neutrale, ja sogar angenehme Motive auf, die natürlich in ihrer Aussage positiv waren. Häufig handelte es sich um religiöse Motive, die Erleichterung und Entspannung brachten. Da die abgestumpften Sinne die wirkliche Situation nicht mehr wahrnehmen konnten, bildeten diese Träume keinen Kontrast mehr zur Lagerwirklichkeit und riefen deshalb kein zusätzliches Leiden nach dem Erwachen hervor.

»In Block 11 in Auschwitz, machte ich eine Lungenentzündung durch. Ich hatte ziemlich hohes Fieber und schlief recht viel unter der Fürsorge meiner Kameraden. Ob es Träume oder Fieberphantasien waren, kann ich nicht genau sagen, aber ich träumte, ich spiele Dame und ich gewinne, obwohl ich sehr selten Dame spiele. Der zweite: in der polnischen Botschaft in Berlin traute ich eine russische Fürstin und an den Wänden hingen Winterbilder von [Julian] Fałat [A.d.Ü.: poln. Maler]. An diese Träume kann ich mich bis heute genau erinnern, so tief haben sie sich in mein Gedächtnis eingegraben. Das war Anfang Januar 1945, kurz vor der Evakuierung des Lagers.«
(Priester Władysław de Rosenburgh-Grohs)

»Als ich schon sehr entkräftet war, hatten meine Träume für mich selbst einen ruhigeren Charakter. Das heißt, ich sah die schrecklichen Leiden anderer Leute und war ziemlich verschreckt angesichts dieser Leiden, doch ich stand außerhalb des Wirkungsbereiches der Mörder. Häufig fühlte ich, daß jemand eine schützende Hand über mich hielt, die mich von diesen Qualen abschirmte, und wenn ich erwachte, betete ich meistens zur Gottesmutter und dankte ihr für ihren Schutz. Solche Träume waren für mich sehr glücklich und erquickend. Ich bedauerte es, wenn ich aufwachte.« (Józef Majchrzak)

»Ein Traum, der mir im Gedächtnis haftengeblieben ist, betraf den sehr schweren Flecktyphus, den ich im Gefängnis durchmachte. Während dieser Krankheit konnte ich 18 Tage lang nicht schlafen. Dann gelang es mir für drei Minuten einzuschlafen, wie ich mich selbst auf der Uhr überzeugen konnte. Ich sah den Meeresgrund, herrliches durchsichtiges, azurfarbenes Wasser, grüne Wasserpflanzen, und dazwischen bewegte sich eine grellrote Krabbe. Ich wachte mit einem Gefühl tiefer Entspannung auf. Besonders sind mir die herrli-

chen Farben im Gedächtnis haftengeblieben, obwohl ich über keinerlei malerische Begabung verfüge. Ich denke, daß war eine Art Protest gegen die schmutzige, graue Wirklichkeit.«
(Dr. Irena Białówna)

Manchmal verhießen solche Träume (die vielleicht nur Illusionen, Sinnestäuschungen oder Halluzinationen waren), daß die Krise der Krankheit überstanden war, vielleicht waren sie sogar die Voraussetzung, um gegen die Schwäche ankämpfen und sich körperlich und psychisch aufrichten zu können, und trugen dazu bei, wieder Hoffnung zu schöpfen und die Überzeugung zu gewinnen, daß man am Leben bleiben wird.

»Ich erinnere mich, daß ich, als ich noch auf Block 20 war, verschiedene Erlösungsträume hatte (gegenüber Schmerzen und Qualen war ich schon abgestumpft). Besonders ein Traum ist mir im Gedächtnis geblieben: An meinem Kopfende standen die Gottesmutter und die Hl. Theresia, ich betete inbrünstig, und die Gottesmutter sagte zu mir: ‚Halte durch und zerbrich nicht, dann wirst du wieder gesund'.« (Jan Liwacz)

»Wahrscheinlich schlief ich irgendwann ein, oder ich verlor das Bewußtsein. Es kam mir vor, als würde ein Engel in einem weißen, langen Gewand (so wie sie immer gemalt werden) zu mir kommen, mir die Hl. Kommunion reichen und sagen: Ich gebe dir das Viatikum für den Weg zum Leben, nicht zum Tod, du wirst leben. Als ich erwachte, fühlte ich mich viel besser, die Krise war überstanden. Ich hatte den Kampf ums Leben gewonnen; ich fühlte mich bedeutend besser. Diesen Traum erzähle ich niemandem, denn er scheint sehr naiv zu sein, doch es ist eine wahre Begebenheit aus meinem Leben im Lager.« (Eine der Befragten)

Wie die oben angeführten Zitate belegen, spielten religiöse Motive bei Gläubigen eine wesentliche Rolle. Ähnlich verhält es sich wohl auch mit den Wunschträumen, die von anderen Befragten beschrieben werden.

»Mein letzter Traum in Neustadt-Gleve gab mir als Katholikin viel Stoff zum Nachdenken und viel Hoffnung. Ich war magenkrank und hatte fürchterlichen Durchfall. Ständig hörte ich: ‚Mit ihr geht's zu Ende.' Im Spiegel erkannte ich mich selbst nicht mehr, mit Mühe bewegte ich meine Beine. Das kleine Zimmerchen war überfüllt, es war eng und schwül. Es ist März, wer kann schläft. Ich lehne mich an die Wand am Fenster, denn da ist eine kleine Ritze. Ich schlafe ein und träume, daß ich irgendwo alleine laufe. Ich sehe einen Berg (wie Golgatha), darauf sind drei große Kreuze, in der Mitte das größte. Jedes ist mit Ackerwinde bewachsen. Plötzlich brechen die Kreuze gleichzeitig in der Mitte durch, ganz von selbst, und meine Schwägerin kommt zu mir und bringt mich an vielen kleinen Kreuzen vorbei nach Hause. Diesen Traum erzählte ich meinen Kameradinnen mit folgender Erklärung: Die drei Kreuze, das sind unsere drei Konzentrationslager, und wenn es auf der Welt Frühling wird, dann werden sie zerbrochen und wir werden frei sein (1945), aber meine kleinen Kreuze sind bis auf den heutigen Tag geblieben.« (Eine der Befragten)

»Während ich Typhus hatte, träumte ich, ich besäße eine Sondergenehmigung, um meine Eltern zu sehen, unter der Bedingung, daß ich das ganze ‚Vater unser' beten müßte, und zu Hause angelangt sollte ich – damit ich sie sehen könnte – klopfen, aber so, daß nur sie wüßten, daß ich es bin. Dreimal ging ich los, sprach das ‚Vater unser', doch leider vergaß ich jedesmal weiterzubeten, wenn ich mich dem Haus näherte, in dem meine Eltern wohnen, und so mußte ich dahin zurückkehren, wo ich hergekommen war. Beim dritten Mal konnte ich meine Eltern sogar schon sehen, und als ich überlegte, wo ich anklopfen könnte, vergaß ich ‚Amen' zu sagen. Voller Bedauern mußte ich umkehren, und ein weiteres Mal durfte ich nicht mehr gehen. Ich ging zurück zu einer großen Stadt, wo schreckliche Dinge passierten. Wie auf einer Leinwand sah ich die Grausamkeiten, die mir jemand als ständiges Morden von Menschen auf verschiedene Art und Weise und in einer interessanten Reihenfolge erklärte. Immer mordete der Stärkere den Schwächeren und das überall, in jeder Gasse der großen Stadt. Zuerst starben also die Schwachen, dann die Stärkeren, und schließlich brachten sich die Stärksten gegenseitig um.

Man erklärte mir, daß es nur uns so vorkomme, als gebe es keine Gerechtigkeit, und daß jeder in dieser Stadt sterben müsse, doch der Schwächere sei am unschuldigsten, deshalb müsse er am wenigsten leiden. Die Stärkeren, die ihr Leben durch die Morde verlängerten, werden auch sterben, aber schon nach größeren Qualen, denn das durch das Morden verlängerte Leben – das sei schon ein Tod unter Foltern.

Der Anführer dieser Stadt nahm mich später mit. Ich höre wie der Schöpfer zu mir sprach und erklärte, daß er mir die Nichtigkeit der Welt und der Menschen zeige. Ich war irgendwo hoch oben und beobachtete ein riesiges Stück Erde. Ich höre die Worte: Sieh wie die Macht der Nazis zu Staub zerfällt! Ich sehe eine riesige Armee und Kriegsgerät, aber alles verschwindet irgendwo. Menschen und Kriegsgerät vermischen sich, und auf irgendwie merkwürdige Weise, als ob sie in der Erde versinken würden, sterben sie mit fürchterlichem Schrecken und mit Angst. Obwohl mir scheint, daß herrliches Wetter ist, flieht die Armee in schrecklichem Chaos, durch riesige Gebiete verbrannter Erde, voller Sumpf, ohne irgendwelche Wege, nicht einmal Trampelpfade gab es.« (Józef Majchrzak)

Ein ungewöhnlich interessantes Beispiel für eine Erlösung aus einer äußerst kritischen Situation durch ein geschmackliches Trugbild führt bewundernswert suggestiv und glaubhaft Alfred Skrabania an, der im Lager einen schweren Typhus durchmachte:

»In einem der erhaltenen Kassiber erzähle ich ebenfalls von Träumen und Wahrsagungen. Dieser Kassiber stammt von Ende 1942 oder Anfang 1943. Ich habe ihn entziffert, abgeschrieben und beigefügt. Es war während meiner Krankheit (Flecktyphus). Block 20. Ein großer Saal. Eine Menge Kranke. Nicht nur Typhus, sondern auch Tbc und Ruhr. Pausenlos

hörte man es husten, stöhnen sowie den pfeifenden Atem derer, die von heftigem Fieber verzehrt wurden. In der Luft hingen der starke faulige Geruch des Kots der Ruhrkranken und des Chlors, das auf die an der Wand stehenden Kübel gestreut worden war. Ich verspürte keinen Hunger, aber ich hatte Durst, der geradezu an eine Tortur grenzte. Alle die sich sicherer auf den Beinen fühlten, gingen an die Fenster und leckten die beschlagenen Scheiben ab. Ich atmete schwer und flüsterte: trinken, trinken. Meine Lippen wurden immer trockener, immer härter. Es war niemand da, der mir etwas zu trinken hätte geben können, aber es wäre auch nichts dagewesen.

Ich wurde immer schwächer und immer öfter sank ich in den Schlaf und verlor den Kontakt zur Wirklichkeit. Einmal hatte ich folgendes Traumgesicht: Meine Mutter kommt zu mir und gibt mir einen Becher heiße Milch mit ‚Gischt', also mit Schaum, so wie ich es immer gemocht hatte. Ich trank langsam und ergötzte mich an dem Geschmack. Nachdem ich ausgetrunken hatte, nahm sie den Becher und ging weg. Ihre Stimme hörte ich nicht, aber an ihren Bewegungen erkannte ich, daß sie wiederkommen werde. Und oh Wunder, als ich aufwachte, spürte ich den Geschmack von Milch im Mund und hatte das Gefühl, genug getrunken zu haben. Am nächsten Tag wiederholte sich die Geschichte bis ins kleinste Detail. Und so ging es zehn Tage lang. Jeden Tag wartete ich ungeduldig, daß es endlich drei Uhr nachmittags würde und ich einschliefe und meine Mutter mit der Milch komme. Langsam ließ das Fieber nach und ich fühlte mich immer besser.

Einen ähnlichen Traum hatte ich später noch einmal im Lager, als ich Fieber hatte, aber das war schon in meinem Block. In dem beigefügten Kassiber schreibe ich darüber. Am Sonntag, also am 3. Januar, hatte ich so starkes Fieber, daß ich dachte, das wäre das Ende. Ich hatte schrecklichen Durst. Ich stand auf, damit man mir etwas gebe, doch keiner hörte mich. In der Nacht bist du dann im Traum gekommen, liebe Mutter, und hast mir ein Glas Milch gebracht, diese heiße Milch mit ‚Gischt', wie ich sie gerne mag.«

Abschließend soll noch eine von den bisherigen etwas abweichende Beschreibung eines Wachtraums angeführt werden, der, wie die durch Krankheit hervorgerufenen Träume, durch Entkräftung und tödliche Erschöpfung verursacht wurde. Dieses Traumbild war sicher keine Halluzination, sondern ein kurzer Moment physiologischen Schlafes.

»Nachts hatte ich einmal, als ich meine Arbeit beendet und die Augen geschlossen hatte, damit sie etwas ausruhen konnten, ein unerklärliches und unvergeßliches Erlebnis. Ich sah meine Mutter und meine Schwester schlafend im Elternhaus. Ich sah direkt auf sie. Mir war, als wären sie bei mir. Ich sah nicht nur ganz deutlich ihre Gesichter, sondern auch die Falten der Bettwäsche. Dieses Bild war so plastisch, daß mir schien, ich bräuchte nur näher heranzugehen, um sie anzufassen. Ich war grenzenlos glücklich und weiß nicht, wie lange meine ‚Vision' dauerte. Eine Kameradin brach sie ab, sie fragte mich etwas, und die ‚Vision' verschwand. Ich habe damals bestimmt nicht geschlafen, ich war bei vollem Bewußtsein. Ich denke, daß sich die Seele von meinem Körper gelöst hatte und im Elternhaus war.« (Jadwiga Bień)

Einzig und allein die zahlreichen Zitate, die mit Absicht zur Analyse der Traumwelt im Lager herangezogen wurden, können den subtilen Inhalt, das Thema, die emotionale Färbung und die unwiederholbare Atmosphäre, die den Hintergrund der Traumgebilde im Lager abgab, wiedergeben. Diese Problematik läßt sich wohl nicht mit den normalen Traumbedingungen vergleichen, haben die Träume im KZ doch atmosphärisch bestimmte spezifische Eigenschaften und Nuancen, die sich nicht in die diskursive Sprache der Wissenschaft übersetzen lassen. Nur wer dies erlebt hat, kann in angemessener Weise darüber berichten. Dies gilt ebenfalls für die Folgen des KZ-Traumas in diesem Bereich nach der Befreiung.

Lagerfolge-Träume als Bestandteil des KZ-Syndroms

Die ehemaligen Auschwitz-Häftlinge, an die sich unsere Befragung richtete, wurden gebeten, die Qualität ihrer Träume in den verschiedenen Lebensabschnitten zu charakterisieren, insbesondere kurz vor der Verhaftung, während der Zeit im Gefängnis und im Lager sowie nach der Befreiung. Unseren Erwartungen entsprach z.B. die folgende Schilderung, die wir von einer Einsenderin erhielten.

»Mein Schlaf in der Zeit vor dem Lager: tief, entspannend, ruhig. Im Gefängnis: Schlaflosigkeit, die schon an Wahnsinn grenzte. Im Lager: unruhig, leicht, wachsam. In der Zeit danach: fest, quälend, unruhig. Gegenwärtig: unruhig, wachsam, trotz Schlafmitteln (Relanium, Neospasmina) nachts viele schlaflose Stunden.« (Jadwiga Bien)

Doch nicht alle Befragten beantworteten diese Frage so präzise und direkt. Viele machten keine konkreten Angaben über ihre Träume in den einzelnen Perioden, führten dafür aber Beispiele für deutliche Anzeichen von Schlafstörungen und für verstärkte Reaktionen auf Träume an. Dies machte es uns möglich, die Mitteilungen in einer Statistik auszuwerten, die die Veränderungen des Schlafes und der Träume, die zweifellos ziemlich eng von ganz allgemein verstandenen Lebensbedingungen und von psychischen Traumen abhängen, registriert. Direkt oder indirekt, aber deutlich erkennbar, äußerten sich 109 der Befragten (74,1 %) über ihren Schlaf vor der Okkupation, davon 74 Männer (73,3 %) und 35 Frauen (76,1 %), über ihren Schlaf im Gefängnis oder im Lager 113 der Befragten (76,9 %), davon 78 Männer (77,2 %) und 37 Frauen (80,4 %), über Träume nach der Befreiung 117 der Befragten (79,6 %), davon 76 Männer (75,2 %) und 41 Frauen (89,5 %).

Die Ergebnisse der Befragung lassen sich in Tabellen zusammenfassen (s. Tabellen 1–3), wobei allerdings gewisse Ungenauigkeiten und fehlende Differenzierungen bei der Einteilung sowie unumgängliche Vereinfachungen möglich sind, die darauf zurückzuführen sind, daß die Einsender in vielerlei

Tabelle 1: Der Schlaf der ehemaligen Häftlinge in den verschiedenen Phasen

	vor der Okkupation		während der Haft in Gefängnis und Lager		nach der Befreiung	
	Zahl der Personen	%	Zahl der Personen	%	Zahl der Personen	%
gut	104	95,4 %	5	4,3 %	18	15,4 %
mittelmäßig	4	3,7 %	11	9,6 %	10	8,5 %
schlecht	1	0,9 %	99	86,1 %	89	76,1 %
Insgesamt	109	100,0 %	115	100,0 %	117	100,0 %

Tabelle 2: Der Schlaf der Männer in den verschiedenen Phasen

	vor der Okkupation		während der Haft in Gefängnis und Lager		nach der Befreiung	
	Zahl der Personen	%	Zahl der Personen	%	Zahl der Personen	%
gut	71	96,0 %	3	3,8 %	11	14,5 %
mittelmäßig	2	2,7 %	7	9,0 %	4	5,2 %
schlecht	1	1,3 %	68	87,2 %	61	80,3 %
Insgesamt	74	100,0 %	78	100,0 %	76	100,0 %

Tabelle 3: Der Schlaf der Frauen in den verschiedenen Phasen

	vor der Okkupation		während der Haft in Gefängnis und Lager		nach der Befreiung	
	Zahl der Personen	%	Zahl der Personen	%	Zahl der Personen	%
gut	33	94,3 %	2	5,4 %	7	17,0 %
mittelmäßig	2	5,7 %	4	10,8 %	6	14,6 %
schlecht	—	—	31	83,8 %	28	68,4 %
Insgesamt	35	100,0 %	37	100,0 %	41	100,0 %

Hinsicht unterschiedliche Schlafzustände als „gut", „schlecht", oder „durchschnittlich" beurteilten und den Begriff „guter Schlaf" relativ verstehen, gerade was die Zeit im Lager anbelangt.

Die meisten der von uns untersuchten Häftlinge waren zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung jung und gesund, und man kann ihren Schlaf vor der Okkupation zweifellos als gut bezeichnen. Das bestätigten mehr als 95% der Befragten. Nur einige wenige (darunter geringfügig mehr Frauen) erinnern sich an Schlafprobleme während dieser Zeit. Dies ist diametral entgegengesetzt zur Situation nach der Verhaftung oder nach der Einlieferung in das Konzentrationslager, wo 86% der ehemaligen Häftlinge bei sich dauerhafte Schlafstörungen verschiedener Art festgestellt haben. Es ist interessant, daß der Anteil der Frauen, die einen guten Schlaf hatten – wenn die angeführte Statistik repräsentativ genug ist – geringfügig höher ist.

Das meiste Interesse muß die Situation der ehemaligen Häftlinge während der drei Nachkriegsjahrzehnte wecken. Nur etwas mehr als 15 % der ehemaligen Auschwitz-Häftlinge können sagen, daß sie nicht unter Schlafstörungen leiden und keine Beschwerden mit dem Träumen haben. 8,5 % halten ihren Schlaf für erträglich, trotz gewisser Probleme, die aber auch andere Ursachen haben können, z.B. das hohe Alter eines Teils der Untersuchten. Immerhin leidet ein bedeutender Teil (76,1 %) der Häftlinge unter so ernsthaften Schlafstörungen, daß sie ihren Schlaf als schlecht bezeichnen müssen. Und wiederum befinden sich die Frauen in einer besseren Lage, wenn man davon ausgeht, daß in ihren Erklärungen keine Faktoren eine Rolle spielen, die sie gerade von dieser Beurteilung ihres Schlafes abgehalten hätten. In diesem Fall sind die Unterschiede beträchtlicher: Während lediglich 68,4 % der befragten Frauen über ständige Schlafstörungen klagen, sind es bei den Männern 80,2 %.

Aus den in den Tabellen 1–3 angeführten Zahlen könnte man also den Schluß ziehen, daß die Männer etwas weniger widerstandsfähig gegenüber dem Lagerstress waren, daß die

Spuren der durch das KZ ausgelösten psychischen Traumata bei ihnen beständiger sind und daß die Regenerationsfähigkeiten der Frauen im behandelten Zeitraum größer waren.

Frappierend ist der durch die Gefängnis- und Lagerbedingungen, die sich krass und unübersehbar auf das Nervensystem der Häftlinge und die Regenerationsfähigkeit während des Schlafs auswirkten, verursachte Bruch in der Schlafqualität. Ebenso deutlich sind die Schwierigkeiten bei der späteren Rückkehr zur Normalität unter günstigeren Bedingungen, nach der Befreiung, nach der Rückkehr nach Hause und in das Familienleben, bei einer nicht selten überaus fürsorglichen Betreuung. Die Anpassungsschwierigkeiten ehemaliger Häftlinge in der Zeit nach der Befreiung sind ja schon seit langem aus den vorliegenden Beschreibungen des KZ-Syndroms bekannt. Wie sich zeigt, verläuft der Heilungsprozeß in vielen Fällen ungewöhnlich stockend und führt nur selten zu den gewünschten Ergebnissen.

Festzuhalten ist, daß eine gewisse Dynamik der Krankheitserscheinungen im Bereich des Schlafes existiert, die – was wenig überrascht – in statistischen Vergleichen keinen Niederschlag findet. Bei einer beträchtlichen Zahl ehemaliger Häftlinge bessert sich der Zustand, je weiter die schrecklichen Lagererlebnisse in die Ferne rücken. Doch das ist durchaus keine feste Regel. Die Befragten beschreiben extrem häufig Fälle „versteckter" Schlafstörungen, die sich nicht selten erst nach langer Zeit bemerkbar machen. Bei allen existiert jedoch eine besondere Sensibilität, die schon bei unverhältnismäßig schwachen Reizen dem Ausbruch einer Krankheit Vorschub leistet.

Das Bild der Schlafstörungen bei ehemaligen Auschwitz-Häftlingen ist im übrigen sehr vielseitig. Meistens sind es grauenvolle wiederkehrende Albträume, die Furcht und Niedergeschlagenheit hervorrufen und im Wachzustand depressive Verstimmungen nachsichziehen. Dies führt zum Entstehen von Ängstlichkeit, einem Gefühl der Bedrohung, zu Schlaflosigkeit (Unfähigkeit, nach dem Erwachen wieder einzuschlafen), zu pathologischer Furcht vor dem Einschlafen, da die Albträume sich wiederholen könnten, und in der Folge zu permanenter Müdigkeit und dem dauernden Gefühl, nicht ausgeschlafen zu sein.

Von den Beschreibungen und Berichten ehemaliger Häftlinge ausgehend scheint uns folgender Krankheitsverlauf typisch: In den ersten Jahren nach der Befreiung fehlen deutliche Schlafstörungen, später (nicht selten erst nach zehn bis zwanzig Jahren) kommen die Albträume wieder, und schließlich setzt mit der Zeit eine schrittweise, leichte Besserung ein (doch nicht bei allen), die vom plötzlichen Wirken mehr oder weniger bestimmbarer exogener oder endogener Reize wieder aufgehoben wird. Einige charakteristische Äußerungen:

»Wenn es um meine Gefängnis- und Lagerträume geht, dann hatten sie meiner Meinung nach etwas Paradoxes an sich. Im Gefängnis und im Lager träumte ich von irgendwelchen Schrecklichkeiten, ich erwachte davon, doch ich konnte mich kaum daran erinnern. Während der ersten zweieinhalb Jahre nach der Befreiung träumte ich wahrscheinlich nicht, jedenfalls erinnerte ich mich nach dem Aufwachen nicht an Träume, aber dafür begannen sie mich später zu quälen. Jahrelang träumte ich Nacht für Nacht verschiedene Situationen aus dem Gefängnis oder dem Lager, ich schrie, wachte mit Herzklopfen auf und war sehr aufgeregt und verzweifelt und verspürte eine lähmende Angst. Träume dieser Art habe ich immer noch, dabei schon viel seltener. Interessant war für mich dabei, daß mir, wenn ich im Traum ins Gefängnis oder ins Lager komme, bewußt war, daß es nicht das erste Mal war. Anfänglich ließ ich es beim zweiten Mal bewenden. Nach vielen, vielen ‚zweiten Malen' begann eine Serie mit ‚dritten Malen', danach mit vierten, fünften und schließlich langte ich beim sechsten Mal an, wo ich vorläufig stehengeblieben bin.« (Eine der Befragten)

»In der ersten Zeit nach dem Lager schlief ich sehr fest, ohne Träume, sogar, als ich einmal in einem Raum lag, wo einige flüchtende Deutsche, *Wehrmachts*-Offiziere, die sich auf dem Rückzug befanden, auf dem Fußboden schliefen. Ich verstehe selbst nicht, warum ich damals keine Angst hatte; ich verspürte lediglich eine innere Genugtuung, daß unsere Rollen vertauscht waren, daß ich bequem in einem Bett schlief, während sie auf dem harten Fußboden lagen, bloß mit Mänteln zugedeckt. Später, als sich meine Lebensbedingungen relativ normalisiert hatten, suchten mich diese Lagerträume immer häufiger heim. Bis heute erwache ich in der Frühe erschöpft und voller Angst. Nach dem Erwachen muß ich unverzüglich aufstehen, ohne Rücksicht darauf, ob es ein Wochentag oder ein arbeitsfreier Tag ist. Wenn ich versuche, noch etwas liegenzubleiben, dann fühle ich mich psychisch den ganzen Tag über sehr schlecht, ich habe Kopfschmerzen und meine Angst nimmt zu. Es ist eine unbestimmte Angst; ich weiß nicht wovor, und nicht selten geht sie in Depressionen über.« (Ewa Plechta)

»Nach der Befreiung hatte ich zuerst keine Träume, die mit dem Lager zusammenhingen. Ich hatte einen tiefen Schlaf, der mir Erholung brachte und meine geistige und körperliche Leistungsfähigkeit wiederherstellte. Doch seit etwa 15 Jahren erscheinen mir im Traum immer häufiger Bilder, die mit Erlebnissen im Lager verbunden sind, besonders wenn ich mit Kameraden über unsere Erlebnisse geredet oder Bücher zur Lagerthematik gelesen oder Filme gesehen habe. Häufig bedarf es jedoch dieser Reize nicht. In letzter Zeit habe ich sogar Träume, die anfänglich überhaupt nichts mit dem Lager zu tun haben, aber so enden, als wenn alles im Lager passieren würde. Zum Beispiel träume ich, daß ich auf einem Ausflug in herrlicher Umgebung und in fröhlicher Gesellschaft bin und in einem bestimmten Moment verwandelt sich alles in eine Szene von der Evakuierung des Lagers. Um uns herum sind SS-Leute und wir werden zum Marschieren vorwärts getrieben. Oder ich träume, daß zwei meiner Kinder auf dem Hof spielen und von einem Moment zum anderen wandelt sich die Szenerie und ich sehe meine Söhne plötzlich auf dem Platz zwischen den Blöcken in Auschwitz nackt stehen, bei ihnen SS-Männer mit Ochsenziemern.« (Jerzy Jaroch)

Ein anderes erwähnenswertes Problem, das schon in der Einleitung angesprochen wurde, ist das Phänomen, daß sich in

Tabelle 4: Die Häufigkeit der KZ-Thematik in den Träumen ehemaliger Häftlinge

Die KZ-Thematik erscheint in den Träumen	Männer	%	Frauen	%	Zusammen	%
oft	43	60,6 %	18	51,4 %	61	57,6 %
sporadisch	22	31,0 %	11	31,4 %	33	31,1 %
nie oder fast nie	6	8,4 %	6	17,2 %	12	11,3 %
Insgesamt	71	100,0 %	35	100,0 %	106	100,0 %

den Albträumen dieselben Motive wiederholen. Perseverationsträume, die beim gesunden Menschen selten sind, treten bei ehemaligen Häftlingen im Schlaf extrem häufig auf, was zweifellos von der Stärke des Lagertraumas zeugt und von der Unfähigkeit, die drastischen, dramatischen und tragischen Erlebnisse, die so oft und so schmerzlich und in dieser Intensität allein unter den Bedingungen des Konzentrationslagers erfahren wurden, aus dem Gedächtnis zu verbannen.

Die Albträume

Schauen wir uns jetzt Häufigkeit, Themen und inhaltliche Besonderheiten der Albträume ehemaliger Auschwitz-Häftlinge an. Fast alle, die ihren Schlaf nach der Befreiung des Lagers als schlecht oder quälend bezeichnen, gaben als ein Symptom an, daß sie im Traum die im Gedächtnis festgesetzten Bilder, Motive oder Erinnerungen aus dem Lager durchlebten. Andere, die nur sporadisch Albträume aus dem Lager haben, charakterisierten ihren Schlaf als gut, trotz der auch von ihnen nicht bestrittenen Möglichkeit, im Traum zu früheren Erlebnissen zurückzukehren.

Tabelle 4 illustriert die Intensität von Albträumen aus dem Lager. Aus den Zahlen kann man ersehen, daß mehr als die Hälfte der ehemaligen Häftlinge, obwohl Jahrzehnte vergangen sind, immer noch ständig im Traum die Haft im Lager durchlebt und von Albträumen heimgesucht wird, deren Entstehung auf jene Empfindungen und auf Erinnerungen und das ferne Echo jener schweren Erlebnisse im Lager zurückzuführen ist.

Die Zahlen der Tabelle 4 bezeugen auch die bessere Situation der Frauen im Vergleich zu den Männern; sie träumen seltener und sind häufiger wenigstens von dieser Art Spätfolgen der Lagerhaft frei.

Um in Inhalt, Stimmung und Klima der Traumgeschichte ehemaliger Häftlinge in der Nachkriegszeit einzuführen, genügt es nicht, lediglich darüber zu informieren; auch hier sind die wichtigsten Berichte derjenigen, die diese Bilder vor sich sehen, in extenso zu zitieren. Denn ebenso wichtig wie die inhaltliche Seite sind hier die Form der Äußerungen, ihre Komposition, ihre Sprache und ihr Stil. Die Beschreibungen der eigenen Empfindungen ehemaliger Häftlinge sind ein Dokument, das wir nicht nur mit Pietät behandeln, sondern als originales, schwer erlangbares und ungewöhnliches wertvolles Material für mögliche weitere psychologische Analysen betrachten. Wenn dieser Leitsatz respektiert wird, kann uns das vor einer starken Vereinfachung dieses Problems, vor einer Karikierung des Inhalts der Berichte der Auschwitzer und vor unvermeidlichen Fehlern schützen.

Der häufigste Albtraum ehemaliger Häftlinge ist, wie sich aus den erhaltenen Zuschriften ergibt, im Traum ins Lager zurückzukehren und von neuem seine bedrückende und betäubende Atmosphäre zu erleben. Als besonders belastend empfinden sie es, wenn im Traum obsessiv wiederkehrende Ereignisse, entsetzliche Szenen aus dem Leben im Lager reproduziert werden, wenn sie im Traum wieder auf jene stoßen, die sie gefoltert und gepeinigt haben, wenn sie wieder Todesgefahren ausgesetzt sind, wenn sie bei Versuchen, ihr Leben zu retten, Unfähigkeit und Schwäche verspüren usw. Ebenso albtraumhaft sind Vermengungen von Realien aus dem gegenwärtigen Leben in Freiheit mit Realien aus dem Leben im Lager oder Träume, deren wesentlichen Bestandteil phantastische, normalerweise in der negativen Aussage verstärkte Elemente und Motive aus ihrem Lagerdasein bilden.

Den Anfang machen Beispiele von einer erneuten Haft im Lager mit realistischen Bildern vom Leben hinter dem Stacheldraht:

»Ich träume, daß ich wieder auf dem Appellplatz im Lager bin, die Leute stehen in Reihen. Mich ergreift Furcht und Schrecken, und diese Furcht verstärkt sich, als ich sehe, daß ich allein auf dem Appellplatz zurückgeblieben bin. Ich laufe halb ohnmächtig vor Angst. Ich suche meinen Block und gerate in labyrinthartige Korridore, ich gehe in einen großen Saal, Bett an Bett liegen und sitzen dort gespensterhafte Leute, eine merkwürdige Stille, zwischen den Betten gehen Nonnen oder Krankenschwestern in weißen Hüten. Ich suche weiter nach meinem Bett. Apropos Nonnen und Krankenschwestern: ich überlegte später, wie sie sich wohl ins Lager verirrt hatten. Ein anderer Traum: Ich bin wiederum im Lager, gehe über den leeren Appellplatz und komme in einen langen, dunklen Saal, in dem es fürchterlich stinkt. Nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, sehe ich Berge unordentlich aufgestapelter Leichen, ich fliehe von dort, doch ich kann nicht hinausgehen. Normalerweise wache ich nach diesen Träumen schweißgebadet und mit bebendem Herzen auf. Noch ein anderer Traum: Ich flüchte aus dem Lager durch irgendwelche Trümmer, ich bin von einer Gruppe Menschen umzingelt, man schießt auf mich, ich bekomme keine Luft, ich fühle wie das Blut den Körper herunterrinnt, geschwächt schrecke ich hoch, nervös doch glücklich, daß es nur ein Traum war. In den Träumen bin ich immer allein.« (Ing. Arch. Piotr Hirońi)

»Ich befinde mich in meinen Träumen häufig im Lager, und zwar – was recht interessant ist – immer nur in Auschwitz, obwohl ich auch in anderen berühmten Lagern gesessen habe, wie in Sachsenhausen, Dachau, Flossenbürg, Leitmeritz. Vielleicht deshalb, weil mein Aufenthalt ‚in Auschwitz' der längste war und ich dort die schlimmsten Erlebnisse hatte. Hauptinhalt meiner Träume sind die Szenen meiner erneuten Festnahme oder auch – und das wiederholt sich am häufigsten – meine Abwesenheit bei den Abendappellen. In diesen Traumvisionen sehe ich mich außerhalb des Zauns und auf dem Appellplatz die Häftlingsmasse, in Reihen nach Blöcken aufgestellt zur Strafe. In der Angst vor den Folgen bemühe ich mich, um jeden Preis auf den Appellplatz zu kommen, doch leider ohne Erfolg, denn ich kann weder das Tor finden noch einen anderen Durchgang. Das sind düstere, sehr quälende Träume.« (Józef Piasecki)

»Nach meiner Rückkehr aus dem Lager quälten mich wohl zehn bis zwanzig Jahre lang Träume, in denen ich wieder im Lager war. Ich weiß, daß der Krieg schon lange vorbei ist und daß Deutschland kapituliert hat, doch es bleibt unbekannt, warum man uns immer noch im Lager läßt. Ich sage den anderen gefangenen Frauen, daß ich hier zum zweiten Mal bin, ich bin verzweifelt und suche das Tor, irgendeinen Ausgang, durch den man fliehen könnte, doch nirgends finde ich einen Weg nach draußen. Ich irre durch dunkle Korridore voller Schlamm, in dem ich versinke. Nach diesen Träumen schrie ich, ich wachte auf und weinte. Mein Herz schlug wie ein Hammer.« (Bronisława Bukowińska)

»Nach dem Lager träumte ich zwei oder drei Mal, daß ich wieder dort bin und mich mit der Frage herumquäle, ob es mir gelingen wird, die Befreiung zu erleben. Das waren sehr quälende Träume und ich erwachte sehr erschöpft. In letzter Zeit hatte ich viel ruhigere Träume, und sie erschöpfen mich natürlich nicht so wie die Träume im Lager oder über das Lager.« (Tadeusz Michniowski)

»Im Jahre 1959 träumte ich vom Lager; sehr viele Leute saßen in diesem Lager, ich sah die SS-Hunde, aber das Lager machte fast einen freien Eindruck, ohne Stacheldraht, nur die Blöcke, doch es war verboten, das Lager zu verlassen. Ich saß auf der Erde zwischen den Kameraden; sie sagten, daß wir nun schon zwanzig Jahre sitzen und daß alle zwei, drei Jahre ein Häftling freigelassen werde. Ich wandte mich schließlich an meine Familie, daß sie mich retten sollten, da ich doch schon so lange einsitze.« (Stefan Glazer)

»Mit den Jahren änderte sich der Charakter der Träume. Die Lager, von denen ich träumte, waren wie Sportlager, doch ich war mir klar darüber, daß dies nur der äußere Schein sei, daß es nur vorläufig so ist, daß das Grauen beginnen wird ... Häufigstes Thema der Lagerträume war die Aufnahme ins Lager und die damit zusammenhängenden Probleme; Bekannte und Unbekannte, wie ein entsprechendes Kommando suchen usw. Mehrmals stellte ich im Traum ohne Angst ganz praktische Überlegungen an, ob es sich lohnen würde, sich als Arzt erkennen zu geben, oder ob es besser sei als Zimmermann zu arbeiten mit der Befugnis, Tischlereimaschinen zu bedienen.« (Einer der Befragten)

»Sehr oft träume ich, daß ich auch weiterhin im Lager bin, allerdings ohne die Gefahr der Vernichtung, ohne besondere Mißhandlungen (unter erträglichen Bedingungen). Im Traum ist der Krieg schon längst zu Ende, schon 5 Jahre sind vergangen, aber sie halten uns immer noch fest, nur hin und wieder werden kleinere Gruppen freigelassen. Aber ich habe kein Glück und muß noch sitzen.« (Ludwik Kończal)

»Oft wache ich nachts mit einem Gefühl des Entsetzens auf, denn ich habe geträumt, daß ich im Lager oder im Gefängnis bin, beim Verhör, daß ich fliehe usw. Jahrelang verfolgten mich im Schlaf die Trommelschläge, die uns in Birkenau auf dem Ausmarsch zur Arbeit begleitet hatten, und die monotone Stimme, die skandierte: ‚*Links und links*'. Ich träumte, daß ich im Rhythmus marschieren muß, daß ich nicht aus dem Tritt kommen durfte. Doch ich kann mich überhaupt nicht bewegen und sofort schnappt mich eine Aufseherin, sie versetzt mir einen Fußtritt und schlägt mich. Dieser Traum dauert immer noch an. Ich schreie und wache schweißüberströmt, mit Herzklopfen und einer fürchterlichen Angst auf.« (St. G.)

»Ich führe einen Traum an, den ich vor einigen Tagen hatte. Ich erhielt den Befehl – woher und von wem weiß ich nicht–, sofort ins Lager nach Auschwitz zurückzukehren. Ich war völlig verzweifelt. Niemals, um nichts in der Welt würde ich dorthin zurückkehren. Man mußte sich also verstecken. Ich quetschte mich in eine Vertiefung zwischen irgendwelchen Metallmaschinen. Auf halbem Weg erhielt ich von den Wänden dieser Maschinen elektrische Schläge. Zitternd zog ich mich zurück. Verzweifelt sah ich mich nach einem anderen Versteck um. Seitlich, auf irgendeinem Bauplatz, war ein Schrotthaufen. Ich gehe nicht, ich krieche zwischen den herumliegenden Stapeln so, daß man mich nicht sehen kann. Ich berührte mit der Hand eine der Platten, die fing an zu glühen, und ich verbrannte mich schmerzhaft. Nirgendwo Rettung. Schreiend wachte ich auf. Noch im wachen Zustand mußte ich den nächtlichen Albtraum verscheuchen, der hartnäckig wiederkehrte.« (Mgr. Mieczysława Chylińska)

»Vor einigen Jahren träumte ich, daß ich mich wiederum im Konzentrationslager befände. Ich sah im Traum Baracken, die ‚*Postenkette*', die Warntafel mit der Aufschrift ‚*Halt-Stój*' und dem aufgemalten Totenkopf. Ich sah die ausgemergelten Gestalten der ausgehungerten, mißhandelten Häftlinge, und obwohl ich genau solch ein Häftling war wie sie, fühlte ich mich über sie erhaben, denn ich hatte ja schon fünf Jahre Lager hinter mir und wußte, wie man es anstellen mußte, um zu überleben. Ich bereitete eine Flucht aus dem Lager vor, die auf einem hervorragend ausgedachten Plan basierte, und da wurde ich geweckt. Das war der einzige Traum mit einer Lagerthematik, der mir keinerlei Ungemach bereitete.«
(Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Seit Jahren, ja sogar heute noch verfolgen mich Träume von der Zeit im Lager. Manchmal höre ich im Schlaf auf dem Korridor die Schritte des Exekutionskommandos, das mich holen kommt, und dann wache ich schweißgebadet auf. Ich erwache voller Angst und mit einem Gefühl der Verwunderung, daß mich noch so viele Jahre nach dem Krieg Albträume aus jener Zeit heimsuchen. Gleichzeitig gehe ich an diese Albträume realistisch heran. Ich bemühe mich, mir begreiflich zu machen, daß Auschwitz und Sachsenhausen der Vergangenheit angehören und daß diese Zeiten nie wiederkehren werden.« (Jan Piotrowski)

»Was meine Albträume in der Freiheit anbetrifft, so bin ich sehr oft im Traum im Lager und sehe die SS-Leute, wie sie schießen. Von meinem Stöhnen wacht meine Frau auf, die mich dann weckt. Wie gut, daß alles nur ein Traum war.« (Bolesław Dziamski)

»Ich träume, daß ich wieder im Lager bin, panische Angst erfaßt mich. Ich bin verzweifelt, schreie und frage, warum ich schon wieder da bin. Ich erkenne einige Häftlinge, ehemalige Kameraden. Ich sehe sehr hohe Nummern (ich hatte Nr. 4668). Ich wende mich an den ‚Kapo' und versuche ihn zu überzeugen, daß ich zum zweiten Mal hier bin. Voller Ungeduld warte ich auf Post von zu Hause, die mir erklären könnte, warum ich wieder im Lager bin.« (Piotr Hiroń)

»Ich träumte, daß ich zum dritten Mal im Lager war, aber im Unterbewußtsein waren noch die vor langer Zeit durchlebten Tage im Lager gegenwärtig. Als mir zu Bewußtsein kam (im Traum natürlich), welche Last an Jahren ich auf dem Buckel habe, hatte ich das Gefühl, daß ich diesmal das Lager nicht überleben werde, denn diese Last ist nicht gering, es sind ja schon fast sechs Jahrzehnte. Ich machte mir Sorgen, wie meine Mutter, die doch gar nicht mehr lebt, das durchhalten würde. Die Kümmernisse, die sich während der Zeit im Lager in unserem Bewußtsein festgesetzt haben, sind also unverändert geblieben. Im Traum wurde mir niemals klar, daß meine Mutter gar nicht mehr lebt – natürlich in Träumen, die mit dem Lager zusammenhingen. Als sie noch lebte, hatte ich genau die gleichen Träume. Mich verfolgten zwei Obsessionen: eine aus dem Lager – die Mutter, die zweite, gegenwärtige – das Bewußtsein der Jahre und der geringeren physischen Widerstandskraft. Ständig träume ich, daß ich zum dritten Mal im Lager bin. Möglich, daß das auch damit zusammenhängt, daß ich außer im Gefängnis noch in zwei Lagern war, in Ravensbrück und in Neu Rohlau, einem Außenkommendo des KZ Flossenbürg. Außerdem träumte ich mehrmals von einer Flucht aus dem Lager, und zwar aus Ravensbrück. In Wirklichkeit bin ich während der Evakuierung aus dem Lager geflohen, aber aus Neu Rohlau, nicht aus Ravensbrück. Dies kann ich mir nur schwer erklären. Nach der Flucht aus Ravensbrück bewege ich mich in meinen Träumen stets in Richtung Neu Rohlau. Vielleicht hängt das mit einer gewissen Erleichterung zusammen, die ich nach meiner Ankunft in Neu Rohlau erlebte (dort gab es keine Krematoriumsöfen, Erschießungen und Todesstrafen). Sehr oft wiederholen sich im Traum Situationen, in denen ich mich früher einmal befunden habe, aber so als wären sie mit meinen eigenen Kommentaren, die ich während dieser Situationen in Gedanken machte, angereichert.« (Helena Kapusta)

In der ersten dieser interessanten Äußerungen kam die Beteiligung der gesamten Persönlichkeit des Schlafenden an der Traumaktion besonders krass zum Ausdruck. In den Beschreibungen finden sich Informationen über die Empfindungen, die wahrgenommenen Bilder, Überlegungen, also normale Bestandteile eines Traumerlebnisses, aber auch Geruchs-, Bewegungs- und Tastempfindungen werden erwähnt.

Mehrere Verfasser erinnern sich an das Motiv einer Flucht aus dem Lager. Dies ist eines der häufigsten inhaltlichen Bestandteile der quälenden Träume über die Lagerhaft. Gewöhnlich geht es um eine Flucht, die wegen einer empfundenen Lähmung nicht realisiert werden kann. „Die Flucht hat in meinem Erleben einen entsetzlichen Charakter" erklärt Krzysztof Hofman nachdrücklich und deutlich.

»Ein sehr unangenehmer und quälender Traum, der mich mehrere Male im Jahr heimsucht, handelt davon, daß mich jemand jagt, vor dem ich große Angst habe, ganz egal wohin ich auch fliehe. Ich zwänge mich durch unterirdische Räume und enge Verliese, bleibe schließlich in einem engen Durchgang stecken und kann nicht weiter fliehen. Ich bekomme keine Luft mehr und die Angst vor dem Verfolger lähmt mich.« (Ing. Ryszard Malik)

»Ich fliehe – im Traum – vor einer Person (oder mehreren Personen), die auf mich schießen, doch ich bin unbewaffnet. Ich kann mich nur verstecken und fliehen. Schließlich gelange ich auf einen Felsvorsprung oder auf eine Steilwand, von der ich herabfalle, und dann wache ich auf.« (Stanisław Drewniak)

»Sehr oft träume ich, daß die Deutschen mich jagen und auf mich schießen. Ich verstecke mich in Tierkäfigen, in Ecken, Kojen oder in einem Lastwagen, auf dem sich Häftlinge befinden, die zum Vergasen bestimmt sind.« (Maria Andrunik)

»Nachdem ich aus dem Lager gekommen bin, hatte ich ein paar Träume, die das Lager zum Inhalt hatten und in denen ich ständig versuchte zu fliehen. Ich konnte nicht fliehen, was mich sehr quälte; verschwitzt und zerschlagen vor Angst wachte ich auf.« (Jan Nowak)

»Jedesmal wenn ich mich aufgeregt habe, kehre ich im Traum in mein Lager Auschwitz II, also nach Birkenau zurück, wo ich ohne Unterlaß meine Flucht organisiere. Wie das so in Träumen ist, kann ich meine Kameradinnen nicht in Fünferreihen, also zum Appell, aufstellen, aber ohne das kann es in meinen Träumen nicht zur Flucht kommen. Meine Aufrufe helfen nichts, die Kameradinnen schleichen wie in Trance herum und gehen wieder weg, ohne auf meine Bitten und meine Wut zu reagieren. Nach einem solchen Traum wache ich auf,

vollkommen überströmt von kaltem Schweiß, zittere und bin schlechter Stimmung. Es vergeht viel Zeit bis ich begreife, daß ich nicht im Lager bin. Nach einem solchen Traum kann von erneutem Einschlafen keine Rede mehr sein. Es kommt auch vor, daß alle Häftlinge das Lager verlassen und nur ich allein zurückbleibe. Für ewig ans Lager gefesselt sehe ich voller Verzweiflung im Herzen, wie die anderen Häftlinge in der blauen Ferne verschwinden.« (Genowefa Ułan)

Oft genug bilden ein oder mehrere physisch oder moralisch besonders abscheuliche Ereignisse im Lager, die sich wegen der sie damals begleitenden schmerzlichen Erlebnisse im Gedächtnis festgesetzt haben, das Thema der obsessiven Träume. In den Träumen spiegeln sich auch die im Lager erfahrenen moralischen Erniedrigungen wider. Besonders eindrücklich sprechen die Häftlinge darüber, wenn sie selbst Bilder voller Grauen zeichnen.

»Eines der Motive meiner Traumvisionen ist davon zurückgeblieben, daß ich mehrere Tage lang beim Abladen von Leichen in den Keller eines Blocks arbeiten mußte (ich weiß nicht mehr, welche Nummer er damals hatte). Es war einer der letzten Blöcke auf der linken Seite der Straße vom Haupttor des Stammlagers (nach dem Krieg habe ich nicht versucht, diesen Block wiederzufinden). Auf die erste Schicht toter Leidensgefährten, die auf den Betonfußboden gelegt worden waren, legten wir eine zweite, dritte, vierte usw. Schicht, bis an die Kellerdecke. Es war sehr schwierig, damals an Feingefühl und Achtung vor den Toten zu denken. Wir Verlader trampelten brutal auf denen herum, die vor ein paar Tagen noch unter uns waren, die uns angelächelt oder ebenso wie wir gelitten hatten. Geschwächt und unbeholfen wie wir waren, zogen wir die Toten wie Klötze an Armen und Beinen, schleiften sie auf dem Rücken über den Fußboden oder zerrten sie über die Stufen. So sehr sich unsere geschwächten Arme auch mühten, es ging nicht höher. Also schlugen die Schädel jedesmal dumpf auf die Treppenstufe, wenn sie darübergezogen wurden. Doch das war noch nicht der letzte Weg dieser Unglücklichen. Als die Keller voll waren, kam der Befehl, die angehäuften Leiber auf Anhänger zu laden, dann brachte man sie ins Krematorium oder zu vorbereiteten Scheiterhaufen, wie sie die Heiden in alter Zeit für ihre Opfer hatten. Für uns in diesem Arbeitskommando der umgekehrte Weg. Doch nicht weniger schwierig war der Weg vom Leichenberg zu den Treppen. Wieder das dumpfe Aufschlagen der Schädel, das Scheuern der Wirbelsäulen über die Treppenstufen, über den Kies vor dem Block bis hin zum Anhänger. Danach kam die größte und gefährlichste Anstrengung: Wir mußten die Leichen so schwingen, daß sie mit einem Schwung auf dem Anhänger landeten. Es war gefährlich, weil entweder ein fetter Kapo oder ein SS-Mann die Aufsicht hatte. Bei mißlungenen Versuchen gab es Tritte und Schläge auf den Kopf, das bedeutete Wunden, und teures Blut floß. Dabei hatten wir so wenig Kraft. Man kann sagen, Tote schleppten Tote. Wer eben noch schleppte, konnte einen Augenblick später selbst auf den Anhänger geworfen werden. Bilder aus der Zeit dieser Arbeit kehren in meinen Träumen sehr häufig wieder. Ich sehe mich als unglaublich schwachen Menschen, der einen Toten auf den Gipfel eines Berges von Toten zieht. Ich trete auf verzerrte, abgemagerte, blauangelaufene oder geschwollene Gesichter, die mich alle anschauen (denn keiner dachte auch nur daran, den Toten die Augen zu schließen). Sie schauen mit ihren fürchterlichen Augen, als wollten sie schreien, warum ich auf ihnen herumtrampele. Manche haben blutige Verbände um ihren Kopf oder die Extremitäten, die sich abwickeln. Manchmal fühle ich, wie ich mit einem Bein in ein Loch rutsche, das sich zufällig in diesem Haufen schmerzverzerrter Leiber gebildet hat, die in höchstem Maße vom Schmerz gezeichnet sind. Dann sehe ich diese entsetzlichen, vor Schmerz schreienden Augen ganz nah. Ich fühle diese toten, aber gewissermaßen noch lebenden menschlichen Schatten ganz nah. Einen Augenblick später höre ich, wie die Schädel auf den Stufen aufschlagen. Dieser Klang schallt durch das ganze Labyrinth der Keller voller Leichen, die verrenkt und wahllos herumliegen und nur mit Mühe auf die anderen Leiber geschichtet wurden. Die vom Hunger aufgeschwollenen Beine, die aufgedunsenen Bäuche – auf all das muß ich meinen Fuß setzen. Und wieder drückt mir das Entsetzen die Kehle zusammen. Die allgegenwärtige Angst drückt erbarmungslos. Ich bekomme keine Luft mehr. Mir wird schwarz vor Augen. Ich falle auf den Haufen, auf dem ich eben noch herumtrat. Ich schreie... Ich schreie immer lauter... bis ich aufwache. Ich weiß zwar schon, daß es nur ein Traum war, aber ich sehe noch immer die gerade durchlebten Bilder.«
(Krzysztof Hofman)

»Im Laufe der Jahre nach dem Lager«, berichtet eine andere Einsenderin, »hatte ich immer wieder einen Traum, in dem das Lager entlaust werden sollte. Wir standen in der Kälte und unbekleidet vom Morgen bis zum Abend, wir bekamen kein Essen, schämten uns und wurden malträtiert. Immer nach dem Aufwachen werde ich die eine Frage nicht los: Was ist das, der Mensch, warum wurde unsere Menschenwürde mit Füßen getreten? Warum waren wir so einsam? Warum reagiert die Welt nicht auf diesen Sieg des Bösen? Ich fühle mich weiterhin einsam und geschädigt, das läßt sich nicht mehr ausgleichen. Ich bin überzeugt, daß meine heutigen Träume mit den Ereignissen im Lager zusammenhängen.«

»Nach dem Krieg hatte ich Träume«, erzählt eine andere Frau, »die ich mir deshalb merkte, weil ein Thema darin immer wieder zurückkehrte. Der Inhalt ist, daß ich nicht die Möglichkeit habe, mich meiner natürlichen Bedürfnisse ohne Zeugen zu entledigen. Diese Träume sind sehr quälend. Im Schlaf muß ich dann dringend, ich suche eine Toilette (das ist immer irgendwo in der Fremde, nicht in meinem Haus), ich finde sie auch, aber es gibt keine Möglichkeit, sie abzuschließen, oder die Tür fehlt ganz. Das sind irgendwelche Gemeinschaftstoiletten. Gewöhnlich sind sie sogar leer, aber im kritischen Moment kommt jemand herein, Frauen oder Männer, und natürlich kann ich dann nicht mehr meine Notdurft verrichten. Ein solcher Traum dauert – oder erscheint mir – sehr lange und ist sehr quälend. Schließlich wache ich auf.«

Eine Variante dieser ergreifenden Albträume ist, daß ein einzelnes, herausgehobenes Motiv aus Auschwitz (eine Exekution, spezielle Torturen, Schläge, Bisse von SS-Hunden usw.) dominiert oder beharrlich wiederkehrt. Dies hängt entweder mit selbst erlebter Todesgefahr oder einer erzwungenen Beobachtung solcher Szenen zusammen.

»Wiederholt erschien mir das Bild einer Szene, die Exekutionen in verschiedenen Lagern betraf. Tatsächlich hatte sich 1944 in Birkenau folgendes abgespielt: Ich wurde, wie alle übrigen Häftlinge, gezwungen, an einem entsetzlichen ‚Schauspiel' teilzunehmen, und zwar an der Exekution des Häftlings Grohmann, *Vorarbeiter* aus dem Kommando *Kanalreiniger,* der für einen Fluchtversuch im Lager gehenkt wurde. Diesem Häftling verdankte ich unter anderem meine Arbeit in diesem Kommando, wodurch ich mit meiner später gestorbenen Frau im *FKL* (Frauenkonzentrationslager) in Verbindung treten konnte. Außerdem hatte ich unruhige Träume (Flucht, Schläge). (. . .) Vor drei Jahren hatte ich folgenden Traum: Meine Frau steht auf einer an einen Kübelwagen gelehnten Leiter und schüttet Fäkalien aus einem Kübel hinein, den ich beim Krankenbau im *FKL* Birkenau gefüllt und ihr gereicht hatte, da springt ein SS-Hund meine Frau an. Ich will sie verteidigen und trete nach ihm. Der Traum war so stark, daß ich im Schlaf tatsächlich sehr kräftig gegen die Wand hinter dem Bett trat und mir den großen Zeh schmerzhaft verletzte.

Übrigens habe ich vor gar nicht langer Zeit geträumt, ich wäre mit Edek [Ferenc] (ehemaliger Häftling Nr. 281) bereits in der Gaskammer. Alle ziehen sich aus; die einzige Tür führt zur Gaskammer. Ich sage zu Edek: Warten wir, lassen wir uns Zeit, wir müssen doch leben, wir dürfen nicht sterben. Wir trösten uns so gut wir können und lassen anderen Häftlingen den Vortritt in die Gaskammer. In dem Moment stößt mich ein SS-Mann mit Gewalt in die zur Gaskammer führende Tür, ich schreie laut, ich schreie. . . und wache schweißüberströmt und unter dem Eindruck dieses furchtbaren Traums auf.«
(Kazimierz Tokarz)

»Seit dem Krieg habe ich bis heute häufig Träume über das Lager, es sind makabre und albtraumhafte Bilder, z.B. daß ich mit vielen Häftlingen zur Erschießung oder ins Krematorium gehe, oder daß ich vor der Gestapo zum Lagergalgen geführt werde, oder in den Bunker, oder daß ich mich zwischen Leichen befinde und nicht mehr hinauskommen kann. Oft fliehe ich im Traum vor den SS-Hunden, die mich wohl zerfleischen wollen, oder ich fühle, daß ich am Boden liege und man mich mit einem Balken über dem Hals erwürgen will.« (Jerzy Rzeźniak)

»Seit dem Lager habe ich vorwiegend makabre Träume. Ich träume z.B. von Exekutionen, wobei ich mich unter den Todeskandidaten befinde. Wenn die Schüsse fallen, wache ich gewöhnlich verschwitzt auf. Ich träume von Lagererlebnissen: Ich arbeite mit anderen Häftlingen beim Grabenausheben, von Zeit zu Zeit werden wir von den Posten mit Gewehrkolben traktiert, einer der Posten, er flucht polnisch, beginnt der Reihe nach auf uns zu schießen. Es kommt der Moment, daß ich den Schuß fühle, ich bin aber nicht tot, sondern warte darauf, daß mir der SS-Mann den Rest gibt – das dauert sehr lange, vielleicht auch nur kurz, aber es ist quälend und ich wache endlich auf. Ich suchte nach dem Grund für diesen Traum und erinnere mich, daß ich im Dezember 1941 ein Kärtchen mit der Nummer 9172 erhielt, auf dem unten *Politische Abteilung* stand. Ein solches Kärtchen war praktisch das Todesurteil: Am Morgen mußte man sich in der Schreibstube melden, anschließend ging es in den Block 11, zur Erschießung. Im November des gleichen Jahres gingen meine Freunde aus dem Gymnasium Bryniarski, Walaszczyk, Mieczysław Dadał und andere diesen Weg. Diesmal war es eine Vorladung zur politischen Abteilung zum Verhör. Nach solchen Erlebnissen, auch wenn sie nur im Traum geschahen, bin ich zerschlagen, unruhig, ratlos und geschwächt.« (Kazimierz Japoll)

Auch die Schergen aus dem Lager kehren in die Träume der ehemaligen Häftlinge zurück. Deren Präsenz ist gleichsam die Fortsetzung der Angst aus der Lagerzeit, mit ihnen zusammenzutreffen, denn das bedeutete gewöhnlich Torturen, Schläge und Tod. Die Traumsynthese dieser Gefühle ist gewöhnlich durch ein Gefühl der Machtlosigkeit und der Unvermeidlichkeit des schlimmen Schicksals geprägt.

»Als ich schon länger im Lager war und das Leben dort kennengelernt hatte, kamen die Albträume: Ich wurde im Traum zur Erschießung geholt und zur Todeswand geführt, und da ich den Block 11 sehr gut kannte, waren die Traumbilder um so deutlicher. Ich war (im Traum) bereits an die Wand geführt worden und wartete auf den Schuß von Palitzsch in den Hinterkopf. Fast immer wachte ich damals entsetzt und vor Angst zitternd auf. Diese Träume habe ich übrigens während der ganzen Zeit nach der Befreiung bis heute gehabt. Auch heute träume ich häufig, daß ich in Auschwitz bin, daß ich zur Politischen Abteilung gerufen werde, ich sehe Boger, Grabner, ich werde aus der *Schreibstube* geholt und von Palitzsch durch das Lager in Richtung Block 11 geführt, ich werde häufig auf Block 11 geführt und fast immer warte ich dann auf den Schuß in den Hinterkopf. Ich wache auf, bin aufgerüttelt und schweißgebadet, dann kann ich fast immer bis zum Morgen nicht mehr einschlafen und bin noch bis in den späten Tag hinein aufgeregt; ich vergesse dies erst, nachdem ich eine körperliche Arbeit aufgenommen habe, die mir aber dann lange nicht von der Hand geht. Häufig träume ich vom Verhör, die Angst vor der Folter läßt mich aufwachen, und während in den Träumen vom Lager immer Palitzsch im Vordergrund steht, sehe ich in den Träumen vom Verhör Benewitz mit einer Knute über mir, den Gestapomann, der mich malträtierte. Die anderen Gestapo-Leute vom Verhör und aus dem Lager verwischen sich, aber ich sehe sie in den Träumen so, wie sie waren und mit dem, womit sie sich von den anderen unterschieden.« (Stanisław Frączysty)

»Das halbe Jahr Krankenbauaufenthalt war für mich eine allmähliche Vorbereitung auf die Freiheit. In dieser Zeit beherrschten die Geschehnisse im Lager noch mein ganzes

Denken. In der Nacht verfolgten mich der blutige Alois, Schillinger und Palitzsch, mit denen ich in Auschwitz am meisten zu tun hatte. In den Träumen sah ich die blutigen Waschbecken wieder (die mich immer entsetzt hatten), welche sich im Parterre des Blocks befunden hatten, sah den Sport im Hof, bei dem die Häftlinge mit Brechstangen erschlagen wurden, und das Blut, das nach den Erschießungen in den Rinnstein floß. Oft sah ich im Traum zwei alte Leute auf dem Hof vor Block 11 stehen, sie hatten Tafeln in den Händen, auf denen geschrieben war, daß sie für die Flucht des Sohnes... Ich wachte immer schweißgebadet, mit starkem Herzklopfen, entsetzt und ohne mich in der Wirklichkeit orientieren zu können auf.« (Edward Ferenc)

»Ich träumte oft, daß ich gefesselt auf den Hof vor die Todeswand geführt werde, ich sehe den Galgen und Kaduk, Grabner und Boger, das waren die Mörder, die an den Exekutionen teilnahmen. Ich schreie im Traum, fahre hoch und laufe weg.« (Mieczysław Albin)

»Ich habe ständig Depressionen und träume immer von den Deutschen und der deutschen Sprache. Ich habe einen sehr leichten Schlaf. Nach diesen Träumen wache ich mit Herzklopfen und voller Angst auf, die Deutschen und das Lager kehren immer wieder zurück, Bücher über das Leben im Lager lese ich ein Dutzend Mal; ich ziehe mich von den Menschen zurück, ich liebe die Einsamkeit irgendwo im Wald oder an einem Fluß; ich habe den Glauben an den Menschen verloren: Ich sehe in meinen Träumen ständig Palitzsch mit seinem Gewehr, wie er zum Block 11 geht, dann wieder Höß, der aus den Blöcken zehn Häftlinge zur Erschießung auswählt.«
(Władysław Hołówkiewicz)

In den Träumen mit unterschiedlicher emotionaler Färbung tauchen auch wieder Bekannte aus dem Lager auf, also tote oder lebende Kameraden. Diese Träume werden zuweilen von Angst begleitet, oder von der Wiederkehr der vergangenen trostlosen Ereignisse im Lager, oder von Widerwillen und Abscheu. Diese Personen können Gesprächspartner, Zeugen schwerer Erlebnisse, ja sogar, wie im dritten Beispiel, Motiv für eine Verfolgung sein:

»Im Traum sehe ich sehr oft Kameraden, die im Lager umgekommen sind. Ich spreche mit ihnen. Es ist interessant, aber ich mache mir (im Traum) sehr oft klar, daß sie doch nicht mehr leben, daß sie in einer anderen Welt weilen. Ich möchte sie fragen, wo sie sind, was sie machen, aber eine gewaltige Angst lähmt meinen Willen, ich fürchte mich, sie nach diesen Dingen zu fragen.« (Kazimierz Tokarz)

»Heute, dreißig Jahre später, träume ich immer noch, daß ich neue Stemmeisen habe usw.; ich träume auch von Bronek Czech, der mit mir Figuren schnitzte. Ich sehe ihn in der Stube von Dr. Stanisław Kłodziński sterben, im Traum halten Dr. Kłodziński und ich Bronek die Hand – nach einem solchen Traum wache ich auf und vergesse ihn wochenlang nicht. Es gelingt mir nicht, diesen Traum zu vergessen, auch wenn ich es will. Dieser Albtraum verfolgt mich wie eine Mahr, ich kann mich nie mehr davon befreien, ich werde immer nervöser, es gibt kein Mittel dagegen, auch der Wille hilft mir nicht mehr weiter.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

»Aber glaub mir, ich sage das jetzt ganz ernst«, schreibt Elżbieta Piekut-Warszawska an Dr. Stanisław Kłodziński, »ich habe eine Antwort, die nichts oder sehr viel zu denken gibt: Ich erinnere mich nicht, daß ich im Lager und im Gefängnis war, Träume von Krieg, Okkupation und Lager verfolgen mich nicht. Aber mich verfolgen im Traum Menschen, die in den Lagerjahren die Schakale waren, mit denen ich später zu tun hatte, vor denen ich ständig etwas zu rechtfertigen, zu beweisen, zu erklären hatte. Ich weiß, daß das, was ich Dir in diesem Moment schreibe, grausam ist, aber so gerade sieht die Wahrheit aus.«

Ebenso häufig und quälend sind Träume, in denen andere Motive aus dem Leben unter der Nazi-Okkupation erscheinen, die Angst, Entsetzen, Grauen, das Gefühl der Machtlosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung verbreiten. Wir dürfen nicht vergessen, daß für die ehemaligen Häftlinge die Okkupationsjahre vor allem aus den makabren Erlebnissen im Lager bestehen, die die emotionale Färbung jener Motive noch um ein vielfaches verstärken müssen. In unserem Material haben wir viele Beispiel für Träume, die von Okkupation und Lager handeln, hier folgen drei zusammenfassende charakteristische Ausschnitte:

»Die Träume sind furchtbar und ein Alb. Ständig träume ich von Gestapoleuten. In Zivil kommen sie, um mich zu holen. Ich verstecke mich, aber sie stehen vor dem Fenster, schauen herein und sehen mich überall, und ich kann mich nicht vor ihnen verbergen. Ich wache verschreckt und mit bangem Herzen auf, bin aufgeregt und geschwächt. Ein anderes Mal überfällt mich eine Gruppe von Menschen, sie wollen mich berauben, ich schreie und wache dadurch auf. Oft träume ich vom Krieg. Die Deutschen überfallen uns, unsere Truppen ziehen sich zurück. Ich bin in Uniform, gebe meiner Abteilung Befehle, schreie. Meine Frau weckt mich, fragt, warum ich schreie. Ein anderes Mal sitze ich in Häftlingskleidung im Lager und mache mir Sorgen, warum ich nicht entlassen werde, wo der Krieg doch vorbei ist. Oder ich träume, daß ich nach einer Flucht ins Lager zurückkehre, weil sonst meine Familie geholt wird. Ich weiß nicht, wie ich hineinkommen kann, ohne daß man mich bemerkt, denn ich bin ja geflohen: Wenn sie mich bemerken, bin ich erledigt. Wieder ein anderes Mal werde ich von einem großen, schwarzen Hund angefallen. Ich fasse ihn an der Schnauze, kämpfe mit ihm, ich stecke meine Hand in sein Maul und reiße es auseinander. Ich träume immer von Toten, von Haufen nackter Leiber (Leichen), ein trübes Wasser, in dem ich untergehe, ich schreie, kann nicht schreiben. Ich kann nächtelang nicht schlafen, besonders, wenn ich allein im Zimmer bin. Es muß noch jemand da sein. Obwohl seit jenen furchtbaren

Zeiten schon dreißig Jahre vergangen sind, kann ich mich immer noch nicht beruhigen und ruhig schlafen.«
(Józef Michalski)

»Am schlimmsten sind die Nächte, wenn im Traum die Kriegszeiten zurückkehren. Das kommt relativ oft vor, diese Träume sind bunt, sehr suggestiv, übervoll mit Bildern und Menschen, furchtbaren Situationen, die fast immer hoffnungslos schwierig sind. Oft spielen sich diese Träume in der schweren Dunkelheit der Nacht ab, ich bin in einer Stadt, über der Bomben abgeworfen werden, ich fliehe vor den Bomben, ich gerate in einen Regen von Phosphorbomben, vor denen ich nicht mehr fliehen kann. Häufig flüchte ich vor SS-Leuten, bis sie mich dann doch umzingelt haben. Oft träume ich einen normalen Traum vom Leben in der Freiheit, bis ich bemerke, daß es in diesem normalen Leben Menschen gibt, die Nazis sind, sie werfen mich ins Gefängnis oder ‚erledigen' mich auf eine der anderen Arten, die ich aus der Okkupationszeit kenne. Zu den schlimmsten Träumen gehören jene, in denen ich von der Gestapo verhört werde, es gibt in diesen Träumen keine Flucht, nicht einmal eine hoffnungslose.« (Zofia Pohorecka)

»Aus der Nachkriegszeit sind mir manche Träume in Erinnerung geblieben, die ich unter verschiedenen Umständen hatte und die meines Erachtens ohne Zweifel mit der Okkupation und der Lagerhaft zusammenhängen. Auch heute habe ich noch solche Träume. Hier sind ein paar Beispiele dafür:
– Ich befinde mich mit einem Haufen entsetzter Menschen in einem großen Keller oder in teilweise eingestürzten Kellergängen, in dem Keller herrscht Halbdunkel, ein heftiger Luftangriff ist im Gange, ich höre das Pfeifen der im Sturzflug herankommenden Flugzeuge, ich weiß, daß ich jeden Augenblick sterben muß, ich überlege verzweifelt, wie ich meiner Familie eine Nachricht zukommen lassen kann (vor der Verhaftung erlebte ich mehrmals Luftangriffe auf Warschau und befand mich dabei oft unter ähnlichen Umständen im Keller).
– Ich befinde mich in einem Wald oder einem Gebüsch, es ist Nacht, ich sehe deutsche Soldaten, die mich umzingeln, ich höre ihr Waffengeklirr und ihre Rufe, ich weiß, ich schaffe es nicht mehr zu fliehen, gleich werden sie mich fangen und erschießen, ich will etwas rufen und kann keinen Ton herausbringen, ich bin wie gelähmt.
– An einem schönen, sonnigen Tag verstecke ich mich in dem hohen Gras einer großen Wiese, ich sehe deutsche Soldaten mit Schäferhunden, die näherkommen und mich suchen, ich höre ihre Schritte und das Bellen immer näher kommen, die Hunde fallen mich an und werden mich gleich zerfleischt haben, mir ist klar, daß es keine Rettung mehr für mich gibt und daß ich sterben muß (in Auschwitz-Birkenau habe ich eine ähnliche Szene erlebt; auf einer Wiese auf der anderen Seite des Zauns verfolgten die Deutschen einen fliehenden Häftling mit Hunden und erschossen ihn).
– Ich befinde mich in einer großen Stadt mit zerstörten weißen Häusern, das ist gleichsam eine weißgraue Wüste aus Schutt und Mauerresten, es gibt dort keine Pflanzen, keine Menschen, es herrscht eine entsetzliche Stille, ich irre zwischen den Ruinen umher und suche einen meiner Verwandten, ich kann ihn nicht finden; ich bin verzweifelt und fühle mich völlig machtlos.
– Ich habe schließlich eine Wohnung, ein Dach über dem Kopf, aber diese Wohnung ist sehr ungemütlich, häßlich und gewöhnlich, in einem riesigen Saal mit sehr hoher Decke, wie eine Kirche, es sieht irgendwie aus wie in der großen gemauerten ‚Sauna', in der unser Transport aus dem Pawiak die erste Nacht (in Birkenau) auf dem Boden verbrachte, auch die Möblierung erinnert an die Baracken, es gibt Etagenbetten, Schemel; Verwandte sollen mich besuchen, ich mache mir Sorgen, daß ich nichts habe, womit ich sie empfangen kann, sie werden sich in diesem häßlichen Raum nicht wohl fühlen, ich will irgend etwas für sie vorbereiten, aber mir gelingt nichts, ich bin irgendwie ratlos, ich quäle mich mit diesem Zustand und in der häßlichen Umgebung.

Ich wache aber oft entsetzt oder sehr niedergeschlagen auf und weiß, daß ich etwas Gräßliches und Entsetzliches geträumt habe (aber trotz aller Bemühungen kann ich mich nicht an den Inhalt erinnern), ich bleibe eine Zeitlang unter dem Einfluß dieser Stimmung, ich kann sie nicht abschütteln.«
(Zofia Przanowska)

Die beharrliche Rückkehr zu Lager und Okkupation im Traum tritt zuweilen als in seiner Struktur ganz normales Traumbild auf, das jedoch makabre Empfindungen mit sich bringt. Die alten Erlebnisse werden mit Elementen des heutigen Lebens und sogar mit dem Gedanken an die Zukunft zeitlich verflochten. Orte, Personen und Ereignisse, die nichts mit dem Lager zu tun haben, werden mit Orten, Personen und Ereignissen aus dem Lager identifiziert. Eine besonders große Qual für ehemalige Häftlinge stellen Träume vom Schicksal ihrer Angehörigen in Auschwitz dar, besonders ihrer eigenen Kinder.

»Vor nicht allzu langer Zeit träumte ich folgendes Bild: Die Mauer einer alten Stadt, die auf einem hohen Felsen lag, erkannte ich als das Lager Auschwitz, obwohl es für mich gleichzeitig das Schloß in Czorsztyn war. Die massiven grauen Gemäuer waren von einer Mauer umgeben, die dicht mit elektrischen Drähten überzogen war. Durch das einzige, offenstehende Tor waren Frauen in Häftlingskleidung zu sehen. Sie wurden nicht bewacht. Sie wandelten leblos, ohne ein Wort zu sprechen. Plötzlich stieß mich etwas in dieses offene Lagertor. Ich klammerte mich an Zweige und nahm alle meine Kraft zusammen, so daß ich vor Erschöpfung auf die mit Tannennadeln bedeckte Erde fiel. Ich wachte von meinem eigenen Weinen auf.« (Mgr. Mieczysława Chylińska)

»Nach einigen (fünf bis sechs) Jahren hörte ich auf, vom Lager zu träumen, eigentlich hatte ich längere Zeit überhaupt keine Träume. Vor zehn Jahren bekam ich dann einen Herzinfarkt, damals kamen auch die Albträume zurück. Der Unterschied in den Träumen lag und liegt bis heute darin, daß sie eigentlich nicht mehr das betreffen, was ich einmal im Lager oder überhaupt in der Vergangenheit erlebt oder gesehen habe, sondern ihr Inhalt besteht aus Vorstellungen über einen neuen Krieg und neue Lager. Ich könnte diese Träume nicht detailliert

erzählen, aber es kommen darin immer große Menschenansammlungen vor, die von Angst beherrscht sind, Detonationen, Flugzeuge, große Bewegung und Dunkelheit. Der Traum endet immer in einem Kulminationspunkt, der die größte Gefahr bildet. Sie treten so häufig auf, wie die früheren. Andere Träume habe ich nicht, oder nur sehr selten.«
(Mieczysław Dembowski)

»Ein wahrer Albtraum – denn das läßt sich nicht anders bezeichnen – ist die Vorstellung im Traum, daß ich zusammen mit meinem Bruder ins Lager komme (der 1919 geboren wurde, also drei Jahre jünger ist). Da ich seine Reaktionen kenne, weiß ich, er wird zusammenbrechen und bald erledigt sein, wenn ich ihm nicht irgendwie helfe (. . .). Ich weiß aber nicht, in welchem Block er ist. Ich brauche Kontakt zu ihm, um ihm Ratschläge zum Verhalten gegenüber dem Blockältesten und den Stubenältesten für die Arbeit, das Essen und andere wichtige Dinge geben zu können (. . .). Ich laufe zwischen den Baracken hin und her, ich stelle mich in Habachtstellung, nehme vorschriftsmäßig meine Mütze ab, dann gehe ich weiter (. . .). Träume dieser Art – wie den mit meinem Bruder – hatte ich schon zehn- bis zwanzigmal, vielleicht auch öfter, nur in etwas anderen Situationen. Es ist immer das gleiche Leitmotiv: Ich muß meinem Bruder helfen, der zusammen mit mir eingeliefert wurde, wir sind aber niemals im gleichen Block und ich habe Angst, daß mein Bruder zusammenbricht, bevor ich ihm helfen kann (. . .). In letzter Zeit haben sich diese Träume etwas verändert, eine weitere Person kommt ins Spiel: meine junge Frau.« (Dr. Jerzy Mostowski)

»Auch heute habe ich noch von Zeit zu Zeit entsetzliche Träume, in denen ich meine Kinder sehe, die ins Gas gehen sollen. Ich wache dann mit einem Schrei und weinend auf, ich habe starkes Herzklopfen und Angst, anschließend kann ich tagelang nicht einschlafen.« (Walentyna Nikodem)

»Nachdem ich wieder zu Hause war und nun wirklich durch die sonnenüberfluteten Felder gehen und in die ersehnten Berge fahren konnte, hatte ich dauernd schlimme Träume voller Schrecken aus dem Lager. Ich fürchtete die Nacht und diese Träume. Die Mutterschaft hat diese unaufhörliche Angst in gewissem Maße unterbrochen. Aber als mein Kind krank wurde und ständig kränkelte und ich um sein Leben zitterte, waren meine Träume wieder voller Schrecken. Ein Gestapo-Mann ertränkte mein Kind in einem Eimer mit kaltem Wasser oder zerriß es, oder er stach eine große Nadel in sein kleines Herz. Und wieder wachte ich schluchzend und schreiend auf und saß dann bis zum Morgen an dem Bettchen. Ich sah nichts Besonderes in meinen Träumen. Ich wußte, sie waren das Echo der Lagererlebnisse. Ich wußte, sie sind keine Voraussage zukünftiger Tage, sondern nur die Folge dessen, was ich durchgemacht habe. Ich habe nichts über Träume gelesen oder sie mir ins Gedächtnis zurückzurufen versucht. Das einzige, wovon ich mich mein ganzes Leben nicht befreien konnte und kann, ist das Gefühl einer unbestimmten Angst und Furcht und das Herzklopfen. Jahre nach dem Lager, als Krankheiten und Operationen kamen, als der Organismus schwach wurde, verstärkte sich die Welle der Erinnerungen, des Nachdenkens, und wieder hatte ich so schlimme Träume, daß ich mit mir selbst nicht fertig werden konnte.« (Zofia Bator)

»Während meiner Ehe hatte ich, nachdem meine Tochter geboren worden war (1948), häufig makabre Träume. Im Traum wollte jemand sie ermorden, und mit meinem eigenen Körper schützte ich sie vor dem Angreifer. Ich erinnere mich auch an einen Traum, in dem die Deutschen meinen Mann und mein Kind erschießen wollen, ich laufe, aber ich fühle, ich habe keine Kraft mehr, ich schaffe es nicht mehr, sie zu decken.«
(Ewa Plechta)

Bei der Durchsicht der Trauminhalte ehemaliger Häftlinge aus der Zeit nach der Befreiung, in denen Motive und Handlungslinien aus dem Lager und der Okkupationszeit in den verschiedensten Zusammenhängen und Verbindungen mit anderen Motiven wiederkehren, muß auch noch eine etwas andere Art von Albträumen erwähnt werden, wie sie vielleicht am häufigsten geträumt wurden; Albträume dieses Typs werden sehr gut von Dozentin Dr. Anna Pawełczyńska beschrieben:

»Da ist ein Traum, der mich zur extremen Schlaflosigkeit brachte (ich fürchtete mich, einzuschlafen, denn ich wußte, dieser Traum würde wiederkehren). Lediglich halb im Sitzen und bei brennendem Licht oder am Tage schlief ich ein. Ich erinnere mich sehr genau an diesen Traum, nicht nur an das Bild und die Stimmung, ich höre sogar den Klang der Stimme, die zu mir sprach, denn diesen Traum hatte ich viele Jahre lang in identischer Weise (wohl ein paar Dutzend Male). Das letzte Mal hatte ich ihn vor ein paar Jahren. Der Inhalt: Ich lag und langsam erdrückte mich etwas Grauschwarzes, von dem ich nicht wußte, war es nun ein Tier, ein Geist, ein lebendiger Mensch oder eine Leiche, ich wußte auch nicht, ob ich lebe oder sterbe, oder ob ich schon tot bin. In der ersten Etappe des Traums war das Entsetzen gewaltig – das war keine Angst vor etwas Verständlichem, sondern die Angst vor einer furchtbaren Erscheinung und meiner Machtlosigkeit (ich war wie gelähmt, konnte keinen Ton herausbringen und wußte nicht, ob ich im Bett oder im Grabe lag). Dann sprach dieses Etwas mit menschlicher Stimme (mit durchdringendem, monoton skandiertem Flüstern) zu mir, gleichzeitig fühle ich, daß mir das Wesen mit seinen Krallen den Bauch aufreißt: ‚Jetzt werde ich dein Inneres zerreißen, um zu sehen, ob es da Gold und Diamanten gibt'. In dieser zweiten Traumetappe verringerte sich die Angst, denn ich hatte verstanden, daß es keine unverständliche Kraft, sondern ein tierischer Bandit war. Es blieb nur das Gefühl der verständlichen Gefahr. Dann wurde mir bewußt, daß es nur ein Traum war, aber ich konnte weder aufwachen, noch mich bewegen oder etwas sagen. Nach dem Erwachen war ich schweißgebadet, hatte starke Kopfschmerzen und war den ganzen Tag verschreckt und fürchtete die kommende Nacht.«

In diesem Falle eines Obsessionstraums sind die Motive aus Auschwitz nur wenig erkennbar. In der Komposition des Traums dominierte die kondensierte düstere Atmosphäre des Lebens im Lager, die durch Angst, Lebensgefahr, Ungewißheit über das Schicksal, Erniedrigung, durch moralische Leiden und Zerrissenheit gekennzeichnet war. Die Realitäten des Lebens im Lager, wie Revisionen, Leichen, Ermordung, Mißachtung der menschlichen Würde, Grausamkeit, bestialische und schakalhafte Menschen, verwandelten sich im Traum auf besonders klar zu durchschauende Weise in Symbole mit ausgesprochen negativer Stimmung. Grundfunktion und Ergebnis der scheinbaren Unklarheit dieser Traumsymbole ist die ergreifend dargestellte negative Reaktion des Nervensystems der Schlafenden, die als Musterbeispiel für ein gekonnt dargestelltes klinisches Traumbild eines durchschnittlichen, an Schlafstörungen leidenden Auschwitzhäftlings gelten kann. Der Traum bildet hier eine kompakte und doch phantastische Ganzheit. Sowohl die perseverierend erscheinenden Symbole als auch die Folgen des Traums sind als klinisch zu bezeichnen. Dieselbe emotionale Spannung, dasselbe Klima und die gleichen Reaktionen finden wir auch in Tausenden von Träumen anderer ehemaliger Häftlinge, die bedeutend häufiger chaotisch und ungeordnet träumen und demzufolge ihren Berichten über nächtliche Albträume, Erlebnisse und Erfahrungen keine so suggestive Form verleihen können oder wollen.

Somatische und psychische Symptome von Schlafstörungen

Viele der bis jetzt zitierten Berichte enthalten Informationen über den körperlichen und seelischen Zustand des ehemaligen Häftlings während des Albtraums und nach dem Erwachen. Versuchen wir, diese Problematik unter medizinischem Aspekt zu betrachten und sie anhand des vorhandenen Materials zu ordnen und zu systematisieren.

Zu vermerken sind vor allem Beschwerden wie Schlaflosigkeit und Einschlafstörungen sowie das pathologisch gestörte Erwachen. Dabei ist bemerkenswert, daß die Schlaflosigkeit ehemaliger Häftlinge (neben der Überaktivität des Gedächtnisses bei Albträumen vom Konzentrationslager) in den bekannten medizinischen Arbeiten über den Gesundheitszustand der Auschwitzhäftlinge an erster Stelle genannt wird. Die Äußerungen ehemaliger Häftlinge beziehen sich nicht nur auf das Symptom, das in dem Komplex der Lagerfolge-Krankheiten ganz offensichtlich ist, sondern gewähren vor allem – unter dem Aspekt der Ausgangspositionen für diesen Aufsatz gesehen – einen näheren und tieferen Einblick in Leben und Leiden dieser Menschen. In den eingegangenen Zuschriften finden wir viele Beschreibungen dieser Art, hier ist ein sehr drastisches Beispiel für Schlaflosigkeit:

»Seit meiner Lagerhaft habe ich große Schwierigkeiten beim Einschlafen, obwohl ich Schlaf- und Beruhigungsmittel nehme. Oft schlafe ich erst gegen Morgen ein. Dann träume ich häufig, ich läge auf einem Leichenhaufen, auf der Brust habe ich eine mit Kopierstift geschriebene Nummer. Mir ist sehr kalt und ich bekomme keine Luft. Etwas liegt auf meinem Mund. Ich versuche, dieses ‚Etwas' von meinem Gesicht zu schieben. Es erweist sich als die kalte Hand einer Leiche. Ich habe keine Kraft, sie beiseite zu schieben. Ich bin wie gelähmt. Ich fühle einen immer größeren Druck auf der Brust. Ich bin ganz von Angst durchdrungen. Ich sterbe... In dem Moment wache ich auf. Ich bin schweißüberströmt, mein Herz rast, nach einer Weile bekomme ich Schüttelfrost. Neben dem Bett habe ich Beruhigungstropfen vorbereitet, die ich nehme, und ich versuche, mich zu beruhigen. Ich kann noch lange nicht einschlafen, ich muß austreten gehen und habe noch lange Schüttelfrost, obwohl ich zugedeckt bin. Ein Dutzend Mal habe ich in der Nacht den Arzt oder die Erste Hilfe gerufen. Nach einer solchen Nacht bin ich sehr erschöpft. Nur dank der Funktion, die ich in der Genossenschaft innehabe, kann ich später zur Arbeit kommen und bin nicht gezwungen, mich krank zu melden.« (Einer der Einsender)

In Fällen wie diesem haben wir es mit einer Art neurotischem Teufelskreis zu tun. Langanhaltende Schlaflosigkeit steigert die Unruhe und potenziert leichte Symptome psychischer Störungen, die wiederum die Schlaflosigkeit verstärken. Das ist manchmal auch für die Familienangehörigen sichtbar. Die Abweichungen beim Erwachen bestehen bei ihnen weniger darin, daß sie eine bestimmte Vorliebe für eine Weckmethode haben und andere nicht ausstehen können, sondern darin, daß sie nach dem Erwachen zu lange – pathologisch – im Halbschlaf verbleiben; wenn es ein Albtraum war, verlängert sich die Desorientierung hinsichtlich der realen Lage, des Ortes und der Zeit.

»Ein anderes Kapitel ist die Frage der ‚Qualität' des Erwachens. Ich darf nicht durch Berührung geweckt werden, sondern nur akustisch (übrigens wache ich sehr leicht auf). Wenn ich durch Berührung geweckt werde, springe ich mit Herzklopfen auf und muß mich einen Augenblick beruhigen. Ich hatte einmal folgendes Erlebnis. Ich schlief bei einer Freundin ein, als sie kurz das Zimmer verlassen hatte. Als sie zurückkam, wollte sie mir ‚Gute Nacht' sagen und küßte mich leicht auf die Haare. Zum Glück schaffte sie es, sich blitzschnell zurückzuziehen, denn ich sprang mit dem ganzen Körper so geschwind aus dem Bett, daß ich ihr beinahe mit dem Kopf die Zähne ausgeschlagen hätte. Erschreckt fragte sie mich: ‚Was ist mit dir los?' Währenddessen schaue ich mich entsetzt um und sage: ‚Eine Ratte.' ‚Was? Wo? Was für eine Ratte?' ‚Mir ist eine Ratte über den Kopf gelaufen', sage ich mit tiefer Überzeugung. (...) Ich war eben nicht einfach noch schlaftrunken beim Aufwachen gewesen, nein, ich war ganz einfach überzeugt, daß es wirklich eine Ratte war, die ich mit meinen Blicken im Zimmer suchte. Im Lager war zum Glück niemals eine Ratte über mich gelaufen, wie das anderen geschah, und was ich um den Tod fürchtete.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Heute habe ich ziemlich selten Träume vom Lager, ich bringe sie aber nicht mit einer Lektüre oder anderen Erinnerun-

gen an die Kriegszeit in Verbindung, die ich im Laufe des Tages gehabt hatte. Diese Träume erfüllen mich mit großem Entsetzen, sie rufen Herzklopfen hervor und ich brauche lange, bis mir klar wird, daß es nur ein Traum war.«
(Dr. Irena Białówna)

»Heute, 28 Jahre danach, habe ich immer noch einen unruhigen, leichten und leisen Schlaf. Wenn ich tiefer schlafe (. . .) erscheinen verschiedene Erlebnisse aus dem Lager vor meinen Augen. Dann springe ich auf, schlage mit den Armen um mich und schreie zuweilen auf deutsch. Dann werde ich für gewöhnlich geweckt oder ich wache selbst schweißgebadet auf, habe Kopfschmerzen, Herzklopfen, Angst und bekomme keine Luft (. . .). Oft kann ich in der Nacht nicht mehr einschlafen.«
(Stefan Kępa)

»Wenn er von jemandem geweckt wird«, kommentiert seine Frau, Kazimierża Kępa, »wacht er niemals fröhlich und normal auf, wie ein Mensch nach einem erquickenden Schlaf, sondern er springt erschreckt auf und die Angst steht ihm im Gesicht geschrieben. Da ich das weiß, bemühe ich mich, ihn ganz vorsichtig zu wecken, indem ich ihn streichle oder leicht im Gesicht berühre. Trotzdem ist es mir nie gelungen, ihn zu einem normalen und ruhigen Erwachen zu bewegen. Schlimm ist es, wenn er von Albträumen geplagt wird. Dann spricht er im Schlaf deutsch, oder er gibt unartikulierte Laute von sich, er schlägt um sich, bedeckt das Gesicht, oder er schluchzt ganz furchtbar, er schüttelt sich dann krampfartig.

Einmal wachte ich von diesen Lauten und Bewegungen auf, mir wurde klar, daß es ihn quälte, und ich strich ihm über das Gesicht, um ihn zu beruhigen. Er öffnete die Augen, ich dachte, daß er erwacht wäre, er stand auf, öffnete die Balkontür, auf der Straße gingen ein paar späte Heimkehrer (es war etwa 1.30 Uhr in der Nacht), und sagte: ‚Siehst du, da gehen die Deutschen, die mich verhört haben'; er ließ die Tür offen stehen und legte sich wieder hin. Nach einer Weile fragte er: ‚Warum hast du die Tür aufgemacht?'. Ich war entsetzt, weil ich merkte, daß sogar nach dem Aufstehen der Albtraum weitergegangen war, denn er konnte sich nicht daran erinnern, daß er selbst die Tür geöffnet hatte. In einer ähnlichen Situation hörte ich einmal, wie er mit zusammengebissenen Zähnen mehrmals die deutschen Worte sprach: *‚Nicht schießen!!!'*.«

Es ist nicht verwunderlich, daß die beschriebenen Schlafstörungen die Stimmung senken und Gereiztheit und Ängste hervorrufen, die zuweilen stundenlang nach dem Erwachen aus den Albträumen anhalten können und die Arbeitsfähigkeit deutlich senken. Das bestätigen die meisten uns zugegangenen Berichte.

»Solche Träume rufen bei mir Depressionen und ein sehr schlechtes Selbstwertgefühl hervor, dadurch entstehen häufig auf unerklärliche Weise Aggressivität und eine gereizte Stimmung, was den Zustand noch verschlimmert.«
(Ing. Ryszard Malik).

»Zuweilen konnte ich mir einen Moment lang nicht klar machen, daß ich schon aus dem Lager heraus war, daß der ganze Albdruck schon hinter mir liegt. Ich legte mich dann wieder schlafen, aber ich konnte nur schwer einschlafen. Dann kamen wieder die Träume über das Lager, wieder sah ich die Leichenhaufen und die auf die Brust geschriebenen Nummern. Ich wachte schweißnaß und mit Kopfschmerzen auf. Ich wollte um jeden Preis eine Arbeit bekommen, weil ich dachte, die Arbeit in einem Krankenhaus würde mich das alles vergessen lassen. Dann bekam ich endlich eine Arbeit im Krankenhaus, aber ich hatte mich verrechnet. Die Arbeit, die ich immer so gern getan hatte, konnte mich von meinen Träumen nicht befreien. Ich konnte ganz einfach nicht mehr mit kranken Menschen zu tun haben. Ich konnte nichts Erbrochenes und keinen Speichel mehr sehen, schlimmer, ich konnte mich keinem Toten mehr nähern. Dann hatte ich die Leichen der Häftlinge aus dem Revier vor Augen und bekam einen Schwächeanfall. Die Erlebnisse des Tages schlugen sich in den Träumen nieder. Wieder sah ich in den Träumen die Leichen und die Krematorien.« (Apolonia Dolińska)

»Ich erinnere mich besonders an die Träume nach dem Lager, die sich relativ oft wiederholten; dazu gehörten vor allem die Stehappelle. Ich träume, ich stehe im Schneeregen beim Appell, es läuft mir unter die Wäsche und den Rücken hinunter, dadurch ist mir kalt und ich wache auf und kann dann bis zum Morgen nicht mehr einschlafen. Am Morgen stehe ich dann steif, erschöpft, mit Herzklopfen und mit roten Flecken vor den Augen auf. Außerdem träume ich oft von Durchsuchungen im Block, ich fühle im Schlaf ständig die Schläge, der Ochsenziemer peitscht mir über Kopf und Rücken, aber ich achte nicht darauf, sondern suche nach Essen. Das ist ein sehr schmerzhaftes Gefühl, und ich kann nach einem solchen Traum am Tage überhaupt nicht zum Normalzustand zurückkehren.« (Piotr Zoszak)

»Nach den Träumen über das Gefängnis oder das Lager wache ich immer mit starken Kopfschmerzen auf, gegen die keine Arzneimittel helfen und die meist den ganzen Tag andauern. Jede KZ-Literatur, Filme zu diesem Thema, Treffen mit Mithäftlingen und überhaupt alles, was mit den Erlebnissen aus der Okkupationszeit zusammenhängt, ruft bei mir diese Reaktionen und Träume hervor.« (St. G.).

»Ich stehe am Morgen unter dem lebendigen und aufdringlichen Eindruck dieser Träume auf, der mich den ganzen Tag, manchmal auch länger, nicht verläßt, auch wenn ich mit einer Arbeit beschäftigt bin, die in keinem Zusammenhang mit dem steht, was mit mir im Traum geschehen ist. Ich bin dann sehr deprimiert, ich kann mich schwer auf meine Arbeit konzentrieren und muß immer an Dinge aus dem Traum denken, vor den Augen habe ich Bilder aus dem Lager, die ich nicht loswerden kann.« (Zofia Pohorecka).

»Nach solchen Träumen wachte ich immer ganz schweißgebadet und aufgeregt auf, und danach bekam ich starke

Kopfschmerzanfälle. Der Zustand der Angst, der Aufregung, der Unsicherheit und des Provisoriums begleitet mich durch das ganze Leben. Das beeinflußte auch die Erziehung meines Kindes, das ich so schnell wie möglich selbständig sehen wollte, damit es möglichst bald mit allem selbst zurechtkommen würde, sollte etwas geschehen. Sogar heute kann ich mich von dem Gefühl nicht befreien, daß die Stabilität fehlt, Unruhe und Angst quälen mich dauernd, ich schlafe nur dann gut, wenn ich Sinequan nehme. Wenn ich am Morgen aufwache, bin ich immer unruhig und habe oft starke Depressionen. Dann ist es sehr schwer, zu arbeiten, sich zu konzentrieren und vor allem, sich zu beherrschen, damit meine Arbeitskollegen nichts bemerken. Am Nachmittag nimmt die Spannung ab, dann kann ich tief durchatmen und bin gleichzeitig neidisch, daß die anderen ohne diese Beschwerden leichter leben können, so daß ich nicht weiß, was ich hergeben würde, damit ich mich nicht immer so, wie eben in diesem Moment, fühlen muß.«
(Ewa Plechta)

Gewöhnlich liegen Reminiszenzen aus dem Lager den verschiedenen Schlafstörungen zugrunde. Das wird unter anderem an der Gewohnheit deutlich, zu ungewöhnlichen Zeiten aufzuwachen, z.B. zu dem Zeitpunkt, an dem im Lager geweckt wurde, obwohl seit der Befreiung sehr viel Zeit verflossen ist.

»In meinem ganzen Leben ist mir die Gewohnheit geblieben, dann aufzuwachen, wenn wir im Lager geweckt wurden. Ich wache völlig ausgeruht auf und schlafe dann nicht mehr, bis ich wirklich aufstehen und zur Arbeit gehen muß, in der Zwischenzeit lese ich ein Buch.« (Dr. Aglajda Brudkowska)

»Das Leiden des Hungers und die Erwartung des Todes im Gas haben sich so tief in meine Psyche eingegraben – vor allem während der Evakuierung des Lagers Sachsenhausen in die Below Heide bei Schwerin –, daß ich regelmäßig um zwei Uhr aufwache und sehe, wie die stärkeren Häftlinge über die schwächeren herfallen und ihnen die letzten Lebensmittelreste in Form von Rübenschnitzeln oder Kartoffeln wegnahmen, und dann sehe ich unsere Befreiung, den Moment, als wir vor Freude weinten.« (Władysław Styczyński)

Die verschiedenen beschwerlichen Symptome, in denen sich die Schlafstörungen ehemaliger Häftlinge äußern, treten gewöhnlich nicht vereinzelt, sondern als Komplex auf. So sind beispielsweise Aufschrecken aus dem Schlaf und Schreie sehr charakteristisch, als Begleiterscheinung finden wir im allgemeinen unangenehme vegetative Symptome, vor allem Herzklopfen, Schweißausbrüche, Hautrötungen, Zittern, Übelkeit und Magenverstimmungen. Klagen über Beschwerden dieser Art finden wir in fast allen der uns zugesandten Berichte.

»Sehr oft erlebe ich im Traum mein Leben in den Lagern, dadurch wache ich mitten in der Nacht auf, längere Zeit kann ich dann vor Entsetzen nicht einschlafen, so daß ich nicht weiß, ob es Traum oder Wirklichkeit ist.« (Lucjan Żemojtel)

»Natürlich schreie ich im Traum, oder vielmehr will ich schreien, aber der Ton bleibt mir vor Angst im Hals stecken, endlich kann ich – nach gewaltiger Anstrengung – schreien, dann wache ich auf und weiß, daß ich im Schlaf geschrieen habe.« (Eine der Einsenderinnen)

»Während eines Albtraums stoße ich einen sehr gequälten Schrei aus, nach dem Aufwachen bekomme ich Schüttelfrost, meistens schwitze ich dabei und habe Herzklopfen und auch Kopfschmerzen; die Kopfschmerzen habe ich sehr häufig heute noch, und dazu kommen noch Angst und Schlaflosigkeit, was sich sehr negativ auf meinen Gesundheitszustand auswirkt.« (Jerzy Rzeźniak)

»Meine Träume über die Okkupationszeit haben es an sich, daß ich – wenn ich plötzlich schweißnaß und entsetzt aufwache und einen Schrei von mir gebe, der eigentlich nur ein Röcheln ist, denn auch im Traum bekomme ich den Schrei nur mit Mühe heraus – oft fast sofort wieder einschlafe und weiter träume. Ich erinnere mich an viele dieser Träume, obwohl ich sie sofort nach dem Aufwachen vergessen will, aber ich behalte sogar die Einzelheiten sehr lange im Gedächtnis.«
(Zofia Pohorecka)

»In meinen Träumen steigt das Grauen langsam, ständig an... und erreicht ein im Wachzustand nicht vorhandenes Ausmaß. Es kommt so weit, daß ich von meinem eigenen Schrei, der meine Mitbewohner erschreckt, aufwache. Dann stelle ich fest, daß mein Herz wie ein Hammer pocht. Dieses Herzklopfen spüre ich überall, im Brustkorb, im Kopf und in den Extremitäten. Nach einer Weile wird mir klar, daß ich es nur mit einem Albtraum zu tun hatte. Der Wachzustand ist dagegen gänzlich anders. Dann fühle ich mich sehr leicht und wohl. Aber ich habe noch lange Angst, wieder einzuschlafen.« (Krzysztof Hofman)

Das abschließende Zitat enthält gebündelt fast alle der charakteristischen psychosomatischen Schlafstörungen der ehemaligen Häftlinge:

»Nach dem Lager quälten mich Albträume, die durch die Erlebnisse im Lager hervorgerufen wurden. Ich kann mich allerdings nicht an die Einzelheiten dieser Träume erinnern. Vielleicht, weil sie niemals eine logische Ganzheit bildeten. Ich erinnere mich nur an Ausschnitte aus den Träumen, ich sehe Baracken aus dem Lager, Stacheldraht, Scheinwerfer, die Schornsteine der Krematorien und Hunderte, zu Muselmännern gewordene erbärmliche Gestalten. Ich fühlte mich in dieser Masse verloren und ratlos. Die Träume mußten furchtbar sein, denn ich schrie im Schlaf mit piepsiger und unmenschlicher Stimme. Ich konnte aus diesem Traum nicht von allein aufwachen. Meine Frau weckte mich, meistens unter großen Schwierigkeiten. Ich war schweißüberströmt und schlotterte. Meine Augen hatten einen erschreckten und geistesabwesenden Ausdruck. Ich hatte Angst, wieder einzuschlafen, da der Albtraum wieder erscheinen konnte. In dieser

Nacht schlief ich dann nicht mehr. Vom erneuten Einschlafen hielten mich starke Kopfschmerzen und Herzklopfen ab. Nach einem solchen Albtraum war ich wie erschlagen. Ich fühlte mich dann schlecht und konnte den ganzen Tag über mein psychisches Gleichgewicht nicht finden. Ich war deutlich gereizt. Ich fürchtete mich vor allem und regte mich aus dem kleinsten Anlaß auf. Diese Träume wurden zwar immer seltener, aber ich habe sie heute noch.«
(Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

Die Abhängigkeit der Pathologie des Schlafs von äußeren und inneren Stimulatoren

Nur wenige ehemalige Häftlinge, und zwar die, die ihren Träumen keine besondere Aufmerksamkeit schenken, befassen sich nicht mit der Frage, ob eine Beziehung zwischen den Albträumen und ihrem heutigen Leben, den Erlebnissen, an denen sie teilhaben, und den Erlebnissen und Empfindungen besteht, die diesen Träumen vorausgingen.

»Ich hatte auch Träume von der Verhaftung, der Flucht vor den Deutschen, von Hunden, die mich anfallen, aber diese Träume werden immer seltener. Bisher habe ich noch nicht versucht, die unmittelbare Ursache für Träume dieser Art herauszufinden, also ob sie nach der Lektüre von Büchern, nach Filmen oder nach Gesprächen über die Konzentrationslager auftreten. Ich bin es nicht gewohnt, meine Träume zu analysieren.« (Eine der Befragten)

Nicht ohne Grund wird schon seit langem behauptet, daß eine direkte und sofort hervortretende Beziehung zwischen den Empfindungen im Wachzustand und im Traum nicht präzis festzulegen ist, denn beschreibbare Ursachen, die unweigerlich voraussehbare und wenigstens in den groben Umrissen festlegbare Träume nach sich ziehen würden, sind nicht erkennbar. Man kann hier auch sehr leicht Folgen und Ursachen verwechseln, was bereits häufiger zu seltsamen und unwissenschaftlichen Versuchen einer Trauminterpretation geführt hat.

Es hat den Anschein, als würden die zweifellos pathologischen Erscheinungen, die sich bei ehemaligen Häftlingen beobachten lassen (es handelt sich dabei in erster Linie um jene, die unter schwersten Schlafstörungen leiden), diese These in Frage stellen bzw. ihre Modifizierung erforderlich machen. Erstens hatte und hat eine große Gruppe ehemaliger Häftlinge obsessive Träume mit hartnäckig immer wieder auftauchenden Motiven, zweitens beobachten viele von ihnen bei sich einen unmittelbaren und fast sofort auftretenden Zusammenhang zwischen der emotional bestimmten Rückkehr zu den lebendigen und unangenehmen Erinnerungen aus dem Lager sowie den häufig noch in der gleichen Nacht auftretenden Träumen.

Dem ersten in diesem Abschnitt angeführten Zitat könnten viele andere Fragmente entgegengestellt werden, in denen ehemalige Häftlinge mit ganzer, auf persönlichen Erfahrungen fußender Überzeugung ihre Ansicht äußern, daß die Wirkung bestimmter Faktoren, die bei ihnen Albträume hervorrufen, unausweichlich und sofort eintritt und zuweilen lang anhält. Dazu einige ausgewählte, durchaus klinische Beispiele:

»Ich hüte mich davor (. . .), über das Lager zu erzählen, denn dann habe ich in der Nacht garantiert Träume und fange an zu schreien. . .« (Einer der Befragten)

»Nach 20 Jahren hatte ich Mut gefaßt, mir das Lager zum ersten Mal nach der Befreiung anzusehen. Das war mein Untergang. Ich hätte dort nicht hinfahren sollen, denn seit dieser Zeit hatte ich wieder quälende Albträume aus der Zeit des Lagers; ich sehe im Traum Massen von Leichen, die auf dem *Rollwagen* zum Krematorium gefahren werden, ich sehe den schwarzen Rauch aus dem Schornstein, ich fühle mit meinem ganzen Körper die Furcht vor dem Tod, obwohl ich mich eigentlich vor dem Tod nicht fürchtete, denn der Verstand sagt mir, daß der Tod eine unvermeidliche Notwendigkeit ist, aber im Traum habe ich keine Macht über meinen Verstand, mich verfolgen Bilder von am Galgen Erhängten, die Körper bewegen sich wie ein Pendel am Strick – das ist wieder der Alb meines Nachtlebens. Ich bin mir darüber klar, daß der Anblick des schweigenden Lagers, wo sicher noch die Schatten der Ermordeten durch die Blocks und Lagerstraßen geistern, in mir schmerzhafte Erinnerungen geweckt hat.«
(Bronisław Kaczmarski)

»Heute habe ich solche Träume, wenn ich einen Film oder ein Buch über den Krieg gesehen bzw. gelesen habe (obwohl man mir davon abrät, zieht es mich zu diesen Büchern, auch wenn ich dann sehr leide). Ich hatte mehrmals mächtigen Streit mit meiner Frau, die den Fernseher ausschaltete oder mir das Buch wegnahm. Anhand der Stärke meines Wutausbruchs konnte ich feststellen, wie stark mich das Thema aufgewühlt hatte. Ähnliche Folgen kann ich erwarten, wenn ich meine Erinnerungen an die damalige Zeit erzähle. Ich erinnere mich nur sehr ungern. Diese Träume rufen bei mir Depressionen und sehr schlechtes Befinden hervor, dadurch entstehen auf unerklärliche Weise Aggressivität und gereizte Stimmung, was den Zustand noch verschlimmert.« (Einer der Befragten)

Voraussetzung für diese augenblickliche Wirkung der einen Albtraum auslösenden Reize ist zweifellos, daß der der Wirkung dieser Stimulatoren von Albträumen ausgesetzte Mensch unter einer erhöhten emotionalen Spannung steht. Auch in diesem Falle haben wir es meistens mit einem Teufelskreis, mit einer Art Rückkopplung zu tun; die Wirkung dieser Reize könnte ohne weiteres durch die häufige Wiederkehr dieser Erscheinungen geschwächt werden; die Wirkung dieser Faktoren, die zu körperlich und psychisch zerstörerischen Traumbildern führen, hat jedoch eine Steigerung der emotionalen Spannung im Moment ihrer Einwirkung zur Folge, wodurch z.B. Befürchtungen, Ängste und sogar Furcht vor Traumbildern dieser Art hervorgerufen werden.

Im Zusammenhang damit, daß die hier schon vielfach beschriebenen Schlafstörungen und insbesondere die Albträume so belastend sind, unterzogen sich viele ehemalige Häftlinge

einer radikalen Autotherapie, allerdings mit unterschiedlichem Ergebnis.

»Nach dem Krieg hatte ich Träume über die Okkupation und die Haft in den Konzentrationslagern, die jedoch unterschiedlich häufig auftraten. Diese Träume waren sehr quälend, sie beeinflußten meine Stimmung und mein Befinden und riefen häufig langandauernde Depressionen hervor. Dabei ist es interessant, daß ich mich nicht an Träume erinnern kann, die Fakten betrafen, die mich in Auschwitz am meisten entsetzten und schockierten, also gerade die, die ich, von den Resten des Selbsterhaltungsinstinkts geleitet, versuchte, mir nicht voll bewußt werden zu lassen (z.B. das alltägliche Bild im Revier: die Qual und der Tod der Frauen, der Anblick der an der Bahnrampe aussteigenden Häftlinge und der durchgeführten Selektionen, das Wissen um das weitere Schicksal dieser Menschen, die Selektionen in den Revierblöcken, die Machtlosigkeit angesichts der Frauen, die nach den Selektionen in die Krematorien gebracht wurden, der tägliche Anblick der aufgehäuften nackten Leichen neben dem Block, der Anblick der in Käfigen sitzenden geisteskranken Häftlinge, der Anblick der lodernden Schornsteine auf den Krematorien usw.). Vielleicht ist es mir auf andere Weise gelungen, diese Fakten aus meinem Unterbewußtsein zu verdrängen, möglicherweise, weil ich Auschwitz noch einmal ‚überstand', dann schon anders und bewußt, als ich wieder nach Polen zurückgekehrt war. Ich begann damals allmählich, die KZ-Literatur, sobald sie erschien, zu lesen und zu sammeln, weil ich die Erfahrungen anderer Häftlinge kennenlernen und mit meinen Erlebnissen vergleichen wollte, ich wollte ihre Persönlichkeitsveränderungen studieren, ich wollte die Organisation und das System der Vernichtung sowie die Psyche und Persönlichkeit derer kennenlernen, die dieses Programm ausgeführt hatten.«
(Zofia Perzanowska)

»Nach dem Lager hatten Filme und Bücher über den Krieg und die Okkupation großen Einfluß auf meine Träume. Das ging so einige Jahre. Als Lehrer war ich gezwungen, die Lektüre kennenzulernen, die den Leidensweg der Häftlinge in den Konzentrationslagern widerspiegelte, um dieses Leiden im Zusammenhang mit den eigenen Erlebnissen den Jugendlichen zu übermitteln. Ich habe mich bis heute nicht von den Albträumen befreien können, die – zum Glück – nur noch sehr selten auftreten, ich habe mich völlig von allem getrennt, was diese Erinnerungen, Bilder oder Reminiszenzen wieder wachrufen könnte.« (Dr. Adam Marian Baran)

Positive Ergebnisse der mehr oder weniger bewußten Bekämpfung der Folgen der KZ-Traumen, deren Einfluß auf die Qualität der Träume nicht zu übersehen ist, wurden hier dadurch erreicht, daß man sich die auf viele Menschen so fatal wirkenden Stimulatoren der Schlafstörungen bewußt machte. Die Verfasser der Berichte konnten eine emotionale Distanz zu den Erinnerungen aus dem Lager aufbauen, von denen andere Menschen total beherrscht und aus dem Gleichgewicht geworfen werden. Eine andere Form der bewußten und zielgerichteten oder der unbewußten Suche nach dieser Distanz besteht z.B. darin, daß ehemalige Häftlinge heitere oder humoristische Episoden aus der KZ-Fron erwähnen und sich fröhlich über das Lager unterhalten, sogar bei Treffen in der Gedenkstätte Auschwitz.

Es muß jedoch offen und mit allem Nachdruck festgestellt werden, daß viele Beweise das Scheitern dieser Versuche belegen. Der ehemalige Häftling, der sich der Einwirkung solcher Faktoren aussetzte, belastete damit seine auf besondere Weise empfängliche Psyche häufig emotional so gewaltig, daß sich sein Zustand nach verzweifelten Versuchen dieser Art (z.B. dem Besuch in der eigenen Marterstätte) entschieden verschlimmerte und alle Hoffnung zunichte machte, die erwünschte Widerstandsfähigkeit gegen Streßfaktoren zu erreichen.

Zu den Reizen, die im allgemeinen stärker als andere Faktoren auf die pathologisch empfindliche Psyche des ehemaligen Häftlings wirken, gehören der Anblick von Stätten, Ereignissen und Bildern (z.B. im Film, im Fernsehen oder in der Malerei), die die eigenen Erlebnisse im Gedächtnis auffrischen und dabei Emotionen freisetzen, die für einen unbeteiligten Beobachter in bezug auf die Intensität des Reizes unverhältnismäßig, aber verständlich sind, wenn die Grausamkeit dieser Erlebnisse berücksichtigt wird.

»Einer meiner Träume in den sechziger Jahren wurde dadurch hervorgerufen, daß ich die Kasematten der ehemaligen Festung in Kłodzko besichtigte. Als ich den Mann vom Museum während der Führung erzählen hörte, wie die Häftlinge durch die engen Gänge gejagt und mit Hunden gehetzt wurden, fühlte ich mich schmerzlich in die Lage dieser gequälten Menschen ein. Einige Tage später träumte ich, ich sei in einer Felsnische der Festungsmauer in Kłodzko angekettet und hätte so wenig Platz, daß ich gerade liegen und nicht einmal sitzen könne, von Aufstehen ganz zu schweigen. Das war ungeheuer quälend. Natürlich konnte ich mir den Entstehungsmechanismus dieses Traums erklären.«
(Mgr. Kazimierz Raczek)

»Ich hatte nicht erwartet, daß meine furchtbaren Erlebnisse nach so vielen Jahren wieder aufleben würden. Als ich aber nach Birkenau fuhr, begann ich zu zittern und hatte starke Kopfschmerzen. Eine Hysterie ergriff mich. Nach diesem Ausflug war ich drei Tage schwer krank. Auch die Träume aus dem Lager kamen wieder. In der Nacht wachte ich schreiend auf. Das war das erste und letzte Mal, daß ich nach Auschwitz gefahren bin.« (Apolonia Dolińska)

»Weil ich diese Träume so selten wie möglich haben will, vermeide ich es, Filme oder Theaterstücke über den Krieg oder die Konzentrationslager anzusehen. Ich lese auch keine Bücher zu diesem Thema.« (Stefan Kępa)

»Ich konnte an mir selbst feststellen, daß Filme und Bücher bei mir verstärkt Albträume hervorrufen. Ich war schon mehrmals in der Gedenkstätte Auschwitz (meistens fahre ich am 14. Juni hin, das ist der Jahrestag der Ankunft unseres ersten

Transports), und es geschieht regelmäßig, daß ich nach einem solchen Ausflug einige Nächte lang von den Lagererlebnissen träume und insbesondere von dem, was ich im Block 20 erlebt hatte, dem damaligen Krankenbau.« (Józef Osika)

Der gleiche Mechanismus wird auch dann wirksam, wenn die Phantasie durch Lektüre oder durch die Erinnerungen angeregt wird, die vor allem im Kreise der Mithäftlinge ausgetauscht werden, also in Gemeinschaft mit Menschen, denen die für andere unbegreiflichen Erscheinungen des Lebens im Lager nicht fremd sind und die ein emotionsgeladenes und die Phantasie anregendes Gesprächsklima über Fragen aus dem Lager schaffen.

»Verstärkt auftretende Lagerträume kosten mich fast immer sehr viel Kraft, und ich habe sie meistens nach der Lektüre eines Buchs über Konzentrationslager oder sogar nachdem ich Kameraden getroffen und mit ihnen über das Lager gesprochen habe. Darum versuche ich zu vermeiden, Bücher oder Zeitungsartikel über diese Thematik zu lesen.« (Stanisław Frączysty)

»Meine heutigen Albträume werden intensiver, wenn wir im Kreise der Kameradinnen aus dem Lager Erinnerungen austauschen, wenn ich ein Buch über das Lager oder einen entsprechenden Film gesehen habe. Auch das Heulen der Fabriksirenen oder das Hupen der Autos läßt mich zittern, ich werde unruhig und leide unter psychischen Depressionen.« (Walentyna Nikodem)

»Bücher, Filme oder Gespräche über das Lager rufen oft Albträume hervor, nicht unbedingt am gleichen Tag, manchmal erst Tage später. Aber ich habe auch ohne solche Stimulatoren Albträume, durchschnittlich mehrere Male im Monat.« (Dr. Tadeusz Orzeszko)

»Ich erhalte mein Gleichgewicht zurück, wenn ich durch Kino, Fernsehen, Radio, Bücher oder Gespräche mit den Gedanken in die damalige Zeit zurückkehre, wenn ich jedes Detail meines Lebens an mir vorüberziehen lasse. Diese Gedanken werde ich dann tage- und wochenlang nicht los. Heute hört man ja viel von den Kriegserinnerungen, darum bin ich in den letzten Jahren von diesen Gedanken so erfüllt, daß ich überhaupt wenig schlafe. Abends schlafe ich meistens tief ein, aber dieser Schlaf dauert nicht lange, nur ein bis zwei Stunden. Aber das geringste Geräusch, Wärme oder Kälte, wecken mich und ich kann dann bis zum Morgen nicht mehr einschlafen, in einer Art Halbschlaf kehre ich zur Vergangenheit zurück, nach Auschwitz, Buchenwald, in den Steinbruch, nach Mittelbau in die unterirdische Fabrik für die V 1 und V 3.« (Bronisław Gościński)

Unverhältnismäßig starke und zu Schlafstörungen führende Reaktionen bewirken auch akustische Eindrücke, und zwar sowohl organisierte und harmonische Klänge (Musik) als auch zufällige Töne und Klänge, wenn sie nur eine Assoziation zum Lager hervorrufen. Besonders empfindlich reagieren ehemalige Häftlinge auf den Klang der deutschen Sprache.*

»Ich bin nicht musikalisch. Ich höre aber gerne gute Unterhaltungsmusik oder, wenn ich in Stimmung bin, auch ernste Musik. Aber zwei Musikstücke verursachen mir Albträume. Das eine ist Pendereckis ‚Dies irae', das andere die Ouvertüre zu der literarisch-musikalischen Inszenierung ‚Heute komme ich nicht zu dir' [der Titel eines polnischen Partisanenliedes, A. d. Ü.]. Am Anfang dieser Ouvertüre hört man vor dem Hintergrund deutscher Soldatenlieder den Tritt beschlagener Soldatenstiefel, jemand schreit ‚*rraus*', Hunde bellen usw. Als ich diese beiden Stücke hörte, bekam ich ein nervöses Zittern, ich wurde unruhig und konnte nur schwer die Tränen zurückhalten. Die Nacht war dann unruhig, ich hatte Albträume über das Lager.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Es sind noch zwei Dinge, zwei Fragen geblieben, die sich weiter auf meinen Schlaf und meine Träume auswirken. Das eine ist die deutsche Sprache. Dabei sind deutsche Worte aus dem Radio oder sogar aus dem Fernsehen unschädlich, denn das sind tote Worte, ohne Geruch, wie man so sagt, es geht ausschließlich um das Deutsch, das ich von einem geborenen Deutschen höre, der sich privat oder dienstlich in unserem Land aufhält und den ich zufällig an der Haltestelle, im Bus, in der Straßenbahn, im Zug usw. treffe. Wenn es mir nicht gelingt, mich sofort von dieser Umgebung abzugrenzen oder das Fahrzeug zu verlassen, so muß ich dafür mit einem gräßlichen Traum bezahlen. Während eines solchen Traums sehe ich keine Menschen, aber ich höre deutsche Flüche in verschiedener Tonlage und Stärke, so an die zehn bis zwanzigmal, diese Flüche sind die häßlichen kulturlosen Ausdrücke, die ich im Lager täglich von den SS-Leuten und auch von ihren Helfern hörte. Nach dem Erwachen fühle ich Unruhe und Angst in mir, ich bin buchstäblich zerschlagen und habe starke Kopfschmerzen.« (Alfred Skrabania)

»Ich meide Erinnerungen, Erzählungen und Gespräche über die Lager. Auch der Klang der deutschen Sprache wirkt auf mich negativ. Am schlimmsten fühle ich mich aber wohl in einer großen Menschenmenge und im Lärm, darum wollte ich lange Zeit nicht ins Kino gehen. Es kam so weit, daß ich die Vorstellung verließ, weil ich befürchtete, in Ohnmacht zu fallen, oder ich konnte nur sehr schwer bis zum Ende durchhalten. Ähnlich ist es bis heute mit der Lektüre, mit Filmen oder Fernsehspielen, wenn es um Konzentrationslager oder Krieg geht. Ich lese und schaue mir auch die Bilder an, aber ich leide dann entweder an Schlaflosigkeit, oder ich habe einen unruhigen Schlaf und wache ständig auf, im Anschluß daran bin ich zumindest unruhig.« (Mgr. Mieczysława Chylińska)

Die Wiederkehr der Albträume über Okkupation, Gefängnis und Lager wird auch durch andere Stimulatoren, die mit der gegenwärtigen Stimmung des ehemaligen Häftlings sowie seiner

* Vgl. Bd. 1, S. 53–88.

körperlichen Kondition zusammenhängen, verursacht. Durch Ängste und Befürchtungen, durch nicht aus dem Trauma herrührende innere Spannungen, ja sogar durch unwesentlichen Ärger oder Krankheiten treten „gewöhnliche" Albträume aus Auschwitz auf oder nehmen zu, wenn der Betroffene ohnehin schon häufiger unter ihnen zu leiden hat.

»Heute habe ich Träume über die Okkupationszeit und meine Lagerhaft, wenn ich Filme darüber sehe, Bücher lese, oder sogar politische Nachrichten höre.« (Helena Stypulczak)

»Obwohl ich überhaupt nur sehr selten Träume habe, träume ich auch vom Lager. Besonders, wenn ich in der Arbeit, zu Hause oder sogar im Freundeskreis Mißerfolge habe. In diesen Träumen sehe ich SS-Leute, die schwere Arbeit, und ich habe Angst vor Schlägen.« (Mgr. Stanisław Szpunar)

»Wenn ich krank bin, schlafe ich sehr unruhig, und dann quälen mich oft Träume über das Lager. Ich habe mich daran gewöhnt. Offensichtlich sind die Erlebnisse von damals fest in meinem Unterbewußtsein verankert und unzertrennlich mit dem Leiden verwachsen.« (Stanisława Piąty)

»Ich lese selten ein Buch mit Erinnerungen ehemaliger Häftlinge von Konzentrationslagern und deutschen Gefängnissen. Einen ziemlich starken Eindruck machen auf mich Filme über die Konzentrationslager. Die deutsche Sprache regt mich dann auf. Das ist alles wahr. Aber das geschieht recht selten. Zudem habe ich sehr oft Träume, an die ich mich zwar nicht genau erinnere, die aber mit den Erlebnissen aus dem Lager zusammenhängen.« (Priester Jan Marszałek)

»Es gab buchstäblich kein Jahr, in dem ich nicht mehrmals vom Lager geträumt hätte. Heute träume ich davon möglicherweise sogar mehr als früher. Diese Träume habe ich nicht nach Filmen, Theaterstücken oder Gesprächen, sie kommen in den unerwartetsten Momenten. Das ist sehr quälend. Nach einem solchen Traum sagte ich zu meiner Frau: ‚Wenn ich eines Morgens nicht mehr aufwache, wißt ihr, daß ich vom Lager geträumt habe'.« (Ing. Kazimierz Sowa)

Wenn die Häftlinge selbst versuchen, ihre Träume über das Lager zu analysieren, führt das zu relativ pessimistischen Reflexionen:

»Meine Träume reagieren mit einer übertriebenen Replik auf jede Anspielung in der Lektüre, einem Film mit grausamen Szenen oder Schlachtszenen, auf Verfolgung von Menschen wegen ihrer Hautfarbe oder Überzeugung. Es ist mißlich, aber die Nächte gehören uns nicht, wenn wir uns auch in der täglichen Arbeit bewähren mögen. Unsere Träume verweilen weiterhin in jenen Jahren, diese furchtbaren Szenen, die wir erlebten, quälen uns weiterhin und nehmen uns die verdiente Erholung. Wir sind Menschen, denen die Wirklichkeit der damaligen Zeit fast Nacht für Nacht vor Augen steht und den Schlaf in ein unaufhörliches Erleben ständig neuer Möglichkeiten unseres grausamen Todes verwandelt, dem wir damals aus dem Weg gehen konnten. So hat uns das Todesurteil, das heute nicht mehr lebende Menschen über uns gefällt haben, eingeholt, und es gibt nichts, das uns für das Böse so weit entschädigen könnte, daß wir von den Albträumen befreit worden wären.« (Einer der Einsender)

Eine etwas andere emotionale Verfassung spiegeln folgende Äußerungen wider:

»Nächte ohne Träume oder mit Träumen, aus denen es nichts besonderes zu erinnern gibt, gehören zur Seltenheit. Ich habe festgestellt, daß ich im Urlaub, bei Ausflügen und in guter und heiterer Atmosphäre ruhig schlafen konnte und ausgeruht aufwachte.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Weil ich zu häufige Träume über das Lager vermeiden will, schlafe ich sogar im Winter bei offenem Fenster und nehme kein Abendbrot zu mir.« (Mgr. Ing. Adam Jurkiewicz)

»Ich schlafe in allen freien Augenblicken und allen möglichen Lagen ein. Ich schlafe tief und fest und erinnere mich selten an Träume. Doch wenn ich träume, so sind das unangenehme, drohende Bilder; nach solchen Träumen fühle ich mich ausgelaugt. Ich will sie dann schnell vergessen. Wahrscheinlich bin ich von Geburt an wenig empfindsam und nehme manche Dinge, die für andere schockierend sind, als einfachen Zufall hin.« (Oberst Jerzy Muchowicz)

Optimistisch ist an diesen drei Aussagen sicherlich eines: Wenn die ehemaligen Häftlinge versuchen, ihre Psyche und die Möglichkeiten ihres Organismus kennenzulernen, finden sie auch einen Weg, um ihre mit den Schlafstörungen zusammenhängenden Leiden zu lindern. Viele der ehemaligen Häftlinge gehen – mit sicher begrenztem Erfolg – gegen die belastenden Beschwerden an. Medizinisch betrachtet ist das eine gute Ausgangsbasis für eine eventuell erfolgreiche Psychotherapie.

Schlußbemerkungen

Die Erforschung der noch unzureichend bearbeiteten Problematik der Schlaf- und Traumqualität ehemaliger Häftlinge in der Zeit der Verhaftung, während der KZ-Haft und heute kann eine dreifache Bedeutung haben:

- Sie kann unser Wissen über die Konzentrationslager, das Leben der Häftlinge, ihre geheimsten Wünsche, Erwartungen und Befürchtungen bereichern und gewährt uns einen Einblick in die Psyche und die Reaktion ihres Organismus auf den gewaltigen Lagerstreß;
- sie kann neues Licht auf die Spätfolgen der KZ-Haft werfen;
- sie kann uns helfen, das Verhalten der Häftlinge, ihre Gewohnheiten und stereotypen Reaktionen auf Sinnesreize zu verstehen und die Therapie der Symptome des KZ-Syndroms erleichtern und vervollkommnen.

Im Konzentrationslager konnte der Schlaf seine unter normalen Bedingungen wichtigste Funktion, eine vollwertige Erho-

lung, Entspannung und Milderung der Spannung, die wir im Wachzustand erleben, nicht gut erfüllen. Unter den dafür ausschlaggebenden Ursachen sind u.a. folgende Faktoren hervorzuheben:

- körperliche und geistige Überlastung im Laufe des Tages, die einen störenden Einfluß auf das Einschlafen, das Schlafen, das Träumen und das Erwachen der Häftlinge haben mußte;
- das Fehlen der Grundbedingungen für einen stärkenden Erholungsschlaf (negative Einflüsse durch überfüllte Räume, in denen die Häftlinge auf Pritschen, in Kojen schliefen, schlechte Luft und Gestank, mangelhaften Schutz vor Kälte, das Fehlen von angemessenem Bettzeug, Laken, Kissen und Matratzen, die Verkürzung der für den Schlaf bestimmten Zeit je nach den Aufgaben des jeweiligen Arbeitskommandos auf fünf bis sechs Stunden, die Unterbrechung des Schlafs durch die Exzesse von Funktionshäftlingen und SS-Leuten, durch Insekten und das Stöhnen und Schreien der häufig kranken Mithäftlinge);
- die chronische Störung der Homöostase.

Der den Tag über malträtierte, in unaufhörlicher Lebensgefahr und Angst um sein Leben lebende, ausgehungerte und geschwächte Häftling setzte im Schlaf seine Qual weiter fort, er wachte müde, erschöpft, angespannt und enttäuscht auf, wenn im Traum ein Kontrast zum Leben im Lager entstanden war, was es ihm ganz gewiß nicht leichter machte, den nächsten Tag zu überleben.

Das System der Konzentrationslager war auf totale Vernichtung ausgerichtet. Unabhängig davon, ob die Leiden der Häftlinge infolge der unmenschlichen Bedingungen für den Schlaf und die Träume von den Völkermördern, die die Konzentrationslager geschaffen hatten, bewußt als wesentlicher Faktor der Vernichtung geplant war oder nicht, der Mangel an normaler Erholung im Schlaf war neben dem Hunger, den Schlägen und den Krankheiten eine der wichtigsten Ursachen für das Sterben der Häftlinge.

Der übermüdete und von seinen Albträumen gequälte Häftling brach schnell zusammen, ging in den Zaun, verlor seine Reflexe zur Gefahrenabwehr, setzte sich der Mißhandlung aus und schlief überall ein, er verspätete sich bei der Ausführung der ihm übertragenen Aufgaben und verlor rasch sein Leben.

Unter den infernalischen Bedingungen des Lagers war das Träumen für viele eine Flucht vor der düsteren Wirklichkeit. Die angenehmen Träume waren zumeist Wunschträume über die Freiheit, den Kontakt zur Familie, die Stillung des Hungers und anderer Grundbedürfnisse. Wenn die Enttäuschung nach dem Erwachen die angenehme Stimmung des Traums nicht zunichte machte, konnte ein solcher Traum einen großen Teil des Tages emotional günstig bestimmen und eine Kraftquelle im Überlebenskampf bilden. Die im Traum von Toten, Verwandten, Heiligen oder der Gottesmutter erhaltenen Zusagen, man werde überleben, trugen, psychologisch durchaus verständlich, nach Überzeugung vieler Häftlinge dazu bei, dem Tod zu entgehen. Erfahrungen dieser Art, verbunden mit prophetischen und manchmal völlig laienhaften und in der konkreten Situation tendenziösen Traumdeutungen, spielten eine wesentliche Rolle bei der psychischen Selbstverteidigung der Häftlinge. Es ist also nicht verwunderlich, daß im Lager Gespräche über Träume und die Wahrsagerei ein bemerkenswertes soziales Phänomen darstellte.

Schädliche Folgen hatten Albträume und ihre negativen Deutungen. Vorwiegend negative Bilder und Traumerfahrungen mit negativer Stimmung, die das Lagerdasein widerspiegelten, kehrten in der Zeit nach der Befreiung ständig wieder und machten es den ehemaligen Häftlingen meist unmöglich, sich von dem durchlebten vergangenen Alb zu lösen, der sich so ungewöhnlich stark in ihrem Gedächtnis eingegraben hatte und sich dadurch auszeichnet, daß er – gewöhnlich ungeachtet der verflossenen Zeit – unter dem Einfluß einer Reihe von exogenen und endogenen Faktoren leicht wieder ausgelöst werden kann.

Dieses Phänomen ist eines der wesentlichen Elemente des KZ-Syndroms, das von den Psychotherapeuten stärker beachtet werden sollten. Die Kenntnis der Inhalte und der Qualität der Träume der ehemaligen Häftlinge vor dem Hintergrund ihrer Biographie und psycho-physischen Konstitution ist zweifellos eine Grundvoraussetzung für eine eventuell erfolgreiche Behandlung.

Ein wesentliches Merkmal der Situation ehemaliger Häftlinge hat Władysław Koszyk in seinem Beitrag lapidar formuliert: „Im Lager träumte ich, in der Freiheit zu sein, heute träume ich vom Lager". Ärzte und Psychotherapeuten sollten sich vor allem darum kümmern, die ehemaligen Häftlinge ein Stück aus ihrer psychischen Gefangenschaft im Lageralb zu befreien.

Verzeichnis der Befragten

Genannt werden jeweils die Vor- und Nachnamen sowie die Häftlingsnummer der Befragten in Auschwitz; nicht genannt werden die ehemaligen Häftlinge, die anonym bleiben möchten.

Mieczysław Albin (116), Maria Andrunik (21164), Jadwiga Apostoł-Staniszewska (26273), Adam Marian Baran (93698), Zofia Bator (37255), Irena Białówna (43117), Stanisław Biedroń (92226), Jadwiga Bień (46472), Aglajda Brudkowska, Kazimierz Brzeski (753), Bronisława Bukowińska (30513), Józefa Bukowska (32111), Mieczysława Chylińska (44658), Leopold Czekalski (138863), Janina Czerwiec-Dzierżymirska (62697), Zofia Czyż (19386), Mieczysław Dembowski (188), Apolonia Dolińska, Stanisław Drewniak (121331), Gertruda Dubowska (36315), Aleksander Duraczyński (117070), Ewa Dworakowska-Plechta (25977), Karol Dymiński (62129), Bolesław Dziamski (7723), Jan Dziopek (5636), Maria Emmerling (21968), Szymon Filipski (61874), Edward Ferenc (281), Stanisław Frączysty (27235), Alojzy Fros (136223), Michał Gańcarz (181698), Wincenty Gawliczek (10246), Andrzej Gąsienica-Makowski (5654), Janina Gdesz (37560), Zbigniew Giżyński (153396), Stefan Glazer (102823), Stanisława Gogołowska (64144), Antoni Golemo (9256), Bronisław Gościński (403), Władysław Grochowski, Antonina Gryboś-Tajak (29690), Piotr Hiroń (4668), Krzysztof Hofman (2738), Roman Holi (9441), Władysław Hołówkowicz (5686), Jan Idec (137235), Kazimierz Japoł (9170), Jerzy Jaroch (376), Janina Jasińska (6333), Maria Elżbieta Jezierska (24449), Adam Jurkiewicz (476), Bronisław Kaczmarski (45028), Helena Kapusta (4586), Stefan Kępa (799), Józefa Kocząb-Serbeńska (29791), Michał Kogut (102951), Ludwig Kończal (6019), Franciszek Konikowski (120181), Józef Kosicki (5716), Władysław

Koszyk (95062), Janina Kotarbińska (44731), Janina Kościuszkowa (50042), Władysław Kreowski (45028), Jan Krokowski (226), Henryk Król (1183), Kazimierz Krupa (561), Tadeusz Krupiński (224), Artur Krzetuski (1003), Antoni Kubica (7617), Edwin Kuffel (2237), Zofia Kupiec (29794), Zofia Leśniak (77314), Jan Liwacz (1010), Katarzyna Łaniewska (64200), Wojciech Maćkowski (45068), Józef Majchrzak (33204), Ryszard Malik, Zygmunt Małecki (150489), Czesław Marcinko (39), Jan Marszałek (18857), Wacław Maziński (8039), Józef Michalski, Tadeusz Michniowski (62146), Jerzy Mostowski (17221), Jerzy Muchowicz (142), Eugeniusz Niedojadło (213), Julian Niewiarowski (5596), Walentyna Nikodem (8737), Jan Nowak (3633), Zygmunt Nowak (152885), Tadeusz Orzeszko (131527), Józef Osika (3750), Stanisław Papież (101685), Anna Pawełczyńska (44764), Józef Piasecki (7108), Felicja Piekarska (31332), Stanisława Piąty (7558), Władysław Pilas, Jan Piotrowski (67158), Elżbieta Piekut-Warszawska (46506), Ignacy Płachta (758), Zygmunt Podhalański (103185), Stanisław Podoba (7926), Zofia Pohorecka (32600), Edmund Polak (16713), Jan Porębski (23812), Jerzy Pozimski (1099), Stanisław Próchnicki (96065), Zofia Przanowska (64420), Kazimierz Raczek (720), Szczepan Robak (86499), Józef Roczniak (3370), Władysław de Rosenburgh-Grohs (219131), Helena Rybczyńska (29728), Jerzy Rzeźniak (31019), Alfred Skrabania (26645), Ryszard Sobczyk (208), Kazimierz Sowa (22412), Stanisław Sroka (24711), Stanisław Stolarz (93235), Władysław Styczyński (5804), Helena Stypulczak (64223), Czesław Suchoń (14383), Józefa Szkodzińska (3293), Zenon Szokalski (79598), Stanisław Szpunar (133), Jan Szymczak (60782), Konrad Szweda (7669), Stefan Świszczowski (20033), Karol Talik (1226), Kamila Targosz (7590), Kazimierz Tokarz (282), Halina Turkiewicz (18293), Genowefa Ułan (17528), Józef Weder (35639), Helena Wiązownicka-Gawęda (20214), Roch Wystrach (10241), Wanda Zbroszczyk-Januszewicz (40800), Antonina Zięba (18604), Piotr Zoszak (1049), Stanisław Zyguła (682), Lucjan Żemojtel (67176).

Die Verfasser danken allen Einsendern, daß sie sich der großen Mühe unterzogen und mit viel Zeitaufwand ihre Berichte niedergeschrieben haben, die die Grundlage und unschätzbare Quelle unserer Arbeit bilden.

Bibliographische Hinweise

Obwohl der Traum ein allgemein beachtetes und interessierendes Phänomen ist, gibt es bis heute keine umfassenden und zufriedenstellenden wissenschaftlichen Analysen und Interpretationen. Viele Parameter dieses Forschungsgegenstandes entziehen sich einer strengen Wissenschaftsmethodik, was wesentlich dazu beigetragen hat, daß es zu dieser Verzögerung in der Forschung kam. Ein großer Schritt in der Geschichte der Erforschung dieser Frage war die Freudsche Traumtheorie („Die Traumdeutung", 1900). Die mit den Träumen zusammenhängende Literatur, eine kritische Einschätzung und einen Versuch, die Analyse der Trauminhalte umfassend zu entwikkeln, enthält Wiktoria Dolińskas postum herausgegebenes Buch „Co mówią nasze sny" [Was sagen unsere Träume], Krakau 1976. Bei der Interpretation der Trauminhalte ist es bekanntlich wichtig, die Symbole richtig zu deuten. In der neueren Literatur enthält T. Chetwynds Buch: „A dictionary for dreamers", London 1972, eine Zusammenstellung der Symbole und ihre Erklärung.

Die Träume waren vor allem für Psychologen und Ärzte von Interesse. Von den medizinischen Arbeiten verdient V. N. Kasatkins Buch „Teoria snovidenij" [Traumtheorie], Leningrad 1972, Aufmerksamkeit. Dieser Arzt hat Tausende von Kranken über ihre Träume befragt. Er kam zu der Überzeugung, daß ein Traum mit bestimmtem Inhalt in einer festlegbaren Zeit bestimmte Krankheiten antizipieren kann. In den heutigen Untersuchungen beschäftigt man sich weniger mit dem Inhalt der Träume, was schwierig und riskant ist, sondern vor allem mit den physiologischen Aspekten des Phänomens. Für die Untersuchungen zum Traum und für die Spannweite der Forschungen von der Physiologie bis zur Psychoanalyse, sind Bücher repräsentativ wie der Sammelband „Sleep and dreaming", Red. Ernest Hartmann (Boston 1970), K. Thomas, „Träume – selbst verstehen. Wie sie entstehen, was sie bedeuten, warum sie heilen, Geschichte und Wissenschaft, Psychologie und Praxis von den Träumen" (Stuttgart 1972), oder W. P. Köll, „Die Psychologie des Schlafes" (Stuttgart 1973).

Da die Träume als Erscheinung auch die psychiatrischen Forschungen berühren und ein Element des sog. KZ-Syndroms sind, wurden sie auch in psychiatrischen Arbeiten berücksichtigt. So waren die Träume einer der Punkte des Fragebogens, der die Grundlage für die Krakauer psychiatrischen Untersuchungen ehemaliger Häftlinge bildet (R. Leśniak, M. Orwid, A. Szymusik, A. Teutsch); vergleichbare Untersuchungen sind auch in anderen Zentren durchgeführt worden. Dabei wurden die Schlafstörungen ehemaliger Häftlinge untersucht. Die deutschen Forscher weisen auf den hohen Prozentsatz an Angstträumen unter den für ehemalige Häftlinge charakteristischen Beschwerden hin (z.B. W. v. Baeyer, H. Häfner, K. P. Kisker, „Psychiatrie der Verfolgten", Berlin, Göttingen, Heidelberg 1964; P. Matussek, „Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen", Berlin, Heidelberg, New York 1971).

Das Problem der Träume ehemaliger Häftlinge wurde von polnischen Forschern wesentlich genauer behandelt als in den ausländischen Publikationen. Den wissenschaftlichen Studien gingen Hinweise auf veröffentlichte Erinnerungen und Berichte ehemaliger Häftlinge über die Lager voraus. In dieser Hinsicht besonders repräsentativ ist das Buch des ehemaligen Ravensbrück-Häftlings Dr. Wanda Półtawska „I boje sie snów. . ." [Ich fürchte die Träume], Warschau 1962). Półtawska entwickelte die Beobachtungen von K. Targowla weiter und wies darüber hinaus vor allem auf die Übersensibilität des Gedächtnisses sowie auf das Phänomen der plötzlich aufkommenden überwältigenden Erinnerungen an das Lager bei den ehemaligen Häftlingen hin. Ihr Aufsatz „Anfälle von paroxismaler Hypermnesie (Auf Grund von Untersuchungen der sog. ‚Auschwitzkinder')" erschien in Przegląd Lekarski 1967, H. 1, S. 89–93 [poln.].

Träume über das Lager und überhaupt Albträume und Schlafstörungen sind offensichtlich bei den meisten ehemaligen Häftlingen ein wesentliches Element dieser Hypermnesie. Półtawska fragt (S. 91), „ob die Träume mit streng reproduktivem Inhalt bei manchen ehemaligen Häftlingen einen ähnlichen Charakter wie die anfallsartigen Erinnerungen haben, oder ob man sie als Äquivalent der gleichen Erscheinung ansehen und als auslösenden Faktor oder vielmehr als Verteidungsmechanismus behandeln kann. Diese Träume sind ei-

gentlich keine Träume, denn sie reproduzieren exakt alle Realia der Erlebnisse und sind wie die anfallsartigen Erinnerungen sehr detailliert und von Angst gefärbt. Während dieser Träume wachen die Menschen für gewöhnlich auf, und dann tritt in der Regel der Zustand der Hypermnesie ein, als wäre der Traum der die Erinnerungswelle auslösende Mechanismus. Im allgemeinen sind diese Anfälle in der Nacht stürmischer, sie beunruhigen den Kranken stärker, sie lassen ihn nicht mehr einschlafen und haben eine deutlich ausgeprägte vegetative Komponente, die intensiver ist als die gleichen Erlebnisse tagsüber. In der Nacht treten in der Regel Tachykardie und Schweißausbrüche am ganzen Körper auf. Der durch den dem Angstanfall vorausgehenden Angsttraum geweckte Mensch schläft zumeist nicht mehr, er fürchtet sich vor dem Einschlafen. Es scheint, daß Angstträume wie Hypermnesieattacken, die die einst erlebte Realität reproduzieren, unmittelbar mit dem Allgemeinzustand zusammenhängen und meist als zusätzliches Symptom bei Kreislaufinsuffizienz, Erschöpfungszuständen usw. auftreten. Zuweilen sind sie aber auch davon unabhängig."

Hinzuweisen ist noch auf Professor Maria Susułowskas Aufsatz „Versuch einer Interpretation der Trauminhalte ehemaliger KZ-Häftlinge" [poln.] in Przegląd Lekarski 1976, Nr. 1, S. 13–17, der sich teilweise auf die Magisterarbeiten von Emilia Kowalczyk und Monika Bieńkowska stützt und später in der Zeitschrift „Polska" unter dem Titel „Der Traum war eine Erholung" nochmals erschien (1976, Nr. 5, S. 45–48). Maria Susułowska stützte sich auf die psychologische Untersuchung von 55 ehemaligen Häftlingen, sie charakterisierte ihre Trauminhalte und behandelte sie als Symptome einer Angstneurose.

Auf der Grundlage der bisherigen Literatur zum Thema hielten wir es für zweckmäßig, diese Enquete durchzuführen, die durch die zahlreichen Zitate grundsätzlich diejenigen unmittelbar zu Wort kommen läßt, die am kompetentesten sind: die ehemaligen Häftlinge.

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski

„bauernfuss, goldzupa, himmelautostrada". Zum „Krematoriumsesperanto", der Sprache polnischer KZ-Häftlinge*

I

Die Welt des Konzentrationslagers brachte nicht nur abweichende Verhaltensstereotype, eine abweichende Moral, eine andere Weltsicht und ein anderes Menschenbild hervor, auch die dort praktizierte Art der Verständigung trug in Wortschatz und Stilistik eigene Züge. Die sprachlichen Kontakte im Lager waren von der unmenschlichen Situation geprägt und mit Brutalismen, mit ordinären Verwünschungen und Ausrufen gesättigt.

Man kann diese entartete *lagerszpracha* [Lagersprache] – Tadeusz Borowski bezeichnete sie einmal eindrucksvoll als „Krematoriumsesperanto" – als sprachpathologisches, bereits Geschichte gewordenes Phänomen ansehen, denn es gibt nicht mehr viele ehemalige Häftlinge, die sich im engen Kreis noch dieses Jargons bedienen. Die Lagersprache war Produkt der spezifischen Bedingungen in einem Lager, in dem Menschen aus verschiedenen Völkern aufeinandertrafen. Einige Elemente der *lagerszpracha* wurden sogar von der SS-Besatzung übernommen. Die Amtssprache in den Konzentrationslagern war jedoch Deutsch; der Häftling mußte Deutsch verstehen, um Schikanen oder dem Tod aus dem Wege zu gehen, und er mußte deutsch sprechen, wenn er abtrat, Meldung machte, eine Bitte äußerte, seine Briefe schrieb usw. Alle Befehle und Anweisungen wurden grundsätzlich auf deutsch gegeben. Die Lagerbehörden verdächtigten die Häftlinge immer, einen Aufstand, eine Verschwörung oder eine Flucht im Schilde zu führen, wenn sie sich untereinander in ihrer Muttersprache verständigten.

Wer aber die Realität der Konzentrationslager in ihren Einzelheiten wiedergeben will, darf selbstverständlich nicht an der Lagersprache vorbeigehen: Sie vermittelt einen unerwartet aufschlußreichen Zugang zu der Wahrheit über diese Zeit der Verachtung und des Todes, und ihre Analyse ist zugleich ein taugliches Mittel, um das Wissen über all das, was Menschen im Lager durchleben mußten, zu ordnen.

Gerade die Auschwitzer Lagersprache wird in der KZ-Literatur auf verschiedene Weise verwendet. In der Belletristik wird sie mehr oder weniger gekonnt als Stilmittel benutzt. So finden sich z.B. in den Erzählungen Tadeusz Borowskis oder den Arbeiten Tadeusz Hołujs für die *lagerszpracha* typische Auschwitzer Ausdrücke und Wendungen, die dort in der gleichen Weise gebraucht werden, wie das Polnisch des 17. Jahrhunderts in den Romanen Henryk Sienkiewiczs oder wie lokale Mundarten und Dialekte in Werken, die auf dem Lande spielen. Viele literarische Texte über Auschwitz-Birkenau sind im Grunde genommen nicht in der Lagersprache geschrieben, sondern verwenden hier und da deren Elemente, um Lagersituationen farbig darzustellen, bedienen sich ihrer als Ausdrucksmittel und entnehmen gerade ihr die passendsten Wörter, um konkrete Einzelheiten bezeichnen zu können. Es ist ja kaum vorstellbar, welchem kommunikativen Zweck ein literarisches Werk dienen soll, das in der Lagersprache geschrieben wäre.

In großem Umfang finden sich Lagerausdrücke in den ungedruckten Berichten ehemaliger Häftlinge. Veröffentlichte Erinnerungen sind dagegen zuweilen sprachlich „geglättet". Gerade in Zeitschriftenveröffentlichungen kommt es vor, daß der lagertypische Wortbestand zum Nachteil der Arbeit zusammengestrichen oder mit einem häufig falschen oder irreführenden Kommentar belastet wird. In der wissenschaftlichen Literatur werden dagegen in starrer deutscher Orthographie die originalen deutschen Ausdrücke und Formulierungen verwendet.

Wenn wir in unseren Materialien auf der Grundlage schriftlicher und mündlicher Berichte ehemaliger Häftlinge wenig bekannte oder unbekannte Aspekte des Lager-Albtraums, wie er erlebt wurde, erforschen, befassen wir uns dabei in beträchtlichem Umfang auch mit ihrer Sprache. Deshalb respektieren wir

* „Krematoryjne Esperanto". In: Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. Oświęcim nieznany [Unbekanntes Auschwitz]. Krakau, Verlag „Wydawnictwo Literackie" 1981, S. 26–97, 282–285 (gekürzt). Bearbeitung und Übersetzung: Jochen August. Verglichen mit den anderen in dieser Auswahl veröffentlichten Berichten und Aufsätzen bot der hier vorgestellte Essay besondere Schwierigkeiten: Stellen die Autoren doch polnischen Lesern eine stark vom Deutschen beeinflußte Variante der polnischen Sprache an einem Grenzbereich zum Deutschen vor, die in ihrer Spezifik erst im Kontrast zum Polnischen erkennbar ist. Eine Sprache ist ja nicht „übersetzbar"; in der Übertragung ist der polnische Text deutsch. Insbesondere die hier fortgelassenen Abschnitte 7 bis 11 – vgl. Anmerkung S. 257 – sind vor allem für Sprachwissenschaftler von Interesse, denen mit einer Übersetzung ins Deutsche nicht geholfen wäre bzw. die als Slawisten nicht auf eine Übersetzung angewiesen sind. Wir haben deshalb die Teile ausgewählt, die – in Ergänzung zu den vorstehenden Aufsätzen und Berichten – den Weg eines Häftlings von der Einlieferung bis zum Tod zeigen, dem für die meisten nicht abwendbaren Schicksal in Auschwitz. Nicht für alle genannten Begriffe der *lagerszpracha* ließ sich dabei eine deutsche Entsprechung finden. Wörter und Bezeichnungen der *lagerszpracha* werden in kursiver Schrift wiedergegeben; kursiv stehende, mit kleinem Anfangsbuchstaben beginnende Wörter, die mit der gleichen oder fast der gleichen Buchstabenfolge auch Wörter der deutschen Sprache sind, sind so als Begriffe der *lagerszpracha* erkennbar. Übersetzungen polnisch-lagersprachlicher Wörter und zusätzliche Erläuterungen stehen in eckigen Klammern.

die Art, in der ehemalige Häftlinge ihre Äußerungen über ihr Vegetieren und ihre Erfahrungen im Lager formulieren.

In den Konzentrationslagern, dieser künstlichen, aber organisatorisch und soziologisch unerhört komplizierten Schöpfung der Naziideologen, tauchten ständig neue Objekte, Gegenstände, soziale Relationen und Gebilde auf, zu denen es weder Präzedenzfälle, noch entsprechende Begriffe oder Definitionen gab. Sie bekamen vor allem deutsche Namen, waren doch Deutsche die Schöpfer dieser neuen Erscheinung, der Konzentrationslager (wozu noch kommt, daß mehrgliedrige substantivische Neubildungen im Deutschen verhältnismäßig leicht gebildet werden können). Sehr viele Wörter der Lagersprache waren vor der Nazizeit auch im Deutschen unbekannt.

Die polnischen Häftlinge – und nur um sie wird es in diesem Essay gehen – eigneten sich diesen Wortbestand an und polonisierten ihn durch Anpassung an die Phonetik, Morphologie und Flexion, weniger auffällig auch an die Syntax der polnischen Sprache. So sagten z.B. fast alle polnischen Häftlinge *blokfirersztuba* (vom deutschen *Blockführerstube*), *kacet* [KZ], w *kacecie* [im KZ, der Lautwandel entspricht der polnischen Flexion], *organizować* (vom deutschen *organisieren*, d.h. beschaffen) usw.; ziemlich allgemein wurden z.B. auch Wendungen gebraucht, wie: *widzę czarno dla ciebie* (wörtliche Übersetzung von: ich sehe schwarz für dich) oder *ferlegować z rewiru na lagier* (wörtl.: vom Revier auf das Lager verlegen) statt: *do lagru* [zum, in das Lager].

Es war aus unterschiedlichen Gründen nicht einmal denkbar, polnische Entsprechungen für diese Benennungen oder phraseologischen Verbindungen zu finden. Wir wollen hier nur auf einen dieser Gründe hinweisen. Jede sprachliche Erscheinung im Lager hatte ihre pathologische semantische und emotionale Dimension. Die *blokführersztuba* war zum Beispiel nicht nur die Wache [poln.: wartownia] (die diesem Wort am nächsten kommende polnische Entsprechung), sondern auch der Ort, an dem die Herren über Leben und Tod des Häftlings, die *blokführery* [Blockführer], die *SS-szefy* [SS-Chefs] der Blöcke, Dienst taten. Wenn ein Häftling zur *blokführersztuba* gerufen wurde, drohten ihm gewöhnlich Prügel, Schikanen oder eine Revision, er wurde zur *Politischen Abteilung*, zum Foltern geschickt usw. Wie weit ist doch die semantische und emotionale Distanz zwischen dem polnischen Wort *wartownia* [Wache] und der „Wache" des KZ.

Das Wort *organizować* [organisieren] ließ sich weder durch *zdobywać* [bekommen, beschaffen], noch durch *kraść* [stehlen] oder *przywłaszczać* [aneignen] ersetzen, deckten doch diese Wörter die Komponenten der so bezeichneten spezifischen Handlung im Lager nicht ab, die weit über die polnischen Synonyme hinausgingen und ein neues semantisches Feld umschrieben. Das Organisieren – *organizowanie* –, zu dem die Häftlinge auch durch die Existenzbedingungen im Lager gezwungen wurden, vor allem durch den schrecklichen Hunger, begleitet oft von Lebensgefahr, von der Furcht, malträtiert oder ausgesuchten Foltern ausgesetzt zu werden, oder aber dem Willen, sich selbst zu bestätigen, den Glauben an die eigene Kraft wiederzuerlangen oder jemandem zu helfen, war auch den Lagerbehörden und vielen Prominenten vertraut.

Eine Untersuchung der Sprache der KZ-Literatur und unveröffentlichter Erinnerungen, Berichte, Aussagen und Befragungen ehemaliger KZ-Häftlinge zeigt, daß der lagerspezifische Wortbestand unvergleichbar reicher ist, als es den Anschein hat, wenn man nur wenige hervorstechende Beispiele wie *kapo*, *muzułman* oder *komando* kennt, die heute fester Teil des Wortbestands der polnischen Sprache sind.

Woraus setzt sich nun der lagerspezifische Wortbestand zusammen? Es handelt sich um:

- deutsche oder andere im Lager polonisierte Wörter;
- deutsche oder andere nicht polonisierte Wörter, die die polnischen Häftlinge zur gegenseitigen Verständigung gebrauchten oder die ein Häftling kennen mußte, wenn er eine Funktion auszufüllen hatte oder keine Schikanen oder gar das Leben riskieren wollte, also z.B. Kommandos, Befehle, Anweisungen, die einfachen Wortbestandteile typischer Meldungen usw.;
- polnische und andere Neosemantismen, also Wörter, die in der Situation des Lagers eine neue Bedeutung bekamen;
- polnische und deutsche Wörter, die bestimmten Dialekten, Milieus und Jargons entstammten und Bestandteil der Lagersprache wurden;
- polnische, deutsche und andere Vulgarismen, Brutalismen und Bestandteile von Schimpfwörtern und Verwünschungen;
- polnische und deutsche Abkürzungen und Kurzwörter für eine Reihe von Bezeichnungen im Lager.

Kontrovers und kompliziert ist die Orthographie der Auschwitz-Sprache, deren Grundsätze bisher noch niemand zu formulieren versucht hat. Es darf also nicht überraschen, daß hier ein völliges Chaos herrscht. Oft versuchen Verlage, eilig und inkonsequent verschiedene Ideen durchzudrücken und z.B. die Schreibweise dieser Wörter an der deutschen Orthographie auszurichten oder sie – seltener – übertrieben zu polonisieren. Einer Vereinheitlichung der Schreibweise steht vor allem entgegen, daß sich bereits eine Tradition entwickelt hat, die die orthographischen Gewohnheiten stärker determiniert, als dies nach den Grundsätzen der polnischen Rechtschreibung vernünftig wäre. So ist es heute kaum noch möglich, die Schreibweise *blokfirersztuba* statt: *blokführersztuba* vorzuschlagen, da das Wort *führer* [Führer] allgemein in dieser Form verwendet wird, wenn es auch in den orthographischen Wörterbüchern des Polnischen nicht aufgeführt wird. Die Schreibweise der genau wiedergegebenen deutschen Vorlage: *blockführersztuba* könnte annehmen lassen, dieser dreigliedrige und im Lager völlig übliche Ausdruck sei im Lager selten gebraucht worden. Auch diese orthographische Möglichkeit läßt sich jedoch nicht ganz ausschließen. Mehr noch, je weiter die Zeit der deutschen Konzentrationslager zurückliegt, desto stärker läßt sich eine Tendenz der Rückkehr zur deutschen Orthographie beobachten (wie auch bei der Schreibweise *volksdeutsch* [als ins Polnische übernommener Terminus] für das früher empfohlene *volksdojcz*). Natürlich besteht kein Anlaß, die im Lager übernommenen deutschen Substantive mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben; geschrieben wird also z.B. *lagerführer*, *krankenbau*, *mischling* oder *zwilling*).

Will man Grundsätze für die Orthographie des lagerspezifischen Wortbestands formulieren, darf nicht übersehen werden, daß die Veränderung oder Modifizierung der Schreibweise eines Terminus Folgen für die anderen nach sich zieht und das ganze konstruierte System umstürzen kann, zumindest im Hinblick auf die vielen Komposita. Man wird am besten einen Mittelweg wählen zwischen den Traditionen, wie sie sich in der KZ-Literatur und in den orthographischen Reaktionen der Polen verfestigt haben, und den aus dem reichhaltigen Material ableitbaren Tendenzen zur Polonisierung der Schreibweise der *lagerszpracha*. Dabei ist zu berücksichtigen, in welchem Umfang der jeweilige Ausdruck offiziell war, wie häufig er im Lager gebraucht wurde und wie er morphologisch gebaut war – kurze Ausdrücke sind z.B. eher entsprechend der polnischen, mehrgliedrige, von den Häftlingen auch seltener benutzte eher nach den Regeln der deutschen Orthographie zu schreiben.

Die Sprache von Auschwitz, vor allem ihr Wortbestand, kann dem Leser mittels ausgewählter repräsentativer Beispiele nahegebracht werden. Für die Zwecke dieser kurzen Übersicht haben wir etwa 1 500 Lagerausdrücke und -wendungen aus unserer mehr als 30 000 Belege umfassenden Wortkartei ausgewählt. Wir folgen in der Darstellung dem Weg des Häftlings vom ersten Augenblick im Lager bis – so war es in der Regel – zum Tod; im Anschluß an diese Darstellung werden wir dann noch auf sprachwissenschaftliche Aspekte eingehen.

II

Schon der erste Augenblick war für den Häftling, der das Lagertor mit der zynischen Aufschrift *Arbeit macht frei* durchschritt, eine Lektion dieses Lageresperanto. Während der sog. *begrüssung cugangów*, der Begrüßung der Zugänge durch den *lagerkomendant* oder seinen *vertreter*, den *lagerführer*, erfuhr der *heftling*, daß er nicht in ein Sanatorium, sondern in ein *vernichtungslager* geraten war, in dem er noch höchstens zwei, drei Monate Lebensrecht hatte. Er erfuhr also sogleich, was der Zweck des *kacetlager*, der *mordownia* [etwa: Mordmühle] war, die die Häftlinge *fabryka śmierci* [Todesfabrik] oder *młyn śmierci* [Todesmühle] nannten.

Der *cugang* wurde der *aufnama* [Aufnahme] unterzogen, um ihn in den *stan lagru* [Lagerstand] aufzunehmen. Dieses *aufnamowanie* [Aufnehmen] des Häftlings umfaßte mehrere Verrichtungen: Wegnahme der *Zivilkleidung*, die in Säcken als *efekty* [Effekten] in das Magazin, d.h. die *effektenkammer* überwiesen wurde; Abnahme aller persönlichen Gegenstände des *cugang*; Ausfüllen des sog. *personalbogen*, d.h. eines umfassenden Formblattes zur Person mit Informationen über die Familie, die Anschrift der Person, mit der er in Briefkontakt stehen werde und die im Todesfall zu benachrichtigen sei, über frühere Krankheiten, eventuell vorhandene Goldzähne und Platinkronen usw.

Wenn sich der neu Eingelieferte schließlich in der *kwarantena* [Quarantäne] wiederfand, um dort in den nächsten Wochen den *lagrowy szlif* [Lagerschliff] zu erwerben, verschlang ihn ein unaufhörlicher Strudel von Geschrei, Rufen, Gedränge, Schlagen, Schikanen, Mißhandlung. Der Drill war bis ins Extrem gesteigert, und alles mußte *im Laufschritt* gemacht werden. Zweck dieses grausamen Drills, gleichzeitig ein mörderischer Kurs, wie man sich im Lager verständigte, war die *lagrowa tresura cugangów* [etwa: Lagerabrichtung der Zugänge], die für viele binnen kurzem mit dem Tod endete.

Von früh bis spät wurde dort mit einem langen und dicken Holzknüppel „unterrichtet", – der *palica* [Pflöckchen], dem *styl* [Griffel], dem *stylisko* [Stiel], dem *drąg* [Brechstange], der *banana*, der *laga* [Knüppel], dem *bukowiec* [Ochsenziemer], der *żyła* [Kabelader], dem *pejcz* [Peitsche], dem *rajtpejcz* [Reitpeitsche], der *guma* [Gummi] oder dem *gumiknypel* (beachtenswert die Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen für die Schlagwerkzeuge, die „Waffen" der Kapos und SS-Männer). Von Gebrüll, unflätigsten deutschen, polnischen und andersprachigen Flüchen und Schimpfworten begleitet, wurde den Häftlingen beigebracht, sich *zu fünfe* aufzustellen, die Mützen ab- und aufzusetzen (Kommandos: *Mützen ab! Mützen auf!*; das vorgeschriebene *micenab*) und deutsche Lieder zu singen (Kommando: *singen!*); dazu kamen hunderte „Strafsportübungen" usw.

Wenn er nicht übel zugerichtet oder totgeschlagen werden wollte, mußte der Häftling schnell lernen, die Befehle zu verstehen und sie gewandt und peinlich genau auszuführen, trotz größter Erschöpfung, Schrecken oder Schmerz. Wenn auch nur einer einen Fehler machte oder gegen etwas verstieß, zahlten alle anderen entsprechend dem Nazigrundsatz der Kollektivbestrafung damit, alles noch einmal von vorne anzufangen. Wer nicht Deutsch konnte, mußte sich anstrengen, um die undeutlich herausgebrüllten Befehle richtig zu verstehen, wenigstens durch abgucken bei den anderen: *Achtung!*, *antreten!*, *wegtreten!*, *schnell!*, *schneller!*, *bewegen!*, *Bewegung!*, *still gestanden!*, *still gestand!*, *komm*, *komm!* usw.

Neben diesen festgelegten Befehlen, die eher dem Exerzierreglement entnommen waren, gebrauchten die Schinder gern und häufig beleidigende Brutalismen von der Art: *halt's Maul!*, *raus!*, *ab!*, *weg ab!*. Um die für einen Polen ähnlich klingenden Ausrufe *richt euch!* und *rührt euch!* unterscheiden zu können, mußte man ziemlich lange Ohren machen. Viele Knüppel sind auf denen zerbrochen worden, die diesen subtilen Unterschied nicht verstanden haben. Diese degenerierten Sadisten hatten viel Spaß und Freude daran, wenn die oft schon von mehrmonatiger Gefängnishaft geschwächten und benommenen und während der Gestapo-Untersuchung gequälten Häftlinge ihre Befehle unbeholfen ausführten. Der Spaß wurde noch größer, wenn sie ihnen zur Strafe *sport* verordneten, d.h. das, was die SS-Leute darunter verstanden: *strafsport – gimnastyka karna*. Typische Übungen und Befehle waren: *rollen!* (sich auf der Erde, im Staub, im Morast, im Schnee wälzen), *tanzen!*, *drehen!* (mit hocherhobenen Händen im Kreise drehen), *hüpfen!*, *federn!* (im Froschsitz springen), *nieder!*, *auf!*, *hinlegen!*, *aufstehen!*, *kniebeugen!* (mit hinter dem Kopf verschränkten Armen!). Bis zur Besinnungslosigkeit wurde auch befohlen, im *entengang*, im *bärengang* usw. zu gehen. Im Gebrauch waren auch polnische oder stärker polonisierte Namen und Bezeichnungen, wie *żabka* [Frosch] bzw. *hipfowa-*

nie oder *hipkanie* [von deutsch: hüpfen], *taniec* [Tanz], z.B. *taniec indiański* [Indianertanz] und *robienie sportu* bzw. *robić sport* [Lehnübersetzungen nach dem deutschen: *Sport machen*].

Begleitet war das Ganze von vielfältigen, ausgesuchten, oft obszönen Flüchen, die nicht übergehen darf, wer die *lagerszpracha* in ihrer „reinen" Form charakterisieren will. Für die Schinder sollten sie dazu beitragen, die gequälten *numery* [Nummern] zu erniedrigen und ihnen das Menschliche zu nehmen. Hier zeigte sich die ganze lagerspezifische Brutalität und Grausamkeit, und selbst die Funktionshäftlinge, bei denen sich zu schwachen Polnischkenntnissen noch Grausamkeit gesellte, schimpften mit polnischen oder aus ihrer Sprache ins Polnische übersetzten Flüchen. Die im normalen Leben in der Freiheit gebräuchlichen grausamsten Flüche und Schimpfwörter, die die *heftlingi* im Lager quälten, waren wohl nicht scharf genug und gaben zu wenig Befriedigung. Besonders häufig tauchten in diesem Repertoire von Schimpfwörtern solche Ausdrücke auf, wie *Arsch, Dreck, Scheiße, Mist, Schweine, Kuh, Hure,* aber auch so „effektvolle" Kombinationen, wie *du Arschloch!, du Scheißdreck!, du Drecksack!, du Scheißwagen!, du Misthaufen!, ihr verfluchte Schweinerei!, du blöder Hund!, du Sauhund!, du Schweinehund!, du Schweinedreck!, du alte Hure!, du alte blöde Kuh!, du Hurentreiber!, du Läusenfresser!, du Rattenfresser!, du Hosenscheißer!* oder *du pariser Puffleiter!*.

Wer Deutsch und Polnisch konnte, half sich, indem er mehr oder weniger wörtlich solche Widerlichkeiten ins Polnische übersetzte, wie: *ihr Scheißsäcke! – wy gównowate wory!* –, *Schweinehunde! – świńskie psy!* – oder verfluchte Rindviecher! – *przeklęte bydło!*; zu den gemäßigteren gehörte z.B. *wy puczyści!* [ihr Putschisten!]. Im Lager war es auch üblich, die Häftlinge in ihrer eigenen Sprache zu erniedrigen, z.B. mit: *zasrana inteligencja!* [beschissene Intelligenz], *polski ryju* [polnischer Schweinerüssel], *stul mordę!* [halt die Fresse!], *chuju ponury!* [Schlappschwanz] usw.

Zur rücksichtslosen Erniedrigung des Häftlings gehörte die Vorschrift, jede Beleidigung und jedes Schimpfwort, jeden Befehl und jede Anweisung mit einem geradezu sakralen deutschen *jawohl!* beantworten zu müssen. *Hau ab!* war ein typischer Ausdruck im Lageralltag; so beendete der Kapo das Gespräch und fügte noch einen Fußtritt oder einen Schlag mit seinem *drąg* [Knüppel] hinzu. Der Haß äußerte sich auch in Wendungen, wie: *ty jeszcze nosisz chleb wolności w dupie!* [du hast wohl noch das Brot der Freiheit im Arsch!]. Besonders gehaßt und verfolgt wurden Akademiker, Adelige, Priester und alle die Häftlinge, deren Verstand und Charakter die primitiven Ganoven, Kriminellen und Sittenstrolche vom untersten Rand der deutschen Gesellschaft überragte, denen das KZ-System Macht über Leben und Tod verliehen hatte. *Nakopię ci do dupy, pierdolony inteligencie!* [etwa: Ich blas' dir den Arsch auf, du abgefuckter Intelligenzler!] usw. ist z.B. eine dieser im Lager verbreiteten Wendungen. Ausdrücke, wie *Ty ciulu pierónski, idziesz, jakbyś miał szczura w rzyci, chacharze, chcesz dwadzieścia pięć na rzyć?* [Du verdammter Pisser gehst, als ob du 'ne Ratte im Arsch hättest, du Strolch willst wohl fünfundzwanzig auf den Arsch?] erscheinen vor diesem sprachlichen Unflat noch salonfähig.

Zum Abschluß dieser Anmerkungen zum sprachlichen *misthaufa lagerszprachy* soll noch auf deutsche Flüche hingewiesen werden, die mit den Schlägen ausgeteilt wurden, wie z.B. *Herrgott, Kruzifix, Sakrament* und *Halleluja*. Charakteristisch war, daß hier in Flüchen fromme und vulgäre Ausdrücke zusammenkamen, wodurch diese Flüche noch blasphemischer erschienen.

Wo spielte sich dieser wahnsinnige Albtraum ab? In den *bloki* [Blöcken], auf den *ulicy obozowe* [Lagerstraßen], an den Arbeitsplätzen der Häftlinge. Nicht überraschend also, daß auch die Topographie des Lagers besondere Namen bekam. Das ganze Gelände des Stammlagers – *stammlager, obóz macierzysty* –, also von Auschwitz I, und des Lagers Birkenau und seiner *absznity* bzw. *odcinki* [Abschnitte], d.h. das *frauenlager* oder *efkael* bzw. *FKL* (*Frauenkonzentrationslager Birkenau*) und der anderen *zweiglagry, aussenlagry, arbeitslagry* und *podobozy* [Nebenlager] war von der Außenwelt durch einen elektrisch geladenen Drahtzaun abgetrennt, der an ziemlich hohen gekrümmten Betonpfosten gespannt war; die Häftlinge nannten sie wegen ihres Aussehens *fajki* [Pfeifen]. Über der Umzäunung wuchsen alle paar Dutzend Meter hölzerne Wachtürme empor, für die die Häftlinge viele Bezeichnungen hatten: Störche – *bociany, bocianówki* –, Storchennester – *bociane gniazda* –, Kanzeln – *ambony* – u.a.

Diese Kette von Wachtürmen, die sog. *mała postenkieta* [kleine Postenkette], war von den sogenannten *posty* oder *posteny* [Posten] besetzt, die häufig und gerne ihre immer schußbereiten Maschinengewehre benutzten. Den Häftlingen war verboten, sich dem Zaun zu nähern, bzw. die sogenannte *neutrale Zone* zu betreten. Draußen waren in beträchtlicher Entfernung die Hochstände und die Ketten der *duża postenkieta* [großen Postenkette] aufgestellt, auf denen die *posty* standen und die Häftlinge bewachten, die zur Arbeit aus dem mit Stacheldraht eingezäunten engeren Lagerbereich von Auschwitz-Birkenau hinausgingen. Noch weiter um Auschwitz-Birkenau erstreckte sich das sog. *Interessengebiet*, eine entvölkerte Fläche von etwa 40 km^2 in der Gabelung von Weichsel und Soła.

Das *KL Auschwitz* wurde 1940 in einstöckigen Ziegelgebäuden einer ehemaligen Kaserne angelegt. Ganz zu Anfang wurden die Häftlinge im sog. *Monopolgebäude*, d.h. in Vorkriegsbauten des polnischen Staatlichen Tabak-Monopols untergebracht. Mit ihrer Entwicklung verschlang die Todesfabrik Auschwitz immer größere Flächen, auf denen vorher u.a. die Dörfer Brzezinka, Monowice, Rajsko und Budy standen. Besonders groß war die Fläche von Birkenau (*Auschwitz II*). Dort wurden immer neue *absznity* mit Pferdestallbaracken gebaut und durchnumeriert: *B I a, B I b, B II a, B II b* usw. Diese *absznity* hatten zeitweise noch ihre eigenen Namen; *B II a* war z.B. die *kwarantanna* [Quarantäne], *B II b* das *familienlager* (für Juden aus Theresienstadt), *B II e* das *obóz cygański* [Zigeunerlager], *B II f* war *rewir* [Krankenrevier], *B III* war Mexiko (der Bauabschnitt wurde nicht fertig, die Menschen wurden hier überwiegend unter freiem Himmel

gehalten). In Rajsko wurden u.a. Pflanzenzuchtbetriebe und das Hygiene-Institut, in Budy u.a. die Strafkompanie der Frauen untergebracht.

Überall wurden neben den Häftlingsunterkünften besondere Verwaltungs-, Wirtschafts- und Reviergebäude für die Ämter, Institutionen und Magazine des Lagers abgeteilt. Ihre Bezeichnungen haben sich im Bewußtsein der Häftlinge erhalten, gerade im Bewußtsein der *stare numery* [alten Nummern], also der Menschen, die an dieser Stätte der Vernichtung schon etwas länger am Leben geblieben waren. Allgemein wurden die Blöcke in Auschwitz I und die Baracken in Birkenau entsprechend der offiziellen Numerierung *jedynka*, *dwójka* [Einser, Zweier] usw. genannt oder mit dem Namen des Blockältesten bezeichnet, wie: *blok Krankemanna*, *blok Alojza*, *blok Bednarka* [Krankemann-Block, Block von Alojz, Bednarek-Block]. Besonderes Entsetzen weckten im *Stammlager* die *jedenastka* [der Elfer] (der *blok śmierci* [Todesblock]) und der Block fünfundzwanzig, die *barak śmierci* [Todesbaracke] in Birkenau.

Besondere Bezeichnungen verbanden sich mit charakteristischen Orten, in Auschwitz I hat sich z.B. der *apelplac* [Appellplatz] mit seinen nicht selten ganze Tage dauernden *stójki* [Stehappellen] und den öffentlichen Hinrichtungen tief ins Gedächtnis der Häftlinge eingeprägt. Auf dem Appellplatz fielen besonders der *gong* und die Holzbude ins Auge, die den diensthabenden *raportführer* schützte; sie wurden allgemein *kaplica swietęgo Kaduka* [Sankt-Kaduk Kapelle] genannt, nach dem Namen des Mörders und Schinders Oswald Kaduk.

Dutzende von Namen wurden für den Zweck der vielen Blöcke und Baracken und ihrer Teile verwendet. Die Häftlinge benutzten Begriffe, wie: *sztuba* [Stube], der Raum im Block, *kapówka*, das Zimmer oder ein z.B. durch einen Schrank abgeteilter Bereich der *sztuba* für den Kapo; *blok rewirowy* [Revierblock], z.B. *blok chirurgiczny* [chirurgischer Block], *blok internistyczny* [internistischer Block], *blok durchfalowy* [Durchfallblock] (für die an Durchfall leidenden Häftlinge); *blok tyfusowy* [Typhusblock], *blok szonungowy* [Schonungsblock] bezeichnete eine Abteilung des Krankenreviers; der *waszraum* [Waschraum] diente in mehreren Blöcken unter anderem dazu, Häftlinge im Verborgenen durch Ertränken zu ermorden, indem mittels des *szlauch* (eines Gummischlauchs) Wasser in die Lunge eingeführt wurde; die *szrajbsztuba* war ein primitives Büro im Block; die *brotkamera* war das Brotlager, also eine Ecke oder ein Schrank für das Brot; *paketkamera*, *paketkammer*, *paketsztela*, *packetstelle* bzw. *paczkarnia* [von poln. paczka – Paket] war ein besonderer Raum der *postsztela*, z.B. in Block 24 in Auschwitz I, wo die *postcenzura* bzw. *postcensursztela* arbeitete, also die Abteilung der Gestapo, die sich mit der Kontrolle der Briefe befaßte; die *kantyna* war ein kleiner Laden; der *sonderbau* hieß euphemistisch auch *puf* und war das Lagerbordell.

Hinter den Blöcken verlief die *Birkenallee – alejka brzozowa* bzw. *aleja brzozowa* –, wo sich die Häftlinge in der freien Zeit nach der Arbeit, dem Appell und den Verrichtungen in den Blöcken trafen. *Muzykplac* [Musikplatz] hieß eine Stelle neben der Küche, gleich beim Lagertor, wo das Häftlingsorchester die *karawany* [Karawanen] begleitete, d.h. die zur Arbeit ausmarschierenden oder von der Arbeit zurückkehrenden Häftlingskolonnen, dann mit den Leichen der Leidensgefährten, die sie auf den sog. *feretrony* [eigentlich: Tragaltar, Tragheiligenbild], primitiven Tragen, auf den Schultern trugen. Die schreckensverheißenden Stätten dieser Arbeit waren außerhalb des Lagers u.a. die *kiesgruba* [Kiesgrube] und der *industriehof*, der spätere *bauhof* (der Lagerplatz für Baumaterialien).

In Birkenau gab es u.a. folgende Lagerbezeichnungen für die den Häftlingen allgemein bekannten Objekte: die *wiza* (vom deutschen Wiese) war der zertretene Lehmplatz zwischen den Baracken, auf dem man keinen Grashalm finden konnte; *brama śmierci* [Todestor] das Haupttor, durch das die Züge mit den *transporty* [Transporten] der für die *komory gazowe* [Gaskammern] bestimmten Menschen auf die *rampa* [Rampe], das Nebengleis, fuhren; *lagerstrasse*, so hieß die Straße in Birkenau; einen traurigen Ruhm eroberte sich das *lasek* [Wäldchen], das Gelände in der Nähe der Krematorien, durch das die Opfer ins Gas getrieben wurden und wo auch gemordet wurde und die Leichen der Häftlinge und Gefangenen auf Scheiterhaufen verbrannt wurden.

Die Gemeinschaft der Menschen, mit denen der Häftling hinter dem Stacheldraht leben, arbeiten und auch sterben mußte, war bekanntlich organisatorisch, sozial, national, moralisch, weltanschaulich und politisch unerhört differenziert, die Zahl der einzelnen Kategorien ging in die Hunderte; die Schichten, Kasten und sozialen Klassen des Lagers entstanden aus den verschiedensten, natürlichen und künstlichen Einteilungen, die spontan aufgrund der unterschiedlichen Existenzbedingungen, der ausgeübten Funktionen, des körperlichen und seelischen Zustands oder kraft eines Befehls, durch Abstempelung, Selektion, offizielle, oberflächliche und auch kuriose Klassifizierung der Häftlinge entstanden. Die Lagersprache spiegelte die verschiedenen sozialen Hierarchien und Funktionen vorzüglich wider; die verschiedenen Formen der Namen der Bewacher im Lager sollten diese nicht nur bezeichnen, sondern legten auch das Verhältnis zu den so Gekennzeichneten fest. Die Herren im Lager waren bekanntlich die SSler, die im Lager meist *esesmani*, ironisch und verächtlich auch *ss-syny* [SS-Söhne] genannt, im Frauenlager als *esesmanki*, *esmanki*, oder *wrony* [Raben] bezeichnet wurden (nach den schwarzen Pellerinen, die sie trugen). Auch sie wurden in verschiedene Gruppen eingeteilt. Über der ganzen Hierarchie der SS-Besatzung thronte selbstverständlich der *komendant* des Lagers. Ihm unterstanden der *lagerführer*, der *abeitsdienstführer* (der Leiter der Abteilung *Arbeitseinsatz*, der Arbeitsverwaltung im Lager) und ein Dutzend weiterer wichtigerer *führery*. Die mittlere Kaste stellten die Unteroffiziere, die *raportführerzy*, *blokführerzy*, *komandoführerzy* usw. Die SS-Unterschicht waren die *wachmani* [Wachmänner] und die *posteny* [Posten]; leicht geringschätzig sprach man von ihnen als *posty*, *pośći*, *posteny*.

Sie alle, die Vertreter des *herrenvolk*, bezeichneten – oder richtiger gesagt: stempelten – die Masse der *heftlingy*, der *pasiaki* bzw. *pasiakowcy* [der Gestreiften; von poln. pasy Streifen, *pasiak* der gestreifte KZ-Drillich bzw. dessen Träger],

der *lagrowcy*, der *kacetowcy*, der *kaceciarzy*, der *stare numery* [alten Nummern] und der *nowe numery* [neuen Nummern], der *milionowcy* [Millionäre, d.h. der Träger sechsstelliger, hoher Häftlingsnummern], wie Vieh und unterschieden sie formal auf der Grundlage der überwiegend fiktiven Verhaftungsgründe. Nach der Farbe des *winkiel* [Winkel] (des Dreiecks, das auf dem gestreiften *pasiak* [Drillich] angenäht und mit einem Buchstaben zur Kennzeichnung der Nationalität versehen sein mußte) hießen ganze Gruppen im Lager *zielony* [Grüne], *zielonowinklowcy* [Grünwinkler] (Berufsverbrecher, d.h. *BVer – bevauerrzy* – vom deutschen Wort *Berufsverbrecher* oder *SVer – esvauerrzy* – vom deutschen Wort Sicherungsverwahrte), *czerwone* [Rote], *czerwonowinklowcy* [Rotwinkler] (also die Politischen), *czarny* [Schwarze], *czarnowinklowcy* [Schwarzwinkler] (*aspołeczni* oder *asocjalni*, auch als *Asoziale*, kurz *Aso* bezeichnet), *fioletowy* [Violette] (die *bibelforszerzy* [Bibelforscher], die Frauen *bibelforscherki* oder *bibelki*), und *różowy* [Rosa] (Homosexuelle; nach dem Paragraphen 175 des deutschen Strafgesetzbuches auch als *hundertfünfundsiebzigery* bezeichnet). Juden wurden mit einem zusätzlich aufgenähten gelben Dreieck gekennzeichnet, das mit dem roten Winkel einen Zionsstern bildete.

Für die *Politische Abteilung* (die Dienststelle der Geheimen Staatspolizei im Lager) und ihre Karteien waren die Häftlinge noch anders eingeteilt, obwohl ihr Schicksal und ihre Vorbestimmung im Grunde gleich war; sie unterschied u.a. noch formell *schutzhäftlingi*, *polizeihäftlingi* und *erziehungshäftlingi*.

Die in Auschwitz-Birkenau am weitesten ausgebaute Unterteilung eines wenn auch kleinen Teils der Häftlinge schufen die *funkcje* [Funktionen], das heißt die Positionen im Lager, ironisch auch als *posada* [Stellung] oder *etat* [Stelle] bezeichnet. Eines Teils der Häftlinge deshalb, weil diese einen verschwindend geringen Teil der Masse der Häftlinge darstellten, die im Lager nicht die geringste Bedeutung hatten und schnell zum *muselmann* wurden, also in einen extremen Zustand körperlicher und seelischer Entkräftung geriet. Den *funkcyjni* [Funktionshäftlingen] haftet im Allgemeinen die Bezeichnung *prominencja lagrowa* [Lagerprominenz] an; man nannte sie auch bissig *arystokracja* [Aristokratie] oder *burżuazja* [Bourgeoisie] des Lagers. Ein *prominent* [Prominenter] hatte Macht über die ihm unterstehenden Häftlinge, einen gewissen Einfluß auf die deutschen Bewacher, bessere Existenzbedingungen (einige wohnten z.B. im sog. *prominencki blok* [Prominentenblock], gewisse Vorteile, größere Überlebensmöglichkeiten. Als es den politischen Häftlingen im Konzentrationslager Auschwitz 1942–1943 gelang, viele vor allem deutsche *BVer* [*volksdeutschy*, *reichsdeutschy*] aus ihren Positionen im Lager herauszumanövrieren, was als Kampf um die rote Selbstverwaltung bezeichnet wurde, besserte sich die Situation vieler Häftlinge, da sie jetzt Funktionshäftlingen unterstanden, die ihre Menschlichkeit nicht verloren hatten.

Eine der Unterteilungen der Häftlingsmasse – die dieses Mal für die vom Rand der deutschen Gesellschaft in das Lager geholten und mit absoluter Macht über ihre wehrlosen Opfer versehenen Schinder wichtig war – war die Unterscheidung zwischen Akademikern und einfachen Häftlingen. Die Akademiker wurden ständig diskriminiert und verfolgt, und boshaft wurden sogar gewöhnliche Lehrer oder Angestellte Professoren und Intellektuelle genannt, Priester *pfafy* oder *katabasy* (eine verächtliche Bezeichnung aus dem Schülerjargon der Vorkriegszeit) gerufen. Das Wort *inteligent* wurde im Lager zum Schimpfwort.

Auch die Namen der Funktionen spiegelten natürlich die Hierarchie innerhalb der Kaste der *więźniowie funkcyjny* [Funktionshäftlinge] im Lager wider. Grob gesprochen lassen sich in ihr in der Projektion auf die Sprache drei Schichten unterscheiden: die *prominenci* [Prominenten], die den Deutschen in den Schlüsselpositionen ihre Arbeit abnahmen, also ihre Haupthelfer, weiter die Gruppe, derer sich die erste Kategorie bediente, und schließlich die am wenigsten privilegierten, die die gröbsten organisatorischen oder sogar körperlichen Arbeiten ausführten. Befassen wir uns der Reihe nach mit den Termini, die diese Ebenen des Systems der *prominencja obozowa* [Lagerprominenz] widerspiegeln, zuerst kurz am Beispiel der komplizierten Struktur des *szpital obozowy* [des Häftlingskrankenbaus].

An der Spitze des „Gesundheitsdienstes" der Lager in Auschwitz stand der *standortarzt*, dem der *lagerarzt* und der *truppenarzt*, die SS-Zahnärzte und die SS-Apotheke unterstanden. Die unteren Funktionen wurden von *SDGs* (*Sanitätsdienstgehilfen*, *Sanitätsdienstgraden*) wahrgenommen. Zu ihnen gehörten die besonders geschulten sog. *desinfektorzy* [Desinfektoren]. In der Hierarchie des *rewir* stand der *lagerältester HKB* (d.h. Häftlingskrankenbau) am höchsten; in den letzten Jahren des Lagers war er gleichzeitig der Chefarzt des Reviers. Dem *Lagerältesten* (hier des Reviers) unterstanden die *blokältesterzy* [Blockältesten] der Revierblöcke. Beim Spital befand sich eine *szrajbsztuba*, eine Art Kanzlei.

Die medizinischen Funktionen lagen bei den *heftlingsarzty*, zu denen *blokarzty*, *saalarzty* (die Ärzte in den Krankensälen, die einfach mit den auf faulem Stroh in den Stuben liegenden Kranken zusammengepfercht waren), *ambulansarzty* und *hilfsarzty* gehörten. Unmittelbar betreut wurden die unglücklichen Kranken von den *pflegerzy* bzw. *flegerzy* [Pflegern], d.h. Häftlingssanitätern, manchmal auch *flegy* und, im Labor in Auschwitz I, *gonokoki* [Gonokokken] genannt, und ihren Assistenten, den *hilfsflegerzy* [Hilfspflegern], im Ambulatorium den *ambulansflegerzy* [Ambulanzpflegern].

In den Stuben des Reviers wurden auch Häftlinge aus dem *krankenstand* zu Hilfeleistungen herangezogen; diese Rekonvaleszenten hießen *stubendiensty*, *reinigery*, *pucery* [Putzer] und – die Frauen in Birkenau – *pucerki* bzw. *pucerinki*. Sie waren die unterste Schicht der Funktionshäftlinge, die die schmutzigsten Arbeiten zu erledigen hatten, aber privilegiert waren, weil sie im Trockenen arbeiten konnten. Weitere Funktionen übten u.a. der *blokszrajber*, der *pförtner* bzw. *fertner* (der die Tür überwachte), der *bademajster* (der Häftling, der das Baden beaufsichtigte und den Waschraum saubermachte) oder der *szajsmajster* [Scheißmeister] (der Klomann) aus.

Eine weitere Funktion im Revier war die *nachtwacha*. Dieser Häftling, der Nachtdienst, mußte häufig zusätzliche unange-

nehme Arbeiten ausführen, z.B. den Unrat wegwaschen, wenn Durchfall grassierte, hatte dafür aber seine *stanowisko* [Stellung], der er das Surrogat einer zeitweisen Stabilisierung und eine etwas größere Überlebensmöglichkeit sowie für gewöhnlich eine *culaga* in Gestalt einer zusätzlichen Kelle Suppe oder *pajda* [Stück] Brot verdankte.

Diese Funktionshierarchie von den privilegiertesten bis zu den miserabelsten Positionen, die hinsichtlich der Lebenssituation immer noch besser waren, als die Existenz der Masse der gewöhnlichen Häftlinge, war selbstverständlich nicht allein im Revier, sondern auch in den anderen Bereichen des Lagers mit wahnwitziger deutscher Genauigkeit und Pedanterie ausgebaut. Ohne hier alle Strukturen des Lagers beschreiben zu können, greifen wir doch als weitere Beispiele den Bereich Arbeit heraus, der im Grunde genommen alle Häftlinge betraf.

Die (Arbeits-)*Kommandos* [*komanda*], die organisatorischen Grundeinheiten, ein paar oder mehrere dutzend oder sogar mehrere hundert Häftlinge wurden von *komandoführery* [Kommandoführern] geleitet. Die höchste Funktion, die ein Häftling hier erreichen konnte, war die Stellung des *kapó*. In den größeren Kommandos hießen der Hauptkapo *oberkapo*, kurz: *ober*, seine Helfer *unterkapo* oder *hilfskapo*. Die weibliche Kapo im Frauenlager wurden *kapówka* oder, etwas spöttelnd, *kapinka* genannt. Diese „Chargen" hatten auch ihre *vertretery*. Diese waren ihren Befehlsgebern gegenüber, von denen ja auch ihr Schicksal uneingeschränkt abhing, übertrieben diensteifrig und drangsalierten die ihrer Gnade überlassenen Häftlinge, indem sie sie mit ihrer schrecklichen Waffe, der Brechstange, wenn nicht mit Fäusten und Stiefeln, zum Tode beförderten.

Gewöhnlich hatten jeweils zehn Häftlinge, die in einem Kommando arbeiteten, ihren unmittelbaren Antreiber, den *vorarbeiter*, der wieder ganz von den Kapos und deren Vertretern abhing. Im Frauenlager entsprach der Funktion des *vorarbeiter* die „Stelle" der *vorarbeiterka*, häufig auch als *anwajzerka* [Anweiserin] bezeichnet. Die *kapówki* und *anwajzerki* unterstanden direkt den deutschen SS-Frauen die als *aufzjerka*, *aufzejerka*, *aufseherka*, *aufseherinka* bezeichnet wurden. In den größeren Frauenkommandos wurden sie noch von einer *oberaufseherinka*, *oberynka* bzw. *oberka* [Oberaufseherin] und ihrer *unterka* oder *vertreterka* angetrieben.

Besonders „lukrativ" waren im allgemeinen die „Stellen", deren Inhaber im ganzen Lager zu tun hatten, obwohl ihre Besetzung und die Zeit, über die einer diese Tätigkeiten ausüben konnte, von der Laune der Machthaber im Lager, vom Bekanntheitsgrad und der Fähigkeit, Beziehungen aufzubauen, und schließlich von der Kondition dieser „Glücklichen" abhing. Von den vielen möglichen Beispielen sollen hier zumindest die aufgeführt werden, die die meisten Häftlinge kannten: Der *lagerkapo* koordinierte die Zusammensetzung und die Ordnung der Arbeitskommandos innerhalb des engeren Lagers, der *paketmajster* verteilte die Pakete, der *lagerfryzjer* schnitt die Haare, der *lagerdolmeczer* übersetzte z.B. während des Appells die Äußerungen der SS-Männer, der *raportszrajber* bereitete für den *rapportführer* die Zahlen über den Häftlingsstand vor.

Eine besondere Gruppe von Bezeichnungen bezieht sich auf die zweite Garnitur der Funktionshäftlinge, die Tätigkeiten in den einzelnen Blocks ausführten; hierzu können u.a. die *blokältestery* bzw. *blokowi* [Blockältesten], die *blokszrajbery* („Schreiber"), die *blokfryzjery*, und die *sztubowi* [Stubenältesten] gezählt werden. Es kam vor, daß für einige nachgeordnete Funktionen polnische Bezeichnungen übernommen wurden, obwohl es auch die deutschen Entsprechungen gab, so: *bramowy* [von poln. brama Tor] bzw. *torwacha* und *sracowy* [Substantivierung von *srać* scheißen] bzw. *szajsmajster* [Scheißmeister].

Die Masse der Häftlinge war grundsätzlich für vernichtende Sklavenarbeit vorgesehen, in erster Linie für körperliche Arbeit, für Erdarbeiten, Bauarbeiten, Transportarbeiten usw. Zeitweilig wurden Häftlinge auch als sog. *fachowcy* [Facharbeiter] verwendet. Nicht selten gelang es sogar einem Lehrer oder Angestellten, im Lager zu einem *specjalista* bzw. *fachowiec* [Facharbeiter], einem Schlosser, Glaser, Tischler oder *brunenborer* [Brunnenbohrer] zu werden. Die Häftlinge wurden entsprechend der Arbeit, die sie ausführen sollten, in Trupps bzw. Arbeitsgruppen eingeteilt, die meist als *komando*, *kommando*, aber auch als *kolumny* und *koloni* [Kolonnen] oder *brigady* [Brigaden] bezeichnet wurden. Die Arbeiten, die die Kommandos auszuführen hatten, und mit ihnen ihre Namen, änderten sich häufig. Nur ein Teil der Kommandos bestand auf Dauer, viele wurden jeweils kurzfristig formiert. In den viereinhalb Jahren, die Auschwitz-Birkenau bestand, gab es hier tausende von Kommandos mit ihren charakteristischen nicht immer offiziell abgesegneten, mal polnischen, mal deutschen Namen. Häufig ist dieser Name die einzige Spur, die von so einem Kommando bekannt ist.

Diese Bezeichnungen können hier nur exemplarisch vorgestellt werden. In erster Linie handelt es sich um mehrgliedrige Bezeichnungen deutscher Herkunft, die mit dem Glied *komando*, *kolona* oder *brygada* enden, wie *bauhofkommando* (die Häftlinge, die auf dem Lagerplatz für Baumaterialien, dem Bauhof arbeiteten), *bekleidungskammerkommando* (das in den Kleidungsmagazinen arbeitete), *pflanzenzuchtkommando* (Arbeit auf der Pflanzenzuchtstation in Rajsko), *kräuterkommando* (es sammelten Kräuter), *sonderkommando* (Leichen verbrennen, Bedienunung des Krematoriums), *schlosserei-kommando* (Arbeit in der Schlosserei), *wasserkommando* (Säuberung der Fischteiche), *vermesserkommando* (Geländeaufnahme), *betonkolona* (Betonnierer), *szajsbrygada* (Säuberung der Latrinen) usw. Nicht selten hatten die Häftlinge Mühe, die vollständigen Bezeichnungen auszusprechen, ja sogar die Deutschen und die Funktionshäftlinge kürzten die Namen untereinander ab, wodurch Namen von Arbeitskommandos, wie *bauhof*, *bekleidungskammer*, häufiger noch *bekleidungs oder bekleidung*, *pflanzenzucht*, *schlosserei* usw. entstanden.

Häufig wurden zur Bezeichnung der deutschen Kommandonamen die polonisierten Namen ihrer Mitglieder verwendet, wie z.B. bei den Kommandos *brotholerzy* (Brotholer), *dachdeckerzy* (Dachdecker), *strumpfstopferzy* (Strumpfstopfer), *vermesserzy* (Landmesser), *tätowiererzy* (Tätowierer) usw.

Noch häufiger waren jedoch die polnischen Entsprechungen für Kommandos, in denen bestimmte Berufe tätig waren; so sagte man statt *gerbereikommando* einfach *garbarze* (Gerber), statt *kartoffelschälerei kartoflarze* (Kartoffelschäler), statt *gärtnerei ogrodnicy* (Gärtner), oder statt *vermesserkommando miernicy* (Vermesser). Es gab natürlich auch *kowale* (Schmiede), *krawcy* (Schneider), *kucharze* (Köche), *malarze* (Maler), *murarze* (Maurer), *rybacy* (Fischer), *rymarze* (Sattler), *rzeźbiarze* (Schnitzer), *rzeźnicy* (Fleischer), *fryzjerzy* (Friseure), *tatuatorzy* (Tätowierer), *skubacze piór* (Geflügelrupfer) und – das war 1940 – sogar *żniwiarze* (Schnitter).

Eine weitere Methode zur Bezeichnung der Kommandos waren die polnischen Namen der Örtlichkeiten, an denen die jeweilige Arbeit ausgeführt wurde; im Bewußtsein der Häftlinge gab es also die Kommandos *jarzyniarnia* (Gemüseputzerei), *kartoflarnia* (Kartoffelschälerei), *koszykarnia* (Korbmacherei), *pończocharnia* (Strumpfstopferei), *ślusarnia* (Schlosserei), *stolarnia* (Tischlerei) usw.

Auch die Arbeit, die im ganzen Lager quälend und allgegenwärtig bedrohlich war, hatte ihren sprachlichen Reflex. Gewöhnlich war es *schwerarbeit*, manchmal *praca karna* [Strafarbeit], von der die *leichtarbeit* unterschieden wurde, ständige Arbeit *pod dachem* [im Trockenen; wörtlich: unter Dach], von der die Häftlinge, die überleben wollten, träumten. Arbeit *na aussen, na aussenach*, in *aussenkommandach* oder *auskomandach*, d.h. in Gruppen, die außerhalb des Zauns arbeiteten, die über die kleine Postenkette hinausgingen, ermöglichte manchmal geheimen Kontakt mit Menschen von außerhalb des Lagers. Die *aussenarbeiterzy* konnten sich leichter etwas zu essen besorgen, weshalb es auch, wie es hieß, schwieriger war, eine *posada* [Stellung] oder einen *etat* [Stelle] in diesen *komanda* zu bekommen. Unter den Häftlingen verbreitete sich überall der Grundsatz, mit den Augen und Ohren zu arbeiten (*augenarbeit*), d.h. die Umgebung schnell zu beobachten und Arbeit zu markieren, damit die *posty, kapo, vorarbeiterzy* und andere Antreiber nicht merkten, daß simuliert wurde.

In der ersten Zeit des Lagers stürzten die Häftlinge, nachdem sie aus der Aufstellung zum Appell entlassen waren, auf den Befehl: *Arbeitskommandos formieren!* im Laufschritt zu den entsprechenden Sammelpunkten zwischen den Blöcken, um sich möglichst bei den günstigsten Arbeitskommandos aufzustellen. Später mußten sie ihre Schritte schon zu den Kommandos lenken, denen sie zugeteilt waren, auch wenn es die schlechtesten waren. Der Arbeitstag war von ständigen Schreien, Flüchen und Antreibereien begleitet, und die mildesten Formen waren noch: *arbeiten, los, arbeiten!, arbeiten im Laufschritt!* oder *weiter machen!* – die stereotype Formel, die immer nach einer kleinen Pause ertönte, z.B. wenn die Arbeitsgruppe einem auftauchenden SS-Mann Meldung gemacht hatte.

III

Im folgenden Abschnitt beschäftigen wir uns mit dem Aussehen der einzelnen Häftlinge und ihren persönlichen Gebrauchsgegenständen. Es sei daran erinnert, daß der *cugang* sich grundsätzlich von allem trennen mußte, womit er ins Lager gekommen war, sogar von den eigenen Haaren, und sich in eine lebende *numer* [Nummer] verwandelte, wenn er seinen *pasiak* [Streifenanzug] faßte, die dünne Uniform aus billigem Drillich, eine runde, ebenfalls gestreifte *mycka* bzw. *micka* [Mütze] auf den Kopf und für die Füße Holzschuhe bekam. Das war der *ancug* [Anzug] des Häftlings.

Den *ancug* „schmückten" Kennzeichen. Jeder Häftling hatte auf der Brust ein Dreieck aus einem farbigen Flecken, den sog. *winkiel* oder *kąt* [Winkel] mit einem Buchstaben für die Nationalität und darunter einem länglichen Aufnäher mit seiner *numer obozowy* [Lagernummer] – der Visitenkarte seines Trägers; an einer *niski numer* [niedrige Nummer] war ein Häftling mit langer Haftzeit im Lager zu erkennen. Ein sog. *stary numer* [alte Nummer] weckte sogar bei vielen Funktionshäftlingen und SSlern Verwunderung und unwillkürliche Achtung, war es doch kein kleines Kunststück, im Lager längere Zeit am Leben zu bleiben; die *wysoki numer* [hohe Nummer] verriet sogleich den sog. *milionowiec* bzw. *milioner*, der in den späteren Jahren nach Auschwitz geraten war und als *cugang* geringe Chancen hatte, in das Milieu der *prominencja lagrowa* [Lagerprominenz] vorzustoßen.

Von den Abzeichen auf dem *pasiak* der Häftlinge ließ sich auch noch etwas anderes ablesen. Da also die Farbe des Winkels im Sinne der SS-Klassifizierung so etwas wie eine soziale Kategorie ausdrücken sollte, wurden diese Farben zur Grundlage vieler Bezeichnungen für die *kacetowcy*, wenn diese Unterteilungen auch nicht immer dem wirklichen Zustand entsprachen. Ein *cerwony* [Roter] bzw. *czerwonowinklowiec* [Rotwinkler] war demnach ein politischer Häftling. Ein *zielony* [Grüner] bzw. *zielonowinklowiec* [Grünwinkler] war bekanntlich ein Krimineller, vor dem man auf der Hut zu sein hatte; waren sie doch *‚berufsverbrecherzy'*. Abgesehen von diesen Farben und ihren Bedeutungen waren noch andere Kennzeichen auf den Streifenanzügen für den Grad der lagerinternen Diskriminierung von Bedeutung. Häftlinge, die eines Fluchtversuchs verdächtig waren, denen eine zusätzliche Strafe aufgebürdet worden war, die lästig und unbequem waren, die zu einem schnellen und grausamen Tod verurteilt waren, wurden auf Rücken und Brust mit einem roten Kreis, dem sog. *punkt* – Fluchtpunkt –, und den Buchstaben *IL* (*im Lager*) gekennzeichnet und hießen deshalb *cerwonopunktowcy* [Rotpunktler].

Die Funktionshäftlinge waren an *bindy* [Armbinden] und manchmal sehr dekorativ aufgestickten Bezeichnungen oder Abkürzungen ihrer Funktionen erkennbar, z.B. *Capo* oder *LA*, also *lagerältester*. Diese *bindy* oder *armbindy* waren zum Teil aus Seide (die sog. *mulbindy*) und wurden über den Ärmel der *jaka* (der Jacke) gezogen, die meist in gutem Zustand war und gut saß. Bei den Funktionshäftlingen war ein bestimmter *ancug* (auch: *beklajd*) in Mode.

Im Winter wurde an die Häftlinge ein gestreifter Drillichmantel ausgegeben, der allgemein *mantel* hieß. Als in bestimmten Perioden des Lagers nicht genug *zebraanzugy* vorhanden waren und die Stapel mit der Zivilkleidung aus den vergasten Transporten immer höher wurden, erhielten die Häftlinge mit roter Farbe bemalte Kleidungsstücke aus diesen Beständen, die

auf dem Rücken mit einem Kreuz und auf den Hosen mit Streifen gekennzeichnet wurden. Diese Kennzeichnung hieß *sztrajfa* [Streifen]. Als *okno* [Fenster] bezeichneten die Häftlinge quadratförmige in die Zivilkleidung eingesetzte andersfarbige oder gestreifte Stoffetzen von meist 15 x 15 cm Größe in der Schultergegend. Diese Kennzeichnung sollte eine eventuelle Flucht eines Häftlings bei Außenarbeit erschweren. Ähnlich wurden auch die Militäruniformen der sowjetischen Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz, mit einem Fleck versehen.

In sprachlicher Hinsicht besonders zu berücksichtigen sind die „Schuhe" bzw. das, womit die Häftlinge ihre Füße bedeckten. Nachdem die meisten Häftlinge eine Zeitlang barfuß über den Kies der *lagerstrasse*, durch den Morast, und während des in Auschwitz besonders kalten ersten Winters durch Schnee und Eis gehen mußten, wurden ihnen Schuhe zugeteilt, ganz aus Holz bestehende Kähne, die von den verletzten Füßen abrutschten. Sie haben sich für ewig in die Geschichte der Lagerqualen eingeschrieben. Die Vielfalt der Namen für diese „Schuhe" entspricht der Last der durch sie verursachten bitteren Erfahrungen. Sie hießen *holzschuhe*, *holzpantofli*, *holcoki*, *holendri*, *holenderki*, *kaszuby*, *kajaki*, *czółna* [Kähne], *trepi* [Holzschuhe], *sandały*, *saboty* [vom frz. sabot – Holzschuh], *pantyni*, *dłubaki* [Einbäume] usw. Häufig wurden die Holzteile dieser Schuhe, vor allem die Sohlen, mit Lederstükken, Stoffetzen, Schnur und Draht kombiniert.

Jeder durchschnittliche Häftling konnte das bekannte lateinische Sprichwort *omnia mea mecum porto* (alles, was ich besitze, trage ich an mir) auf sich beziehen. Denn besitzen durfte der Häftling grundsätzlich lediglich einen Löffel, der gleichzeitig als Gabel und Messer gebraucht wurde, ein Stück Stoff, ein Stück Schnur oder einen Gürtel, um die Hose zusammenzuhalten, und ähnliche Kleinigkeiten. Weil er fürchtete, daß ihm jemand diese persönlichen Kleinigkeiten klaute oder sie von einem Funktionshäftling oder einem mächtigeren Häftling weggenommen wurden, barg der Häftling sie in einem kleinen Sack, dem *bojtel*. Dort bewahrte er seinen Besitz auf: einen Nagel, eine Nadel, Faden, ein Stück Bleistift oder Graphit, eventuell auch die sog. *marki kantynowe* [Kantinenmarken – Lagergutscheine] und die anderen *zachy* (Sachen). Wenn das Säckchen auf der Brust getragen wurde, hieß es *brustbojtel* (vom deutschen *Brustbeutel*). Manche, z.B. Häftlinge, die *na aussen* arbeiteten, hatten auch an ihren *jaki* die sog. *biksy* (vom deutschen *Büchse*), also alte Konservendosen festgebunden, die sie als Kaffee- oder Suppengefäße verwendeten. Die *lumpy*, d.h. die Kleidung, und die *zachy* waren zusammen die *klamoty* des *heftling*. Verschiedene Kleinigkeiten, darunter z.B. die Fotografien von Verwandten und nahestehenden Personen, Rasierklingen usw., konnten die Häftlinge manchmal auf dem halboffiziellen Handel im Lager, der sogenannten *giełda lagrowa* [Lagergilde, d.h. Lagerschwarzmarkt] kaufen oder in den Paketen von zu Hause, vom Polnischen Roten Kreuz usw. bekommen, den *pakiety* oder *baliczki* (vom tschechischen balik Paket].

Eine andere Gruppe von Lagerausdrücken waren die Bezeichnungen für die vorgeschriebenen Tätigkeiten, meist eine Kette von Qualen. Besonders belastend war das Aufstellen bei den *apely* – den berüchtigten Auschwitzer *stójki* [Stehappellen], bei denen auf der Grundlage der *szterka* (d.h. der Stärkemeldung über den Belegungsstand jedes Blocks) mühsam der *besztand* festgestellt wurde. Die vielen verschiedenen Appelle, die sich seit den ersten Monaten des Lagers entwickelt hatten, spiegelten sich auch in der Terminologie wider. Die Hauptappelle waren der *morgenapel*, der *mittagapel* und der *abendapel*, es gab aber noch eine Vielzahl anderer: den *läuseapel* (bei dem die ganze Gemeinschaft Läuse suchen mußte), den *zählapel* (eine Kontrollzählung der Häftlinge), den *strafapel*, den *kopfapel* (bei dem die Kopfzahl z.B. der in den Reviersälen liegenden Kranken gezählt wurde), den *nachtapel* usw.

Zum Appell oder zum Sammeln trat man an – *antretowało się*. Im gemeinsamen Leben spielten auch plötzliche allgemein geltende Anordnungen eine Rolle, die zum Beispiel gegeben wurden, wenn die Häftlinge von für alle sichtbaren Geschehnissen, von Exekutionen usw., ferngehalten werden sollten. Diese Stunden der *sztubenszpera*, der *salszpera*, der *blokszpera* oder der *lagerszpera*, in denen einzelne Teile des Lagers weder betreten noch verlassen werden durften, waren Stunden voller Qual. Während der als *bettrua* [Bettruhe] bezeichneten Zeit mußte Stille und Ruhe herrschen, und die Häftlinge durften ihr Lager nicht verlassen. Die Bezeichnungen *lagerruhe*, *blockruhe*, *mittagsruhe* und *nachtruhe* wurden seltener ins Polnische übertragen.

Die Bezeichnungen der Lagerstätten, auf denen die Häftlinge schliefen, hingen von den Bedingungen in den verschiedenen Phasen des im Ausbau befindlichen Lagers und von den unterschiedlichen Typen der Wohnblöcke ab. In den gemauerten Blöcken in Auschwitz I schlief man in der ersten Phase (1940, 1941) auf Strohlagern und Lagerstätten auf dem Boden – *barłóg*, *legowisko*. Später wurden in einigen Blöcken enge Stockbetten aus Holz aufgestellt, auf denen jeweils mindestens zwei Häftlinge schliefen und die als *pryczy* oder *nary* [Pritschen] bezeichnet wurden. In den Holzbaracken vom Typ *Pferdestall* in Birkenau, für Menschen errichteten Pferdeställen, standen dreistöckige, *piętro* [Stock bzw. Etage] genannte *koje* [Kojen], in den gemauerten Baracken standen entsprechende Verschläge, die als *buksy* bzw. *boksy* bezeichnet wurden. Das Unterbett der Lager bestand oft aus *Holzwolle*, der sog. *wolina*. Mehrere Häftlinge deckten sich gemeinsam mit einem widerlichen Fetzen zu, den man nur vom Deutschen her als *deka* bezeichnen konnte und der die Bezeichnung Decke sicher nicht verdiente.

Dort wo die Betten standen, konnten sich bösartige Funktionshäftlinge sadistisch an der ganzen Häftlingsgruppe in der Stube austoben, wenn sie von ihnen in aller Frühe vor der Mahlzeit und dem Appell verlangten, die Lagerstätte tipptopp zu machen und glattzuziehen – das berühmte *budowanie łózka* [Bettenbauen], auch *bettbau* oder *bettenbau* genannt. Wo dagegen nachts Strohsäcke auf dem Boden ausgebreitet wurden, stand morgens *budowanie mogiłę* an [ein Grab bauen], das heißt die Strohsäcke mit der zu Staub zerfallenen Holzwolle bzw. dem Stroh zu einem Stoß aufzustapeln und mit den Decken zuzudecken.

Den Tag über führte der Häftling eine Vielzahl befohlener, erlaubter, tolerierter, halboffizieller und schließlich nichterlaubter, riskanter Handlungen aus, für die die Lagersprache ebenfalls adäquate Ausdrücke fand. Wir können uns hier wiederum auf ein paar repräsentative Beispiele beschränken. Wenn ihn ein SS-Mann ansprach, mußte der Häftling sich nach dem *micenab*, also nachdem er die Mütze gezogen hatte, laut, deutlich und schnell mit der deutschen Formel *Häftling Nr. 20 019 meldet sich zur Stelle!* melden.

Alles, was der Häftling im Lager als Nahrungszuteilung bekam, wie auch die damit zusammenhängenden Tätigkeiten, wurde als *fasunek* oder *fasowanie* [Fassen] bezeichnet. Fassen konnte man also *holcoki* [Holzschuhe], *sztrumfy*, eine *culaga* usw. Ironisch sprach man auch von *zafasowanie cięgów* oder *batów* [Hiebe oder Schläge fassen]. Ein Alb war es, sich *w rajach* [in Reihen] zum Fassen anzustellen. Bei dem abendlichen Handel zwischen den Blöcken drückte die Lagerführung gewöhnlich ein Auge zu. Die Orte, an denen Brot gegen Zigaretten, ein als Messer brauchbares Blechstück gegen Margarine usw. getauscht wurden, hießen u.a. *giełda* [Markt], *czarna giełda* [schwarzer Markt] oder *bazar* [Basar]. Der *giełdarz*, also der Tauschende, konnte einen Gegenstand oder etwas zu Essen heraushandeln [*wyhandlować*]. Die meisten dieser Waren waren organisiert – *z organizacji* –, stammten also aus einer für das Lager höchst charakteristischen, halblegalen oder illegalen und lebensentscheidenden Tätigkeit.

Die Häftlinge betrachteten weder das *organizowanie* [Organisieren] als Diebstahl, noch die *organizatory* [Organisierer] als Diebe, da die Verluste ja auf Kosten der Deutschen gingen und den Häftlingen erlaubten, ihre Grundbedürfnisse zumindest teilweise zu stillen. *Organizacja* [Organisation], das war auch Schmuggel und Handel mit Menschen außerhalb des Lagers, ja sogar mit bestechbaren SS-Leuten. Findige Häftlinge konnten auch eine *szybung* (also Schmuggel) durch das Lagertor durchführen, trotz der Kontrolle, der *filcowanie* bzw. *filcung* [Filzung] durch einen SS-Mann, also strenger Körperrevisionen, die dafür sorgen sollten, daß nicht einmal eine Kartoffel oder Rübe, von Tomaten oder Pflaumen ganz zu schweigen, von außen in das Lager hineingetragen wurde.

Die geschmuggelten oder auf der *giełda* erhandelten Lebensmittel mußte der Häftling in einer *melina*, einem Versteck, verbergen – *zadekować*.

Auch ein Häftling, ein lebendiger Mensch, konnte sich tarnen, decken – *dekował się* – und hieß dann *dekownik*, wenn er z.B. eine Flucht vorbereitete, sich vor schwerer Arbeit, vor einer Selektion zum Tod verbarg. Gelungene Beispiele für das *dekowanie* eines Häftlings waren z.B., wenn ein Häftling in einem gemachten Bett im *rewir* oder im Block für die Dauer der Arbeitszeit oder solange versteckt wurde, wie eine angesetzte *selekcja* andauerte. Anstrengung nur vorzugeben oder zu vermeiden oder gefährlichen Situationen aus dem Wege zu gehen, also *markierowanie* bzw. *markirowanie* [Markieren] war überhaupt Element der Selbstverteidigung der Häftlinge, wenn es auch meist sehr gefährlich war. Wer geschnappt wurde, aufflog, erhielt Hiebe von den Funktionshäftlingen. Um jemanden z.B. vor der Rache des Blockältesten oder Kapos oder vor der Suche durch die Lagergestapo zu retten, war es manchmal notwendig zu versuchen, einen Bedrohten in einen anderen Block, ein anderes Kommando oder auf einen anderen Lagerabschnitt zu verlegen, was dann als *ferlegowanie* bezeichnet wurde. So ein *verlegt* [also ein verlegter Häftling] verschwand dann manchmal aus dem Blickfeld seiner Verfolger.

Da die Lagerbehörden Spitzel, die hier u.a. *kapuś* und *cynkier* hießen, einsetzte, mußte man dabei Denunziationen – *zakapowanie*, *cynkierstwo*, *filowanie* – aus dem Wege gehen. Bei Auffliegen – *podpadnięcie* – war im allgemeinen mit schlimmsten Folgen zu rechnen. Häftlinge, die aufgeflogen waren und zum Verhör zur *Politischen Abteilung* gerufen wurden, hielten manchmal die unmenschliche Folter nicht aus und packten aus, d.h. wiesen auf verdächtige – *trefne* – Personen oder Sachverhalte hin. Es kam vor, daß größere konspirative Aktivitäten der Widerstandsbewegung in Auschwitz-Birkenau mit einer *wsypa* [etwa: Einbruch, Einbrechen im Sinne von Fehlschlag, Auffliegen] endeten.

Neben der Bedrohung durch die verbrecherischen Lagerbehörden drohte den Häftlingen eine andere große Gefahr: der Tod durch Hunger und hungerbedingte Krankheiten. Einen besonderen Platz im Lagerwortschatz haben deshalb die Bezeichnungen für Essen und Trinken. Von der morgendlichen Kaffeebrühe abgesehen, wurde an die Häftlinge zweimal täglich Verpflegung ausgegeben, mittags Suppe und abends Brot mit der sogenannten Zulage – *dodatek*, *culaga* –, gewöhnlich Rübenkraut, ein Stück *wurszt* – Pferdewurst oder *blutwurst* –, eine kleine Portion *kwargla* [Quark] usw. *Naszlag* hieß eine zweite Kelle der Suppe, der *zioła* (Kräuterbrühe, die Tee sein sollte) oder des *ersac*-Kaffee. Die *essenholerzy*, auch *essenholery* genannt, trugen die *tragy* mit Brot oder Suppe oder zogen die vollen *rollwagi* [Rollwagen]. Dann teilten Funktionshäftlinge diese elenden *porcje*, manchmal auch *porcjony* genannt, aus, die sich für gewöhnlich noch durch Diebstahl verkleinert hatten, so daß es für den Häftling sehr wichtig war, ein bißchen mehr Essen, also die *culaga*, zu bekommen. Auf diese *culaga* konnten einige *schwerarbeiterzy* rechnen, die dann *schwerarbeiterculaga* hieß. Die wertvollste *culaga* war natürlich die *brotculaga*. Qualität, Geschmack und Aussehen dieser Sachen waren höchst miserabel, so daß die beiden Grundbestandteile dieser Verpflegung – Brot und Kaffee – auch schmerzhaft-ironisch als *koks* und *jodyna* [Koks und Jodtinktur] bezeichnet wurden.

Die Suppen, aus denen das *mittagessen*, das *eintopfowy* Essen, bestand, waren in jeder Hinsicht abscheulich. Ihre widerliche stinkende Konsistenz führte natürlich dazu, daß im Lager entsprechende Bezeichnungen für diese *lagerzupa* bzw. *berlaj* entstanden. Wenn die Suppe aus Lebensmittelresten, die den neu angekommenen Häftlingen weggenommen worden waren, gemacht war, hieß sie *cugankówka* [etwa: Zugangssuppe]; wenn sie in der Kantine verkauft wurde *kantynówka* [etwa: Kantinensuppe]; die Suppe, die den in der Fabrik für synthetischen Kautschuk im *Buna*-Nebenlager arbeitenden Häftlingen zugeteilt wurde, hieß *bunazupa*. Da dies für gewöhnlich eine wässrige Flüssigkeit war, wurde sie auch als *wasserzupka* oder, mit dem polnischen Wort für Wassersuppe, *wodzianka* be-

zeichnet. Das Grundelement dieser Lagersuppen war Kohlrübe; die dicken nicht durchgekochten Scheiben, die in der Schüssel schwammen, nannten die Häftlinge *płyty gramofonowe*, und ein weiteres Synonym für diese Brühe war deshalb *gramofonówka* [Schallplattensuppe].

Je nachdem, welche Bestandteile in der Suppe überwogen, hieß sie *kräuterzupa*, *avozupa* oder einfach *avo* (nach dem Firmennamen des Knochen- oder Fischmehllieferanten), *melzupa* [Mehlsuppe], *plujka* [etwa: Ausspucke] (wenn darin unverdauliche Schuppen schwammen, die man ausspucken mußte) usw. Berühmt war in Auschwitz eine auch *złota zupa* [Goldsuppe] oder *goldzupa* genannte Brotsuppe – *brotzupa*. Sie wurde zubereitet, wenn den vergasten Transporten reichlich Lebensmittel weggenommen worden waren: in die Kessel wurden damals Lebensmittel geworfen, die die in die Gaskammern geschickten Menschen mitgebracht hatten, z.B. verschimmeltes Brot, aus dem sich beim Kochen manchmal Goldmünzen, Goldringe, Brillianten usw. herauslösten.

Die *culaga*, das war vor allem das von den Häftlingen ersehnte Fett, z.B. ein Stückchen Margarine, stinkender Käse, dessen deutschen Namen *bauernhand*[käse] die Häftlinge scherzhaft zu *bauernfuss* verdrehten (der stank natürlich), oder auch ein Stück elender Wurst, der *wurszt* oder *wuszt*, die weit entfernt von der beträchtlich besseren SS-Wurst war. Manchmal gab es zu der Brotschnitte zusätzlich *blutwurszt* [Blutwurst], eine Art Grützwurst, sowie *leberwurszt* oder *kräuterwurszt* [Kräuterleberwurst], die mehr Kräuter als Innereien enthielt. Es gab auch Rübenmarmelade, die von denen, die deutsch konnten, ironisch *echt deutsche Rübenmarmelade* genannt wurde. Jedes der für das Nazireich typischen minderwertigen Produkte wirkte auf die Polen unangenehm als schockierend billiger *erzac* und schlug sich gewöhnlich in entsprechenden Wörtern nieder.

Auch die Delikatesse des Lagers, die selten ausgegebene Kartoffel, hatte ihre Lagernamen. Die Pellkartoffeln hießen nach der deutschen Bezeichnung *pelki*, die geschälten nach dem deutschen Schälkartoffeln *szelki*. Als *szelki* wurden manchmal auch die Kartoffelschalen bezeichnet, angesichts des drückenden Hungers im Lager und der vervielfachten Probleme, Lebensmittel zu bekommen, auch eine Delikatesse.

Gemüse, also alles im Lager, was grün und eßbar war, hieß nach dem deutschen Wort *gemiza*; man sagte zum Beispiel, man habe sich den Bauch mit *gemiza* vollgeschlagen. Eine andere populäre Bezeichnung für Gemüse war im Lager *witanina* oder *witaminka*.

Und noch zwei Worte über das Brot, das im Lager merkwürdigerweise selten *brot* genannt wurde. Die deutsche Entsprechung für polnisch *chleb* – Brot – wurde dagegen häufiger in zusammengesetzten Wörtern, wie *brotculaga*, *brotkamera* oder *brotkomora*, *brottreger* usw. gebraucht. Die im Lager gebackenen schwarzen und lehmigen Brote wogen etwa ein Kilogramm, waren voller Sägespäne und hatten eine länglich-eckige Form. Dieser Laib wurde in vier Teile, die sog. *cwartki* [Viertel] geteilt. Die Funktionshäftlinge, von denen die von den Häftlingen mit Unruhe erwartete Aufteilung abhing, teilten den Laib häufig in mehr Teile und verkleinerten so die Zuteilung für die einzelnen *heftlingi*. Das zugeteilte Stück war die Zuteilung des Häftlings für den ganzen Tag und hieß *pajdka* [Diminutiv zu *pajda*, d.h. Stück Brot]. Eine *sznitka* war dagegen eine dünne Scheibe. *Pajdka* und *sznitka*, das waren die beiden Hauptwährungen auf dem Lagermarkt.

Im Lager verbreitete sich außerdem die ganz spezifische Sucht, sich zu saccharinieren – *sacharynowanie się* –; *sacharyniarze* [Saccharinierer] hießen die Häftlinge, die, um den Hunger zu überlisten oder manchmal auch aus Tabakmangel Saccharintabletten lutschten und sie gewöhnlich unter der Zunge oder im Mundwinkel liegen hatten. Es gab auch Alkoholersatz [*ersace*], z.B. *birkenwasser*, das es in der Kantine gab, oder den sog. *francówka* [Franzbranntwein], eigentlich ein Mittel zum Einreiben. Findige Häftlinge, die in den *zerlegerbetriebe* arbeiteten (die Wracks alliierter Flugzeuge in der Nähe des Lagers suchten und zerlegten), stellten aus mit Benzin versetztem Spiritus die sog. *benzynówka* her.

„Tee", der aus dem verschiedensten Grünzeug gebrüht wurde, trug im Lager die überall verbreitete Bezeichnung: *zioła* oder *ziółka* [Kräuter]. Um ihn vom normalen Tee [polnisch: herbata] zu unterscheiden, wurde er auch nach dem Deutschen *tea* oder *tee* genannt. Eine relativ erträgliche Sorte dieses Tees war *miętówka* [Minze]. Wer *reichsmarki* oder Lagergutscheine hatte, konnte manchmal in der Kantine Mineralwasser kaufen, das je nach Sorte *mattoniwasser* oder *Apollinaris* hieß.

Einen starken sprachlichen Reflex hatten auch die Schikanen und Strafen. Von einer Repression konnten gleichzeitig sehr viele Häftlinge schmerzlich betroffen sein, so, wenn z.B. einer der sich über viele Stunden *stójka* [Stehappelle] angeordnet wurde, wenn sich in Birkenau die Frauen mit hocherhobenen Armen hinknien mußten, oder wenn es die schon beschriebene *szpera* [Sperre] gab, die die Häftlinge in Aufregung versetzte; denn wenn die Häftlinge voneinander isoliert wurden, ging immer etwas Ungewöhnliches und Drohendes im Lager vor sich, z.B. Exekutionen, Revisionen oder Selektionen. Einige Schikanen, Strafen und Folterungen waren besonders berüchtigt im Lager und wurden mit den Namen besonders sadistischer und raffinierter Schinder in Zusammenhang gebracht; traurigen Ruhm erlangte die *hustawka Bogera* [Boger-Schaukel], eine raffinierte Vorrichtung zum Schlagen, eine Art Rost, auf dem der aufgehängte Häftling unter den Schlägen schaukelte oder sich sogar um sich selbst drehte. Eine andere speziell zum Schlagen konstruierte Vorrichtung war der *bok*, der so nach dem entsprechenden deutschen Wort hieß. Durch die Lagerstraßen von Auschwitz mußten Häftlinge den schweren *walec Krankemanna* [Krankemanns Walze] ziehen, die diejenigen zermalmte, die nicht mehr weiterkonnten, schwach wurden und zu Boden fielen.

Tödliche Wirkung hatte eine andere Art von *hustawka* [Schaukel]: der Schinder legte einen Knüppel quer über den Nacken oder den Hals von liegenden Häftlingen, stellte sich auf seine Enden und schaukelte so lange hin und her, bis das Opfer tot war. Begleitet wurden diese finsteren Praktiken vom Lachen der Schinder über die Qualen ihrer Opfer, deshalb hieß diese Art des Mordens im Lager bitter und sarkastisch *zabawa* [etwa: Unterhaltung, Spaß, Vergnügen]. Eine *zabawa* für die SS-Leute

und einige Funktionshäftlinge waren auch der schon erwähnte *sport* und die *czwiczenia gimnastyczne* [gymnastische Übungen].

Um die Leiden zu vervielfachen und den Tod schneller herbeizuführen, wurden die Häftlinge, manchmal für nichtige Vergehen, in die *Strafkompanie* (*sztrafkompania* oder *kompania karna*) gesteckt, die allgemein auch kurz als *SK* bezeichnet wurde. Ein extrem verschärftes Regime herrschte auch im Lagergefängnis, im *bunker* (in Auschwitz I dem berüchtigten Block Nr. 11). Erhalten haben sich viele Bezeichnungen, die mit diesem Ort zusammenhängen und besonderen Schrecken hervorrufen; man sprach von der *kara bunkra* – [Bunkerstrafe], sagte, jemand geht in den Bunker – *idzie do bunkra*, sprach von *zabunkrowanie* [Einbunkern], von den *bunkrowcy* [denen im Bunker], schließlich von der Säuberung des Bunkers – *oczyszczanie bunkra* – (der Selektion der Häftlinge in den Tod). In Block 11 befanden sich Hungerzellen – *cele głodowe* – (in einer von ihnen starb Pater Maksymilian Kolbe), Dunkelzellen – *ciemnice* – und *stehbunkry* [Stehzellen].

Die allgemein angewandte Strafe für Vergehen jeder Art hieß polnisch oder deutsch *dwadzieścia pięć* bzw. *fünfundzwanzig*, nicht selten noch mit dem Zusatz *auf Arsch*. Mit diesen Strafen hing zusammen, daß Sprüche, wie *der Hintern ist kein Glas* – *dupa nie szklanka* – verbreitet waren; in einem im Lager verbreiteten Lied hieß es: „*leją kawę, leją zupe, ale najczęściej leją w dupę*" [„es gießt Kaffee, es gießt Suppe, aber meistens gießt es auf den Hintern"; Wortspiel: lać, 3. Pers. Pl. leją, bedeutet gießen, aber auch dreschen, hauen]. Eine grausame Strafe war der Pfahl – *słupek* –, auch *Pfallbinden* [Pfahlbinden] genannt; dabei wurde der Häftling gewöhnlich für eine halbe Stunde mit auf den Rücken gedrehten und zusammengebundenen Armen an einen Haken gehängt. Eine weitere *sztrafa* im Lager war die sog. *postszpera*, mit der dem Häftling die Möglichkeit entzogen wurde, Briefe und Pakete zu empfangen; der so Bestrafte hieß *bezpaczkowiec* [Paketloser].

IV

Daß sich unter diesen niederdrückenden Lebensbedingungen viele Krankheiten ausbreiteten, verwundert nicht, und die damit zusammenhängenden Namen und Bezeichnungen sind charakteristisch für die sanitären und pathophysiologischen Zustände in Auschwitz. Eine der Hauptursachen für die Morbidität und Mortalität im Lager waren die antihygienischen Bedingungen, unter denen die Häftlinge vegetierten. In dieser Lage wurde die Einhaltung vordergründiger Ordnung und Sauberkeit faktisch zu einer Schikane, und der formale Auftrag, die kranken Häftlinge in den Revieren zu behandeln, endete in dieser verzerrten Realisierung meist mit dem Tod.

Sauber machen! war eine verbreitete Parole im Lager. Die Funktionshäftlinge sorgten sich zwar manisch um die Fußböden, um die verschiedenen Einrichtungen und Gegenstände usw., aber nicht um die Gesundheit der abgemagerten und von eitrigen Entzündungen geplagten Häftlinge und ihre nicht verheilenden Wunden. Zahlreiche *pucerzy* [Putzer] wuschen die Böden in den Blöcken, Stuben und Korridoren, gossen naß, wie man dort sagte. In Birkenau mußten die Häftlingsfrauen emsig scheuern und die Fundamente mit Ziegelstücken schmirgeln. Die SS-Leute sollten registrieren, daß jede Ecke im Lager sauber ist oder gesäubert wird und daß die Häftlinge in ständiger Bewegung sind.

Man war z.B. übertrieben um die Reinheit der Latrinen besorgt. Die *szajsbrygady, szajskolumny* und *szajskomanda* hatten unter Leitung der verschiedenen *szajsführery, szajsmajstry, Abortmeister, szajskapo, sraczowych* [von poln. srać scheißen] und *ustępowych* [von ustęp – Abtritt; Klomänner] und *podustępowych* [etwa: Unterklomänner] viel zu tun; damit es möglichst wenig Probleme gab, beschränkten sie für die Häftlinge einfach den Zutritt zur Latrine. Die Tätigkeit der *klosetowe* [Klomänner] bestand darin, die Abtritte sauberzumachen und aufzupassen, daß sich nicht jemand auf den für den Blockältesten oder Kapo bestimmten Sitz setzte. Wenn es nachts verboten war, zur Latrine zu gehen, diente ein Eimer bzw. *kibel* dazu, den Harn zu sammeln. In diesem Zusammenhang gab es auch in den einzelnen Blöcken bzw. Baracken *kibelkomanda*.

Eine Schikane trug den Namen: *sranie do dziesięciu z kąpielą* [scheißen bis zehn mit Bad]. In der ersten Zeit des Lagers führte ein Kapo die *heftlingi* zur *latryna*, d.h. zu langen Gräben mit einem darübergeworfenen Brett, auf dem zehn Häftlinge sitzen konnten. Wenn der Kapo bis zehn gezählt hatte, mußten alle aufhören; wer sich mit seinem Bedürfnis verspätete, fiel in den Graben mit dem Kot und ging unter; wenn er Glück hatte, konnten ihn die Kameraden noch herausziehen und zur Handpumpe führen. Der berüchtigte, die Häftlinge quälende *durchfal* hatte zur Folge, daß die Kranken z.B. während des Stehens beim Appell oder durch Hemmnisse beim Zutritt zur Latrine den Kot nicht halten konnten und Kleidung und Lagerstätte verschmutzten, womit sie sich natürlich Schlägen und ausgefeilten Schikanen aussetzten.

Wenn sich eine Möglichkeit ergab, längere Zeit im Abtritt zu sein, z.B. im Revier, wurden Gerüchte und psychisch stabilisierende Informationen weitergegeben, die berühmten *parole* oder *szajsparole*.

Die Nazi-Lager waren total verlaust. Besonders im Winter setzten die Insekten den Häftlingen zu. Im Sommer konnte man sonntags gewöhnlich nach draußen in die Sonne gehen, und dort auf die Jagd – *polowanie* – gehen, d.h. Läuse und Flöhe suchen. Die Läuse hießen *lojzy*, scherzhaft *blondynki* [Blondinen]; *brunetki* [Braune] waren die Flöhe. Die Lagerführung hatte Angst vor Flecktyphus und ordnete unausgesetzt verschiedene *lojzekontrole* und *entlausungi* an, um die *lojzentregery* oder *lojziarzy* zu fassen. Für die Häftlinge endeten sie häufig mit Lungenentzündung und Tod, mußten sie doch, nachdem sie ihre Kleidung abgegeben hatten, stundenlang nackt im Freien herumlaufen, ohne Rücksicht auf Wetter und Jahreszeit. Die im *krankenbau* beschäftigten Häftlinge wurden zu einer Untersuchung der Häftlinge abkommandiert, die *lojseapel* hieß. Wenn bei einem Häftling Läuse gefunden wurden, kam die Anweisung: *alle Haare abschneiden und glatt rasieren!* Im Zusammenhang mit der Verlausung des Lagers

entstanden Wendungen, wie: *koce chodzą same w noce* [die Decken gehen nachts von alleine].

Vor allem im Winter waren auch die Bäder eine Schikane. Es war manchmal wirklich nicht möglich, sich sauberzumachen. Man konnte sich nicht einmal abtrocknen, da Handtücher fehlten, denn es wurde für mehrere Häftlinge jeweils nur eins ausgegeben und nur alle paar Monate gewechselt. Der Schrei: *baden, los, baden!* kündigte an, daß die nackten Häftlinge aus den Blöcken zum *bad* bzw. zum *baden* hinausgetrieben wurden. Im *baderaum* regierte der *badekapo* oder *bademajster*. Das riesige Badegebäude in Birkenau hieß *sauna* und diente sowohl zum Baden wie zur Desinfektion.

Waszraumy oder *badezimmery* waren die Waschmöglichkeiten in den Blöcken. Die Funktionshäftlinge und die Lager-Prominenten hatten manchmal ihre *Extra-Privat-Wäsche*, d.h. ihre Wäsche wurde dann in den *waszraumy* oder *baderaumy* gewaschen. Das sah für gewöhnlich so aus, daß die Wäsche oder die auf den Tischen ausgelegten Decken mit Schrubbern gebürstet wurden (das sog. *birsten*); die geringen Mengen *sayfa*, die dabei verwendet wurden, hießen nach der Herstellerfirma *RIF*, was die Häftlinge mit *rein jüdisches Fett* übersetzten, da sie die Deutschen verdächtigten, die Seife aus menschlichem Fett hergestellt zu haben.

Diese Scheinsauberkeit und -hygiene konnte natürlich die Verbreitung von Krankheiten im Lager nicht verhindern, durch die die Häftlinge dezimiert wurden und die bei Epidemien Hunderte und Tausende von Menschen hinwegfegten. Eingeprägt hat sich der Begriff *choroby oświęcimskie* [Auschwitzer Krankheiten], mit dem die häufigsten im Lager auftretenden Krankheiten bezeichnet wurden: die Hungerblutruhr – *durchfal* –, der Flecktyphus – *flek, flektyfus* oder *kopftyfus* –, die Bläschenflechte – *pęcherzyca* –, Phlegmone und Abszesse – *flegmony* –, die Krätze –*kreca* –, die Tuberkulose – *tbc* – und die am weitesten verbreitete Krankheit, der *muzułman* (extreme körperliche und psychische Auszehrung, im Lager auch als *allgemeine Körperschwäche* bezeichnet).

Die psychische Konsequenz der Haft im Lager war häufig das sog. *lagrowanie* [etwa: Lagersyndrom], die Herausbildung einer absoluten moralischen und emotionalen Gleichgültigkeit und negativer Verhaltens- und Einstellungsänderungen.

Der *durchfal*, das die Häftlinge in Massen peinigende Blutscheißen – *krwawa sraczka* –, wurde sogar Gegenstand eines populären Lagerliedes, das zu der Melodie „*Ta ostatnia niedziela*" [Dieser letzte Sonntag] gesungen wurde: „Ja der *durchfal* ist eine Scheiß-Krankheit, die jeder haben kann, sogar der Kommandant geht nicht ohne, und sie holt sich Schreiber, Milliardär und Bauer; sie quält den Menschen und vergiftet ihm das Leben, so daß einen der Schlag treffe; wer das versteht, wer es selbst auskostet und auf dem Kübel singt: das ist der letzte Tropfen, vielleicht kommen keine mehr, so wie dieser quälten hunderttausend. . ." Wenn Stehappell war und jemand *durchfal*, also die *szajseraj* hatte, konnte man hören: „Mir ist völlig egal, ob mir die Scheiße am linken oder am rechten Bein runterläuft."

Ein wirkliches Problem im Lager war der schon erwähnte, von hohem Fieber begleitete Flecktyphus bzw. *fleckfieber*. Sehr verbreitet war die Wendung auf *flek* sein, d.h. auf der Typhusstation im Revier liegen. Unterleibstyphus – *bauchtyfus* – trat seltener auf. Zur Verbreitung von Infektionskrankheiten trug auch das Grundwasser im Lagerbereich bei, die Häftlinge nannten es Leichenaufguß – *nalewka na trupach.*

Viele Krankheiten, wie z.B. die *kreca* [Krätze], führten zu Hautveränderugen. Bei der Bläschenflechte traten am ganzen Körper Eiterblasen in der Größe kleiner Äpfel auf, nach deren Aufplatzen die offene faulende Wunde und durchscheinende Knochen zu sehen waren. Die *Noma* (Wasserkrebs) setzte den Kindern im Zigeunerlager zu; von weitem konnte man die durch diese Krankheit verursachten Öffnungen in ihren Backen sehen.

Die *kreca* setzte sehr zu, hatte aber auch ihre guten Seiten. Dank der *kreca* konnte der Häftling ein Bad bekommen, die Wäsche wechseln und neue *lumpy* erhalten, die zwar oft abgenutzt, aber desinfiziert waren. Vom *krecеblock* konnte er manchmal in ein leichteres Kommando – *lżejsze komando* – kommen. Es gab den Spruch: *kto da krecę za durchfal?* [wer tauscht *kreca* gegen *durchfal*?], was bedeutete: wer tauscht Krätzesalbe gegen Rote-Rüben-Salat oder *sylc* [Sülze] aus der Kantine.

Keine Sorgen mehr um ihr Schicksal machten sich die Muselmänner – *muzułmany* –, die in anderen Lagern auch als *gamel* oder *krypel* und in Birkenau als *lajzy* [etwa: Tölpel, Ungeschick] bezeichnet wurden. Diese *körperszwachy* [von deutsch: Körperschwache] wurden auch *łachmyty* [etwa: Lumpler] genannt. Beschimpfungen waren die Begriffe *krypelfigura* [Krüppelfigur] oder *krematoriumfigura* [Krematoriumsfigur]. Die Sprache spiegelte also einen paradoxen Mangel an Mitgefühl für die zum Muselmann gewordenen Häftlinge wieder, die sich, häufig an der über den Kopf gezogenen Decke erkennbar, kaum vorwärts bewegen konnten. Man sprach auch von Muselmanngewicht – *waga muzułmanska* –, denn der abgemagerte Häftling verlor oft zwei Drittel seines Körpergewichts. Im Gebrauch war auch die schlesische Redewendung *plecy a dziura* [Rücken mit Löchern].

Wer bei einer Krankheit Hilfe im Revier suchte, ging das Risiko ein, in die Gaskammer selektiert zu werden, durch eine Phenolinjektion getötet zu werden, zu einem medizinischen Experiment geholt zu werden usw. Abgesehen davon war es gar nicht so einfach, dorthin zu gelangen. Man mußte sich nach dem Appell beim SS-Arzt melden. Nicht alle *arztvormelderzy* [Arztvormelder] erreichten auch die *aufnahma*, die Aufnahme ins Revier. Vorher mußten sie noch durch die *ambulans*, das Ambulatorium des Reviers. Nicht viele schafften es, die Behandlung im Revier zu überleben, aber wenn es ihnen gelang, dann gewöhnlich dadurch, daß sich Mithäftlinge in Funktionen ihrer annahmen, damit sie anschließend als Arbeitskräfte im Revier bleiben konnten oder, gewöhnlich über den *erholungsblok* oder den *szonungsblok*, in ein Kommando innerhalb des Lagers kommen konnten. Auf *szonung* sein war einer der Träume der kranken Häftlinge. Leichter konnte man sich im *isolierblok* (auch: *Isolierstation*) wiederfinden, d.h. im Block Nr. 4 für die keine Gesundung versprechenden Häftlinge, also im Warteraum zum Gas – *poczekalnia do gazu.*

In diesem Zusammenhang ist auch auf die Frage der Sexualität einzugehen, die sich allerdings angesichts der gegebenen Umstände im Wortbestand kaum niederschlug, denn es ging vor allem darum, den Hunger zu stillen und dem Tod zu entgehen. Diese Wörter und Wendungen betreffen überwiegend Anomalien. Die Homosexuellen wurden z.B. als *różowy* [rosa], *aszlekery* oder *rositenvergoldery* [nach deutsch: Rosettenvergolder] bezeichnet; gebraucht wurden auch andere schon aus der Freiheit bekannten Begriffe.

Eines der Hauptphänomene in Auschwitz war der überall gegenwärtige Tod, und so betrifft auch ein großer Teil der spezifischen Wendungen und Ausdrücke die Umstände, unter denen die Häftlinge getötet wurden und starben.

Von *Sonderbehandlung*, *besondere Behandlung*, abgekürzt: *SB* sprachen die SSler, wenn die Menschen getötet werden sollten. Ein weiterer Tarnbegriff für den Massenmord war *Sonderaktion* oder *sonderbefehly*, wenn z.B. eine Gruppe Häftlinge in die Gaskammer geschickt wurde. Die Häftlinge formulierten Euphemismen dieser Art ironisch um. Im Lager kursierten eine Menge charakteristischer, galgenhumoristischer Sprüche, wie *pójdziesz do himmelkomando* [du gehst auf ein Himmelkommando], was eine Metapher war für: *zabiorą cię do gazu* [sie holen dich ins Gas], *pójść na himmelfahrt* [auf Himmelfahrt gehen], *iść do Piotrusia* [zu Petrus gehen] usw. Als *himmelkomando* wurden auch die Häftlingsgruppen bezeichnet, die die Leichen von den Tötungsstätten zum Krematorium zu transportieren hatten.

Mit der euphemistischen Bezeichnung für die Stätten der Massenvernichtung – die Gaskammern und die Krematorien –, mit dem Wort *komin* [Schornstein] hängen besonders viele Ausdrücke zusammen: *przywieźli ich do komina* [sie haben sie zum Schornstein gebracht], *transport do komina* [Transport zum Schornstein, also zum Krematorium], *wyjść przez komin na wolność* [durch den Schornstein in die Freiheit gehen], *wylecić kominem* [durch den Schornstein fliegen] und – als Ausdruck der Resignation – *i tak komin, i tak komin* [es ist sowieso Schornstein]. Die Optimisten behaupteten: *wolności sie doczekamy, no i komin wykiwamy* [die Freiheit erleben wir noch, und den Schornstein bringen wir auch noch zum Wackeln]. Mit *komin* konkurrierte das Wort *gaz* [Gas]: *posłać do gazu* [ins Gas schicken], *jechać na gaz* [aufs Gas fahren], *transport do gazu* [Transport ins Gas], *przeniesienie na gaz* [Verlegung ins Gas].

Extreme Verzweiflung zeigte sich im Lager in den häufigen Selbstmorden. Als sicherster Tod galt *pójście na druty* [in den Zaun gehen] oder *pójście na posta* [auf den Posten gehen], also durch den elektrischen Strom bzw. den Schuß eines Wachpostens zu sterben.

Die Vielfalt der Todesarten spiegelte sich in der Sprache wider. Die Häftlinge starben durch *zaszpilowanie* [Aufspießen], an einer *herceszpryca*, also durch *zaszprycowanie* [Abspritzen, d.h. Töten durch eine Phenolinjektion]; es gab den sog. *śmierć fenolowa* [Phenoltod], der durch eine tödliche Spritze ins Herz bewirkt wurde. Zum Lagertod – *lagrowa śmierć* – führten dagegen die erschöpfende Arbeit, der Hunger, die Quälereien oder eine epidemische Krankheit. Gestorben wurde in Auschwitz-Birkenau gewöhnlich ohne Würde, was mit brutalem Expressivismus prägnant z.B. als *ubój* [Schlachten], *przewracanka* [Kippe], *zdychanie* [Verrecken] bezeichnet wurde. Vom Deutschen her sagte man auch *krepowanie, krepirowanie* oder *skrepirowanie.*

Sichere Todesboten im Lager waren die verschiedenen Selektionen. Diese für die Häftlinge bedrohlichen Vorgänge finden sich in einer Vielzahl von Bezeichnungen wieder, wie: *wybiórka* [Auswählen] (und zwar *do gazu* [ins Gas], *do komina* [in den Schornstein], *do Jakuba* [zu *Jakub*, d.h. zu Block 11, wo *Jakub Kozelczuk*, der Bunkerkalfaktor, regierte]), *ausmusterungi, aussortirungi, sortirungi, sortirunki, przebierki* [etwa: Auslese], *wykidki* [etwa: Wegwerfen, Wegkicken] und *przeglądy* [Durchsicht], *oczyszczanie* [Säuberung] bzw. *odkurzanie* [Entstauben] des Blocks, des *Bunkers* oder der *Stube* usw.

Das ganze Lager war faktisch eine *wykańczalnia* [etwa: Fertigmacherei] und *młyn śmierci* [Todesmühle], wie die Häftlinge sagten, aber die einzelnen Orte, an denen getötet wurde, weckten bei ihnen besonderes Grauen. Im *stammlager*, also in Auschwitz I, verloren mehrere zehntausend Menschen auf dem Hof von Block 11, den manche *majdan* [hier ungefähr in der Bedeutung: belebter Platz] oder *scena* [Bühne] nannten, ihr Leben. Die nackten Verurteilten wurden an die Wand gestellt – die *czarna ściana* [Schwarze Wand], die *ściana śmierci* [Todeswand], den *ekran* [Bildschirm], den *czarny ekran* [schwarzen Bildschirm] oder die *ścianka* [kleine Wand] –, wo ihnen mittels eines *genickschuss* das Leben genommen wurde.

In der ersten Zeit wurden die Gemordeten in den sog. *paki* oder *leichenkisty*, die je zwei Leichen faßten, oder auf *tragi* [Tragen] zur *leichenhala*, auch *leichenkamera* oder *truparnia* [von poln.: trup Leiche] getragen. Als die Exekutionen später zunahmen, wurden die Leichen auf Wagen, den *rolwagi*, zum Krematorium, kurz *kremo*, gefahren. Die Häftlinge, die die Leichen zum *kremo* beförderten, hießen *leichentregerzy, truponoszy* und *truponosze* [Leichenträger] und bildeten das *leichenkomando.*

In Birkenau wurden die Leichen bekanntlich in vier Krematorien sowie in Gruben – *doły* – und auf Scheiterhaufen – *stosy paleniskowe* – beseitigt. Mit der Arbeit bei der Vernichtung der Leichen befaßten sich die *sonderkomanda* oder auch *sondery*, Gruppen von zumeist jüdischen Häftlingen, die gewöhnlich nach drei Monaten getötet und durch neue *sonderowcy* ersetzt wurden. Diese hatten die auf der *rampa* selektierten Menschen aus den Transporten zur *zagazowanie* [Vergasung] vorzubereiten und mußten sie auf der *himmelstrasse* oder *himmelautostrada* zum Tod begleiten, dem Hauptweg in Birkenau, der direkt hinter der *brama śmierci* [Todestor] begann und zwischen den zwei mächtigen Krematorien endete, und unter den Augen der SS aufpassen, daß sie sich – angeblich – zum Bad auszogen, während sie in Wirklichkeit in die Gaskammer – *gazkomora, gaskamera* – gingen, die direkt in das Krematorium überging. Bevor diese *fabryki śmierci* [Todesfabriken] 1943 in Betrieb genommen wurden, hat man die Häftlinge in zwei provisorisch zur Gastötung hergerichteten Bauernhäusern vergast, dem weißen und dem roten Haus – *biały dom* und

cerwony dom. Das Gas, das zur Vergasung der Menschen – *do vergasungu* – verwendet wurde, war *giftgaz*, *blaugaz*, *cyklon B* – kristallisierter Zyanwasserstoff, der mit Kraftfahrzeugen mit dem Zeichen des Roten Kreuzes – *sanka* – angefahren wurde.

Der Weg eines gewöhnlichen Häftlings im Lager endete damit, daß seine Asche als Düngemittel auf den umliegenden Feldern verstreut oder in die Teiche und die Soła, einen Zufluß der Weichsel, geschüttet wurde. Diesen letzten Dienst leistete den unbekannten Leidensgefährten das *aschekomando*.

V

Eine spezifische Form der Sprachschöpfung der Häftlinge waren Spitz- und Schimpfnamen, mit denen SS-Schinder, Funktionshäftlinge oder bedeutendere Häftlinge im Lager bedacht wurden. Sie hatten mehrere Funktionen. Vor allem legten sie Verhaltensweisen und sadistische, für die Häftlinge möglicherweise gefährliche Charakterzüge offen, waren also ein Warnsignal. Eine andere wichtige Funktion war, moralische Defekte zu verlachen und zu brandmarken und den Peinigern so etwas von ihrer Gefahr zu nehmen, sie gleichsam zu zähmen und damit die Überlebenschancen zu vergrößern.

Meist wird dem Namen – der dann nicht selten in der Verkleinerungs- oder Koseform gebraucht wird – das kontrastierende Adjektiv *krwawy* [blutiger] zugefügt: *Krwawy Alojz*, *Krwawy Olek*, *Krwawy Marian*, *Krwawy Stefan*, *Krwawy Walter*, oder *Krwawa Stenia*. Andere Spitznamen gaben ganz direkt zu verstehen, von wem die Rede war: *Śmierć* [der Tod], *Kostucha* [der Sensenmann] (beides Spitznamen der grausamen SS-Aufseherin – *ausjerka* – *Drechsler*), *Czarna Śmierć* [der Schwarze Tod] (der deutsche Kriminelle und Häftling Nr. 1, *lagerältester Bruno Brodniewitsch*), *Dusiciel* [der Würger] (Alojs Stahler), *Diabełek* [das Teufelchen] (eine fünfzehnjährige Blockälteste mit unschuldigem Aussehen) u.a.

Eine interessante Gruppe sind Verkleinerungs- und Koseformen von Menschen- und Tiernamen als Spitznamen. Auch hier ging es um den Kontrast zwischen Namen und Verhalten: *Dżoni* [Johnny] (Johannes Lachenich, der Kapo der *leichenhala*), *Miki* (der Kriminelle Michael Galas), *Orli* (die *lagerälteste rka* des Frauenreviers in Birkenau, Aurelia Reichert), Toni, Pimpus, Perełka [kleine Perle] (der *fleger* Jerzy Szymkowiak, der durch Phenolspritzen tötete, bzw. der grausame SS-Mann Ludwig Plagge), Schiko (Paul Schikowski), Zyzio, Piękny Miecio (der Schöne Mieczysław] (der Blockälteste Katarzyński) usw. Zu dieser Gruppe gehört auch der Spitzname Wacio Ruski [der Russische Wacław] (Wacław Szymborski, ein Helfer des Sadisten Krankemann, der vor dem Krieg in den Grenzschutztruppen in Ostpolen gedient haben soll).

Der Kontrast war auch Grundlage bei der Bildung zweigliedriger verlachender Spottnamen von Typ *Profesor Klehr* (der verbrecherische SS-Sanitäter hatte Schwierigkeiten, wenn er unterschreiben sollte), *Królowa Lumpów* [Lumpenkönigin] (Schmidt, Kapo der Bekleidungskammer) usw.

Anlaß für entsprechende Benennungen wurden, wie wohl in allen Milieus, das Aussehen, die Art sich zu bewegen, und Verhaltensweisen, die an Tiere und traditionell Tieren zugeschriebene Charakterzüge erinnerten. Deshalb gab es auch im Konzentrationslager Auschwitz viele Spitznamen, wie *Baran* [Hammel], *Goryl* [Gorilla], *Kaczka* [Ente], *Kucyk* [Pony], *Tygrys* [Tiger], *Zając* [Hase] oder *Żaba* [Frosch], sowie deutlich von Haß gekennzeichnete zweigliedrige Namen vom Typ *Ruda Wesz* [Räudige Laus] und *Szczury Leb* [Rattenkopf].

Auch physische Gebrechen der verhaßten Schinder waren Anstoß, ihnen traditionelle polnische Geringschätzung und Mißachtung ausdrückenden Namen, wie *Garbus* [der Buckelige], *Kulas* [Hexe], *Kuternoga* [Hinkebein], *Wyłup* [Glotzauge] oder *Gruba Genia* [Dicke Genia] usw. zuzulegen.

Das Aussehen regte nicht nur dazu an, Spitznamen, wie *Japończyk* [der Japaner] oder *Mongoł* [der Mongole] zu gebrauchen, sondern führte auch zu *King-Kong*, *Kabanos* [nach der Wurst], *Bubi* [vom deutschen: *Bub*; der Spitzname bezog sich auf eine Frau, die wie ein Mann aussah) oder *Biała Szyjka* [weißer Hals] (ein SS-Mann, der ständig mit bandagiertem Hals herumlief). Es kam auch vor, daß man mit dem Aussehen an bekannte Gestalten aus Geschichte und Literatur anknüpfte, wie *Lokietek* [nach dem polnischen König *Władysław Lokietek-Ellenlang*, 1305–1333, für den kleingewachsenen *lagerführer* Aumeier], *Quasimodo*, *Napoleon* (der SS Sanitäter Niedźwiedzki, der die charakteristischen Gesten des großen Führers liebte) oder *Sowizdrzał* [die polnische Entsprechung für den Eulenspiegel] (ein rotbackiger grober *rottenführer* mit einer Boxerhand in der Strafkompanie). Den emotional positiv gefärbten Spitznamen *Gandhi* bekamen viele abgemagerte Häftlinge.

Eine umfangreiche Gruppe von Spitznamen hing mit der mutmaßlichen oder wirklichen, häufig nicht besonders rühmlichen oder verdächtigen Vergangenheit der jeweiligen Personen zusammen: *Bajzelmama* [Puffmutti], *Hotelarz* [Hotelier], *Fornal* [Fuhrknecht], *Zegarmistrz* [Uhrmacher], *Jubiler* [Juwelier], *Bokser* [Boxer] oder *Bumbo* (ein Zirkusname für einen zwergwüchsigen Häftling). Auch die Lieblingswörter konnten zum Spitznamen werden – *Szlagfertig* oder *Okey* –, ebenso Lieblingsgegenstände, z.B. *Fajeczka* [Pfeifchen]. Die mechanische Sprechweise Hans Aumeiers, die Wiederholungen und das Timbre seiner Stimme führten dazu, daß er u.a. *Patefon* [poln. alt für: Grammophon nach dem Erzeugnis der französischen Firma Patephon] genannt wurde.

Wenn jemand scheinbare oder authentische menschliche Regungen für die überall und ständig malträtierten Häftlinge zeigte, bekam er positiv gefärbte Spitznamen, wobei fast ausschließlich verkleinerte Benennungen aus der familiären Sprache gebraucht wurden. Viele Funktionshäftlinge erfreuten sich z.B. des Spitznamens *Tata* [Anrede für den Vater] (so der *lagerkapo* Biernacik oder der *lagerälteste* des Reviers in Auschwitz Hans Bock, *Papa* (der *oberkapo Zimmerei* Reinhold), *Wujek* [Onkel] (der Chef der Küche Eggersdorf, der Kapo Hartwig aus Ratibor), *Pappi* (ein SS-Mann) oder *Mateczka* [Mütterchen] (der Häftling Nr. 4 Fritz Biesgen).

Eine wenig typische, wenn auch nicht ganz bedeutungslose Methode zur Deformierung von Frauennamen war, ihnen, wie häufig in Dialekten, das Verkleinerungssuffix *-ka* anzuhängen,

z.B. *Drechslerka* oder *Mandelka*. So gewöhnte man sich an die Namen der gefährlichsten SS-Frauen.

Hingewiesen werden soll noch auf eine besondere Art von Spitznamen, die auf Wortspielen oder dem witzigen Verdrehen des Klangs der Namen beruhten und so die verbrecherische Tätigkeit ihrer Träger offenlegten. Der Chef der *Politischen Abteilung*, Maximilian Grabner, wurde *Graber* genannt (im Sinne von Grab und Totengräber), Kapo Franz (der Nachname ist unbekannt) hieß *Łamiglówka* [eigentlich: Zerbrich dir den Kopf, Knacknuß i.S.v. schwieriges Rätsel; vgl. poln. *łamać* brechen, zerbrechen, *główka* Kopf], eine SS-Aufseherin mit dem Namen Flora hieß *Fauna*. Die Drechsler, der wie Aufmeier viele Spitznamen zugelegt wurden, hieß *Dreckseler* (mit Betonung auf der ersten Silbe). Einer der größten Schinder im Lager, Leo Wieczorek, hieß *Leon Groźny* [Leo der Schreckliche]. Zweideutig waren Namen, wie *Połykacz* [der Schlucker, Fresser] (der Bandit Alfons Gottinger hatte den nervösen Tick, zu schlucken) und *Kominiarka* (die *aufsejerka* Haase – polnisch: *komin* Schornstein, also Krematorium).

VI

Schauen wir uns jetzt das für die *lagerszpracha* charakteristische Wortmaterial unter sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten an. Auffällig ist vor allem die große Zahl von Entlehnungen aus dem Deutschen, vor allem aus der Sprache, die sich bereits ganz deutlich in den schon vor Kriegsbeginn in Nazideutschland bestehenden „vorbildlichen" Lagern, den sog. „*musterlagry*" (Dachau, Sachsenhausen, Buchenwald) herausgebildet hatte. Die ersten dreißig deutschen kriminellen Häftlinge, die 1940 bei der Gründung des KL Auschwitz als erste Funktionshäftlinge, Kapos und Blockälteste eingesetzt wurden, brachten bereits eine bestimmte Art und Weise der Verständigung und eine brutale Ausdrucksweise mit. Dazu kam, daß einige dieser „Gründer" von Auschwitz aus Polen stammten und Polnisch konnten, so daß sie umso leichter als „Lehrer" der Lagersprache auftreten konnten.

In einer genauen Statistik der Entlehnungen stünden wahrscheinlich an zweiter Stelle Entlehnungen aus Dialekten, vor allem aus den polnisch-schlesischen und den südpolnischen Dialekten. Das *Konzentrationslager Auschwitz* wurde am Rand Schlesiens angelegt, viele Häftlinge stammten aus dieser Region und verfügten über gute Kenntnisse in beiden Sprachen, fanden daher leichter sprachlichen Kontakt, konnten sich mit den deutschen Kapos besser verständigen und führten durch ihre verschiedenen Funktionen im Lager starke schlesische Einschläge ein. Nach Auschwitz-Birkenau gelangten weiter Häftlinge aus dem Ost- und Nordteil des Generalgouvernements und in das Generalgouvernement ausgesiedelte Polen aus den dem Reich eingegliederten Gebieten, u.a. aus Großpolen, die ebenfalls, wenn auch nicht in diesem Ausmaß, ihre Dialekte mitbrachten. Häftlinge aus Nord- und Ostpolen wurden in der Regel in andere Konzentrationslager deportiert (u.a. nach Stutthof, Majdanek, Mauthausen und Ravensbrück).

In Auschwitz bürgerten sich Ausdrücke aus dem Jargon der Okkupationszeit in Polen (z.B. *łapanka* [Razzia, Fangaktion], *wsypa* [Auffliegen, Einbruch], *akowiec* [Angehöriger der Armija Krajowa, der Heimatarmee, richtiger: Inlandsarmee], *twarde* [Golddollar] oder *foks* [Volksdeutscher]) und aus vielen Milieudialekten, wie der Soldatensprache (*repeta* [Nachschlag], *fasować* [etwas fassen], *prycza* [Pritsche], *dekować sie* [sich tarnen], *markierant* [Simulant]) oder der Gefängnis- und Gaunersprache ein (allgemein gebräuchlich z.B. waren Begriffe, wie *gryps* [Kassiber], *dola* [Anteil, d.h. an der gemachten Beute, bzw. dieses Teilen], *melina* [Versteck], *cynk* [Tip, Hinweis über drohende Gefahr], *kibel* [Kübel], *filować* [sehen, erblicken] usw.)

Erheblich geringer war der Einfluß anderer Sprachen, z.B. des Französischen, Tschechischen, Slowakischen, Griechischen oder Ungarischen, auf die Auschwitzer Lagersprache (anders als z.B. Buchenwald, wo die verschiedenen Völker sehr viel stärker durchmischt waren, oder in Mauthausen, wo viele Spanier eingesperrt waren und zahlreiche Funktionen innehatten).

Eine große und für die Lagersprache sehr charakteristische lexikalische Gruppe waren stilistisch und emotional eindeutig gezeichnete polnische Ausdrücke und stehende Wendungen, die als Expressivismen, Brutalismen und Vulgarismen zu bezeichnen wären. Diese entstammen, wie gar nicht anders zu erwarten, den verschiedenen Milieusprachen – wo sie teilweise sogar in der gleichen Form wie im Lager verwendet werden –, treten jedoch nie in der Häufung und in dieser besonderen Funktion auf, wie in der *lagerszpracha*. Sie waren ein wesentlicher, charakteristischer und allgemeiner Bestandteil der Kommunikation und der Gefühlsäußerungen einer Gemeinschaft, deren gewöhnlicher und grausamer Alltag durch die Intensität raffiniertester Verbrechen, sadistische Menschenquälereien, die Freisetzung der wildesten und gemeinsten Instinkte des Menschen, durch Sterben in Erniedrigung, durch Hunger, Überlebenskampf um eine weitere Stunde, einen weiteren Tag usw. bestimmt wurde.

Eine weitere Wortgruppe der Lagersprache waren polnische Wörter, deren Bedeutung im Lager verändert und erweitert wurde. Zu erwähnen sind schließlich auch Neologismen, neue Wörter und Komposita, die erst im KZ entstanden.

War der sprachliche Umgang in dieser Situation grob, so spiegelte das lediglich wider, wie sehr die allgemein anerkannten Werte ins Wanken geraten waren und wie wenig hilfreich eine sogenannte gute Erziehung und Zurückhaltung beim Äußern von Gefühlen und Gedanken waren. Welche Aussage steckt doch in den Erinnerungen ehemaliger Häftlinge, wenn Menschen erwähnt werden, die im Lager nicht fluchten, die sich im Ausdruck zurückhielten und von den eigenen unmenschlichen Erfahrungen und denen der anderen mit grenzenlosem Taktgefühl sprachen. Immer spürt man die Anerkennung, aber auch eine eigenartige Verwunderung darüber, daß jemand unter Verhältnissen er selbst bleiben konnte, in denen sich die ganze Wut verbrecherischer Elemente auf die Akademiker und auf sensible und schwache Menschen richtete. Eines der frappierenden Symptome des Lebens im KZ war ja, daß wer leben wollte, zumindest nach außen und von Zeit zu Zeit im Ausdruck brutal werden mußte.

Abschließend möchten wir noch auf eine Reihe sprachwissenschaftlicher Fragen hinweisen:

1. Die Lagersprache war kein einheitliches Gebilde mit kodifizierten Grundsätzen und festen grammatikalischen Regeln. So erklären sich z.B. Aussprachevarianten und Unterschiede in Flexion und Wortbildung sowie der Reichweite der Anwendung.

Der unheilverkündende Ausdruck *stehbunker* z.B. – die 80 x 80 cm großen Stehzellen in Block 11 – wurde im Lager sehr unterschiedlich ausgesprochen: masurierende (d.h. Aussprache von sz, cz, dż als s, c, dz) Häftlinge sprachen *stejebunkier* oder *stejbunkier*, andere sprachen *szteebunker*, *szteebunkier*, *sztejbunkier*, *sztejbunker*, *sztejebunkier*, *sztejebunker*; unter den *szrajbery* gab es auch Häftlinge, die das eigentlich stumme *h* unter dem Einfluß der Schriftform (*stehbunker*) beibehielten. Entsprechende Varianten existierten bei der Flexion; *vorarbeiter* wurde z.B. *vorarbeitera* usw. bzw. *vorarbeitra* usw. dekliniert, das Wort *post* [Posten] im Plural *postowie*, *pości* oder auch – abschätzig – *posty*.

2. Die Entlehnungen aus dem Deutschen orientieren sich zumeist nicht am Schriftbild – die Häftlinge waren ja mit dem gesprochenen Deutsch konfrontiert und hatten in ihrer großen Masse keinen Kontakt zum geschriebenen Deutsch –, sondern es waren sog. phonetische Entlehnungen. Die Häftlinge wiederholten also gehörte deutsche Wörter und paßten sie der polnischen Phonetik an, bedienten sich dabei bereits tradierter Verfahren zur Eingliederung deutscher Wörter in den Wortbestand der polnischen Sprache. So wurden z.B. die spezifisch deutschen Umlaute durch die nächstliegenden polnischen Entsprechungen ersetzt (also *treger*, *ablezung* und *-firer*) und die Vokale einheitlich kurz gesprochen (z.B. das *a* in *Sturmbannführer* und in *Bahnhof*). Wer bereits vor der Inhaftierung deutsch sprach bzw. Deutschkenntnisse hatte oder – wie die *szrajbery*, die die Formblätter über die Häftlinge ausfüllen mußten – mit der KZ-Schriftsprache konfrontiert war, sprach gewöhnlich eher nach der deutschen Artikulation.

3. Im Lager kamen alte Lehnwörter aus dem Deutschen, die bereits vollständig aus dem Polnischen verdrängt worden waren bzw. sich lediglich in besonderen Bedeutungen oder in den Dialekten im Grenzgebiet zu Deutschland erhalten hatten, wieder in Gebrauch, z.B. Bezeichnungen für Handwerkszeuge, wie *hebel* [Hobel], *waserwaga* [Wasserwaage], *sztamajza* [Stemmeisen] u.a. oder Wörter, wie *leberka* [Leberwurst], *wurst* bzw. *wurszt*, *ancug*, *bamber* [Bauer] oder *laufer*, das sich in der polnischen Schachterminologie erhalten hatte und im Lager mit der Zeit auch (neben *lojfer*) die Bedeutung Bote bekam.

4. Als Entlehnungen aus dem Deutschen sind schließlich auch nichtdeutsche Wörter oder Wortteile anzusehen, die über den Lagerjargon der SS-Leute und der deutschen Funktionshäftlinge in die Lagersprache eingegangen sind. Vor allem geht es dabei um Internationalismen, wie *prominent*, *muzułman* oder *kapo*, aber auch um Komposita wie *lagerfryzjer*, wenn das Wort *fryzjer* auch im Polnischen seit langem bekannt ist.*

* * *

Der Wort- und Formreichtum der Lagersprache von Auschwitz ist unermeßlich. Und Sprache spiegelt ja, wie wir wissen, umfassend die Vielfalt der menschlichen Erfahrungen und Beobachtungen wider. Schon diese, die Darstellung des ganzen Problems bei weitem noch nicht abschließende Skizze verzeichnet eine große Zahl authentischer, zum Teil bisher unbekannter Informationen über Alltag und Lebensbedingungen der Häftlinge. Besonders authentischer Informationen, denn es handelt sich um spontane sprachliche Reaktionen auf Erscheinungen und Dinge, die den Häftlingen die Sinne raubten. Das ist Anlaß genug, die Art und Weise der Kommunikation der Häftlinge von Auschwitz-Birkenau detaillierter zu untersuchen.

Bibliographische Hinweise

In Polen gab es zwar seit 1945 – abgesehen von der Periode, in der die KZ-Thematik aus verschiedenen Gründen aus den Publikationen verschwand – mehrfach Versuche, die Wörter der Sprache im KZ zusammenzutragen und zu einem Wörterbuch zusammenzustellen, diese führten jedoch nicht über die Publikation kurzer Wortlisten als Anhang z.B. zu Erinnerungsberichten hinaus. Einer der ersten interessanteren Versuche dieser Art war Tadeusz Borowskis mit Nel Siedlecki und Krystyn Olszewski verfaßtes Buch „Byliśmy w Oświęcimiu" [Wir waren in Auschwitz], München 1946, wo er etwa 60 Lagerausdrücke erklärte.

In der Folgezeit wurden lediglich Wortlisten zusammengestellt. Der Wortbestand aus der Okkupationszeit wurde dann auch mit Unterstützung der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen zusammengetragen (Ludwik Rajewski, Bronisław Wieczorkiewicz, Janusz Gumkowski, Adam Rutkowski); es kam jedoch nicht zur Ausarbeitung eines geplanten Wörterbuches, auf dessen Grundlage die Lagersprache hätte analysiert werden können. Die lexikographischen Arbeiten zum Wortbestand der polnischen Sprache während des Zweiten Weltkriegs übergehen dieses spezifische Wortmaterial fast vollständig (meist werden lediglich so typische Ausdrücke, wie *kapo* oder *muzułman* verzeichnet). In der Folge haben die *lagerszpracha* weder F[ranciszek] Pluta in seinem Wörterbuch „Język polski w drugiej wojnie światowej" [Die polnische Sprache während des Zweiten Weltkrieges], Opole

* In den hier ausgelassenen Abschnitten 7 bis 11 (S. 59–97 des polnischen Textes) folgen detaillierte Ausführungen und Wortlisten über die verschiedenen Arten der Entlehnung deutscher Wörter in die polnische Lagersprache, die dabei vor sich gehenden morphologischen und semantischen Veränderungen dieser Wörter und Wortteile, die Neubildung von Wörtern und Wendungen aus deutschen und polnischen Elementen und ihren Einbau in das System der polnischen Grammatik, die Flexion und Phonetik der Lagersprache, aus weiteren Sprachen übernommene Wörter, und semantische Neologismen, also neue Bedeutungen bzw. Bedeutungswandel bei polnischen Wörtern und Abkürzungen. Da die hier noch einmal unter sprachwissenschaftlichen Aspekten zusammengestellten Beispielwörter überwiegend bereits in den Abschnitten 1 bis 6 angeführt sind und diese Ausführungen Kenntnisse der polnischen Sprache voraussetzen, haben wir uns entschlossen, diesen Teil nicht abzudrucken.

1975, noch Stanisław Kania in seiner Studie „Polska gwara konspiracyjno-partyzancka okresu okupacji hitlerowskiej 1939–1945" [Die polnische Untergrund- und Partisanen-Sprache der Zeit der Naziokkupation 1939–1945], Warschau 1976 [2. erw. Ausg. u.d.T. Polska gwara konspiracyjno-partyzancka 1939–1945, Warschau-Poznań 1986], berücksichtigt.

Władysław Kuraszkiewicz verzeichnet in seiner Skizze „Język polski w obozie koncentracjnym" [Polnisch im Konzentrationslager], Lublin 1946, vor allem Wörter aus dem KZ Sachsenhausen; seine Veröffentlichung ist wichtig, weil sich hier ein Sprachwissenschaftler äußert, der Häftling im KZ Sachsenhausen war. Zu erwähnen ist weiter Wiesław Sończyks Aufsatz „Język polski w niemieckich obozach koncentracyjnych w czasie II wojny światowej" [Die polnische Sprache in den deutschen Konzentrationslagern während des Zweiten Weltkrieges], Językoznawca 1973, Nr. 26/27, S. 3–19.

Im Rahmen unserer Forschungen über Auschwitz haben wir 1970 damit begonnen, systematisch den Wortbestand aus dem Lager zu sammeln. Erste Ergebnisse veröffentlichten wir 1972 in unseren Aufsatz „Osobliwości słownictwa w oświęcimskim szpitalu obozowym" [Besonderheiten des Wortbestands im Häftlingskrankenbau des Konzentrationslagers Auschwitz] (vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 176). Gleichzeitig führten wir unsere Wortkartei weiter. Ende 1977 umfaßte unsere Kartei fast 30 000 Karten mit Stichwörtern und illustrierenden Kontexten, die wir sowohl Berichten ehemaliger Häftlinge wie der KZ-Literatur und unveröffentlichten Aufzeichnungen entnommen haben (einen Teil der Berichte verdanken wir ehemaligen Häftlingen, die wir schriftlich um entsprechende Aufzeichnungen gebeten haben, einen weiteren Teil hat uns dankenswerterweise die Leitung der Gedenkstätte Auschwitz zur Verfügung gestellt). Ausgehend von diesen vorbereitenden Arbeiten für ein Auschwitz-Wörterbuch konnten wir schließlich 1978 erstmals eine größere Anzahl Wörter zu den Buchstaben A und B veröffentlichen (vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 183) und damit einen Vorschlag publizieren, wie ein Auschwitz-Wörterbuch aussehen kann.

Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski,
Danuta Wesołowska

Nachwort 1987

Sechs Jahre liegen zwischen der Erstveröffentlichung dieses Essays und der Niederschrift der hier als Anhang abgedruckten Gedanken und Hinweise. Die Verfasser, zu denen nach dem Tod von Dr. Zenon Jagoda (1981) Dr. Danuta Wesołowska hinzutrat (Polonistin an der Jagiellonen-Universität in Krakau), setzten die Arbeit am Auschwitz-Wörterbuch seither fort und haben weitere Erfahrungen gesammelt.

Erst nachdem wir uns im Laufe der Jahre immer tiefer in die Materie eingearbeitet hatten, damit begannen, das umfangreiche kartierte Material zum Druck vorzubereiten und die Arbeit am Auschwitz-Wörterbuch jetzt allmählich abschließen, begriffen wir seine wirkliche Bedeutung. Wir sehen heute sehr viel deutlicher als zu Beginn unserer Arbeit, daß das Auschwitz-Wörterbuch einen unvergleichlich intensiven Zugang zu der Wirklichkeit des Lagers eröffnet, Sachverhalte offenlegt, die bisher weder in der diskursiven Sprache der Wissenschaft noch in den deskriptiven Berichten Überlebender Ausdruck finden konnten.

Wer sich geduldig auf die wichtigsten wie die scheinbar geringsten Realia des Lagers einläßt und deren Bezeichnungen und Funktionsweise im weiteren Kontext analysiert, dem wird die Wahrheit über die Lager zugänglicher. Die Sprache von Auschwitz ist Zeugnis des Leidensweges der Häftlinge.

Auch das Material widersetzte sich, eine eigene Untersuchungsmethode wurde notwendig. Der einzelne Häftling, der einzelne Forscher stand der Welt des Lagers meist völlig orientierungslos gegenüber und konnte lediglich Ausschnitte erfassen. Denn diese Materie spiegelt in ihrer ganzen Entsetzlichkeit spezifische, in Veränderung und Entwicklung befindliche Erscheinungen einer künstlich geschaffenen Diskriminierung und Vernichtung, spiegelt extreme Gegensätze wider, die erst gedanklich erfaßt und verarbeitet werden mußten.

Die Lagersprache hat das alles festgehalten: Absurde Verbrechen und ungewöhnlichen Heroismus, extreme Existenz und Tod, rücksichtslos Schlagende und terrorisierte Geschlagene, Berufshenker und unschuldige Opfer, extrem Privilegierte und völlig Rechtlose, Herrscher über Leben und Tod und Gemordete, jene, die die Nazi-Ideologie überwältigt hatte und die, denen sie die Menschenwürde nahm, unvorstellbarer Reichtum und absolutes und erniedrigendes Elend und Hunger, fast perfekter Totalitarismus der Mächtigen und geistige Flucht vieler Häftlinge, Erniedrigung und Kampf um die Würde, vernichtende Hoffnungslosigkeit und die Kraft psychischen Widerstands, in der Freiheit tödliche Krankheiten, die im Lager besiegt wurden, Verlust des Glaubens und Gewinn unbrechbaren Glaubens, Haß und heroische Nächstenliebe.

Heute sehen wir, daß diese in einer gleichsam experimentellen Ausnahmesituation entstandene Sprache aus zwei Gründen umfassend untersucht werden muß:

Die Lagersprache ist ein weiterer Beweis, daß der Albtraum des Konzentrationslagers Wirklichkeit war. Sie hat Tausende Realia und Erscheinungen im Lager und Verhältnisse zwischen Menschen sowie zwischen Menschen und Dingen – der pathologischen toten Natur des Lagers – festgehalten. Das Auschwitz-Wörterbuch zeigt eine künstliche Welt zusammengepferchter, unausdenklichen Leiden ausgesetzter und schließlich ermordeter Menschen. Je stärker ein Problem auf den Häftlingen lastete und sie bewegte, desto zahlreicher sind die entsprechenden Begriffe in ihrer Sprache. Viele Häftlinge konnten vor dem KZ kein Deutsch oder hatten nur geringe Deutschkenntnisse. Trotzdem werden z.B. die für einzelne SS-Männer charakteristischen Schimpfwörter unabhängig voneinander übereinstimmend wiedergegeben. Auch die trotz aller Varianten im Kern einheitliche Schreibweise, in der ehemalige Häftlinge die Wörter für Dinge im Lager wiedergeben, zeigt, daß sie diese nicht irgendwo gelesen, sondern sich an diesem Ort für das ganze Leben eingeprägt haben.

Die Erforschung der unter diesen Bedingungen entstandene Sprache ist jedoch auch für das Wissen über Sprache im Allgemeinen von Bedeutung. Und eine Untersuchung der Sprache, die die für den Tod bestimmten Menschen in Auschwitz gesprochen, des sprachlichen Zeugnisses dieser Hölle, das sie im Angesicht des Todes hervorgebracht haben, sagt viel über den Menschen selbst und seine Ausdrucksform Sprache. Damit diese Sprache weiter erforscht werden kann und z.B. sozialpsychologische oder psycholinguistische Untersuchungen möglich werden, mußte sie zunächst in dem noch zugänglichen Umfang registriert werden. Auch sollte ein umfassendes Wörterbuch der *lagerszpracha* von Auschwitz herausgegeben werden; eine Arbeit, die noch nicht abgeschlossen ist. Fortlaufend geht neues Material ein, das systematisch überprüft wird (so werden z.B. nur solche Begriffe in das Wörterbuch aufgenommen, für die es mehrere Belege in Berichten ehemaliger Häftlinge gibt).

Die in den Auschwitz-Heften des „Przegląd Lekarski" bisher veröffentlichten Teile des Wörterbuchs (vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 183, 187, 209, 210, 211) stellen ein Modell vor, wie das Auschwitz-Wörterbuch aussehen kann. Bis 1987 wurden die Buchstaben A, B, C, Ć, D, E, G, Ł und Ż gedruckt. Die beiden Buchstaben A und B waren noch eher Wortlisten mit knappen

Erläuterungen, ausgehend von den bisher gesammelten Erfahrungen wurden jedoch in den folgenden Teilen zunehmend mehr Zitate, also die jeweiligen Kontexte der Stichwörter, abgedruckt.

Die zum Tode bestimmte Gemeinschaft der Auschwitz-Häftlinge brachte eine Sprache hervor, die zwar nicht offiziell bestand, damals aber den Wert einer Schutzreaktion hatte und heute Zeugnis ihres Leidenswegs ist. Das totalitäre System im Lager nahm den Menschen bekanntlich nicht allein ihre Freiheit, sondern bereitete ihnen ein Dasein in einer entsetzlichen und extremen Lage. KL Auschwitz-Birkenau, das war mehr als ein Staat im Staat, das war eine andere Welt. Und die *lagerszpracha* ist Abbild dieser Welt.

Die Sprache von Auschwitz wird sicher unter verschiedenen Aspekten untersucht werden (z.B. psycholinguistische, soziolinguistische oder pragmalinguistische Forschungen).[1] Ausgedehnte Perspektiven also für weitere Forschungen, die wir hier lediglich andeuten.[2] Damit solche fundamentalen Forschungen durchgeführt werden können, muß jedoch, wie erwähnt, zuerst die Arbeit am Auschwitz-Wörterbuch abgeschlossen werden.

1 Für das offizielle Deutsch im Lager sei dabei auf Viktor Klemperers LTI, die Lingua Tertii Imperii – vgl. Viktor Klemperer. LTI. Notizbuch eines Philologen. Berlin 1947 –, aber auch auf George Orwells „newspeak" verwiesen.

2 Vgl. Andrea Devoto, Massimo Martini. La violenza nei lager. Analisi psicologica di uno strumento politico. Milano 1981; Wolf Oschlies. „Lagerszpracha". Zu Theorie und Empirie einer KZ-spezifischen Soziolinguistik. Zeitgeschichte 13. 1985, H. 1, S. 1–27.

Otto Wolken

Die Befreiung von Auschwitz-Birkenau*

Es kam der 17. Januar 1945. In der stockfinsteren Winternacht war nur der graue Schnee zu sehen, der das Lagergelände zudeckte. Wegen Fliegeralarms waren die Lampen, die sonst die Dunkelheit entlang der elektrisch geladenen Umzäunung erhellten, abgeschaltet. Nur ab und zu leuchtete die Glut der Zigaretten auf, die die SS-Leute auf den Wachtürmen rauchten. Überall herrschte Totenstille, weil der Kampflärm der näherrückenden Front, der in den letzten Tagen oft vom Wind herangetragen wurde, plötzlich ausgesetzt hatte.

Der Franzose Sudek, der Nachtwache in einem Revierblock hatte, brachte mir gerade eine Tageszeitung. Irgendwie bekam er täglich Zeitungen aus der Blockführerstube und gab sie zu genau festgelegten Stunden an vertrauenswürdige Häftlinge weiter. Ich war „Abonnent", und zum Lesen war mir die Zeit nachts von halb bis viertel vor zwölf zugeteilt.

Nachdem ich mich sorgfältig mit einer über den Kopf geworfenen Decke abgeschirmt hatte, zündete ich mein Lämpchen an, eine kleine Blechbüchse mit Ichtyolsalbe und einem Lappen als Docht. Ich las die letzten Nachrichten von der Front: Ein kleiner feindlicher Durchbruch im Weichselbogen bei Radom und Kielce sei abgeriegelt und eine Frontbegradigung durchgeführt worden. So weit ist die Front also noch entfernt! Hatte der SDG Flagge doch recht, als er gestern auf meine Frage nach dem Geschützdonner sagte, das seien deutsche Ferngeschütze, die nicht weit von uns aufgestellt sind? Resigniert legte ich die Zeitung zusammen, die Sudek abholen sollte, machte das Lämpchen aus und versuchte einzuschlafen.

Plötzlich zerriß der grelle Klang des Gongs die Nachtruhe. Überall Rufe: „Alle Ärzte und Pfleger sofort antreten." Jetzt, mitten in der Nacht? Die sind wohl verrückt geworden! Ich drehte mich auf die andere Seite und versuchte wieder einzuschlafen, während meine Kameraden in der Stube aufstanden, sich in größter Eile anzogen und mich zu wecken versuchten, da sie überzeugt waren, ich hätte den Gong und die Rufe nicht gehört. Sie waren schnell fertig und liefen hastig raus. Wieder war Ruhe. Aber bald darauf wurde die Tür geöffnet, ein reichsdeutscher Blockältester kam herein und leuchtete die Stube mit einer Taschenlampe aus. Als er mich entdeckte, schlug er mit dem Knüppel auf meine Pritsche: „Hast Du nicht gehört. Aufstehen und vor der Schreibstube antreten!"

Langsam stand ich auf, kleidete mich an und ging in die dunkle, kalte Winternacht. Vorsichtig pirschte ich mich an die Schreibstube heran, aus der Stimmengewirr kam, denn ich wollte zunächst feststellen, was dort los war. Ich hielt mich im Schatten eines Blocks und sah einen SS-Mann mit einer Blendlaterne vor einer Reihe angetretener Ärzte und Pfleger aus unserem Block. Der SS-Mann rief: „Wird's bald. Soll ich euch Beine machen? Glaubt ihr, ich bleibe da, bis die Russen kommen?" Dabei zählte ein anderer SS-Mann die aufgestellten Häftlinge. Ich hörte: „96, 97, 98, 99, 100", und dann das Kommando: „Rechts um! Marsch!" Dann drangen die Schrittgeräusche der abmarschierenden Gruppe aus immer größerer Entfernung in mein Versteck, ich hörte, wie sich das eiserne Lagertor rasselnd schloß, wie die Ketten klirrten und das Schloß einrastete.

Gedankenverloren kehrte ich in meinen Block zurück und suchte mein Bett. Die Russen sind also schon erheblich näher, als der Wehrmachtsbericht zugab, und das Donnern, das wir gehört hatten, zeigte, wie nahe die Front war. Ich konnte also langsam hoffen, was ich in den deutschen Lagern bis dahin nie gewagt hatte, daß ich aus dieser Todesfabrik lebend herauskommen werde. Lebend nach fast sieben Jahren Haft in mehreren deutschen Lagern. Ich war ungeheuer erregt, als ich an die näherkommende Freiheit dachte, spürte aber auch lähmende Angst, wie sie nur empfinden kann, wer in der Todeszelle den letzten Tag vor der Hinrichtung anbrechen sieht und nicht weiß, ob seine Bitte um Begnadigung günstig entschieden oder abgelehnt wird. Ja, das Ende des Lagers kommt näher, aber lassen sie uns einfach hier, oder werden sie nicht in letzter Minute versuchen, uns auf irgendeine grausame Art und Weise umzubringen. Entsetzliche Gedanken quälten mich den Rest der Nacht. An Schlaf war nicht mehr zu denken.

Um fünf Uhr früh riß mich wieder der Gong aus wilden Träumen. Ich mußte aber endlich schlafen. Dann kam der Befehl: „Die übrigen Ärzte und Pfleger vor der Schreibstube antreten!" Wollen sie den Rest der Ärzte und Pfleger holen?

* Otto Wolken schrieb diesen Text für den „Przegląd Lekarski – Oświęcim", wo er im Jg. 1966, S. 113–119, ins Polnische übersetzt von Maria Masłowska, unter dem Titel „Oswobodzenie obozu koncentracyjnego Oświęcim-Brzezinka" erschien. Die deutsche Originalfassung ist nicht mehr auffindbar; wir veröffentlichen deshalb eine Rückübersetzung aus dem Polnischen von Jochen August.
Bereits am 17. April 1945 beschrieb Wolken die gleichen Ereignisse in einer deutsch aufgezeichneten Aussage vor dem polnischen Untersuchungsrichter (Archiv der Gedenkstätte Auschwitz: Akten des Prozesses gegen Rudolf Höß, Band 6, Blatt 288–298, 301–311); diese Aussage wurde bei der Rückübersetzung für einzelne Formulierungen zu Rate gezogen. Der hier veröffentlichte Text weicht an einzelnen Stellen von dieser Aussage ab, beide Berichte stimmen jedoch im Ablauf der Ereignisse im Wesentlichen überein. Vgl. auch Otto Wolken, Chronik des Quarantänelagers Birkenau. In: Auschwitz. Zeugnisse und Berichte. Frankfurt am Main 1962, S. 139–150.

Was wird dann mit den Kranken? Wohin wollen sie uns führen? Ich empfand, daß ich das erst klären müßte. Ich fragte hier und dort, aber niemand wußte etwas. Schließlich fand ich den Lagerältesten, Professor Epstein von der deutschen Universität in Prag. Als ich fragte: „Was ist denn das schon wieder? Ich bleibe hier, ich gehe nicht mit! Mir reicht's", beruhigte er mich. Durch den Abtransport in der Nacht waren viele Blöcke ohne Ärzte und Pfleger geblieben. Es mußte festgestellt werden, wie viele Ärzte und Pfleger noch da waren, und eine neue Einteilung gemacht werden, damit kein Block ohne ärztliche Betreuung blieb. Als ich das wußte, ging ich zur Schreibstube. Es war wirklich nur noch eine kleine Schar übriggeblieben, so daß jeder Arzt drei Krankenblöcke versorgen mußte. Zu meinem Block 12 erhielt ich noch die Blöcke 5 und 6.

Eine Stunde später erfuhr ich, daß wir Listen anzulegen hätten, und zwar eine Liste der Kranken, die einen Fußmarsch von 15 Kilometern leisten können, eine Liste derer, die nur 5 Kilometer zum Bahnhof Auschwitz marschieren können, und eine Liste solcher Häftlinge, die zum Fußtransport unfähig sind. Während des Vormittags wurden für die marschfähigen Kranken Strümpfe, Schuhe und Kleidung gebracht.

Es kam zu kaum beschreiblichen Szenen. Die Kranken wurden regelrecht panisch. Keiner wollte im Lager bleiben. Sie weinten und baten, auf die Liste der Gehfähigen gesetzt zu werden. Es kostete mich viel Mühe und Überredung, um sie davon zu überzeugen, daß sie den sicheren Tod wählten, wenn sie das Lager verließen, daß sie aber, wenn sie noch blieben, eine geringe Überlebenschance hatten. Ich schwor ihnen, daß ich sie nicht im Stich lasse und bis zum glücklichen oder bitteren Ende bei ihnen bleibe. Mit Mühe gelang es mir, sie dazu zu bringen, sich als Marschunfähige in die Betten zu legen. Ich überredete auch ein paar Ärzte und Pfleger, bei den Kranken im Lager zu bleiben.

Dann ertönte wieder der Gong und es wurde gerufen: „Alle Papiere und Dokumente zur Schreibstube bringen!" Der Befehl war für mich wieder ein Problem. Als Schreiber in der Ambulanz des Quarantäne-Lagers mußte ich nämlich – sagen wir dienstlich – das Totenbuch, das Einweisungsbuch in die Krankenstube und die Aufstellung der quarantänefreien Transporte führen. Außerdem mußte ich dem Lagerarzt täglich einen schriftlichen Bericht mit Angaben über Zahl und Art der Infektionsfälle, das Ergebnis der Läusekontrolle, die neu eingetroffenen und die abgehenden Häftlingstransporte usw. vorlegen. Ebenso hatte ich die Wochen-, Monats-, Halbjahres- und Jahresberichte anzufertigen. Zu diesem Zweck legte ich mir ein kleines Heft an, in das ich die Tagesrapporte für den Lagerarzt eintrug und dann die einzelnen Summen pro Tag für die zusammenfassenden Rapporte zusammenzählte.

Außerdem hatte ich auch Aufzeichnungen gemacht, die nicht für den Lagerarzt, sondern für die Nachwelt bestimmt waren. Ich legte eine vollständige Liste der eintreffenden Häftlingstransporte an und vermerkte, woher sie kamen, wie stark sie waren, wie viele Häftlinge an der Rampe zur sofortigen Vergasung selektiert wurden, welche Nummern die Häftlinge erhielten und welches weitere Schicksal sie hatten. Ich machte auch Eintragungen über jede Selektion, über einzelne Vorfälle im Lager, Übergriffe der einzelnen SSler und „Kapos", das weitere Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen und schwerverwundeten Soldaten und die wirklichen Todesursachen der Häftlinge, da im Totenbuch nur erlaubte Todesursachen wie Herzkrankheit, Lungenentzündung, auf der Flucht erschossen, eingetragen werden durften, also nicht: verhungert, erschlagen, zu Tode gefoltert, vergast. Bei der Auflösung des Quarantänelagers [Anfang November 1944] nahm ich diese Dokumente – vorgeblich auf Anweisung des Lagerarztes – mit in einen Krankenblock, wo ich sie bis jetzt aufbewahrt hatte.

Sollte ich mich jetzt von diesen Aufzeichnungen trennen, die ich unter großer Gefahr und Einsatz meines Lebens zusammengetragen hatte, weil ich es für sehr wichtig ansah, das alles zu retten? Niemals! Ich lief also zu meinem Block, holte von dort einen Packen – übrigens uninteressante – Krankengeschichten und ging zur Schreibstube, um die Lage zu sondieren. Als ich mit meinen Papieren ankam, brannte vor der Schreibstube schon ein Feuer, bei dem zwei SS-Leute und einige Häftlinge standen. Die Papiere wurden mir ohne viel zu fragen aus der Hand gerissen und ohne festzustellen, worum es sich handelte, auf den Stoß der bereits brennenden Dokumente geworfen. Genau das wollte ich. Ich lief also zurück in meinen Block und versteckte erst einmal die für mich sehr wertvollen Dokumente in meinem Strohsack. Um jeden Verdacht von mir abzulenken, fing ich dann eifrig an, für das Feuer andere unwichtige Papiere anzuschleppen, die ich zwischen alten Krankengeschichten in meinem Block und in den Blöcken fand, die mir an diesem Morgen noch zugeteilt worden waren. Als nachts dann alle schliefen, steckte ich alle meine Dokumente mit einer hastig geschriebenen Erläuterung der Bedeutung der einzelnen Zahlen und Decknamen in eine Blechdose für Verbandszeug. Dann machte ich mit einem alten Messer und einem Löffel ein Loch neben dem Türpfosten meines Blocks und versteckte dort meinen Schatz. Einmal würde der Block doch abgerissen werden und dann mußte jemand die versteckte Dose finden. Ich dachte damals noch nicht, daß ich überleben und die Schriftstücke selbst aus dem Versteck herausholen würde, was ich dann nur sieben Tage später wirklich tun konnte.[1]

Um 14 Uhr kam ein neuer Befehl: „Alle Marschfähigen und die restlichen Ärzte und Pfleger zum Abmarsch antreten!" Ich hatte jedoch nicht die Absicht mitzugehen. In der Nacht ließ ich mir alles genau durch den Kopf gehen. Ich hatte nicht die geringste Chance, bei diesem Marsch mit dem Leben davonzukommen. Hier war Luigi [Ferri], der italienische Junge, den ich vor dem Tod in der Gaskammer gerettet hatte. Ich hatte ihn bis jetzt gerettet, war für ihn ein neuer Vater und wollte ihn nicht zurücklassen. Im kniehohen Schnee könnte der Junge nicht lange marschieren. Er würde zu weinen anfangen, daß er nicht weitergehen könne, ich würde ihn zu tragen versuchen, und wie lange könnte ich das aushalten? Ich wog selbst nicht mehr als 38 Kilogramm. Erschöpft und niedergeschlagen würde ich mich in den Schnee setzen, einer der SSler aus der Begleitmann-

1 Die Dokumente wurden der Kommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Krakau übergeben. Dr. Otto Wolken hat sie in einem damals aufgenommenen Protokoll im einzelnen beschrieben und ihren Inhalt erläutert. (Vgl. a. Gesamtverzeichnis, Nr. 280-282).

schaft würde seinen Revolver ziehen und mich erschießen. Er mußte dies schließlich tun, sonst würde sich die ganze Kolonne setzen und sagen: „Wir können nicht weiter". Allein Furcht und Angst können die Menschen bis zum letzten Atemzug antreiben.

Diese ganze Szene stellte ich mir in jener Nacht vor, durchlebte sie vielleicht sogar im Schnee. Nein, Marsch kommt nicht in Frage. Ich kann mich nur verstecken, aber wie und wo? Man rief schon nach mir und suchte mich, also sagte ich in Block 12, wenn mich jemand suche, sei ich in Block 6; und dort sagte ich, ich sei in Block 12. Ich wanderte also von einem Block zum anderen, bis ich schließlich in Block 12 unter den Strohsack eines in der Agonie liegenden Kranken kroch und abwartete, was weiter geschieht.

Als es im Lager ruhig geworden war, so daß ich annehmen konnte, daß alle abmarschiert waren, kam ich aus meinem Versteck. Viele Kranke, die sich völlig alleingelassen und ihrem Schicksal überlassen wähnten, weinten, und Luigi hatte mich verzweifelt unter den Abmarschierenden gesucht; jetzt saß er als das Unglück in Person tränenüberströmt in meiner Stube. Als mich die Kranken wiedersahen, freuten sie sich. Ich holte sogleich einige Ärzte und gehfähige Kranke zusammen, die ich zum Dableiben überredet hatte, und begann, so etwas wie eine ärztliche Betreuung der mehr als 2 000 im Lager zurückgebliebenen Kranken zu organisieren.

Während dieser Vorbereitungen gab es einen russischen [?] Bombenangriff auf die Stadt Auschwitz. Das war ein erschreckender und zugleich schöner Anblick. Zuerst die Positionsbomben: dunkelrote, glühende Vollmonde, die mit einem schrecklichen Heulen niedergingen, um dann, eine schwarze Wolke hinter sich herziehend, mit betäubendem Knall in der Luft zu zerbersten. Dann wurden Leuchtbomben geworfen, die wie Weihnachtsbäume aussahen und eine solche Helligkeit im Lager verbreiteten, daß man ohne Schwierigkeiten eine Zeitung lesen konnte, und schließlich kamen die Bomber angeflogen.

Während dieses Bombenangriffs wurde das Kraftwerk in Auschwitz zerstört, so daß wir im Lager nicht nur kein Licht, sondern auch kein Wasser mehr hatten, weil die Pumpen nicht mehr arbeiteten. Das schuf schlechte Aussichten für die nächsten Tage. Wir stellten fest, daß die Wachtürme nicht mehr besetzt waren. Auch die SS-Posten waren geflohen. War das aber schon die letzte Flucht? Vielleicht kommen die SSler zurück, und was wird dann? Als ich mir in der letzten Nacht über alle diese Fragen klar zu werden versuchte, konnte ich nicht einmal ahnen, wie schnell das alles Wirklichkeit sein würde.

Da ich in der Nacht schon alles festgelegt hatte, konnte ich jetzt planmäßig in Aktion treten und arbeitete ab diesem Augenblick wie ein Automat.

Punkt 1. Wir sitzen im Lager wie die Mäuse in der Falle. Die Stacheldrahtumzäunung steht nicht mehr unter Hochspannung, wir werden also versuchen, sie an einigen Stellen aufzureißen, um für alle Fälle einen Ausgang vorbereitet zu haben. Ich wußte noch nicht, daß ich ihn kurz darauf selbst brauchen würde. Im Waschraum fand ich eine Drahtschere, mit der an verschiedenen Stellen Löcher in den Drahtzaun geschnitten wurden, die groß genug waren, um aus dem Lager fliehen zu können.

Punkt 2. Ich machte mir Gedanken über die Wasserversorgung, ich wußte, daß es im Lager zwei Zisternen gab und kannte die Stellen, wo sie sich befanden. Noch in der Nacht machte ich mich also mit ein paar Mithäftlingen auf, um diese Zisternen unter dem einen halben Meter dicken Schnee zu suchen und zu sichern, damit die Blöcke zumindest mit Wasser zum Trinken versorgt werden konnten. Zum Waschen war genug Schnee da.

Punkt 3. Noch in der Nacht ging eine mit der Drahtschere und einer ebenfalls im Waschraum gefundenen Brechstange ausgerüstete Gruppe in die benachbarten, verlassenen Lagerabschnitte, um dort in den Magazinen danach zu suchen, ob irgendwelche Lebensmittel zurückgeblieben waren. Die Expedition fand Brot, Tee, Zucker und Gries. Es wurde beschlossen, die Vorräte am nächsten Tag zu unserem Block zu bringen und auf die einzelnen Blöcke zu verteilen.

Am nächsten Morgen wagte ich mit einigen Leuten, den Block zu verlassen und in das SS-Revier zu gehen, das verlassen dalag. Ich fand dort Dosen mit Sauerkraut, Pakete mit Maggisuppen und sogar eine gewisse Menge Zigaretten. Auf einem Schlitten, den wir aufgetrieben hatten, transportierten wir diese Vorräte in unseren Block. Wir bereiteten daraus in einem Waschkessel eine Suppe und gaben mittags an die Kranken eine warme Mahlzeit aus. Zu dieser Zeit wurden auch das Brot, der Zucker und der Tee gebracht, so daß sich das Magazin in meinem Block mit Lebensmitteln für mehrere Tage füllte.

Nachmittags transportierte auch ich Lebensmittel. Ich lud die vollen Körbe auf und wir kehrten gerade zu unserem Block zurück, als wir plötzlich Schüsse hörten. Bevor wir wußten, was los war, stürmte eine Gruppe von SS-Männern mit gezogenen Revolvern auf uns zu, darunter der mir bekannte Oberstabsführer Polock [?], der auch mich sehr gut kannte. „Was machst du da?", schrie er. Ich log frech: „Der Kapo der [Diät-]Küche hat mich geschickt, um diese Sachen zur [Diät-]Küche im Krankenbau zu bringen." Ehe ich mich versah, hatte ich eine schallende Ohrfeige kleben, „Sofort zurücktragen!" brüllte er noch, und die SS-Männer stürmten weiter. Ich stellte die Trage mit den Lebensmitteln im nächstliegenden Block ab und lief zu meinem Block zurück. Aus dieser kritischen Situation kam ich verhältnismäßig gut heraus, hatten wir doch Schüsse gehört und auf dem Rückweg die Leichen erschossener Mithäftlinge gesehen. Als es wieder ruhiger war, gingen wir zurück und holten die Trage mit den Lebensmitteln ab, wo wir sie zurückgelassen hatten.

Während wir uns so darum kümmerten, daß die Kranken Lebensmittel bekamen, mußten wir auch die ärztliche Versorgung organisieren. Da sich die SDG und der Lagerarzt nicht mehr damit befaßten, fühlte ich mich dazu verpflichtet, die Kranken in den mir zugeteilten drei Blöcken zu versorgen. Um mir diese Arbeit zu erleichtern und weil wir Brennholz zum Kochen und zum Heizen des Blocks brauchten, verlegte ich alle Kranken aus Block 5 und aus Block 6 in meinen Block, wo es Platz gab, den die abmarschierenden Kranken freigemacht hatten. Die freigewordenen Betten wurden nach und nach als

Brennholz verbraucht. Aus der vollständig „verwaisten" Lagerapotheke holten wir große Mengen an Arzneien, die dem Block früher höchstens in Mengen von 10 bis 20 Stück zugeteilt worden waren, obwohl gewaltige Bestände vorhanden waren. Wir waren glücklich, daß wir einen ausreichenden Vorrat an Arzneimitteln hatten, die wir für eine erfolgreiche Behandlung der Kranken brauchten.

Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß die SS Auschwitz noch immer nicht aufgegeben hatte. In der leerstehenden Blockführerstube hatte der russische Kriegsgefangene Andrej [Andreev?], der in der Diätküche des Krankenbaus arbeitete, ein Gewehr mit Munition gefunden, und aus Freude, wieder eine Waffe zu besitzen, ein paarmal in die Luft geschossen. Eine Abteilung vom Sicherheitsdienst tauchte auf und forderte die Herausgabe der Waffe, da man aus dem Lager Schüsse gehört hatte. Wir versicherten, daß hier nur Kranke, ein paar Ärzte und Pfleger seien und daß wir keine Waffe hätten. Aber irgend jemand muß aus Angst verraten haben, daß Andrej ein Gewehr hat. Sie begannen also wieder nach Andrej zu suchen, der unterdessen aus dem Lager geflohen war, und weil sie ihn nicht finden konnten, holten sie alle noch im Lager befindlichen russischen Kriegsgefangenen zusammen, stellten sie an einen Graben und erschossen sie. Einer von ihnen ließ sich, als der Befehl gegeben wurde, geistesgegenwärtig in den Graben fallen. Er hatte nur einen Streifschuß am Hals erlitten, und als der Sicherheitsdienst sich wieder entfernte, holte ich ihn aus dem Graben in den Block, um ihn zu behandeln. In die Kleidung des Verwundeten wurde eine der Leichen aus der Leichenkammer gesteckt, die wir in den Graben legten, damit die Zahl der Getöteten für alle Fälle vollständig war, sollte der Sicherheitsdienst [Wolken schreibt hier: Sonderdienst] wieder zurückkommen. Und der kam, erstens um Andrej zu suchen, und zweitens, um Häftlinge zu holen, die die Leichen der Russen zu dem kleinen Wäldchen am fünften Krematorium bringen sollten, wo sie auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurden.

Eine neue Gefahr brachte uns der Abend. Mit ölgetränkten Lappen steckten SS-Männer das uns benachbarte „Kanada" an, dessen Blöcke bis unter das Dach mit akkurat verpackter Wäsche und Kleidung, immer zehn Stück gebündelt, voll waren. Die Flammen, die Funken und die brennenden Stoffetzen, die der Wind in unsere Richtung trug, drohten auch unsere Blöcke zu vernichten. Das Feuer war so stark, daß der Teer von den Dächern der Blöcke zu tropfen begann. In größter Eile organisierte ich Feuerwachen, die mit Eßschüsseln Schnee auf die gefährdeten Dächer warfen, um sie feucht und kalt zu halten und so vor dem Feuer und den Funken zu schützen.

Unsere Kranken lagen nur im Hemd, ja viele von ihnen völlig nackt auf den Pritschen. Wenn die SS-Männer auch unser Lager anstecken, wie werden wir dann unsere Kranken retten? Sollen wir sie aus den Baracken tragen und nackt in den Schnee legen? So daß sie nicht durch das Feuer, sondern durch Erfrieren sterben werden? Und keine zehn Meter von uns entfernt brennen tausende Kleidungsstücke, mit denen wir unsere Kranken retten könnten. Ich holte schnell eine Gruppe mutiger Kameraden zusammen, drang mit ihnen in das brennende Lager ein und warf aus den brennenden Blöcken die sorgfältig sortierten Bündel mit noch nicht von den Flammen erfaßter Wäsche und Kleidern, die wir von dort schnell zu unserem Lager brachten. Der Rauch nahm uns den Atem, und wir mußten uns alle Augenblicke vor den Flammen zurückziehen, fanden aber immer wieder durch eine offene Tür, durch eingeschlagene Fenster einen Zugang zu noch nicht vom Feuer erfaßten Kleidungsbeständen, bis wir erkannten, daß wir einen ausreichenden Vorrat an Bekleidung für alle unsere Kranken hatten. Das Feuer wütete zwar immer stärker, wir konnten unser Lager aber doch erfolgreich vor den Funken und den Flammen schützen, und als schließlich am Morgen die Windrichtung wechselte, war die Gefahr vorbei.

Dafür brachte der Tag eine neue Nervenprobe. Gegen 10 Uhr fuhr eine SS-Abteilung mit einem Lastkraftwagen in das Lager, mitten im Lager wurden mehrere Maschinengewehre aufgestellt, und am Vorder- und Hintereingang jedes Blocks bezog ein SS-Posten Position. Die Situation war extrem kritisch. Eine unheimliche Stille und Spannung herrschte im ganzen Lager. Auf ein Kommando gingen SS-Leute in jeden Block, um den Stand aufzuschreiben und die Häftlinge zu zählen. Ich war so niedergeschlagen, daß ich nicht einmal die Zahl meiner Kranken nennen konnte. Dreimal wurde gezählt, und dreimal paßte das Ergebnis nicht. „Wo hast du sie versteckt?" Da kam mir der rettende Gedanke. Ich erklärte dem SS-Mann, daß ich vergessen hatte, daß gestern fünf meiner Kranken gestorben waren und in der Leichenkammer liegen. Also ging er mit mir in die an unseren Block angebaute Leichenkammer, wo schon viele hundert Tote lagen. Ich orientierte mich mit einem schnellen Blick, führte ihn zu einer kleinen Gruppe von Leichen und fügte hinzu, daß seien die Gestorbenen aus meinem Block. Er schien zufrieden zu sein.

Als wir die Leichenkammer verließen, tauchte auf der Lagerstraße ein Personenkraftwagen auf. Ein SS-Mann sprang heraus, lief zum Lager und sagte ein paar Worte zu dem Offizier, der neben der Gruppe an den Maschinengewehren stand. Ein Pfeifsignal ertönte. Die Maschinengewehre wurden auseinandergenommen, und die SS-Männer fuhren mit dem Lastkraftwagen so schnell wieder weg, wie sie gekommen waren. Und wieder konnten wir erleichtert aufatmen.

Noch einmal sollten wir jedoch die Hand der SS spüren. Am 24. Januar tauchte vormittags wieder eine Gruppe SS-Männer mit dem besonderen Auftrag auf, die übriggebliebenen Juden mitzunehmen. Ich floh in Block 10, in dem Polen waren, wie ich annahm befreundete Ärzte, aber dieser Empfang enttäuschte mich. „Was willst du hier? Hast du nicht gehört, alle Juden sollen antreten?" „Ja natürlich, deshalb komme ich ja zu dir, um mich zu verstecken." Er warf mich aus dem Block mit den Worten: „Hier ist ein arischer Block. Raus!" Als ich den Block verlies, lief ich einem SS-Mann in die Arme. „Was machst du hier?" „Ich bin Arzt und behandle Kranke." „Scheiße, du trittst sofort an, oder ich zeig's dir." Ich hatte nur ein Hemd an und fragte zaghaft, ob ich mir nicht aus meinem Block zumindest einen Rock holen könne. Er erlaubte es. Ich lief zum Block, nahm den Rock und beobachtete den SS-Mann durch eine Ritze in der Tür. Als er sich nach einer Weile mit dem Rücken zum Block drehte, lief ich in die andere Richtung. Ich

hörte den SS-Mann noch „Halt!" schreien. Er schoß ein paarmal in meine Richtung, aber ich hatte schon das hintere Ende des Blocks erreicht, lief aus der Schußlinie und direkt zu einer Öffnung in der Umzäunung, die ich selbst vor ein paar Tagen dort in den Stacheldraht geschnitten hatte, wo der Latrinenablaufgraben nach draußen verlief. Ich sprang in die entsetzliche Jauche. Von dem tiefen Graben und dem hohen Schnee abgeschirmt, watete ich weiter bis zu der großen Zisterne, die zu der Kläranlage gehörte, und sprang nach unten auf den Betonabfluß, der in die Zisterne hineinführte. Dort saß ich trotz der Kälte schweißnaß vor Angst, denn ich war dort gefangen. Wenn der SS-Mann mir nachliefe, könnte ich nur in die Zisterne hineinspringen, und dort müßte ich verhungern oder erfrieren, da ich die fünf Meter hohe Betonwand nicht ohne Hilfe hochklettern konnte. Und wer hätte mir helfen können? Wie ich mich heute erinnere, sah ich dort – wie in einem schnellen Film – mein ganzes bisheriges Leben, besonders die sieben Jahre in den Konzentrationslagern, und alle die schrecklichen, oft sehr schmerzlichen Erlebnisse in dieser Zeit liefen vor meinen Augen ab. Ich machte mir die ganze Unsinnigkeit dieser Existenz klar. Hatte ich die ganzen sieben Jahre Folterhölle, Quälerei und Erniedrigung ertragen, um kurz vor der Befreiung in Exkrementen zu sterben?

Der SS-Mann kam jedoch nicht. Ich hörte Schreie im Lager und Schüsse, und dann wurde es dunkel. Ich fing an, meine Beine vom Kot zu säubern und wartete, bis es ganz dunkel war. Als es im Lager still geworden war, ging ich vorsichtig wieder zurück. In meinem Block empfingen mich die Kranken mit Freudenrufen, und Luigi, der geweint hatte, weil ich nicht da war, strahlte jetzt vor Glück. Alle hatten nämlich befürchtet, ich sei erschossen worden, weil der SS- Mann, als ich aus dem Block lief, mehrere Male in meine Richtung geschossen hatte, und die Kranken hatten so große Angst, daß keiner es wagte, den Block zu verlassen. Als ich mich und meine Kleidung gesäubert und die Kranken versorgt hatte, schlich ich mich zum Tor, um zu sehen, ob wir noch bewacht wurden. Das Lagertor war offen. Vor der Blockführerstube lagen sechs Leichen im Schnee, darunter zwei Pfleger aus meinem Krankenblock, und auf der Straße, die durch das Lager führte, konnte man weitere schwarze Flecke, erschossene Häftlinge, sehen. Das waren die Schüsse, die ich aus meinem Versteck gehört hatte.

In der Nacht [26.1., 1 Uhr] zerriß eine starke Detonation die Stille und riß uns aus dem Schlaf. Ich lief aus dem Block, um zu sehen, was nun wieder los ist. Wo gestern abend noch das Krematorium V stand, das einzige, das bislang noch nicht zerstört worden war, konnte ich im faden Licht des Mondes eine gewaltige Staubfahne sehen. Das war ein gutes Zeichen für uns, da ich bis dahin angenommen hatte, es sei zur Liquidierung der im Lager zurückgebliebenen Häftlinge noch stehengelassen worden und die SS-Abteilung habe vielleicht die Aktion durchführen wollen, sei aber durch irgendwelche Umstände davon abgehalten worden.

Am 27. Januar stapften gegen 14 Uhr zwei vermummte Gestalten auf der Lagerstraße durch den Schnee, die auf einem Schlitten ein Maschinengewehr hinter sich herzogen. Vor dem Tor hielten sie inne. Neugierig näherten wir uns ihnen und bemerkten auf ihren Pelzmützen den roten Stern der sowjetischen Armee. Ein Freudenschrei ging durch das Lager: „Die Russen sind da!" Wer nur kriechen konnte, glitt von den Pritschen und ging raus. Unsere Freude war grenzenlos. Wir küßten die bärtigen Gesichter, kochten Tee, holten die wie ein Heiligtum aufbewahrten Zigaretten hervor und wußten nicht, wie wir den Befreiern unsere unermeßliche Dankbarkeit zeigen konnten. Wir lachten und weinten und konnten das Glück der Befreiung nicht fassen. Dauernd lebte noch die Angst in uns, daß die SS-Männer zurückkommen könnten.

Am Abend dieses Tages waren alle bei uns in Aufregung. Hunderte Militärfahrzeuge mit sowjetischen Soldaten fuhren heran und bezogen in unserem und dem benachbarten Lagerabschnitt Stellung, es kam auch ein Jeep, dem ein hochgewachsener russischer Offizier entstieg. Er sprach mit uns jiddisch. Ich erklärte ihm, daß in unserem Block vor allem jüdische Häftlinge untergebracht sind und bat ihn, sich ihnen zu zeigen, da viele von ihnen die Betten nicht verlassen könnten; dann würden sie glauben, daß sie befreit sind. Er kam in unseren Block, knöpfte seinen Mantel auf und zeigte seine ordensgeschmückte Brust. Er sagte, daß wir jetzt nicht mehr um unser Leben fürchten müssen. Die Sowjetische Armee jagt die Deutschen wie die Hasen vor sich her. Er freut sich, daß ihm das Glück zuteil wurde, noch eine, wenn auch kleine Gruppe von Menschen vor den Barbaren zu retten. Er wird alles tun, damit wir in menschenwürdigen Bedingungen untergebracht und mit Lebensmitteln versorgt werden, und die Kranken erhalten jetzt die notwendige Pflege, um wieder gesund werden zu können.

Er hat Wort gehalten. Schon am nächsten Tag bekamen wir eine gute Brühe, Fleischstücke, die wir nur aus weit zurückliegender Erinnerung kannten, und Weißbrot. Ärzte und Pfleger kamen mit Medikamenten. Aber trotz der gewaltigen Anstrengungen aller konnte nicht verhindert werden, daß die Hälfte der Befreiten an den Folgen der Lagerhaft starben, bevor sie in ihre Heimat zurückkehren konnten. Die Entkräftung hatte bei ihnen ein nicht mehr rückgängig zu machendes Ausmaß erreicht. Auch um die Toten kümmerte man sich. Eine Gruppe von Pathologen traf ein. Sektionstische und Schreibmaschinentische wurden aufgestellt. Leichen wurden obduziert und Protokolle über den Zustand und die Todesursache geschrieben. Aus der Umgebung wurden ehemalige Nazis herbeigebracht, die im Lager arbeiten mußten. Die Baracken wurden gesäubert und die Toten feierlich begraben. Im Konzentrationslager Auschwitz I wurde ein großes Lazarett für die Häftlinge eingerichtet, wo jeder Kranke sein eigenes Bett hatte und ärztliche Pflege und Ernährung bekam.

Auf Befehl Himmlers wurde das Konzentrationslager Auschwitz am 20. Mai 1940 gegründet. Am 27. Januar 1945 gab es Auschwitz-Birkenau nicht mehr.

Wie viel Leid, Tod und grausamste Unmenschlichkeit mußte das Lager Auschwitz-Birkenau in diesen viereinhalb Jahren mitansehen! Aber wie viele Beweise gab es auch für Kameradschaftlichkeit, für uneigennützige Freundschaft, ja sogar für organisierten Widerstand unter diesen schweren, nicht vorstellbaren Bedingungen!

Auschwitz darf nicht vergessen werden!

Anhang

Geschichte und Topographie von Auschwitz-Birkenau*

Die polnische Stadt Oświęcim – deutsch: Auschwitz – liegt etwa 60 km westlich von Krakau und 30 km südöstlich von Katowice (Kattowitz). 1939, nach der Besetzung Polens, entstand im Amt des Höheren SS- und Polizeiführers Breslau der Plan, im Zusammenhang mit der Bekämpfung der polnischen Widerstandsbewegung in alten, ehemals österreichischen Kasernengebäuden bei Oświęcim ein Lager zu errichten. Von dort sollten die verhafteten Polen in die bereits bestehenden Konzentrationslager in Deutschland transportiert werden. Als in den folgenden Kriegsmonaten die Gefängnisse und Haftlager in kurzer Zeit überfüllt waren, ordnete der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Heinrich Himmler, am 27. April 1940 an, in Auschwitz ein Konzentrationslager für 10 000 Häftlinge zu errichten. Drei Tage später traf Rudolf Höß, bis dahin Schutzhaftlagerführer im KZ Sachsenhausen, mit einem SS-Kommando in Auschwitz ein. Er wurde am 4. Mai 1940 zum Kommandanten des neuen Konzentrationslagers ernannt.

Für den Umbau des Kasernengeländes zum Konzentrationslager setzte Höß 300 Juden aus der Stadt Oświęcim als Zwangsarbeiter und weitere 39 von einem deutschen Kapo geführte polnische Häftlinge aus dem Konzentrationslager Dachau ein. Am 20. Mai 1940 kamen 30 deutsche, von der SS als kriminell kategorisierte Häftlinge aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen dazu; sie waren als Funktionshäftlinge vorgesehen und erhielten die Häftlingsnummern 1 bis 30. Am 14. Juni 1940 transportierten die Besatzungsbehörden 728 polnische Häftlinge aus dem Gefängnis in Tarnów in das Lager. In den nächsten Wochen trafen weitere Häftlingstransporte aus den südlichen Gebieten Polens ein. Die Häftlinge waren Männer, die versucht hatten, zu den polnischen Truppen in Frankreich zu gelangen und beim Grenzübertritt verhaftet worden waren oder die in der Untergrundbewegung gearbeitet hatten. Auch Angehörige der polnischen Intelligenz, die der „Generalgouverneur für die besetzten polnischen Gebiete", Hans Frank, im Frühjahr 1940 während der „Außerordentlichen Befriedungs-Aktion" hatte verhaften lassen, wurden nach Auschwitz gebracht. Die polnische Intelligenz sollte vernichtet werden, um der sich konsolidierenden polnischen Widerstandsbewegung „vorbeugend" die Führung zu nehmen. Die beiden Ziele: Vernichtung der polnischen Führungsschicht und Aufbau des Lagers durch die Häftlinge selbst bestimmten in dieser ersten Phase die Bedingungen im Konzentrationslager Auschwitz, in dem bis Herbst 1941 fast ausschließlich Häftlinge aus Polen inhaftiert waren.

Die in der Umgebung des Lagers Wohnenden, später auch die Einwohner der benachbarten Dörfer, mußten ihre Häuser verlassen. Das Gelände – eine Fläche von 40 Quadratkilometern – wurde beschlagnahmt, als „Interessengebiet" des Konzentrationslagers zum Sperrgebiet erklärt und am 31. Mai 1941 als „Amtsbezirk Auschwitz" aus der lokalen Verwaltungsstruktur ausgegliedert. Die Häftlinge mußten die Häuser und Gebäude der von ihren Bewohnern geräumten Dörfer abbrechen, das Lager ausbauen und in landwirtschaftlichen Betrieben und einer landwirtschaftlichen Versuchsstation arbeiten.

Ende Januar 1942 lebten im Lager 12 754 Häftlinge, davon 1 305 sowjetische Kriegsgefangene. Soweit bekannt, waren bis zu diesem Zeitpunkt 36 285 Häftlinge (davon 9 997 registrierte sowjetische Kriegsgefangene) in das Lager eingeliefert worden. 2 435 waren in andere Lager gebracht und 76 entlassen worden. 5 Menschen gelang es zu fliehen. 22 320 Häftlinge lebten nicht mehr.

Die SS- und Polizeiführung hatte schon Ende 1940 beabsichtigt, das Konzentrationslager in Auschwitz in seinem Umfang und seinen Funktionen zu erweitern. Himmler hatte weitreichende wirtschaftliche Pläne entwickelt. Die IG Farben, die in der Nähe von Auschwitz eine neue Fabrik für künstlichen Kautschuk und ein Hydrierwerk plante, konnte mit Unterstützung Görings als Bevollmächtigtem für den Vierjahresplan durchsetzen, daß Himmler im Februar 1941 für den Bau Häftlinge aus dem Konzentrationslager als Arbeitskräfte zusagte. Während einer Inspektion des Lagers am 1. März 1941 erteilte er den Befehl, das „Stammlager" Auschwitz für 30 000 Häftlinge auszubauen, bei Brzezinka – Birkenau –, einem etwa 3 km entfernten Dorf, ein Lager für 100 000 Kriegsgefangene zu errichten, der IG Farben 10 000 Häftlinge zur Verfügung zu stellen, das „Interessengebiet" landwirtschaftlich zu nutzen und die SS-eigenen Werkstätten zu erweitern. Spätere Planungen für Birkenau sahen einen Ausbau für 200 000 Häftlinge vor.

Im Sommer 1941 wurde auf dem ehemaligen Kasernengelände des „Stammlagers" mit dem Bau von acht einstöckigen Ziegelgebäuden und einer Häftlingsküche begonnen, und 14 vorhandene Gebäude wurden aufgestockt. Anfang Oktober 1941 grenzte die SS neun Blöcke des Stammlagers ab, in die 10 000 sowjetische Kriegsgefangene eingeliefert wurden. Sie sollten das Lager Birkenau bauen. Am 1. März 1942 lebten von diesen 10 000 sowjetischen Kriegsgefangenen noch 925; sie

* Dieser Abriß beruht, soweit nicht anders angegeben, auf den Forschungen der Gedenkstätte Auschwitz. Vgl. mit weiteren Hinweisen: Auschwitz. Geschichte und Wirklichkeit des Vernichtungslagers. Reinbek bei Hamburg 1980, sowie die weiteren, in der Auswahlbibliographie genannten Veröffentlichungen.

wurden an diesem Tag zusammen mit anderen Häftlingen in den Abschnitt B I b des Lagers Birkenau verlegt. Anschließend wurden die Blöcke 1 bis 10 des Stammlagers durch eine Mauer abgegrenzt. Am 26. März 1942 kam der erste Transport mit 999 Frauen aus dem Konzentrationslager Ravensbrück in Auschwitz an; sie wurden in der so geschaffenen „Frauenabteilung" des Lagers untergebracht. Am selben Tag und am 28. März 1942 wurden zwei Transporte mit 999 bzw. 798 slowakischen Jüdinnen eingeliefert. Das waren die ersten registrierten geschlossenen Transporte von Juden, die auf Veranlassung des Judenreferats IV B 4 des Reichssicherheitshauptamts nach Auschwitz deportiert wurden. Mitte August 1942 erfolgte die Verlegung der zu diesem Zeitpunkt etwa 13 000 weiblichen Häftlinge aus dem Stammlager in den Bauabschnitt B I a von Birkenau. Bauabschnitt B I b war bis Juli 1943 Männerlager. In beiden Bauabschnitten lebten die Häftlinge in Ziegel- und später auch in zusätzlichen Holzbaracken. Während des Jahres 1943 bauten Häftlinge den Lagerteil B II auf; als Häftlingsunterkünfte dienten dort zerlegbare Pferdestallbaracken.

Abschnitt B II e war von Februar 1943 bis Anfang August 1944 „Zigeunerlager". Am 2. August wurden die zu diesem Zeitpunkt noch dort lebenden 2 897 Sinti und Roma in den Gaskammern ermordet. Im Juli 1943 waren Abschnitt B II d als neues Männerlager und Abschnitt B II f als Krankenlager für Männer fertig. Im Bauabschnitt B II g, dem sog. „Kanada", lagerte die SS die persönliche Habe der Ermordeten. Abschnitt B II a, das „Quarantänelager", war ab August 1943 mit Häftlingen belegt. Im Abschnitt B II b, dem „Theresienstädter Familienlager", lebten ab September 1943 jüdische Häftlinge – Männer, Frauen und Kinder – aus dem Ghetto Theresienstadt, im Abschnitt B II c ab Juni 1944 als arbeitsfähig selektierte jüdische Frauen aus Ungarn. Abschnitt B III – in der Sprache der Häftlinge „Mexiko" genannt – wurde nicht mehr vollständig bebaut; ab Juni 1944 befanden sich dort jüdische Frauen aus Ungarn, die noch nicht selektiert worden waren.

Auschwitz war von Beginn an ein Ort der Menschenvernichtung. Der Tod der Häftlinge auf Grund der Arbeits- und Lebensbedingungen wurde teils in Kauf genommen, teils war er von der SS beabsichtigt. Auch Deportationen zum Zwecke der Hinrichtung gab es von Anfang an. Ab 1941 aber wurde Auschwitz zu einem besonderen Zentrum des Massenmordes. Am 28. Juli wurden von der SS als behindert, krank oder arbeitsunfähig selektierte Häftlinge unter dem Vorwand, in ein Sanatorium verlegt werden zu sollen, in die „Euthanasie"-Anstalt Sonnenstein in Pirna transportiert und dort ermordet. Ab August 1941 wurden solche Häftlinge in Auschwitz mit Injektionen von Phenol in das Herz umgebracht.

In polnischer Haft sagte Höß aus, daß ihm Himmler im Sommer 1941 den Auftrag erteilt habe, in Auschwitz Vorbereitungen für die „Endlösung der Judenfrage" zu treffen. Am 3. September 1941 tötete die SS etwa 600 sowjetische Kriegsgefangene und 250 kranke Häftlinge im Keller von Block 11 des Stammlagers gewissermaßen „zur Probe" mit dem Giftgas Zyklon B, einem bekannten, hochgiftigen Desinfektionsmittel, das die „Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung", an der die IG Farben und die Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt (Degussa) mit jeweils 42,5 % beteiligt waren, für die Menschenvernichtung ohne den vorgeschriebenen, zur Warnung dienenden Geruchsstoff lieferte. In den folgenden Monaten wurden weitere Transporte sowjetischer Kriegsgefangener in der Leichenhalle des beim Stammlager gelegenen Krematoriums mit Giftgas getötet.

Ab Frühjahr 1942 ließ das Reichssicherheitshauptamt Juden nach Auschwitz transportieren, die bei ihrer Ankunft nicht mehr als Häftlinge registriert, sondern gleich mit Giftgas umgebracht wurden – zuerst in der gasdicht gemachten Leichenhalle des Krematoriums beim Stammlager, dann in provisorischen Gaskammern in Birkenau, zwei umgebauten Bauernhäusern. Ein Häftlingskommando mußte die Leichen vergraben und später in Gruben verbrennen. Im März, April und Juni 1943 wurden in Birkenau die vier für diese Mordaktion errichteten Gebäude mit Krematorien und Gaskammern in Betrieb gesetzt.

Die RSHA-Transporte endeten ab 1942 an einer Eisenbahnrampe außerhalb des Lagers. Dort wurden die Häftlinge selektiert. Ab Mai 1944, nachdem ein Nebengleis von der Hauptstrecke bis in die unmittelbare Nähe der Krematorien II und III verlegt worden war, fanden die Selektionen an dieser Rampe zwischen den Bauabschnitten B I und B II des Lagers Birkenau statt. Die SS wies die Menschen, je nach dem Zustand, in dem sie bei ihrer Ankunft waren, und dem Bedarf an Arbeitskräften, meist zu einem kleineren Teil als Häftlinge – mit einer Häftlingsnummer versehen – in das Lager ein und ließ den größeren Teil, manchmal alle, in die Gaskammern bringen. Dort mußten sich die Menschen ausziehen und wurden unter dem Vorwand, geduscht oder desinfiziert zu werden, in die Gaskammern geführt. Regten sich Mißtrauen und Widerstand, trieb die SS sie mit Gewalt hinein. Nachdem die Tür geschlossen war, schüttete ein SS-Angehöriger Zyklon B in die Gaskammer. Ein aus jüdischen Häftlingen bestehendes Sonderkommando entfernte dann die Leichen aus der Gaskammer, durchsuchte sie nach versteckten Wertgegenständen, brach die Goldzähne aus und schnitt den Frauenleichen die Haare ab, die industriell verarbeitet wurden. Die Leichen wurden in den Krematorien oder, wenn deren Kapazität nicht ausreichte, auf Scheiterhaufen oder in Gruben verbrannt. Das eingeschmolzene Zahngold bekam, ebenso wie die Wertgegenstände und Geldbeträge, das SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt; die persönliche Habe der Ermordeten und der ins Lager eingelieferten Häftlinge wurde in das Effektenlager B II g, „Kanada", gebracht, sortiert und ins Reichsinnere geschickt. Die Kleidung der Ermordeten wurde an Umsiedlungslager und die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt abgegeben und z.B. an deutsche Bombenopfer, Umsiedler und ausländische Zwangsarbeiter verteilt.

Neben den RSHA-Transporten kamen auch immer wieder kleinere Gruppen von polnischen Zivilisten nach Birkenau, die sofort getötet wurden, ohne vorher als Häftlinge registriert worden zu sein.

Die SS hat den größten Teil der Dokumente über die in Auschwitz und Birkenau ermordeten Menschen vernichtet, um die Spuren des Verbrechens zu zerstören. Deshalb kann die

Zahl der Ermordeten nur geschätzt werden. Von den etwa 405 000 Häftlingen, denen eine Nummer zugeteilt wurde, haben 360 000 nicht überlebt. Schwieriger sind Angaben über die Zahl der in Auschwitz unmittelbar nach ihrer Ankunft in den Gaskammern getöteten Menschen, die von der SS nicht erst als Häftlinge registriert worden waren. Dies waren überwiegend Juden, die nach der Entscheidung über die „Endlösung" in die Vernichtungslager deportiert worden waren. Erste, u.a. von der Kapazität der Gaskammern und Krematorien ausgehende Ermittlungsergebnisse in den Jahren 1945 und 1946 ergaben zwischen 3 und 4 Millionen umgebrachte Menschen. Neuere, noch nicht abgeschlossene Forschungen, die auf der Grundlage der feststellbaren Deportationen in die einzelnen Vernichtungslager eine Klärung der Frage versuchen, wieviele Menschen in den Ghettos verhungerten und bei „Ghettoräumungen" umkamen, wieviele Menschen die Einsatzgruppen 1941 und 1942 in den besetzten Gebieten der Sowjetunion umbrachten und wieviele Menschen ab Dezember 1941 in Chełmno sowie 1942 und 1943 in den Vernichtungslagern der Aktion „Reinhard" in Bełżec, Sobibór und Treblinka ermordet wurden, lassen erkennen, daß diese Zahl niedriger ist.* Das Gesamtbild bleibt jedoch unverändert; es zeichnet sich sogar schärfer ab, daß Auschwitz-Birkenau, nachdem die Tötungsanlagen in Bełżec, Sobibór und Treblinka im Laufe des Jahres 1943 abgerissen worden waren, zum Zentrum der Vernichtung wurde. 1944 deportierten die Nationalsozialisten zwischen Mitte Mai und Ende Oktober 500 000 ungarische Juden nach Auschwitz, von denen etwa 400 000 in den Gaskammern von Birkenau getötet wurden; weitere mehr als 60 000 Juden wurden von Juni bis September 1944, vor allem jedoch in der zweiten Augusthälfte 1944, aus dem Ghetto Litzmannstadt sowie 18 400 zwischen dem 30. September und dem 30. Oktober 1944 aus Theresienstadt nach Auschwitz gebracht und bis auf wenige vergast.

Durch die RSHA-Transporte wurde Auschwitz, und besonders Birkenau, ein internationales Lager. Die Transporte mit zur Vernichtung bestimmten Juden kamen aus fast allen Ländern des von Deutschland besetzten Europa. Dazu kamen die Sinti und Roma, Ende 1942, Anfang 1943 aus der Region Zamość ausgesiedelte Frauen und Kinder, und im Verlauf des Jahres 1943 Frauen und Kinder aus Teilen Belorußlands, die im Zuge der Partisanenbekämpfung entvölkert wurden.

In den ersten drei Jahren des Bestehens des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau wurden die Häftlinge vor allem zum Auf- und Ausbau des Lagers eingesetzt. Die SS wollte die Arbeitskraft der Häftlinge nutzen, organisierte die Arbeit gleichzeitig aber so, daß die Zahl der Häftlinge systematisch dezimiert wurde. Der größte Teil der zur Arbeit eingesetzten Häftlinge arbeitete bis 1943 und noch Anfang 1944 beim Ausbau des Stammlagers, bei dem im Oktober 1941 begonnenen Aufbau des Lagers Birkenau und schließlich dem Aufbau und in der Produktion der SS-eigenen Landwirtschaftsbetriebe und Werkstätten. Ungeachtet der intensiven Bemühungen der IG Farben waren Ende 1941 auf der Baustelle des Buna-Werkes erst etwa 1 000 Häftlinge eingesetzt. Nachdem im Oktober 1942 in der Nähe der Baustelle das Nebenlager Buna errichtet worden war, stieg die Zahl bis Ende 1942 auf 3 800, im zweiten Halbjahr 1943 auf 7 000 und 1944 auf etwa 10 000 Häftlinge an. Das SS-eigene Zementwerk in Golleschau war der erste Industriebetrieb mit einem Nebenlager; es wurde im Juli 1942 errichtet. Vor der Errichtung eines Nebenlagers schlossen die Verwaltung des Konzentrationslagers und der jeweilige Betrieb einen Vertrag, in dem die Arbeits- und Unterkunftsbedingungen der Häftlinge festgelegt wurden. Im August 1942 entstand ein Nebenlager in Brzeszcze-Jawischowitz für eine Kohlengrube der Reichswerke Hermann Göring. Erst als es zunehmend schwieriger wurde, den Arbeitskräftebedarf der deutschen Wirtschaft zu decken, wurde diese Auslagerung forciert. 1943 entstanden fünf Lager bei Industriebetrieben und Kohlengruben, 1944 entstanden 19. In der oberschlesischen Privatwirtschaft waren es schließlich 28 Nebenlager; weitere gab es bei SS-Landwirtschaftsbetrieben, ein Nebenlager bei einer Baustelle der SS und Polizei in Brünn, und außerdem ein bei Gleisreparaturen eingesetztes Kommando aus 500 Häftlingen (2. SS-Bauzug). Insgesamt bestanden mehr als 40 Nebenlager: In einigen von ihnen lebten wenige oder wenige Dutzend, in anderen mehrere hundert oder tausend Häftlinge. Waren die Häftlinge nicht mehr arbeitsfähig oder war anzunehmen, daß sie erst nach längerer Zeit wieder arbeitsfähig sein würden, transportierte die SS sie in das Stammlager oder nach Birkenau. Das bedeutete den Tod.

Die Ausweitung des Lagers hatte eine Reihe von organisatorischen Veränderungen zur Folge. Im November 1943 wurde der Kommandant Rudolf Höß als Amtschef in die Amtsgruppe D I (Politische Abteilung) der Inspektion der Konzentrationslager nach Oranienburg versetzt. Sein Nachfolger in Auschwitz, SS-Obersturmbannführer Arthur Liebehenschel, verfügte am 22. November 1943 die organisatorische Neugliederung des Lagers. Das Konzentrationslager Auschwitz I bestand jetzt aus dem sog. Stammlager, also dem ausgebauten ehemaligen Kasernengelände; zum Konzentrationslager Auschwitz II (Kommandant bis zum 8. Mai 1944 SS-Sturmbannführer Fritz Hartjenstein, bis zum 25. November 1944 SS-Hauptsturmführer Josef Kramer) gehörten alle Lager in Birkenau und die Nebenlager bei den landwirtschaftlichen Betrieben der SS; das Konzentrationslager Auschwitz III umfaßte die übrigen Nebenlager einschließlich des Buna-Lagers an der Baustelle der IG Farben in Auschwitz-Monowitz. Dem Kommandanten von Auschwitz I unterstanden als Dienstältestem auch die anderen Lager; als Standortältester des SS-Standorts Auschwitz verfügte er gleichzeitig über alle dort stationierten SS-Einheiten. Auch die Verwaltung der Lager erfolgte weiter aus Auschwitz I. Am 25. November 1944, also wenige Wochen vor der Befreiung des Lagers, reorganisierte die KZ-Verwaltung das Lager noch einmal: Das Stammlager und Birkenau firmierten fortan als

* Vgl. Nationalsozialistische Vernichtungslager im Spiegel deutscher Strafprozesse. Belzec, Sobibor, Treblinka, Chelmno. Hrsg. von Adalbert Rückerl. München 1977; Ino Arndt, Wolfgang Scheffler, Organisierter Massenmord an Juden in nationalsozialistischen Vernichtungslagern. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 24 (1976), S. 105–135; Der Mord an den Juden im 2. Weltkrieg. Hrsg. von Eberhard Jäckel und Jürgen Rohwer. Stuttgart 1985, S. 164 ff, S. 174 ff.

„Konzentrationslager Auschwitz", Auschwitz III wurde in „Konzentrationslager Monowitz" umbenannt und bekam auch die in ganz Oberschlesien gelegenen Nebenlager bei Industriebetrieben zugeordnet. Vom 11. Mai 1944 bis zur Befreiung am 27. Januar 1945 war SS-Sturmbannführer Richard Baer Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz.

Zur Führung des Lagers bediente sich der Kommandant des Apparats der Kommandantur und einer Reihe weiterer Einrichtungen, vor allem der politischen Abteilung, der Geheimen Staatspolizei im Lager. Sie führte die Akten der Häftlinge, führte die Verhöre durch, folterte, nahm Befehle der einweisenden Gestapostelle entgegen, daß Häftlinge zu exekutieren seien. Die Abteilung Schutzhaftlagerführung organisierte den Betrieb des Lagers. Ihr Chef, der 1. Schutzhaftlagerführer, war der Stellvertreter des Lagerkommandanten. Die Abteilung Arbeitseinsatz führte die Arbeitseinsatzkartei aller Häftlinge, organisierte die Aufstellung der Arbeitskommandos und rechnete mit den Firmen ab, bei denen KZ-Häftlinge arbeiteten. Die Abteilung Verwaltung war für Wirtschafts- und Versorgungsangelegenheiten zuständig. Dem SS-Standortarzt unterstanden sowohl die SS-Truppenärzte als auch die SS-Lagerärzte. Die Abteilung Truppenbetreuung versorgte die SS-Truppen in Auschwitz.

Der SS-Wachtruppe, die den Lagerkomplex beaufsichtigte, gehörten 1944 insgesamt 2 430 SS-Leute an. Um mit dieser verhältnismäßig kleinen Zahl von Bewachern und Lagerfunktionären die Häftlinge kontrollieren und organisieren zu können, bediente sich die SS eines hierarchisch aufgebauten Apparats aus sog. Funktionshäftlingen. Dieses System, die sog. „Selbstverwaltung", war bereits in der Vorkriegszeit in den Konzentrationslagern im Inneren Deutschlands entwickelt worden. An der Spitze stand der Lagerälteste eines Lagers bzw. Lagerabschnitts; ihm unterstanden die Blockältesten, diesen die Stubenältesten. Der Rapportschreiber leitete die Häftlingsschreibstube und bereitete für den Rapportführer die Angaben über den Häftlingsstand vor; entsprechend gab es Blockschreiber und die Schreiber in den Krankenbau-Blöcken. Der Arbeitsdienst teilte die Häftlinge den einzelnen Arbeitskommandos zu, Kapos und Vorarbeiter waren die Funktionshäftlinge in den Arbeitskommandos. Diese Funktionshäftlinge konnten jederzeit abgesetzt werden und, wie alle Häftlinge, in andere Lager überstellt oder umgebracht werden. Solange sie ihre Funktion ausübten, hatten sie in ihrem Bereich unumschränkte Macht und einen Handlungsspielraum, den sie in unterschiedlicher Weise nutzen konnten.

Viele der in dieser Edition vorgestellten Arbeiten sind medizinischen Fragen und den Vorgängen im Häftlingskrankenbau gewidmet. Den sog. ärztlichen Dienst im Konzentrationslager Auschwitz leitete der SS-Standortarzt. Ihm unterstanden die für die Betreuung der SS-Angehörigen in Auschwitz zuständigen SS-Truppenärzte und die SS-Lagerärzte des Stammlagers, der einzelnen Lagerabschnitte in Birkenau sowie des Häftlingskrankenbaus in Monowitz. Als Hilfskräfte waren ihnen SS-Sanitätsdienstgrade, sonstige SS-Männer, SS-Zahnärzte und das Personal der SS-Lagerapotheke zugewiesen. Die Lagerärzte entschieden, ob ein Häftling in den Krankenbau aufgenommen wurde, und sie leiteten die Selektionen der Infektionskranken und Arbeitsunfähigen. Denjenigen Häftlingen, die Ärzte waren, war zunächst nicht gestattet, medizinisch tätig zu sein. Später, als die SS mit den auf Grund der schlechten sanitären Verhältnisse und der ungenügenden Verpflegung umsichgreifenden epidemischen Krankheiten nicht zurechtkam und als die Häftlinge ab etwa 1943 als Arbeitskräfte wichtiger wurden, gelangten sie als Häftlingsärzte und Häftlingspfleger in die Krankenblöcke. Sie trugen die medizinische Versorgung, soweit eine solche überhaupt möglich war.

Das medizinische SS-Personal in Auschwitz war Teil des Vernichtungssystems. Ärzte bestimmten bei den Selektionen innerhalb der Lager, welche Häftlinge getötet werden sollten; Ärzte standen als Selektierer an der Rampe, an der ab 1942 die Transporte mit den Juden ankamen; Ärzte erfanden die Methode, mit Injektionen von Phenol in das Herz zu töten; Ärzte überwachten die Vergasungen. Das Giftgas Zyklon B wurde von SS-Sanitätern in die Gaskammern geschüttet; Sanitäter waren es auch, die mit Phenolinjektionen töteten. Mit mehr oder weniger genauen Arbeitshypothesen und Versuchsanordnungen machten Ärzte Auschwitz zu einem Ort hemmungsloser Menschenexperimente: es gab Fleckfieberversuche, pharmakologische Experimente, bei denen Häftlinge künstlich infiziert wurden, um anschließend die Wirkung neuer Präparate auszuprobieren, Experimente an Zwillingen, Sterilisierungs- und Kastrationsversuche mit dem Ziel, eine billige und in großem Umfang anwendbare Methode zu entwickeln, mit der Angehörigen von Völkern, deren Ausrottung vorgesehen war, die Fortpflanzungsfähigkeit genommen werden sollte. Einzelne Ärzte probierten Operationsmethoden an Häftlingen, um ihre Fertigkeit zu vervollkommnen; und Häftlinge wurden getötet, um ihre Leichen zur Sektion zur Verfügung zu haben oder um anatomische Präparate herzustellen.

Ab Mitte Juni 1940 gab es für die Häftlinge eine Krankenstube, in der polnische Häftlinge arbeiteten. Im Juli 1940 wurden sie in einen der Blöcke des Stammlagers verlegt. Als „Häftlingskrankenbau" (HKB) bezeichnet, belegte die Krankenabteilung schließlich fünf Blöcke. Von Oktober 1941 bis März 1942 existierte auch im Kriegsgefangenenlager für sowjetische Häftlinge ein Krankenbau, der im März 1942, als die noch lebenden sowjetischen Kriegsgefangenen nach Birkenau gebracht wurden, in den dortigen Bauabschnitt B I b verlegt wurde. Ein dritter Krankenbau bestand von März bis August 1942 im Frauen-Konzentrationslager.

Der erste Krankenbau für Männer im Abschnitt B I b von Birkenau wurde im Juli 1943 in den Abschnitt B II f verlegt. Ihm unterstanden drei Reviere, im „Zigeunerlager" (B II e), im „Theresienstädter Familienlager" (B II b) und im Männerlager Birkenau (B II d). Der zweite Krankenbau in Birkenau entstand, als das Frauenkonzentrationslager im August 1942 in den Abschnitt B I a verlegt wurde. Ein weiterer Krankenbau bestand ab April 1944 im „Quarantänelager" (B II a). Außerdem gab es einen Häftlingskrankenbau im Lager Monowitz und Krankenstuben bzw. Reviere in den Nebenlagern.

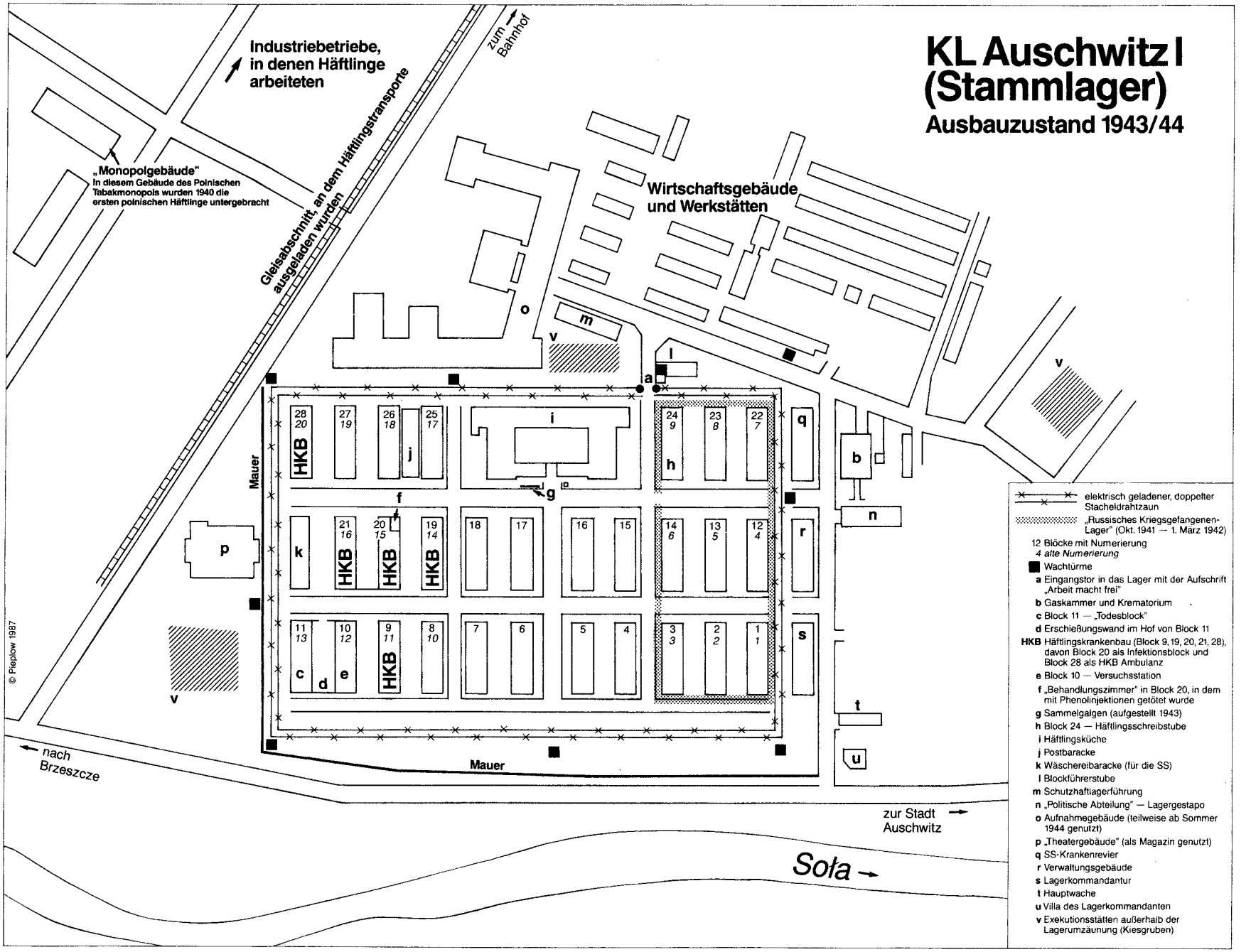
Wenn es gelang, einem Teil der Häftlinge medizinische Hilfe zuteil werden zu lassen, so lag das an den Bemühungen und dem Engagement der Häftlingsärzte und -pfleger für ihre Mithäftlinge. Von der polnischen Widerstandsbewegung konnten Medikamente in das Lager geschmuggelt werden; sie waren entscheidend, um zum Beispiel die Fleckfieberepidemie bekämpfen zu können. Durch diese Verbindungswege gelang es auch, Informationen und Dokumente über die Massenvernichtung aus dem Lager zu bringen, vor allem zu einer Anlaufstelle in Krakau, von wo aus sie im polnischen Untergrund verbreitet und ins Ausland übermittelt wurden.

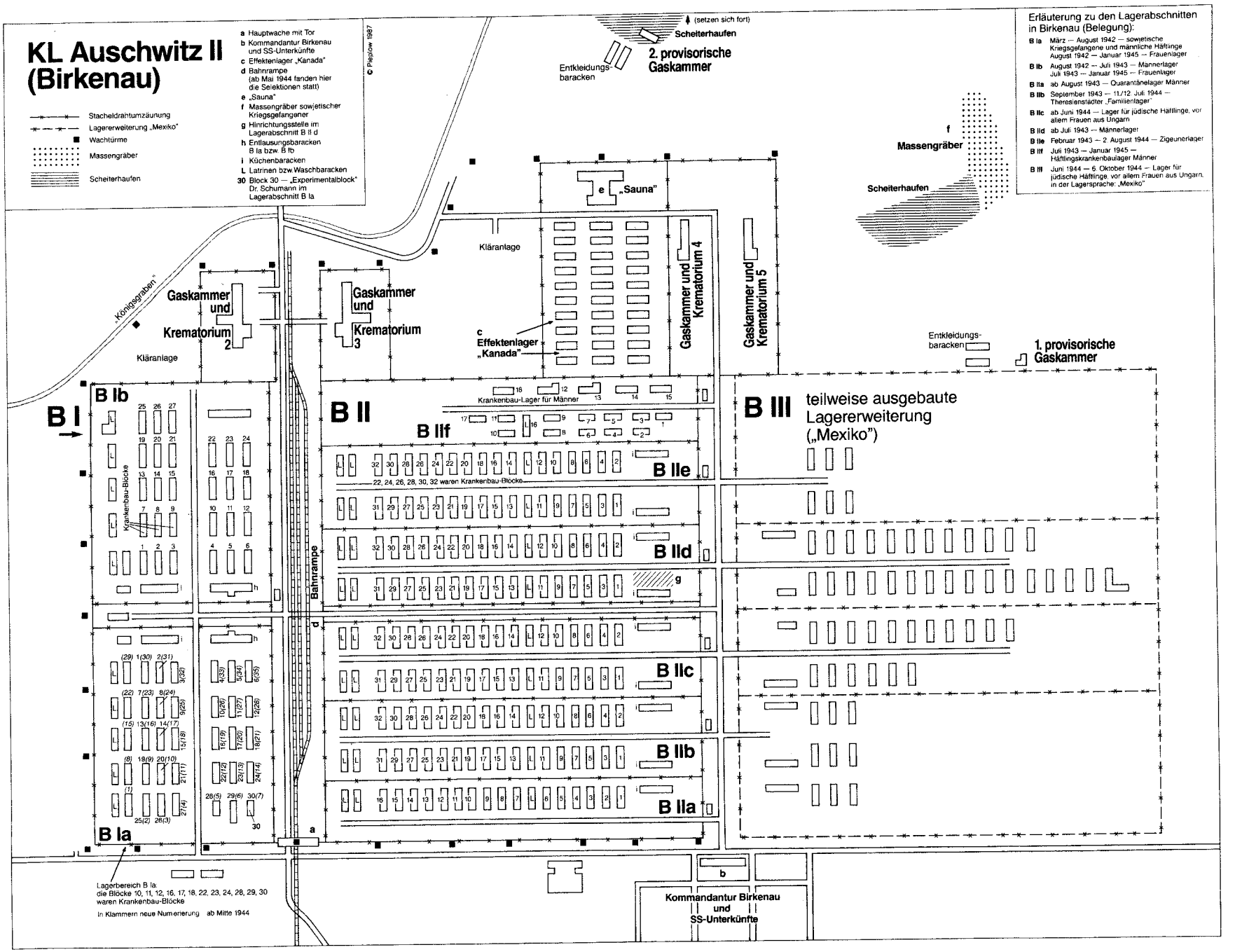
Nachdem die Rote Armee im Juli 1944 das Konzentrationslager Majdanek in Lublin für die dortige Lagerführung überraschend befreit hatte und dabei auf die Spuren der Verbrechen gestoßen war, begann die SS, in Auschwitz die Spuren zu vernichten und die Auflösung des Konzentrationslagers vorzubereiten. Zwischen August 1944 und Mitte Januar 1945 trafen zwar noch Häftlingstransporte in Auschwitz ein, zur gleichen Zeit wurden jedoch etwa 65 000 Häftlinge in weiter westlich gelegene Lager verlegt. Ab Ende Juli 1944 verbrannte die SS nach und nach den größten Teil der belastenden Dokumente, darunter auch Listen der nach Auschwitz deportierten Menschen. Im November 1944 wurden in Auschwitz die Vernichtungsaktionen in den Gaskammern eingestellt. Das Krematorium IV, das bei dem Aufstand des jüdischen Sonderkommandos am 7. Oktober 1944 erheblich beschädigt worden war, wurde in der zweiten Oktoberhälfte abgebrochen. Die technischen Anlagen der Krematorien II und III wurden im November und Dezember 1944 demontiert und abtransportiert (gesprengt wurden sie am 20. Januar 1945). Das Krematorium V blieb betriebsfähig und wurde erst am 26. Januar 1945 gesprengt.

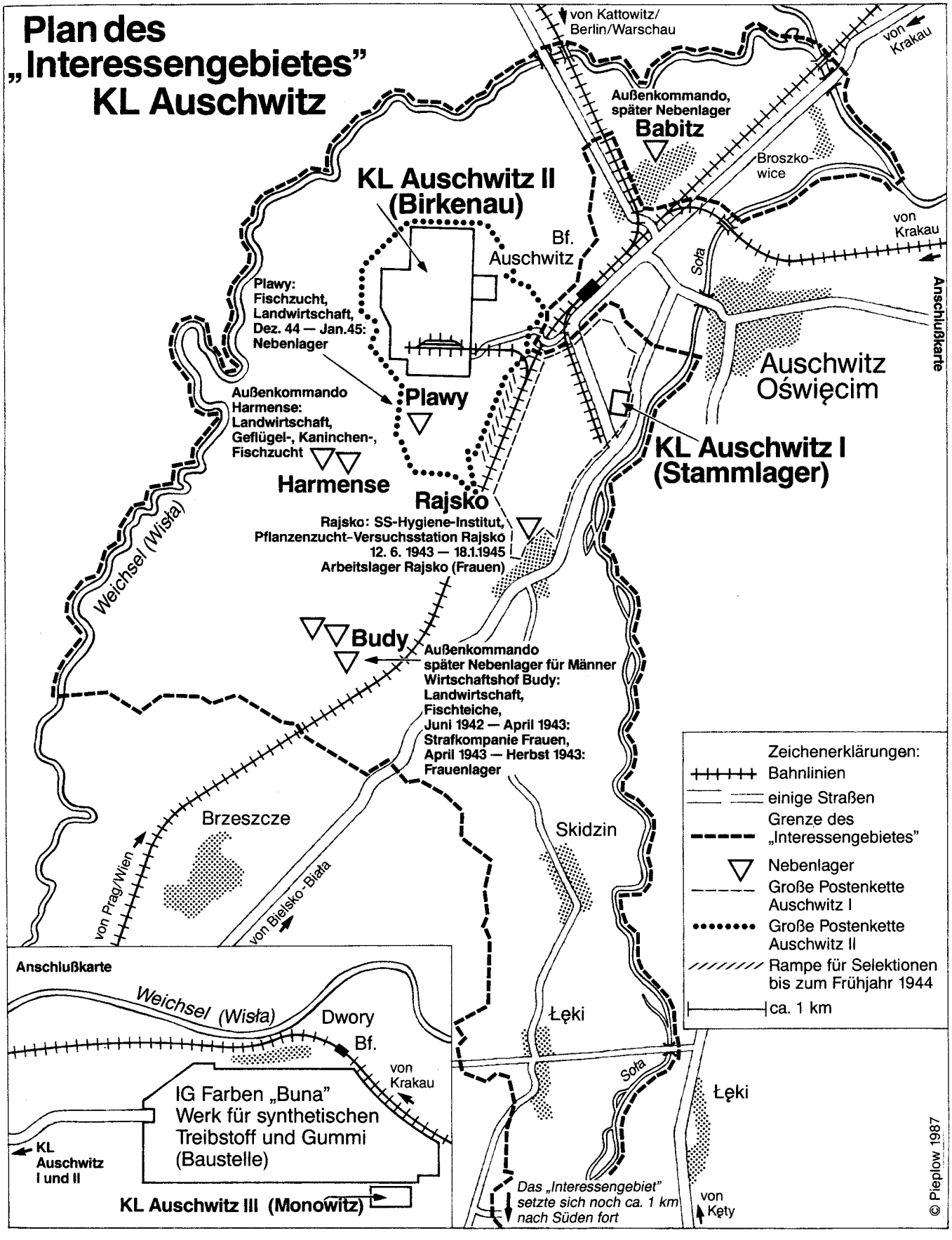
Mitte Januar 1945 befanden sich in Auschwitz, Birkenau, Monowitz und den oberschlesischen Nebenlagern noch mehr als 67 000 Häftlinge. Zwischen dem 17. und dem 23. Januar 1945 wurden fast 60 000 von ihnen „evakuiert", das heißt, auf Fußmärsche getrieben und nach einigen Tagen in zum Teil offenen Güterzügen in weiter westlich gelegene Konzentrationslager transportiert. Zwischen 9 000 und 15 000 von ihnen überlebten die Todesmärsche nicht.

Am 27. Januar befreite die Rote Armee in Auschwitz-Birkenau und den Nebenlagern etwa 7 000 bis 8 000 Häftlinge. Viereinhalbtausend von ihnen wurden in sowjetische und polnische Feldlazarette, und weitere in Krankenhäuser in der Umgebung gebracht, wo sie oft mehrere Monate lang behandelt werden mußten. Bei zwischen fünfhundert und tausend von ihnen kam diese Hilfe zu spät: sie starben in den ersten Wochen nach ihrer Befreiung. Daß auch für jene, die das Lager überlebten, das Leiden an ihm nicht am Tag der Befreiung endete, belegen die Erinnerungen und Berichte dieser Edition.

Jochen August


KL Auschwitz I
(Stammlager)
Ausbauzustand 1943/44
Industriebetriebe, in denen Häftlinge arbeiteten
„Monopolgebäude"
In diesem Gebäude des Polnischen Tabakmonopols wurden 1940 die ersten polnischen Häftlinge untergebracht
Gleisabschnitt, an dem Häftlingstransporte ausgeladen wurden
zum Bahnhof
Wirtschaftsgebäude und Werkstätten
Mauer
Mauer
nach Brzeszcze
zur Stadt Auschwitz
Soła
© Pieplow 1987
elektrisch geladener, doppelter Stacheldrahtzaun
„Russisches Kriegsgefangenen-Lager" (Okt. 1941 — 1. März 1942)
12 Blöcke mit Numerierung
4 alte Numerierung
Wachtürme
a Eingangstor in das Lager mit der Aufschrift „Arbeit macht frei"
b Gaskammer und Krematorium
c Block 11 — „Todesblock"
d Erschießungswand im Hof von Block 11
HKB Häftlingskrankenbau (Block 9,19, 20, 21, 28), davon Block 20 als Infektionsblock und Block 28 als HKB Ambulanz
e Block 10 — Versuchsstation
f „Behandlungszimmer" in Block 20, in dem mit Phenolinjektionen getötet wurde
g Sammelgalgen (aufgestellt 1943)
h Block 24 — Häftlingsschreibstube
i Häftlingsküche
j Postbaracke
k Wäschereibaracke (für die SS)
l Blockführerstube
m Schutzhaftlagerführung
n „Politische Abteilung" — Lagergestapo
o Aufnahmegebäude (teilweise ab Sommer 1944 genutzt)
p „Theatergebäude" (als Magazin genutzt)
q SS-Krankenrevier
r Verwaltungsgebäude
s Lagerkommandantur
t Hauptwache
u Villa des Lagerkommandanten
v Exekutionsstätten außerhalb der Lagerumzäunung (Kiesgruben)


KL Auschwitz II (Birkenau)
Stacheldrahtumzäunung
Lagererweiterung „Mexiko"
Wachtürme
Massengräber
Scheiterhaufen
a Hauptwache mit Tor
b Kommandantur Birkenau und SS-Unterkünfte
c Effektenlager „Kanada"
d Bahnrampe (ab Mai 1944 fanden hier die Selektionen statt)
e „Sauna"
f Massengräber sowjetischer Kriegsgefangener
g Hinrichtungsstelle im Lagerabschnitt B II d
h Entlausungsbaracken B Ia bzw. B Ib
i Küchenbaracken
L Latrinen bzw. Waschbaracken
30 Block 30 — „Experimentalblock" Dr. Schumann im Lagerabschnitt B Ia
© Piesiow 1987
(setzen sich fort)
Scheiterhaufen
2. provisorische Gaskammer
Entkleidungs-baracken
Erläuterung zu den Lagerabschnitten in Birkenau (Belegung):
B Ia März — August 1942 — sowjetische Kriegsgefangene und männliche Häftlinge August 1942 — Januar 1945 — Frauenlager
B Ib August 1942 — Juli 1943 — Männerlager Juli 1943 — Januar 1945 — Frauenlager
B IIa ab August 1943 — Quarantänelager Männer
B IIb September 1943 — 11./12. Juli 1944 — Theresienstädter „Familienlager"
B IIc ab Juni 1944 — Lager für jüdische Häftlinge, vor allem Frauen aus Ungarn
B IId ab Juli 1943 — Männerlager
B IIe Februar 1943 — 2. August 1944 — Zigeunerlager
B IIf Juli 1943 — Januar 1945 — Häftlingskrankenbaulager Männer
B III Juni 1944 — 6. Oktober 1944 — Lager für jüdische Häftlinge, vor allem Frauen aus Ungarn, in der Lagersprache: „Mexiko"
f Massengräber
Scheiterhaufen
e „Sauna"
Kläranlage
„Königsgraben"
Gaskammer und Krematorium 2
Gaskammer und Krematorium 3
Gaskammer und Krematorium 4
Gaskammer und Krematorium 5
c Effektenlager „Kanada"
Entkleidungs-baracken
1. provisorische Gaskammer
B I
B Ib
B II
B IIf
B III
teilweise ausgebaute Lagererweiterung („Mexiko")
Krankenbau-Lager für Männer
B IIe
22, 24, 26, 28, 30, 32 waren Krankenbau-Blöcke
B IId
B IIc
B IIb
B IIa
Bahnrampe
Krankenbau-Blöcke
B Ia
Lagerbereich B Ia:
die Blöcke 10, 11, 12, 16, 17, 18, 22, 23, 24, 28, 29, 30 waren Krankenbau-Blöcke
In Klammern neue Numerierung ab Mitte 1944
Kommandantur Birkenau und SS-Unterkünfte


Plan des „Interessengebietes" KL Auschwitz
von Kattowitz/ Berlin/Warschau
von Krakau
Außenkommando, später Nebenlager
Babitz
Broszko-wice
KL Auschwitz II (Birkenau)
Bf. Auschwitz
Sola
von Krakau
Anschlußkarte
Plawy: Fischzucht, Landwirtschaft, Dez. 44 — Jan.45: Nebenlager
Plawy
Außenkommando Harmense: Landwirtschaft, Geflügel-, Kaninchen-, Fischzucht
Harmense
Auschwitz Oświęcim
KL Auschwitz I (Stammlager)
Rajsko
Rajsko: SS-Hygiene-Institut, Pflanzenzucht-Versuchsstation Rajsko I 12. 6. 1943 — 18.1.1945 Arbeitslager Rajsko (Frauen)
Weichsel (Wisła)
Budy
Außenkommando später Nebenlager für Männer Wirtschaftshof Budy: Landwirtschaft, Fischteiche, Juni 1942 — April 1943: Strafkompanie Frauen, April 1943 — Herbst 1943: Frauenlager
Brzeszcze
Skidzin
von Prag/Wien
von Bielsko-Biała
Zeichenerklärungen:
Bahnlinien
einige Straßen
Grenze des „Interessengebietes"
Nebenlager
Große Postenkette Auschwitz I
Große Postenkette Auschwitz II
Rampe für Selektionen bis zum Frühjahr 1944
ca. 1 km
Anschlußkarte
Weichsel (Wisła)
Dwory
Bf.
von Krakau
IG Farben „Buna" Werk für synthetischen Treibstoff und Gummi (Baustelle)
KL Auschwitz I und II
KL Auschwitz III (Monowitz)
Łęki
Sola
Łęki
Das „Interessengebiet" setzte sich noch ca. 1 km nach Süden fort
von Kęty
© Pieplow 1987

Glossar

AB-Aktion: „Außerordentliche Befriedigungsaktion" – unter dieser Bezeichnung lief eine von den Besatzungsbehörden im Generalgouvernement angeordnete „vorbeugende" Verhaftungsaktion im Frühjahr 1940, bei der mehrere tausend Angehörige der polnischen Intelligenz und der Widerstandsbewegung festgenommen wurden, um die tatsächlichen und potentiellen Führer des polnischen Widerstands auszuschalten.

-ältester (in zusammengesetzten Wörtern, wie Blockältester u.ä.): bedeutete immer einen Funktionshäftling, der einer Häftlingsgruppe, einem Lagerabschnitt oder einem Lager vorgesetzt war.

AK: Armia Krajowa.

Alte Nummer: Häftling mit einer niedrigen Häftlingsnummer, der also schon lange in Haft war.

Arbeitsblock: die Blöcke im Lager, in denen zur Arbeit eingesetzte Häftlinge untergebracht waren.

Arbeitsdienst: der Kapo der in der Abteilung Arbeitseinsatz der Verwaltung des Lagers eingesetzten Häftlinge.

Arbeitsdienstführer: der SS-Führer in der Abteilung Arbeitseinsatz, der die Arbeitskommandos zusammenstellte und einteilte.

Arbeitseinsatzführer: der Leiter der Abteilung Arbeitseinsatz.

Armia Krajowa: Armee im Lande – die der polnischen Exilregierung unterstehenden bewaffneten Verbände im besetzten Polen.

Arztvormelder: Häftling, der sich beim bzw. im Ambulatorium einfand, um dem SS-Lagerarzt vorgestellt zu werden.

„Aufsicht": zeitweilig zur Kontrolle der anderen Häftlinge eingesetzte Funktionshäftlinge, auch als „Lagerpolizei" bezeichnet.

Ausgangsquarantäne: Isolierung von Häftlingen vor der Überstellung in ein anderes Lager bzw. – selten – der Entlassung.

Aussen: in der polnischen Lagersprache Bezeichnung für außerhalb des Lagers arbeitende Kommandos.

Bauhof: Lagerplatz für Baumaterialien beim Stammlager.

Bindenträger: Funktionshäftlinge, sie waren durch eine Armbinde erkennbar.

„Birkenallee": Bezeichnung der Häftlinge für eine Lagerstraße im Stammlager – Treffpunkt.

Block: Häftlingsunterkunft.

Blockältester: Häftlinge, den die SS als Verantwortlichen eines Blocks eingesetzt hatte.

Blockführer: SS-Angehöriger, der die Aufsicht über einen oder mehrere Blöcke hatte.

Blockführerstube: außerhalb des Lagers bzw. Lagerabschnittes gelegene Wachbaracke der Blockführer.

Blocksperre: Verbot, den Block zu verlassen.

Buna: Bezeichnung für synthetischen Kautschuk, davon abgeleitet auch für das Lager in Monowitz (Auschwitz III) bei der Baustelle des Werks Auschwitz der IG Farben, das Buna und synthetischen Treibstoff herstellen sollte.

Bunker: Haftzellen (in Block 11 des Stammlagers); auch Bezeichnung für die Gaskammern in Birkenau.

BVer: Häftlingskategorie – eigentlich Befristete Vorbeugungshäftlinge, dann Berufsverbrecher.

DAW, Deutsche Ausrüstungswerke: Wirtschaftsunternehmen der SS.

Effekten: die den Häftlingen und den nicht ins Lager eingelieferten Deportierten geraubte Habe.

Effektenlager: Lagerabschnitt, in dem die Effekten sortiert, aufbewahrt und zur Weiterverwendung vorbereitet wurden.

Erziehungshäftling, EH: Personen, die wegen kleinerer „Vergehen", meist am Arbeitsplatz, befristet in das Lager eingewiesen worden waren.

Erziehungskompanie: sie bestand 1942 zusätzlich zur Strafkompanie; hierher wurden Häftlinge als Strafe für kleinere „Vergehen" eingewiesen, wie z.B. nicht vorschriftsmäßiges Grüßen, Hände in den Hosentaschen behalten. Bei ihrer Auflösung wurde ein Teil der Häftlinge in die Strafkompanie überstellt, die übrigen wurden erschossen.

Familienlager: Bezeichnung für die Lagerabschnitte B II b (Theresienstädter Familienlager) und B II e (Zigeunerlager) in Birkenau, da die aus dem Ghetto Theresienstadt nach Birkenau überstellten jüdischen Häftlinge und die in das Zigeunerlager in Birkenau eingelieferten Sinti und Roma nicht nach Männern und Frauen getrennt ins Lager eingewiesen wurden.

FKL: Frauenkonzentrationslager

-führer (in zusammengesetzten Wörtern, wie Blockführer, Kommandoführer): immer Bezeichnung für einen SS-Angehörigen, der in bestimmter Funktion eingesetzt war.

Funktionshäftling: in einer Funktion eingesetzter Häftling – die Lager-, Block- und Stubenältesten, die Kapos, die Häftlingsärzte.

Häftlings-Selbstverwaltung: euphemistische Bezeichnung für den hierarchisch gegliederten Apparat der Funktionshäftlinge, dessen sich die SS bediente, um den Lagerbetrieb aufrechtzuerhalten.

Häftlingskrankenbau, HKB: die Spitalblöcke.

Industriehof: Lagerplatz für Baumaterialien beim Stammlager.

Interessengebiet: das Sperrgebiet um den Lagerkomplex Auschwitz-Birkenau.

Kanada: Bezeichnung für das Effektenlager in Birkenau, Abschnitt B II g, wo die den Häftlingen bzw. den sogleich nach ihrer Ankunft getöteten Deportierten abgenommene Habe sortiert und für den Weiterversand vorbereitet wurde.

Kapo (Capo): Häftlings-Vorsteher eines Arbeitskommandos.

KB: Krankenbau.

Kiesgrube: eine von mehreren Exekutionsstätten beim Stammlager.

KL: Konzentrationslager.

Königsgraben: der Hauptentwässerungsgraben in Birkenau, der von Häftlingen der Strafkompanie angelegt wurde.

Kommandanturarrest: offizielle Bezeichnung für die Haftzellen in Block 11 des Stammlagers.

Kommando: Häftlings-Arbeitskommando.

Lagererweiterung: die im Zuge des begonnenen Ausbaus des Konzentrationslagers Auschwitz in der Nähe des Stammlagers errichteten Blöcke.

Lagerkapo: der Kapo, der die zur Arbeit innerhalb des Lagers eingesetzten Häftlinge beaufsichtigte.

Lagermuseum: Sammlung von Kunst- und anderen Gegenständen im Stammlager; die dort arbeitenden Häftlinge mußten für Zwecke der SS Gemälde, Figuren und andere Kunstgegenstände anfertigen.

„Lagerpolizei": 1944 bestehender, aus Häftlingen gebildeter Aufsichtsdienst.

Lagersperre: Verbot, das Lager bzw. einen Lagerabschnitt zu verlassen.

Mexiko: im Sprachgebrauch der Häftlinge der Abschnitt B III von Birkenau.

Muselmann: extrem erschöpfter und ausgezehrter Häftling.

Nacht und Nebel-Häftling, N.N.-Häftling: Angehöriger der Widerstandsbewegung der besetzten Länder, von dem jede Spur verschwinden sollte.

Politische Abteilung: Abteilung II der Verwaltung des KZ, Vertretung der Geheimen Staatspolizei im Lager.

Polizeihäftling: Häftling, der zur Verfügung der Gestapo Kattowitz in Block 11 inhaftiert war – die meisten warteten auf die Aburteilung durch das Polizeistandgericht und wurden nach ihrer Verurteilung zum Tode – so endete das „Verfahren" gewöhnlich – auf dem Hof von Block 11 erschossen; diese Gefangenen bekamen keine Häftlingsnummer.

Posten: die SS-Männer, die das Lager bzw. Häftlingskommandos bewachten und die Postenkette um das Lager bildeten.

Quarantäne: die Isolierung der Häftlinge nach der Einlieferung bzw. vor der Überstellung in ein anderes Lager oder – selten – der Entlassung diente offiziell der Erkennung von Krankheiten. Tatsächlich war sie eine Zeit, in der der Häftling durch Strafexerzieren u.ä. geschunden und an das Lager „gewöhnt" wurde; viele überlebten diese Zeit nicht.

Rampe: die Eisenbahngleise, an denen die Selektionen stattfanden – bis Mitte Mai 1944 an einem zwischen dem Stammlager und Birkenau gelegenen Eisenbahngleis, danach an den zwischen den Abschnitten B I und B II von Birkenau verlegten Gleisen.

Rapportführer: SS-Unterführer, der Vorgesetzte aller Blockführer eines Lagers bzw. Lagerabschnitts.

Rapportschreiber: der Funktionshäftling, der für die SS den Bericht über den Häftlingsstand vorbereitete.

Revier: Krankenbau.

RGO: Rada Główna Opiekuńcza, unter deutscher Kontrolle arbeitender polnischer Ausschuß für Wohlfahrtspflege und Sozialbetreuung, in dessen Rahmen teils halblegale Hilfe für KZ-Häftlinge organisiert wurde.

RSHA: Reichssicherheitshauptamt.

RSHA-Transporte: die auf Veranlassung des Judenreferats IV B 4 des RSHA zur Tötung in die Vernichtungslager deportierten Menschen.

Sanitätsdienstgrad, SDG: SS-Unterführer oder SS-Mann als Sanitätshelfer.

Sauna: eine Bade- und Desinfektionsvorrichtung in Birkenau.

SDG: Sanitätsdienstgrad.

SK: Strafkompanie.

Sonderkommando: das aus jüdischen Häftlingen bestehende Kommando, das die Leichen verbrennen mußte.

Sortierung: gebraucht in der Bedeutung „Selektion"; Aussortieren von Menschen.

Sport: Strafexerzieren, Strafübungen.

Standortarzt: der leitende Arzt im KZ, dem die SS-Truppenärzte (für die Versorgung der SS) und die SS-Lagerärzte (zuständig für die Häftlinge) unterstanden.

Strafkompanie, Strafkommando: bei besonders schweren Arbeiten eingesetztes Kommando, in das Häftlinge zur Strafe eingewiesen wurden.

Stubenältester, auch Stubendienst: unterste Stufe der Funktionshäftlinge.

Vorarbeiter: hier in der Bedeutung die Arbeit der anderen Häftlinge beaufsichtigender Häftling.

ZBoWiD: Związek Bojowników o Wolność i Demokrację (Verband der Kämpfer für Freiheit und Demokratie) – 1948 entstandene Organisation, in der auch die Verbände der ehemaligen polnischen KZ-Häftlinge aufgingen.

Zerlegebetriebe: Demontage von Flugzeugwracks in der Nähe des Lagers Birkenau, bei der Häftlinge eingesetzt waren.

Zugang: neu eingelieferter Häftling.

Zulage, Zulageportion: Bezeichnung für das, was zu Brot, Suppe und Kaffeebrühe gegeben wurde – etwas Fett, sog. Wurst, Käse, Quark.

Zyklon B: mit einem Stabilisator versetzte, in Kieselgur gebundene Blausäure bzw. Cyanwasserstoff – das Giftgas, mit dem in Auschwitz getötet wurde.

Die Autorinnen und Autoren*

Jadwiga **Apostoł-Staniszewska** wuchs in einer südlich von Krakau lebenden, traditionell der polnischen Volkspartei verbundenen Familie auf, ist von Beruf Lehrerin und war in der Bildungs- und Aufklärungsarbeit unter der Landbevölkerung tätig. Nach dem Beginn des Krieges ging sie in den Untergrund und beteiligte sich daran, Menschen über die Tatra auf die andere Seite der Grenze in die Slowakei und nach Ungarn zu bringen, die zur Polnischen Armee in Frankreich stoßen wollten. Im Mai 1941 gründete sie die Untergrundorganisation „Konfederacja Tatrzańska" (Tatra-Konföderation) mit. Nach ihrer Verhaftung im August 1942 wurde sie in den Gestapo-Untersuchungsgefängnissen in Zakopane und in der Monteluppi-Straße in Krakau gefoltert. Anschließend war sie in den Konzentrationslagern Auschwitz-Birkenau (Häftlingsnummer 26273) und Ravensbrück sowie in Nebenlagern von Ravensbrück in Malchow und Leipzig inhaftiert. Ihre Erlebnisse und Beobachtungen hat sie u.a. in ihren Büchern „Echa okupacyjnych lat" [Echos der Okkupationsjahre], Warschau 1970, und „Nim zbudził się dzień" [Bevor der Tag erwachte], Warschau 1979, beschrieben.

Irena **Białówna,** 1900–1982, zeichnete sich schon während ihres Medizinstudiums an der Medizinischen Fakultät der Universität Warschau, das sie 1927 abschloß, durch große Selbständigkeit in Denken und Handeln aus. Anschließend arbeitete sie als Kinderärztin in der Region Białystok. Während der Nazi-Okkupation war sie im Untergrund tätig. Nach ihrer Verhaftung durch die Gestapo gelangte sie über Gefängnisse in Königsberg, Warschau, Kattowitz und Krakau im April 1943 nach Auschwitz-Birkenau (Häftlingsnummer 43117). Im Häftlingskrankenbau in Birkenau war sie den an Fleckfieber erkrankten Frauen und den Kindern im Lager eine große Hilfe. Sie zeichnete sich durch eine würdige Haltung aus und hatte als Häftlingsärztin größte Autorität. Sie machte unter entsetzlichen Bedingungen die Räumung des KL Auschwitz-Birkenau nach Ravensbrück und Neubrandenburg durch und wurde anschließend in Schweden medizinisch behandelt. Nach ihrer Rückkehr arbeitete sie als Ärztin in Białystok.

Józef **Bogusz,** geb. 1904 in Tarnopol, ist Professor emeritus für Chirurgie an der Medizinischen Akademie in Krakau, deren I. Chirurgische Klinik er von 1948 bis 1974 geleitet hat. Im Zweiten Weltkrieg war er als Leutnant im medizinischen Dienst an der Südostfront eingesetzt und arbeitete von 1939 bis 1941 im Lazarett 604 in Lwów. Später führte er in Warschau geheime Sanitätskurse durch, leitete während des Warschauer Aufstands 1944 ein Lazarett der Armia Krajowa und kehrte 1945 nach Krakau zurück. Auch nach seiner Emeritierung ist er weiter wissenschaftlich und gesellschaftlich tätig. Seit 1959 ist er Vorsitzender der Krakauer Ärztegesellschaft, seit 1970 Vorsitzender der Ethischen Kommission und des Obersten Kollegialgerichts der Polnischen Ärztegesellschaft, von 1966–1968 war er Vorsitzender des Hauptvorstands der Polnischen Gesellschaft für Chirurgie. Er ist Vorstandsmitglied der Internationalen Janusz-Korczak-Gesellschaft, Mitglied der Société Européenne de Culture (SEC) und der World Association of Art and Science (WAAS) sowie Ehrenmitglied der Polnischen Gesellschaft für Chirurgie, der Polnischen Ärztegesellschaft, des Verbandes der Kriegsinvaliden und des Verbandes polnischer Ärzte in Amerika. Seine Hauptforschungsgebiete sind die Chirurgie der Schilddrüse und des Verdauungstrakts. Professor Bogusz hat zahlreiche Arbeiten zur Chirurgie und Essays zur ärztlichen Ethik und Deontologie verfaßt bzw. an ihnen als Autor und Redakteur mitgewirkt, darunter „Zarys chirurgii" [Abriß der Chirurgie], (1963), „Chirurgia Kliniczna" [Klinische Chirurgie], (1967; Mitverfasser), „Chirurgia dla pielęgniarek" [Chirurgie für Krankenschwestern], (1948 – 8. Aufl. 1981), und „Encyklopedia dla pielęgniarek" [Enzyklopädie für Krankenschwestern], (1976 – 2. Aufl. 1982), sowie Arbeiten zu Fragen der Ethik und der Nazi-Medizin geschrieben. Professor Bogusz ist Redakteur des „Przegląd Lekarski-Oświęcim" und der aus diesen Heften entstandenen Auswahlbände „Okupacja i medycyna", Bd. I–V, Warschau 1971–1984; Bd. VI ist in Vorbereitung.

Eugeniusz **Brzezicki,** 1890–1974, absolvierte das Medizinstudium 1914 in Lwów. Nach dem Militärdienst von 1914 bis 1918 während des ersten Weltkrieges in der österreichisch-ungarischen Armee und von 1918 bis 1921 in der polnischen Armee wurde er im Rang eines Hauptmanns im medizinischen Dienst demobilisiert. Ab 1922 arbeitete er an der Neurologisch-psychiatrischen Klinik der Jagiellonen-Universität in Krakau, in den folgenden Jahren unternahm er Studienaufenthalte in Berlin, Wien, Zürich und Paris und spezialisierte sich als Neurologe und Psychiater. Nach der Habilitation an der Jan-Kazimierz-Universität in Wilna 1930 war er ab 1932 Dozent und Lehrstuhlvertreter in Krakau. Ein entscheidender Ein-

* Zusammengestellt von Jochen August, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski und Zdzisław Ryn. Vgl. a. den Abschnitt „Biographien und Nachrufe" und das Verfasserregister im Gesamtverzeichnis „Przegląd Lekarski–Oświęcim".

schnitt in seinem Leben war der 6. November 1939 – an diesem Tag wurde er mit 182 anderen Professoren und Mitarbeitern der Krakauer Hochschulen im Rahmen der berüchtigten „Sonderaktion Krakau" verhaftet und anschließend bis Februar 1940 im Konzentrationslager Sachsenhausen eingesperrt. Im Lager war er für seine menschliche und mutige Haltung bekannt, wenn die anderen Häftlinge ärztlicher Hilfe bedurften. Wenige Tage nach der Befreiung Krakaus übernahm er am 22. Januar 1945 die Leitung der Neurologisch-psychiatrischen Klinik der Jagiellonen-Universität. 1947 wurde er zum außerordentlichen, 1957 zum ordentlichen Professor ernannt. Von 1950 bis zu seiner Emeritierung 1961 leitete er die Psychiatrische Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau. In seine Amtszeit fällt der Beginn der Krakauer psychiatrischen Untersuchungen zum KZ-Syndrom. Lange Jahre war er Vorsitzender der Krakauer Sektion der Polnischen Gesellschaft für Psychiatrie. Er war Mitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften im In- und Ausland und hat mehr als 150 Arbeiten zur klinischen Psychiatrie und Neurologie und zum Extrapyramidalsystem (Parkinsonismus) verfaßt und die Begriffe der Skirtotymie und der sozial nützlichen paradoxen Schizophrenie (schizophrenia paradoxalis socialiter fausta) entwickelt.

Małgorzata **Dominik,** 1941–1979, war Schülerin Professor Antoni Kępinskis, Adjunkt an der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau und Fachärztin für Psychiatrie. 1969 wurde sie mit einer Arbeit über „Der pathologische Neid bei Wahnkomplexen" zum Doktor med. promoviert. Sie verfaßte etwa 20 wissenschaftliche Arbeiten aus dem Bereich der klinischen Psychiatrie, der Neurosen, der Psychotherapie und der Geschichte der Medizin. Das Thema ihrer nicht mehr abgeschlossenen Habilitationsarbeit war: Psychische Störungen bei Kindern ehemaliger KZ-Häftlinge (die zweite Generation). Sie war Mitglied der Polnischen Gesellschaft für Psychiatrie, der Polnischen Ärztegesellschaft und der Polnischen Gesellschaft für Psychohygiene.

Adolf **Gawalewicz,** 1916–1987, Doktor jur. Nach dem Abschluß des Jurastudiums im Juni 1939 arbeitete er für kurze Zeit in der Stadtverwaltung von Krakau. 1940 wurde er von der Gestapo verhaftet, machte die Verhöre im Hausgefängnis der Gestapo in der Pomorska-Straße 2 in Krakau durch und wurde trotz schwacher Gesundheit und schlechter Augen am 9.1.1941 aus dem Monteluppi-Gefängnis in das Konzentrationslager Auschwitz überstellt, wo er am 10.1.1941 eingeliefert wurde (Häftlingsnummer 9225). Im Zustand extremer Erschöpfung des Organismus (Muselmann) wurde er durch ein Wunder aus der „Isolierstation" in Birkenau, aus der der Weg ins Gas führte, errettet. Bis 1944 war er Häftling in Auschwitz, anschließend wurde er nach Buchenwald, Ellrich und Bergen-Belsen verlegt. Seine zuerst in mehreren Folgen im „Przegląd Lekarski-Oświęcim" veröffentlichten eindrucksvollen Erinnerungen erschienen auch als Buch: „Refleksje z poczekalni do gazu. Ze wspomnień muzułmana" [Reflexionen aus dem Warteraum zum Gas. Aus den Erinnerungen eines Muselmanns], Krakau 1969, 2., verbesserte Ausgabe Krakau 1973. Gawalewicz hat in mehreren Prozessen gegen SS-Leute und andere KZ-Henker wichtige Zeugenaussagen gemacht. Nach dem Krieg war er in Krakau als Wirtschaftsjurist in der Stadtverwaltung sowie als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Jagiellonen-Universität tätig und schrieb juristische Arbeiten.

Maria **Gizler** wurde 1941 geboren und studierte Biochemie an der Universität Łódź. Nach Abschluß des Studiums im Jahre 1963 arbeitete sie zunächst in einem Krankenhaus und war dann Assistentin im Institut für Biophysik der Medizinischen Akademie Wrocław. Ab 1970 war sie Doktorantin und Assistentin im Ludwik-Hirszfeld-Institut für Immunochemie der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Wrocław. Nachdem sie zwischenzeitlich das Labor der Klinik Nr. 4 in Wrocław geleitet hatte, ist sie seit 1977 Leiterin der Abteilung für Labordiagnostik des Niederschlesischen Zentrums für Medizinische Diagnostik (DOLMED). Zu ihren Forschungsgebieten zählen u.a. der Gesundheitszustand der Nachkommen ehemaliger KZ-Häftlinge sowie der während der Naziokkupation aus Zamość und Umgebung verschleppten Kinder.

Kazimierz **Hałgas** wurde nach der Verhaftung in Krakau über das Monteluppi-Gefängnis in das KL Auschwitz eingeliefert (Häftlingsnummer 5670). Hałgas war einer der ersten polnischen Häftlinge, die im Häftlingskrankenbau medizinisch tätig sein konnten; zeitweilig arbeitete er im Revier für die sowjetischen Kriegsgefangenen. Von Dezember 1941 bis Januar 1944 war er Häftling Nr. 1487 im KZ Groß-Rosen, davon einige Zeit im Nebenlager Dyhernfurth II (Lager Elfenhain), und schließlich im Lager Leitmeritz (Nr. 87341). Nach dem Krieg arbeitete er in Schlesien als Chirurg. Wie die anderen als Ärzte tätigen ehemaligen Häftlinge unterstützte er intensiv Kombattanten und die Kameraden aus dem Lager. Er ist 1982 gestorben.

Tadeusz **Hołuj,** 1916–1985, trat bereits vor 1939 in Krakau als Schriftsteller und Dichter hervor und war Zeit seines Lebens eng mit der Stadt verbunden; seit dieser Zeit gehörte er auch zur linken Bewegung. Ab 1940 war er in Krakau Mitglied der Untergrundorganisation „Związek Walki Zbrojnej" [Verband für den bewaffneten Kampf]. Im Juni 1942 verhaftete ihn die Gestapo wegen seiner literarrarischen Tätigkeit im Untergrund, im September 1942 wurde er in das KL Auschwitz eingeliefert (Häftlingsnummer 62937). Er arbeitete als Schreiber im Häftlingskrankenbau des Stammlagers und gehörte zur Leitung der „Kampfgruppe Auschwitz", wo er sich mit militärischen Fragen befaßte. Im Zuge der Räumung von Auschwitz wurde er in das Lager Leitmeritz überstellt. In den Lagern engagierte er sich im geheimen Kulturleben, für ihn ein Mittel zur psychischen Selbstverteidigung. Nach der Befreiung auf der Linken (Polnische Arbeiterpartei und Polnische Vereinigte Arbeiterpartei) engagiert, war er weiter politisch und gesellschaftlich aktiv. Lange Jahre hindurch war er Generalsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees. Er führte u.a. Forschungen zur Geschichte der Naziverbrechen durch (zusammen mit Filip Friedman: „Oświęcim" [Auschwitz], Bydgoszcz 1946) und veröffentlichte neben anderen Arbeiten eine

Reihe literarischer Werke über Auschwitz, darunter den Gedichtband „Wiersze z obozu" [Gedichte aus dem Lager], Warschau 1946, das Stück „Dom pod Oświęcimiem" [Das Haus bei Auschwitz], Warschau 1948 und den Roman (der später auch verfilmt wurde) „Koniec naszego świata" [Das Ende unserer Welt], 1958.

Zenon **Jagoda,** 1931–1981. Bis 1955 studierte Jagoda Polnische Philologie an der Jagiellonen-Universität. 1966 wurde er mit einer Arbeit zur polnischen Literaturgeschichte promoviert. Viele Jahre hindurch war er Leiter des Instituts für Didaktik der polnischen Sprache und Literatur im Institut für Polnische Philologie der Jagiellonen-Universität. 1975 vertiefte er seine Studien in Rom, 1980 bis 1981 war er Lektor für polnische Sprache und Kultur in Grenoble (Frankreich). Über sein Fachgebiet hinaus befaßte sich Dr. Jagoda mit Kirchengeschichte und Fragen der Nazi-Konzentrationslager. Er war einer der Pioniere der Arbeit an einem KZ-Wörterbuch, für das er umfangreiches Material zusammentrug, und Mitverfasser der Bücher „Oświęcim nieznany" [Das unbekannte Auschwitz], Krakau 1981, und „Więźniowie Oświęcimia" [Die Häftlinge von Auschwitz], Krakau 1984. In der Blüte seiner Schaffenskraft und als bedeutender Forscher und Methodologe anerkannt, starb er vorzeitig und nach schwerer Kranheit im September 1981.

Czesław **Kempisty,** geb. 1925. Der junge polnische Pfadfinder Czesław Kempisty wurde von der Gestapo mit seinem Vater verhaftet und war Häftling der Konzentrationslager Auschwitz (Häftlingsnummer 16686), Ravensbrück (Nr. 7228] und Sachsenhausen (Nr. 13579). Nach dem Krieg schloß er 1952 in Wrocław das Medizinstudium ab und arbeitete anschließend dort als Arzt. Zu seinen Patienten gehörten auch ehemalige KZ-Häftlinge, und Kempisty begann, ihren Gesundheitszustand zu untersuchen. 1968 wurde er in Krakau mit einer Arbeit über die Spätfolgen der KZ-Haft zum Doktor med. promoviert, 1976 folgte in Łódź die Habilitation mit einer Arbeit über die Spätschäden bei inhaftierten Kindern und Jugendlichen (s.u.). Kempisty ist Dozent an der Akademie für Leibeserziehung in Wrocław – wo er auch eine Seniorenuniversität („Uniwersytet Trzeciego Wieku") organisiert, um Lebens- und Rehabilitationsbedingungen anbieten zu können, die den besonderen Bedingungen ehemaliger KZ-Häftlinge entgegenkommen –, leitet seit 25 Jahren eine Beratungsstelle für ehemalige KZ-Häftlinge in Niederschlesien und ist in Wrocław Vorsitzender der Arbeitsgruppe für Kriegspathologie, der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen. Wichtigste Veröffentlichungen: „Wpływ przebywania w hitlerowskich obozach koncentracyjnych na wzmożenie chorobowości i przyspieszenie miażdżycy" [Der Einfluß der KZ-Haft in Nazi-Konzentrationslagern auf die Zunahme der Morbidität und die Beschleunigung der Sklerose], in: Biuletyn GKBZHwP XIX, Warschau 1968, S. 246–276; „Spraw Norymbergi ciąg dalszy (Wyniki badań socjomedycznych osób, ktore w dzieciństwie więzione były w hitlerowskich obozach koncentracyjnych)" [Nürnberg ist noch nicht zu Ende. Ergebnisse soziomedizinischer Untersuchungen von in der Kindheit in Nazi-Lagern inhaftierten Personen], Warschau 1975.

Antoni **Kępinski,** 1918–1972, studierte von 1936 bis 1939 Medizin an der Krakauer Jagiellonen-Universität und zeigte schon damals besonderes Interesse für Psychiatrie. Nach dem deutschen Überfall auf Polen meldete er sich zu einer Sanitätseinheit, wurde mit seiner Einheit Ende September 1939 in Ungarn interniert, gelangte zur Polnischen Armee nach Frankreich und wurde im September 1940 an der spanischen Grenze bei dem Versuch verhaftet, sich zu den polnischen Truppen in Großbritannien durchzuschlagen. Bis März 1943 im spanischen Konzentrationslager Miranda de Ebro interniert, war er ab Juni 1943 kurze Zeit Flugschüler in der Royal Air Force und setzte ab 1944 sein Medizinstudium an der Polnischen Medizinischen Fakultät in Edinburgh fort, das er 1946 erfolgreich abschloß. 1947 kehrte Kępinski nach Krakau zurück und arbeitete seitdem an der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Fakultät der Jagiellonen-Universität (später der Nicolaus-Copernicus-Akademie für Medizin). 1949 wurde er zum Doktor med. promoviert, 1960 folgte die Habilitation, ab 1963 war er Dozent, ab 1970 schließlich Ordinarius für Psychiatrie und Chef der Psychiatrischen Klinik. Kurz vor seinem vorzeitigen Tode wurde er 1972 zum außerordentlichen Professor ernannt.

In seiner psychiatrischen Praxis kam Kępinski bald in Kontakt mit ehemaligen KZ-Häftlingen, der ihn zur Erforschung der gesundheitlichen Folgen der KZ-Haft anregte. Mit Dr. Stanisław Kłodziński war er der Inspirator der Krakauer Forschungen über Spätfolgen der KZ-Haft und das KZ-Syndrom. Er war Mitbegründer und Redakteur des „Przegląd Lekarski-Oświęcim".

Buchveröffentlichungen u.a.: Rytm życia [Lebensrhythmus] (1972), dort auch zusammengefaßt die Arbeiten zur Psychologie des Konzentrationslagers; Psychopatologia nerwic [Psychopathologie der Neurosen] (1972); Schizofrenia [Schizophrenie] (1972); Z psychopatologii życia seksualnego [Zur Psychopathologie des Sexuallebens] (1973); Melancholia [Melancholie] (1974); Psychopatia [Psychopathie] (1977); Lęk [Schmerz] (1977). Zu Biographie und Werk vergleiche: Z. Ryn (Gesamtverzeichnis Nr. 780, 782, 783); J. Masłowski (Gesamtverzeichnis Nr. 765); Andrzej Jakubik, Jan Masłowski: Antoni Képinski, Warschau 1981.

Mieczysław **Kieta,** 1920–1984. Vor dem Krieg studierte Kieta Polonistik an der Krakauer Jagiellonen-Universität, konnte das Studium allerdings nach Kriegsbeginn nicht mehr abschließen. Im Untergrund arbeitete Kieta in der linken Bewegung; nach seiner Verhaftung wurde er in das Monteluppi-Gefängnis in Krakau eingeliefert und anschließend mit seinem Vater in das KL Auschwitz-Birkenau deportiert (Häftlingsnummer 59590). In Auschwitz gehörte er zu den Häftlingen, die konspirativ in der „Kampfgruppe Auschwitz" zusammenarbeiteten. Später wurde er nach Groß-Rosen und Leitmeritz überstellt; er floh schließlich aus dem Lager und kämpfte ab April 1945 bei den tschechischen Partisanen. Im Juli 1945 war er wieder in Polen

und gehörte zur Polnischen Sozialistischen Partei bzw. anschließend zur Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei. Kieta hat lange Jahre als Journalist gearbeitet (darunter als Chefredakteur mehrerer polnischer Zeitschriften, u.a. der populären Illustrierten „Przekrój" [Querschnitt]) und mehrere Veröffentlichungen über die Konzentrationslager und die Naziverbrechen geschrieben. Er war Sekretär der Internationalen Journalistenvereinigung in Prag und Generalsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees.

Stanisław **Kłodziński** wurde 1918 in einer traditionsreichen Krakauer Familie geboren und begann noch vor Kriegsbeginn an der Krakauer Jagiellonen-Universität mit dem Medizinstudium. Im Juni 1941 von der Gestapo verhaftet, kam er über das Monteluppi-Gefängnis in Krakau in das KL Auschwitz (Häftlingsnummer 20019) und wurde gegen Kriegsende nach Mauthausen verlegt. In Auschwitz konnte er seinen Kameraden als Häftlingsarzt helfen, gehörte zur „Kampfgruppe Auschwitz" und organisierte die Weiterleitung von Kassibern aus dem Lager. Nach dem Krieg schloß er sein Studium an der Medizinischen Fakultät der Jagiellonen-Universität ab und arbeitete dann in der Pulmologischen Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau, wo er auch 1963 mit einer Arbeit über die Tuberkulose während der Okkupationszeit zum Doktor med. promoviert wurde. Stanisław Kłodziński ist einer der Pioniere der medizinischen Untersuchung ehemaliger KZ-Häftlinge und Mitbegründer und Redakteur des „Przegląd Lekarski-Oświęcim". Er hat etwa 120 Arbeiten über die Konzentrationslager veröffentlicht und ist Mitverfasser der Bücher „Oświęcim nieznany" [Das unbekannte Auschwitz], Krakau 1981, und „Więźniowie Oświęcimia" [Die Häftlinge von Auschwitz], Krakau 1984.

Janina **Komenda,** 1889–1968, wurde in Kazan' geboren, war von Beruf Lehrerin und verbrachte ihr Leben überwiegend in Kielce. Noch vor dem ersten Weltkrieg heiratete sie den Arzt Dr. Wacław Komenda. Bald nach dem Ende der polnisch-deutschen Kämpfe ging sie 1939 in den Untergrund. Die Gestapo verhaftete sie in Kielce und deportierte sie in das KL Auschwitz-Birkenau (Häftlingsnummer 27233). Im Frauenlager in Birkenau gliederte sie sich in die konspirative Arbeit der Häftlinge ein und half ihren Mithäftlingen gemeinsam mit Dr. Irena Białówna. Sie zeichnete sich bei ihren Leidensgefährtinnen, die ihr ihre würdige Haltung hoch anrechneten, durch große Autorität und Ansehen aus. Nach dem Krieg lebte sie in Kielce und Warschau.

Dorota **Lorska** (Sławka Kleinowa), geb. Goldscheider, 1913–1965, wurde in Kielce geboren. Nach dem Abitur ging sie nach Prag, um Medizin studieren zu können. Dort schloß sie sich der linken, radikalen Jugend an. Nach dem Abschluß des Medizinstudiums ging Dora Sławka nach Spanien und arbeitete als Ärztin in den Internationalen Brigaden. Dort lernte sie Andrzej Lorski, ihren späteren Mann, kennen und befreundete sich auch mit Egon Erwin Kisch. Aus Spanien gelangte sie nach Paris. Nach der Besetzung Frankreichs lebte sie ab 1940 im Untergrund. Im Juli 1943 wurde sie von der Gestapo verhaftet und im August 1943 nach Auschwitz deportiert (Häftlingsnummer 52325). Sie arbeitete mit der „Kampfgruppe Auschwitz" zusammen. Später war sie Häftling in Ravensbrück und Neustadt-Kleve. Nach dem Krieg arbeitete sie als Ärztin in der Tschechoslowakei. Von 1951 bis 1954 war Dorota Lorska unter falschen Beschuldigungen in Haft. Sie kehrte schließlich nach Polen zurück und arbeitete in Warschau als Ärztin.

Jan **Masłowski** wurde 1931 geboren und studierte von 1950 bis 1953 Polnische Philologie an der Krakauer Jagiellonen-Universität – Magister. Lange Jahre arbeitete er in der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau und war enger wissenschaftlicher Mitarbeiter Professor Antoni Kępińskis. In dieser Zeit begann er ebenfalls, sich mit dem Thema der Konzentrationslager zu befassen. Er hat etwa 150 Arbeiten veröffentlicht, darunter „Pielęgniarki w drugiej wojnie światowej" [Die Krankenschwestern im zweiten Weltkrieg], Warschau 1976. Masłowski ist Mitverfasser der Bücher „Oświęcim nieznany" [Das unbekannte Auschwitz], Krakau 1981, und „Więźniowie Oświęcimia" [Die Häftlinge von Auschwitz], Krakau 1984, und Redakteur des „Przegląd Lekarski-Oświęcim". Gegenwärtig arbeitet er gemeinsam mit Stanisław Kłodziński und Danuta Jodłowska-Wesołowska insbesondere an einem Auschwitz-Wörterbuch. Zusammen mit Andrzej Jakubik veröffentlichte er eine Biographie von Professor Antoni Kępinski (Warschau 1981).

Irena **Orleska** wurde 1936 geboren und schloß ihr Medizinstudium 1962 ab. Anschließend arbeitete sie bis 1973 in der Internistischen Klinik der Medizinischen Akademie Wrocław und von 1973 bis 1976 im Studentenkrankenhaus in Wrocław. Seit 1977 ist sie Mitarbeiterin des Niederschlesischen Zentrums für Medizinische Diagnostik (DOLMED) in Wrocław. Zu ihren Arbeitsgebieten gehört der Gesundheitszustand von im KZ geborenen bzw. inhaftierten Kindern sowie der während der Naziokkupation aus Zamoszcz und Umgebung verschleppten Kinder.

Maria **Orwid** wurde 1930 geboren, war Mitarbeiterin von Professor Antoni Kępinski, ist heute Fachärztin für Psychiatrie und leitet die Psychiatrische Klinik für Kinder und Jugendliche der Medizinischen Akademie in Krakau, an der sie auch als Dozentin lehrt. 1963 wurde sie mit einer Arbeit über „Die sozio-psychiatrischen Folgen der Haft im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau" zum Doktor med. promoviert; ihre Habilitationsschrift behandelte „Die Situation in der Familie und die Entstehung psychischer Störungen bei Heranwachsenden" (1976). Sie ist Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften in Polen und anderen Ländern und hat etwa 70 wissenschaftliche Arbeiten zur klinischen Psychiatrie, zur Jugend- und Familienpsychiatrie, zur Psychotherapie sowie zur Pathologie der Konzentrationslager verfaßt. Während der Nazi-Okkupation lebte sie zeitweilig mit sog. arischen Papieren im Krakauer Ghetto.

Tadeusz **Paczuła** wurde als Jugendlicher in Schlesien verhaftet und am 18.12.1940 in das KL Auschwitz eingeliefert, wo er vier Jahre Häftling war (Häftlingsnummer 7725). Dank glücklicher Umstände kam er in die Hauptschreibstube des Häftlingskrankenbaus im KL Auschwitz I. Im Lager beteiligte er sich an der konspirativen Arbeit. Als Schlesier wurde er 1944 zwangsweise in die Wehrmacht eingezogen und floh in Italien durch die Frontlinie zu den auf der Seite der Alliierten kämpfenden polnischen Einheiten. Paczuła sagte in mehreren Prozessen gegen die Verbrecher von Auschwitz als Zeuge aus und enthüllte dank seines guten Gedächtnisses viele Geheimnisse der SS im Lager. Nach dem Krieg studierte er Medizin; er arbeitet in Schlesien als Chirurg.

Elżbieta **Piekut-Warszawska** arbeitete bereits vor dem Zweiten Weltkrieg als Krankenschwester. Mit Kriegsbeginn wurde sie mobilisiert und im Lazarett des VII. Militärbezirks in Poznań eingesetzt; nach der Evakuierung aus Poznań und der Besetzung Warschaus wurde sie einem Lazarett für polnische Kriegsgefangene in Łódź zugewiesen. Nachdem sie polnischen Offizieren bei der Flucht aus diesem Lazarett geholfen hatte, wurde sie im Juli 1943 zum ersten Mal verhaftet, danach zwar freigelassen, aber aus dem sog. Reichsgau Wartheland ausgewiesen. Zum zweiten Mal wurde sie noch 1943 in Kielce festgenommen und nach Haft in Kielce Ende Mai 1943 in das KL Auschwitz-Birkenau eingeliefert (Häftlingsnummer 45506). Nachdem sie eine Zeitlang schwer körperlich arbeiten mußte, gelang es ihr, in den Häftlingskrankenbau zu kommen. Nach dem Krieg war sie wieder in ihrem Beruf tätig.

Zdzisław **Ryn** wurde 1938 geboren und nach dem Studium der Medizin an der Medizinischen Akademie in Krakau 1971 mit einer Arbeit über „Psychische Störungen bei Alpinisten unter Hochgebirgsstreß" zum Doktor med. promoviert. 1979 folgte die Habilitation mit einer Arbeit über „Das Nervensystem in großer Höhe: das Syndrom der Hochgebirgshirnasthenie". Ryn ist Facharzt für Psychiatrie, Dozent an der Medizinischen Akademie in Krakau und Leiter des Instituts für Klinische Psychologie der Jagiellonen-Universität in Krakau. Von 1980 bis 1983 war er Prodekan der Ärztlichen Fakultät der Medizinischen Akademie in Krakau. Er ist Mitglied vieler polnischer und ausländischer wissenschaftlicher Gesellschaften, u.a. Mitglied der Kommission für Psychologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften und korrespondierendes Mitglied der Bolivianischen Gesellschaft für Psychiatrie, der International Society of Mountain Medicine sowie der Deutschen Gesellschaft für Selbstmordverhütung. Er hat 160 wissenschaftliche Arbeiten zur klinischen Psychiatrie, zum KZ-Syndrom, zur Hochgebirgsmedizin, zur Psychologie und Psychopathologie des Alpinismus, zur Anthropologie und zur indianischen Medizin verfaßt. Als Alpinist und Reisender hat er an Expeditionen in den Kaukasus, in den Hindukusch und in die Anden teilgenommen.

Tadeusz **Śnieszko** arbeitete bereits vor der Okkupation als Arzt. Während des Krieges war er in der konspirativen Arbeit tätig, wurde von der Gestapo festgenommen und saß im Gefängnis von Tarnów in Haft. Im April 1942 wurde er in das KL Auschwitz eingeliefert (Häftlingsnummer 29620). Nach dem Krieg arbeitete er bei der Eisenbahn und in der Sozialversicherung als Arzt. Mit Danuta und Dr. Tadeusz Szymański war er einer der Hauptzeugen für die Vorgänge im Zigeunerlager in Birkenau.

Kazimierz **Szczerbowski** wurde 1917 in Zakopane geboren. Nach der Besetzung Polens begann er, in der Konspiration tätig zu sein und befaßte sich hauptsächlich damit, Polen über die Grenze durch die Tatra und die Slowakei nach Ungarn zu bringen (von wo der Weg weiter zur Polnischen Armee in Frankreich führte). Seinen Lebensunterhalt verdiente er bei der Feuerwehr. Schon 1940 wurde er von der Gestapo verhaftet und kam über das Gefängnis in Tarnów mit dem ersten polnischen Häftlingstransport am 14. Juni 1940 nach Auschwitz (Häftlingsnummer 154). Er überlebte, weil er Schreiber des Häftlingskrankenbaus des Lagers wurde. Szczerbowski ist einer der wenigen noch lebenden Zeugen aus der ersten Zeit des KL Auschwitz und der in dieser Periode verübten Verbrechen, wie auch der Entstehungsgeschichte des Häftlingskrankenbaus.

Alicja **Szemraj-Łochyńska** wurde 1938 geboren, ist Doktor med. und arbeitete nach dem Studium als Oberassistentin an der Abteilung für Tourismus und Erholung der Akademie für Leibeserziehung in Wrocław. In der dortigen Seniorenuniversität („Universität des Dritten Alters") arbeitet sie mit Dozent Dr. Czesław Kempisty zusammen.

Danuta **Szymańska** ist von Beruf Krankenschwester. Am 26.7.1942 wurde sie mit einem RSHA-Transport aus Drancy in das KL Auschwitz-Birkenau eingeliefert (Häftlingsnummer 11785); zu diesem Transport gehörten auch 551 in Polen geborene Juden. In Birkenau war sie im sog. Zigeunerlager, wo sie ihren späteren Mann (Dr. Tadeusz Szymański) kennenlernte. Danuta und Tadeusz Szymański gehörten zu den wichtigsten Zeugen der Vernichtung des Zigeuner-Familienlagers in Birkenau. Bis zur Liquidierung des Zigeunerlagers arbeitete sie dort im Häftlingskrankenbau.

Tadeusz **Szymański,** 1905–1969, wuchs in einer Arztfamilie auf. Das Medizinstudium schloß er 1933 an der Stefan-Batory-Universität in Wilna ab; Doktor med. Nach der Besetzung Polens – er hatte als Arzt an den Kämpfen teilgenommen – entging er als Arzt der Kriegsgefangenschaft, gelangte nach Krakau und arbeitete dort in der Sozialversicherung. Im Februar 1941 wurde er von der Gestapo verhaftet und kam über das Monteluppi-Gefängnis am 5.4.1941 in das KL Auschwitz, wo er die Häftlingsnummer 11785 erhielt. Er machte die ganze Schinderei des gewöhnlichen Häftlings durch, den körperliche Arbeit und Unterernährung quälten, bekam Lungenentzündung und wurde im Frühjahr 1942 in das Revier aufgenommen, wo er auch noch an Fleckfieber erkrankte. Trotzdem schaffte er es, zu überleben und sogar als Arzt Pfleger im Infektionsblock zu werden. Gegen Kriegsende wurde er nach Mauthausen

(Häftlingsnummer 80999) und nach Floridsdorf-Wien (Nebenlager von Mauthausen) verlegt, von wo aus er 1945 floh. Nach dem Krieg war er Arzt in Krakau.

Aleksander **Teutsch,** 1918–1979, war Mitarbeiter Professor Antoni Kępinskis und Facharzt für Psychiatrie und Neurologie. Von 1950 bis 1955 arbeitete er im Sanitätsdienst der Polnischen Armee. Er war viele Jahre Adjunkt an der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau. 1963 wurde er mit einer Arbeit über „Die unmittelbare Reaktion auf die Inhaftierung bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz" zum Doktor med. promoviert. Er hat mehr als 30 wissenschaftliche Arbeiten zur klinischen Psychiatrie, zur Psychotherapie der Neurosen und zu den psychiatrischen Folgen der Konzentrationslager verfaßt. Teutsch war Mitglied der Polnischen Gesellschaft für Psychiatrie und der Polnischen Ärztegesellschaft.

Grażyna **Turska-Karbowska** wurde 1946 geboren und schloß ihr Medizinstudium 1970 an der Medizinischen Akademie Wrocław ab. Nach einer Weiterbildung war sie von 1972 bis 1976 in der Hämatologischen Klinik und Beratungsstelle in Wrocław tätig und arbeitet seit 1977 im Niederschlesischen Zentrum für Medizinische Diagnostik (DOLMED) in Wrocław, zur Zeit als Oberassistentin in der Abteilung für internistische Untersuchungen.

Danuta **Wesołowska,** geb. 1932, studierte Polnische Philologie an der Krakauer Jagiellonen-Universität und schloß das Studium 1956 mit dem Grad eines Magister ab. 1970 wurde sie promoviert, 1979 habilitierte sie sich. Seit der Studienzeit befaßt sie sich insbesondere mit sprachwissenschaftlichen Fragen, vor allem im Bereich der Lexikologie, der lexikalischen Semantik und der Sprachkultur. Seit 1981 ist sie stellvertretende Direktorin des Instituts für Polnische Philologie der Jagiellonen-Universität. Nach dem Tod Dr. Zenon Jagodas schloß sie sich der Arbeitsgruppe an, die das Auschwitz-Wörterbuch vorbereitet.

Otto **Wolken,** 1903–1975, wurde in Wien geboren, studierte dort auch Medizin und arbeitete als Arzt. Im März 1938 wurde er nach dem „Anschluß" Österreichs verhaftet und nach Haft in verschiedenen Gefängnissen und Lagern als Jude am 9.7.1943 in das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau eingeliefert (Häftlingsnummer 128828). Wolken war Häftlingsarzt im sog. Männer-Quarantänelager (B II a) in Birkenau, führte systematische Aufzeichnungen über seine Beobachtungen und schuf so eine einzigartige Dokumentation über die Häftlinge, die zumeist in die Gaskammer geschickt wurden, über ihre Morbidität und Mortalität, die später ein wichtiges Dokument über die Verbrechen der SS war. Im Januar 1945 verbarg er sich und entging so der Evakuierung. Unmittelbar nach der Befreiung arbeitete er eng mit der polnischen Hauptkommission zur Untersuchung der deutschen Verbrechen zusammen, die ihren Sitz damals in Krakau hatte. In mehreren Prozessen gegen KZ-Bewacher war er einer der Hauptzeugen. Später arbeitete er wieder in Wien als Arzt. Er war immer aktiv, wenn ehemalige Häftlinge, besonders jüdische, Hilfe brauchten.

Władysław **Wolter,** 1897–1986. Der bedeutende polnische Jurist war Absolvent (1921) und langjähriger Professor der Krakauer Jagiellonen-Universität. 1921 wurde er zum Doktor jur. promoviert, 1925 habilitierte er sich mit einer Arbeit über „Der psychische Faktor im Wesen des Verbrechens", anschließend war er Dozent und Lehrstuhlvertreter an der Jagiellonen-Universität. 1926 und 1927 weilte er zu Studienaufenthalten in Berlin und Paris, seit 1928 war er außerordentlicher Professor und Ordinarius für Strafrecht, seit 1937 ordentlicher Professor an der Jagiellonen-Universität. Am 6.11.1939 wurde er im Rahmen der „Sonderaktion Krakau" verhaftet und teilte im Konzentrationslager Sachsenhausen (Häftlingsnummer 5172) das Schicksal der anderen Professoren der Krakauer Hochschulen. Nachdem er Anfang 1940 aus dem KZ entlassen worden war, arbeitete er in Krakau als Rechtsanwalt und wurde Mitglied der Rada Główna Opiekuńcza, des Polnischen Hauptausschusses, der einzigen von der Besatzungsmacht geduldeten polnischen Institution, die soziale Maßnahmen zur Linderung der Not der polnischen Bevölkerung durchführte. 1944 wurde er wegen seiner Tätigkeit in diesem Bereich nochmals verhaftet. Unmittelbar nach der Befreiung Krakaus im Januar 1945 nahm er wieder seine Arbeit als Ordinarius für Strafrecht an der Jagiellonen-Universität auf. Wolter war Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften und lange Jahre Dekan der Juristischen Fakultät. In der Nachkriegszeit war er wiederholt an der polnischen Strafrechtsreform beteiligt. Er hat mehr als 150 wissenschaftliche Arbeiten verfaßt, darunter viele Hochschullehrbücher (Abriß des Systems des Strafrechts, 1933/1934; Strafrecht. Systematische Vorlesungen, 1947; Die Lehre vom Verbrechen, 1973). Seine Arbeiten betreffen vor allem den allgemeinen Teil des Strafrechts, die strafrechtliche Verantwortung, den kausalen Zusammenhang, die Theorie der eine Unrechtshandlung ausschließenden Umstände und Rechtstheorie und -philosophie.

Wojciech **Żukowski** wurde 1931 geboren, studierte bis 1954 Medizin in Wroclaw, spezialisierte sich anschließend als Facharzt für innere Medizin und Endokrinologie und ist Dr. habil. med. Er ist Direktor des Niederschlesischen Zentrums für Medizinische Diagnostik (DOLMED) in Wrocław, Mitglied der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen und dort stellvertretender Vorsitzender der Arbeitsgruppe für Kriegspathologie. Zu seinen Arbeitsgebieten gehören der Gesundheitszustand der „KZ-Kinder", die Auswirkungen der KZ-Haft auf den Gesundheitszustand der Nachkommen ehemaliger KZ-Häftlinge und die psychischen Auswirkungen der KZ-Haft auf die „zweite Generation".

Gesamtverzeichnis „Przegląd Lekarski-Oswięcim“ 1961 bis 1987

Dieses Gesamtverzeichnis des „Przegląd Lekarski-Oświęcim“ führt alle Aufsätze und Erinnerungsberichte auf, die in den Themenheften Auschwitz des „Przegląd Lekarski“, Serie II, Jg. XVII. 1961 bis XLIV. 1987 erschienen sind. Soweit bekannt, sind auch Nachdrucke angeführt – insbesondere in den von der Redaktion zwischen 1971 und 1984 herausgegebenen fünf Sammelbänden „Okupacja i Medycyna“; ein sechster Band wird gerade vorbereitet – und veröffentlichte Übersetzungen ins Deutsche bzw. ins Englische genannt. Verwiesen wird am Schluß jedes Eintrages auf Jahrgang und Seitenzahlen; zu ergänzen ist jeweils das Heft: Von 1961 bis 1963 erschienen die Hefte als gesonderte Beilage (Nr. 1a), ab 1964 als Nr. 1 des laufenden Jahrgangs, im Jahre 1982 als Dreifachheft (Nr. 1–3).

Um den Zugang zu den im „Przegląd Lekarski-Oświęcim“ veröffentlichten Arbeiten und Berichten zu erleichtern, haben wir diese nach folgenden Themengruppen geordnet:

1. Übergreifende politische, philosophische und ethische Fragen. Die Entwicklung des „Przegląd Lekarski-Oświęcim“.
2. Spätfolgen der KZ-Haft und andere medizinische Untersuchungen.
3. Erinnerungsberichte und Forschungen über die Konzentrationslager.
   - 3.1. Auschwitz-Birkenau.
   - 3.2. Dachau.
   - 3.3. Groß-Rosen.
   - 3.4. Majdanek.
   - 3.5. Mauthausen.
   - 3.6. Neuengamme.
   - 3.7. Ravensbrück.
   - 3.8. Sachsenhausen.
   - 3.9. Stutthof.
   - 3.10. Andere und mehrere Konzentrationslager.
4. Erinnerungsberichte und Forschungen über andere Haftstätten (einschließlich Lager für Kinder und Jugendliche).
5. Erinnerungsberichte und Forschungen über Kriegsgefangenen- und Internierungslager.
6. Die deutsche Besatzungspolitik in Polen und ihre Auswirkungen.
7. Krankenhäuser, Polnisches Rotes Kreuz und andere Gesundheitseinrichtungen im besetzten Polen.
8. Widerstand gegen die Besatzungspolitik in Polen. Sanitätsdienst der Polnischen Armee. Medizinstudium im Untergrund und in der Emigration.
9. Nationalsozialistische Gesundheitspolitik. Euthanasiemorde.
10. Begutachtungs-, Entschädigungs- und Rentenfragen.
11. Biographien und Nachrufe.
12. Literaturberichte und Rezensionen.
13. Berichte.
14. Verfasserregister.

Auf Nachdrucke und Übersetzungen wird in der Regel abgekürzt verwiesen. Dabei gelten folgende Sigel:

Anthologie = Internationales Auschwitz Komitee (Hrsg.). Unmenschliche Medizin. Anthologie. Band I, Teil 1 und 2. Warschau 1969 [hektographiert]; In der Hölle retteten sie die Würde des Menschen. Anthologie. Band II, Teil 1, 2 und 3. Warschau 1970 [hektographiert].

Anthology = International Auschwitz Committee (Hrsg.). It did not end in forty-five. Anthology. Volume III, Part 1, 2. Warschau 1972 [hektographiert].

Ermüdung und vorzeitiges Altern = Ermüdung und vorzeitiges Altern. Folge von Extrembelastungen. Internationale Föderation der Widerstandskämpfer. V. Internationaler Medizinischer Kongreß der FIR 21. bis 24. September 1970 in Paris. Hrsg. von der Medizinischen Kommission der FIR. Leipzig 1973.

Mitteilungen FIR = Mitteilungen der Internationalen Föderation der Widerstandskämpfer (FIR) zu medizinischen, sozialen und Rechtsfragen. Nr. 1/1973 ff.

OiM I bis V = Okupacja i Medycyna, Band I bis V:

Okupacja i Medycyna. [Pierwszy] Wybór artykułów z „Przeglądu Lekarskiego – Oświęcim“ z lat 1961–1970 [Okkupation und Medizin. Eine (erste) Auswahl aus dem „Przegląd Lekarski-Oświęcim“ für die Jahre 1961–1970]. Warschau 1971.

Okupacja i Medycyna. Drugi wybór artykułów z „Przeglądu Lekarskiego-Oświęcim“ z lat 1961–1973 [Okkupation und Medizin. Eine zweite Auswahl von Aufsätzen aus dem „Przegląd Lekarski-Oświęcim“ für die Jahre 1961–1973]. Warschau 1975.

Okupacja i Medycyna. Trzeci wybór artykułów z „Przeglądu Lekarskiego-Oświęcim“ z lat 1963–1976 [Okkupation und Medizin. Eine dritte Auswahl von Aufsätzen aus dem „Przegląd Lekarski-Oświęcim“ für die Jahre 1963–1976]. Warschau 1977.

Okupacja i Medycyna. Czwarty wybór artykułów z „Przeglądu Lekarskiego-Oświęcim“ z lat 1963–1978 [Okkupation und Medizin. Eine vierte Auswahl von Aufsätzen aus dem „Przegląd Lekarski-Oświęcim“ für die Jahre 1963–1978]. Warschau 1979.

Okupacja i Medycyna. Piąty wybór artykułów z „Przeglądu Lekarskiego-Oświęcim" z lat 1965–1981 [Okkupation und Medizin. Eine fünfte Auswahl von Aufsätzen aus dem „Przegląd Lekarski-Oświęcim" für die Jahre 1965–1981]. Warschau 1984.

Oświęcim nieznany = Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. Oświęcim nieznany [Unbekanntes Auschwitz]. Krakau 1981.

Rytm życia = Antoni Kępiński. Rytm życia [Lebensrhythmus]. Krakau 1972.

SH 1962 = Przegląd Lekarski. XVIII. Jahrgang, II. Serie 1962. Sonderheft gewidmet der medizinischen Problematik des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau. Herausgegeben durch die Krakauer Abteilung der Polnischen Ärztegesellschaft in Zusammenarbeit mit dem Hauptausschuß des Verbandes der Kämpfer für Freiheit und Demokratie und dem Krakauer Auschwitz Verband. Redaktion des Heftes: Prof. Dr. Józef Bogusz, Dr. Stanisław Kłodziński, Doz. Dr. Antoni Kępiński, Dr. Piotr Bożek [deutschsprachige Ausgabe des Sonderheftes 1961, Nr. 1a].

Więźniowie Oświęcimia = Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. Więźniowie Oświęcimia [Die Häftlinge von Auschwitz]. Krakau 1984.

Hinzuweisen bleibt noch, daß die polnische Ausgabe des „Przegląd Lekarski-Oświęcim" auch weiterhin mit einem kumulierten Gesamtverzeichnis der Themenhefte Auschwitz abgeschlossen wird, in dem die Titel zusätzlich in Englisch und Deutsch aufgeführt werden.

J.A.

1. Übergreifende politische, philosophische und ethische Fragen. Die Entwicklung des Przegląd Lekarski-Oświęcim

1 Bartelski, Lesław M.: Dzieci i wojna [Die Kinder und der Krieg]. – 1985, 113–120.

2 Bilikiewicz, Tadeusz: Z rozważań nad psychologią ludobójstwa [Betrachtungen über die Psychologie des Völkermords; z.T. Rezension von: Leo Eitinger. Concentration camp survivors in Norway and Israel. Oslo 1964, und: W. Bayer, H. Häfner, K.P. Kisker. Psychiatrie der Verfolgten. Berlin, Göttingen, Heidelberg 1964]. – 1966, 14–20.
Deutsch: Aus den Erwägungen über die Psychologie des Völkermordes. Anthologie, Bd. I.1, 3–31, 178.

3 Bogusz, Józef: Słowo wstępne [Einleitung]. – 1961, 34–35.
Deutsch: Einleitung [1961]. SH 1962, 3–4.
Dass.: 1962, 35–37.
Dass.: 1963, 35–41.
Dass.: 1964, 3–7.
Dass.: 1965, 3–12.
Dass.: 1966, 3–13.
Dass.: 1967, 3–12.
Dass.: 1968, 3–16.
Dass.: 1969, 3–12.
Dass.: 1970, 6–17.
Dass.: 1971, 3–9.
Dass.: 1972: 3–14.
Dass.: 1973, 3–11.
Dass.: 1974, 3–12.
Dass.: 1975, 8–14.
Dass.: 1976, 3–12.
Dass.: 1977, 3–16.
Dass.: 1978, 3-15.
Dass.: 1979, 3–17.
Dass.: 1980, 3–20.
Dass.: 1981, 3–14.
Dass.: 1982, 3–17.
Dass.: 1983, 3–18.
Dass.: 1984, 3–16.
Dass.: 1985, 5–19.
Dass.: 1986, 3–13.
Dass.: 1987, 3–13.

4 Bogusz, Józef: Słowo końcowe [Schlußwort]. – 1961, 83–84.
Deutsch: Schlußwort. SH 1962, 64–65.

5 Bogusz, Józef: Wpływ norymberskiego procesu lekarzy hitlerowskich na kształtowanie się pojęć o dokonywaniu badań na ludziach [Der Einfluß des Nürnberger Ärzteprozesses auf die Begriffsbildung bei Experimenten an Menschen]. – 1981, 73–79.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 15–24.

6 Bogusz, Józef: Uwagi lekarza o martyrologii Żydow polskich [Anmerkungen eines Arztes über den Leidensweg der polnischen Juden]. – 1984, 54–61.

7 Buszko, Józef: Przedmowa [Vorwort]. – 1975, 3–7.

8 Cyrankiewicz, Józef: Przemówienie na uroczystości odsłonięcia pomnika w Oświęcimiu-Brzezince [Ansprache bei der feierlichen Enthüllung des Mahnmals in Auschwitz-Birkenau]. – 1968, 16–22.

9 Godorowski, Kazimierz: Antypsychoterapia i antypedagogika – wzorce totalitarnej socjotechniki [Antipsychologie und Antipädagogik als Muster einer totalitären Sozialtechnik]. – 1986, 17–20.

10 Gutt, Romuald Wiesław: Próba rozwazań na temat etyki lekarzy nazistowskich [Ein Versuch, über die Ethik der Nazi-Ärzte nachzudenken]. – 1968, 23–26.
Wiederabdruck: O etyce lekarzy nazistowskich. OiM I, 359–364.
Deutsch: Versuch einer Erwägung über die Ethik der Nazi-Ärzte. Anthologie I.2, 237–252, 294.

11 Gutt, Romuald Wiesław: Uwagi o psychopatologii tyranii hitlerowskiej [Anmerkungen zur Psychopathologie der Nazi-Tyrannei]. – 1974, 93–102.

12 Jabloński, Henryk: Posłanie [Grußschreiben] [zum Erscheinen des 25. Themenheftes Auschwitz]. – 1985, 3.

13 Jagoda, Zenon, Jan Masłowski: Z metodyki opracowania naukowego zagadnień lekarskich okresu okupacji [Zur Methodik der Bearbeitung medizinischer Fragen der Okkupationszeit]. – 1974, 103–109.

14 Jakubik, Andrzej: Zbrodnie ludobójstwa a psychologia poczucia winy [Das Verbrechen des Völkermords und die Psychologie des Schuldgefühls]. – 1975, 15–21.

15 Jakubik, Andrzej: Z psychopatologii poczucia winy: hitlerowscy zbrodniarzy wojenni [Zur Psychopathologie des Schuldgefühls: die Nazi-Kriegsverbrecher]. – 1975, 21–33.

16 Jakubik, Andrzej: Joseph Goebbels – osobowość nieprawidłowa typu histerycznego (Studium kliniczne) [Joseph Goebbels – eine klinische Studie einer anormalen Persönlichkeit des hysterischen Typs]. – 1976, 72–80.
Wiederabdruck: Studium kliniczne psychopatologicznej osobowości typu histerycznego Josepha Goebbelsa. OiM III, 17–34.

17 Jezierska, Maria Elżbieta: Fotografia jako świadectwo zagadnień medycznych okresu drugiej wojny światowej [Die Fotografie als Zeugnis für medizinische Fragen aus der Zeit des zweiten Weltkrieges]. – 1979, 131–137.

18 Kępiński, Antoni: Niektóre zagadnienia psychosocjologiczne masowych zbrodni hitlerowskich II wojny światowej [Einige psychosoziologische Fragen der nazistischen Massenverbrechen während des Zweiten Weltkrieges]. – 1962, 81–83.
Wiederabdruck: Zbrodnie ludobójstwa. Rytm życia, 121–125.

19 Kępiński, Antoni, Maria Orwid: Z psychopatologii „nadludzi". Uwagi na marginesie autobiografii Rudolfa Hoessa [Zur Psychopathologie der „Übermenschen". Anmerkungen am Rande der Autobiographie von Rudolf Höß]. – 1962, 83–89.
Wiederabdruck: Z psychopatologii „nadludzi". Rytm życia, 51–68.

20 Kępiński, Antoni: Oświęcimskie refleksje psychiatry [Auschwitzer Reflexionen eines Psychiaters]. – 1964, 7–9.
Wiederabdruck: Oświęcimskie refleksje. Rytm życia, 21–26.

21 Kępiński, Antoni: „Anus Mundi". – 1965, 150–152.
Wiederabdruck: Rytm życia, 5–10.
Deutsch: Anthologie, Bd. I.2, 50–60, 291–292.

22 Kępiński, Antoni: Koszmar [Albtraum]. – 1966, 54–58.
Wiederabdruck: OiM III, 73–80; Rytm życia, 11–20.
Englisch: A Nightmare. Anthology, Bd. III.2, 241–260, 262.

23 Kępiński, Antoni: Refleksje oświęcimskie: psychopatologia władzy [Auschwitzer Reflexionen: die Psychopathologie der Macht]. – 1967, 52–60.
Wiederabdruck (leicht überarbeitet): Psychopatologia władzy. Rytm życia, 27–50; Psychopatologia władzy (Refleksje oświęcimskie). OiM V, 211–228.

24 Kępiński, Antoni: Refleksje oświęcimskie: rampa. Psychopatologia decyzji [Auschwitzer Reflexionen: die Rampe. Eine Psychopathologie der Entscheidung]. – 1968, 26–35.
Wiederabdruck: OiM IV, 67–83; Rampa: Psychopatologia decyzji. Rytm życia, 69–91.
Englisch: Auschwitz Reflections: the Railway Loading Platform. The Psychopathology of Decision. Anthology, Bd. III.2, 81–129, 261.

25 Kępiński, Antoni, Jan Masłowski: Motyw „Dulce et decorum..." [Das Motiv „Dolce et decorum ..."]. – 1972, 71–76.
Wiederabdruck: Dulce et decorum ... Rytm życia, 107–120.

26 Kłodziński, Stanisław: Cel i metoda badań lekarskich byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych [Methode und Ziel der medizinischen Untersuchungen ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager]. – 1965, 34–36.
Englisch: The Purpose and Methodology of Medical Examinations of Former Prisoners of Nazi Concentration Camps. Anthology, Bd. III.1, 67–75.

27 Kłodziński, Stanisław: Konieczność kontynuowania badań naukowych nad zagadnieniem „Oświęcimia" [Die Notwendigkeit zur Fortsetzung der wissenschaftlichen Untersuchungen des Problems „Auschwitz"]. – 1966, 52–54.

28 Kołakowski, Stanisław, Jerzy Zadęcki, Andrzej Zięba: Czy studenci medycyny interesują się okupacją [Interessieren sich die Medizinstudenten für die Okkupation?]. – 1972, 77–79.

29 Masłowski, Jan: Z korespondencji zeszytów „Oświęcim" „Przeglądu Lekarskiego [Aus der Korrespondenz der Auschwitz-Hefte des „Przegląd Lekarski"]. – 1979, 229–235.
Dass. (II): 1980, 206–212.
Dass. (III): 1981, 216–220
Dass. (IV): 1982, 244–250.
Dass. (V): 1983, 202–209.
Dass. (VI): 1984, 148–158.
Dass. (VII): 1985, 181–190.
Dass. (VIII): 1986, 209–212.
Dass. (IX): 1987, 199–211.

30 Milčinski, Janez: Kryzys etyki lekarskiej [Eine Krise der ärztlichen Ethik]. – 1967, 30–37.
Erstveröffentlichung: Kriza neke zdravniške etike. Medicinski Razgledi 1965, Nr. 2, S. 147–157.
Deutsch: Kritik [richtig: Krise] der ärztlichen Ethik. Anthologie, Bd. I.1, 104–124, 185.

31 Regent-Lechowicz, Maria: Wychowanie w pokoju – podstawowym prawem dziecka [Erziehung in Frieden ist Grundrecht des Kindes]. – 1980, 129–130.

32 Rusinek, Kazimierz: Przedmowa [Vorwort] [zu H. 1970]. – 1970, 3–5.

33 Ryn Zdzisław: Czy Oświęcim jest nadal rzeczywistością? Refleksje psychiatryczne [Ist Auschwitz weiter Wirklichkeit? Psychiatrische Reflexionen]. – 1972, 206–210.
Wiederabdruck: OiM II, 270–277.

34 Schweitzer, Albert: Zagadnienie etyki w rozwoju myśli ludzkiej [Das Problem der Ethik in der Entwicklung des menschlichen Denkens]. – 1966, 58–64.
Erstveröffentlichung: Le problème de l éthique dans l évolution de la pensée humaine. Revue des Travaux de l'Académie de Sciences Morales et Politiques et Comptes Rendus de ses Séances 105, 1952, Serie 4.

35 Sehn, Jan: Wyrok frankfurcki [Das Urteil von Frankfurt] [im ersten Frankfurter Auschwitz-Prozeß]. – 1966, 150–155.
Wiederabdruck: OiM I, 346–356.
Deutsch: Das Frankfurter Urteil. Anthologie, Bd. I.2, 253–281.

36 Seweryn, Tadeusz: Do psychologii „übermenschów". Kartki z pamiętnika [Zur Psychologie der „Übermenschen". Blätter aus der Erinnerung]. – 1968, 243–252.

37 Skowron, Stanisław: Z pobytu w obozach koncentracyjnych. Refleksje biologa [Über den Aufenthalt in den Konzentrationslagern. Reflexionen eines Biologen]. – 1963, 84–88.

38 Wieczorek, Janusz: Obowiązek narodowej pamięci [Die Pflicht zum nationalen Gedenken]. – 1980, 21–24.

39 Zagórska, Ewa: Nad zeszytami „Oświęcimia" [Über die Auschwitz-Hefte]. – 1981, 224–229.

40 Züger, Philipp: Z działalności Międzynarodowej Służby Poszukiwań w Arolsen [Der Internationale Suchdienst in Arolsen] [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1980, 204–205.

2. Spätfolgen der KZ-Haft und andere medizinische Untersuchungen

41 Banach, Grażyna, Małgorzata Dominik: Psychiatryczne następstwa obozów hitlerowskich w drugim pokoleniu byłych więźniów [Die psychiatrischen Folgen der Nazi-Lager in der auf die ehemaligen Häftlinge folgenden zweiten Generation]. – 1985, 29–34.

42 Bieńka, Stanisław: Socjo-medyczne aspekty rodzin byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych [Sozio-medizinische Aspekte der Familien ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager]. – 1985, 20–24.

43 Blaha, František: W sprawie patogenezy miażdżycy tętnic (na podstawie własnych obserwacji w obozie koncentracyjnym Dachau) [Zur Pathogenese der Arteriosklerose (auf der Grundlage eigener Beobachtungen im Konzentrationslager Dachau)]. – 1964, 45–50. [Vgl. F. Blaga. O patogeneze arterioskleroza. Archiv Patologii XXV. 1963, Nr. 11, S. 13–21].

44 Budny, Jerzy: Wpływ przebywania w obozie koncentracyjnym na uzębienie byłych więźniów [Der Einfluß des Aufenthaltes im Konzentrationslager auf das Gebiß ehemaliger Häftlinge]. – 1968, 65–70.
Englisch: Dentition of Former Prisoners. Anthology, Bd. III.2, 42–80, 261.

45 Capińska, Krystyna, Tadeusz Zbigniew Capiński: Wyniki ambulatoryjnego badania dermatologicznego 150 byłych więźniów Oświęcimia [Ergebnisse der ambulanten dermatologischen Untersuchung von 150 ehemaligen Auschwitz-Häftlingen]. – 1969, 31–35.
Deutsch: Vgl. Krystyna Capińska, Tadeusz Zbigniew Capiński. Ergebnisse der ambulanten dermatologischen Untersuchung von 150 ehemaligen Auschwitz-Häftlingen 23 Jahre nach der Befreiung. Ermüdung und vorzeitiges Altern, 158–163.

46 Capińska, Krystyna, Tadeusz Zbigniew Capiński, Marian Piechocki: Dalsze wyniki ogólnopolskich dermatologicznych badań byłych więźniów [Weitere Ergebnisse der gesamtpolnischen dermatologischen Untersuchungen ehemaliger Häftlinge]. – 1978, 27–29.

47 Cohen, Elie A.: Uwagi o tzw. „KZ-syndromie" [Anmerkungen zum sog. „KZ-Syndrom"] [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1972, 21–23.
Deutsch: KZ – Nachbar der inneren Grenze. Das Post-Konzentrationslager-Syndrom. Areopag. Politisch-literarisches Forum 4, 1969, H. 3, 213–218.

48 Danieli, Yael: Odległe następstwa prześladowań hitlerowskich w rodzinach ocalałych ofiar [Spätfolgen der Nazi-Verfolgung in den Familien überlebender Opfer] [Übersetzung aus dem Englischen; Originaltitel: Some long-term effects of the Holocaust as evidenced in the differing post-war adaptional styles among survivor families]. – 1985, 34–41.

49 Dębicka-Małkowska Danuta, Ewa Foersterling, Krystyna Kinal, Melita Lewandowska, Walery Więcko, Wanda Zakrzewska: Wyniki bydgoskich badań byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych [Die Ergebnisse der Untersuchung ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager in Bydgoszcz]. – 1972, 23–34.

50 Dąbrowski, Stanisław, Halina Schrammowa, Teresa Żakowska-Dąbrowska: Trwałe zmiany psychiczne powstałe w wyniku pobytu w obozach koncentracyjnych i eksperymentów pseudolekarskich [Bleibende psychische Veränderungen als Folge des Aufenthalts in Konzentrationslagern und von pseudomedizinischen Experimenten]. – 1965, 31–34.

51 Dominik, Małgorzata: Sytuacja zdrowotna i bytowa byłych więźniów oświęcimskich w świetle ankiety [Gesundheit und Lebenssituation von ehemaligen Auschwitz-Häftlingen im Licht einer Befragung]. – 1967, 102–104.
Englisch: Prisoners Respond to the Questionnaire. Anthology, Bd. III.1, 76–93, 210.

52 Dominik, Małgorzata, Aleksander Teutsch: Nerwice u potomstwa byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Neurosen bei Nachkommen ehemaliger KZ-Häftlinge]. – 1978, 16–20.
Wiederabdruck: OiM IV, 201–209.
Deutsch: Neurosen bei der Nachkommenschaft ehemaliger Konzentrationslagerhäftlinge. Mitteilungen FIR Nr. 15, 1978, 9–18.

53 Dominik, Małgorzata: Potomstwo w niektórych rodzinach byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych [Die Nachkommenschaft in einigen Familien ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager]. – 1979, 25–38.
Wiederabdruck: OiM V, 162–189.
Deutsch: Die Nachkommenschaft in manchen Familien ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager. Mitteilungen FIR Nr. 16, 1979, 28–44; in dieser Edition Bd. 2, 97–111; vgl. a. Małgorzata Dominik. Die Nachkommenschaft in einzelnen Familien ehemaliger Konzentrationslagerhäftlinge. Mitteilungen FIR Nr. 17, 1980, 90–94.

54 Franaszek, Ewa, Maria Chlebowska, Teresa Hoehne: Stan jamy ustnej więźniów w obozach koncentracyjnych (w świetle badań ankietowych) [Der Zustand der Mundhöhle bei KZ-Häftlingen (im Licht von Befragungen)]. – 1977, 25–28.

55 Gątarski, Julian: Badania elektroencefalograficzne u osób urodzonych lub przebywających w dzieciństwie w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Elektroenzephalographische Untersuchungen an Personen, die in Nazi-Konzentrationslagern geboren wurden oder in ihrer Kindheit dort inhaftiert waren]. – 1966, 37–38.
Deutsch: Elektroenzephalographische Untersuchungen der im Lager geborenen oder als Kinder in Nazikonzentrationslagern verweilenden Personen. Anthologie, Bd. II.3, 129–138, 216–217.

56 Gątarski, Julian, Maria Orwid, Małgorzata Dominik: Wyniki badania psychiatrycznego i elektroencefalograficznego 130 byłych więźniów Oświęcimia-Brzezinki [Die Ergebnisse der psychiatrischen und elektroenzephalographischen Untersuchung von 130 ehemaligen Häftlingen von Auschwitz-Birkenau]. – 1969, 25–28.

57 Giza, Jerzy St., Wiesław Morasiewicz: Z zagadnień popędów w obozach koncentracyjnych. Przyczynek do analizy tzw. KZ-syndromu [Zur Frage der Triebe im Konzentrationslager. Ein Beitrag zur Analyse des sog. KZ-Syndroms]. – 1973, 29–41.

58 Giza, Jerzy St., Wiesław Morasiewicz: Poobozowe zaburzenia seksualne u kobiet jako element tzw. KZ-syndromu [Sexuelle Störungen bei Frauen als Haftfolge als Element des sog. KZ-Syndroms]. – 1974, 65–75.

59 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Stereotypy zachowań u byłych więźniów obozu oświęcimskiego [Verhaltensstereotype bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz]. – 1976, 46–71.
Wiederabdruck: OiM III, 325–372.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 25–59.

60 Jakubik, Andezej: Obraz własnej osoby a pobyt w hitlerowskich obozach koncentracyjnych. Problemy teoretyczno-metodologiczne [Das Bild von der eigenen Person und der Aufenthalt in Nazi-Konzentrationslagern. Theroretisch-methodologische Probleme]. – 1981, 15–26.

61 Jakubik, Andrzej: Badania empiryczne nad obrazem własnej osoby u byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych [Empirische Untersuchungen zum Bild von der eigenen Person bei ehemaligen Häftlingen der Nazi-Konzentrationslager]. – 1986, 20–28.

62 Kaczyński, Antoni: Gościec u więźniów obozów koncentracyjnych wo obrazie ówczesnym i aktualnym [Das frühere und das aktuelle Krankheitsbild bei Rheuma bei KZ-Häftlingen]. – 1969, 28–30.
Deutsch: Vgl. Antoni Kaczyński, Der Gelenkrheumatismus bei ehemaligen Häftlingen hitlerscher Konzentrationslager. Zusammenfassung. Mitteilungen FIR 8, 1975, 22–24.

63 Kempisty, Czesław: Stan zdrowia byłych więźniów ze środowiska wrocławskiego [Der Gesundheitszustand von ehemaligen Häftlingen aus Wrocław und Umgebung]. – 1967, 96–98.
Englisch: The Wrocław Environment. Anthology, Bd. III.1, 200–209, 211.

64 Kempisty, Czesław: Wyniki badań lekarskich byłych więźniów obozu dla dzieci w Łodzi [Ergebnisse ärztlicher Untersuchungen von ehemaligen Häftlingen des Kinderlagers in Łódź [Litzmannstadt]]. – 1970, 24–27.

65 Kempisty, Czesław: Wyniki socjo-medycznych badań potomstwa byłych więźniów obozów hitlerowskich [Ergebnisse sozio-medizinischer Untersuchungen der Nachkommen ehemaliger Häftlinge der Nazi-Lager]. – 1973, 13–20.
Wiederabdruck: OiM III, 307–324.

66 Kempisty, Czesław, Zdzisława Leszczyńska: Z badań nad płodnością byłych więźniarek obozów hitlerowskich [Untersuchungen zur Fertilität ehemals in den Nazi-Lagern inhaftierter Frauen]. – 1974, 58–65.

67 Kempisty, Czesław, Zdzisława Leszczyńska: Wyniki socjo-medycznych badań byłych deportowanych do pracy przymusowej w Trzeciej Rzeszy [Ergebnisse der sozio-medizinischen Untersuchung ehemaliger Zwangsarbeiter im Dritten Reich]. – 1975, 70–78.

68 Kempisty, Czesław, Ewa Piotrowska: Problemy gerontologii społecznej w procesie zmian aktywności byłych więźniów przechodzących na emeryturę [Sozialgerontologische Probleme im Prozeß der Veränderungen der Aktivität ehemaliger Häftlinge bei der Pensionierung]. – 1977, 17–25.
Wiederabdruck: OiM IV, 210–225.

69 Kempisty, Czesław: Wyniki drugiego etapu socjo-medycznych badań potomstwa byłych więźniów obozów hitlerowskich [Die Ergebnisse der zweiten Etappe der sozio-medizinischen Untersuchung der Nachkommen ehemaliger Häftlinge der Nazi-Lager]. – 1979, 18–25.

70 Kempisty, Czesław, Maria Markowska: Efekty środowiskowej aktywizacji kombatantów – słuchaczy Studium Trzeciego Wieku [Ergebnisse von Maßnahmen zur Aktivierung von Kombattanten durch die Teilnahme an einer Seniorenuniversität]. – 1980, 25–33.

71 Kempisty, Czesław, Alicja Szemraj-Lochyńska: Miażdżyca w procesie starzenia się i umieralności byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Arteriosklerose beim Alterungsprozeß und

hinsichtlich der Lebenserwartung ehemaliger Häftlinge nazistischer Konzentrationslager]. – 1982, 102–107.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 75–80.

72 Kępiński, Antoni: Tzw. „KZ-syndrom". Próba syntezy [Das sog. „KZ-Syndrom". Versuch einer Synthese]. – 1970, 18–23.
Wiederabdruck: OiM I, 382–392; KZ-Syndrom. Rytm życia, 92–106.
Deutsch: Mitteilungen FIR 1, 1973, 3–12; in dieser Edition Bd. 2, 7–13.

73 Kępiński, Antoni, Stanisław Kłodziński: O dodatniej aktywności psychicznej więźniów [Von der positiven psychischen Aktivität der Häftlinge]. – 1973, 81–84.
Wiederabdruck: OiM II, 265–270.
Deutsch: Mitteilungen FIR Nr. 10, 1976, 1–7.

74 Klein, Hillel, Uriel Last: Postawy emocjonalne potomstwa ofiar prześladówań wobec prześladowców hitlerowskich [Die emotionalen Einstellungen der Nachkommen von Opfern der Verfolgung zu den Nazi-Verfolgern] [Übersetzung aus dem Englischen; Originaltitel: Some characteristic psychological reactions of children of Holocaust survivors as reflected in their attitudes towards the considerations and clinical implications]. – 1983, 108–112.

75 Kłodziński, Stanisław: Wyniki badań byłych więźniów Oświęcimia w kierunku gruźlicy płuc, przeprowadzonych w 15 lat po wyzwoleniu [Ergebnisse der 15 Jahre nach der Befreiung durchgeführten Untersuchungen über Lungentuberkulose bei ehemaligen Häftlingen des KZ-Lagers Auschwitz]. – 1961, 74–75.
Deutsch: Ergebnisse der 15 Jahre nach der Befreiung durchgeführten Untersuchungen über Lungentuberkulose bei ehemaligen Häftlingen des KZ-Lagers Auschwitz. SH 1962, 52–54; vgl. a. Stanisław Kłodziński: Untersuchungen über Lungentuberkulose bei ehemaligen Häftlingen des KZ-Lagers Auschwitz. In: Ätio-Pathogenese und Therapie der Erschöpfung und vorzeitigen Vergreisung. IV. Internationaler Medizinischer Kongreß der F.I.R. Bukarest (1964), 288–290 [hektographiert].

76 Kłodziński, Stanisław, Janusz Kutyba: Wstępne wyniki badań stanu zdrowia 100 byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych (z dzielnicy Stare Miasto w Krakowie) [Erste Ergebnisse der Untersuchung des Gesundheitszustands von 100 ehemaligen Häftlingen der Nazi-Konzentrationslager (aus dem Stadtbezirk Altstadt von Krakau)]. – 1966, 47–48.
Englisch: Cracow Mid Town – Old-Town District. Anthology, Bd. III.1, 180–190.

77 Kłodziński, Stanisław: Swoisty stan chorobowy po przebyciu obozów hitlerowskich [Der spezifische Krankheitszustand nach KZ-Haft]. – 1972, 15–21.
Wiederabdruck: OiM III, 283–295.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 61–67.

78 Kłodziński, Stanisław: Kilka uwag o KZ-syndromie [Einige Anmerkungen zum KZ-Syndrom]. – 1984, 17–21.

79 Kowalski, Stanisław: Wstępne wyniki badań byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych (ze środowiska warszawskiego) [Erste Ergebnisse der Untersuchung ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager (aus Warschau und Umgebung)]. – 1968, 54–55.
Englisch: The Warsaw Centre. Anthology, Bd. III.1, 152–162.

80 Krupka-Matuszczyk, Irena, Jadwiga Pradela, Karol Wiśniewski: Następstwa bio-psycho-społeczne długotrwałego stresu u osób działających w Armii Krajowej i Armii Ludowej [Die biopsychosozialen Folgen von langandauerndem Streß bei Personen, die in der Armia Krajowa [Inlandsarmee] und in der Armia Ludowa [Volksarmee] aktiv waren]. – 1986, 14–17.

81 Krzywicki, Janusz: Stan uzębienia u byłych więźniów obozów hitlerowskich [Der Gebißzustand bei ehemaligen Häftlingen der Nazi-Lager]. – 1965, 36–37.

82 Leśniak, Roman, Jan Mitarski, Maria Orwid, Adam Szymusik, Aleksander Teutsch: Niektóre zagadnienia psychiatryczne obozu w Oświęcimiu w świetle własnych badań (II doniesienie wstępne) [Einige psychiatrische Probleme des KZ-Lagers Auschwitz im Lichte eigener Untersuchungen (II. einleitender Bericht)]. – 1961, 64–73.
Deutsch: Einige psychiatrische Probleme des KZ-Lagers Auschwitz im Lichte eigener Untersuchungen. SH 1962, 42–52.

83 Leśniak, Roman: Zmiany osobowości u byłych więźniów obozu koncentracyjnego Oświęcim-Brzezinka [Persönlichkeitsveränderungen bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau]. – 1964, 29–30.

84 Leśniak, Roman: Poobozowe zmiany osobowości byłych więźniów obozu koncentracyjnego Oświęcim-Brzezinka [Persönlichkeitsveränderungen bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau als Haftfolge] [Kurzfassung der med. Diss. Krakau]. – 1965, 13–20.
Wiederabdruck: Poobozowe zmiany osobowości byłych więźniów Oświęcimia-Brzezinki. OiM V, 139–155.

85 Leśniak, Roman, Elżbieta Leśniak: Ucieczki z obozów koncentracyjnych. Analiza psychiatryczno-psychologiczna [Fluchten aus den Konzentrationslagern. Eine psychiatrisch-psychologische Analyse]. – 1975, 17–24.
Wiederabdruck: OiM III, 152–170.

86 Leśniak, Roman, Elżbieta Leśniak: Przykłady ucieczek z obozów koncentracyjnych. Analiza psychiatryczno-psychologiczna [Beispiele für Fluchten aus Konzentrationslagern. Eine psychiatrisch-psychologische Analyse]. – 1982, 91–97.

87 Leśnik, Roman, Elżbieta Leśniak: Niektóre doznania więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych. Analiza psychiatryczno-psychologiczna [Erfahrungen der Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager. Eine psychiatrisch-psychologische Analyse]. – 1983, 19–27.

88 Lingens, Ella: Problemy narodowościowe w szpitalu kobiecym w Brzezince [Nationale Fragen im Frauenrevier in Birkenau] [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1966, 111–113.

89 Łobzowski, Witold: Wstępne wyniki badania lekarskiego byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych (Z województwa katowickiego) [Erste Ergebnisse der ärztlichen Untersuchung ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager (Aus der Wojewodschaft Katowice)]. – 1970, 28–29.

90 Maciejewski, Zdzisław Maciej: Wyniki badań ginekologicznych byłych więźniarek mieszkających w Koszalinie [Ergebnisse der gynäkologischen Untersuchung ehemals inhaftierter Frauen in Koszalin]. – 1975, 67–70.

91 Makowski, Antoni: Niedożywienie więźniów politycznych (według Howard H. Ingling) [Die Unterernährung politischer Häftlinge (nach Howard H. Ingling)]. – 1968, 47–53. [Zu: Howard H. Ingling. Malnutrition of political prisoners. Springfield, Ohio o.J. – Beobachtungen des amerikanischen Arztes eines amerikanischen Feldlazaretts in Halberstadt, in dem befreite Häftlinge des Nebenlagers von Buchenwald Langenstein-Zwieberge gepflegt wurden; Makowski hatte für Ingling Unterlagen vorbereitet].

92 Orwid, Maria: Uwagi o przystosowaniu do życia poobozowego u byłych więźniów obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu. Doniesienie wstępne [Anmerkungen zur Adaption ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz an das Leben nach dem Lager. Ein vorläufiger Bericht]. 1962, 94–97.

93 Orwid, Maria, Adam Szymusik, Aleksander Teutsch: Cel i metoda badań psychiatrycznych byłych więźniów obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu [Methode und Ziel der psychiatrischen Untersuchungen von ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz]. – 1964, 9–11.
Deutsch: Vgl. R. Leśniak, M. Orwid, A. Szymusik, A. Teutsch: Psychiatrische Studien an ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz. IV. Internationaler Medizinischer Kongreß der F.I.R. Bukarest (1964), 351–357 [hektographiert].
Englisch: Purpose and Method of Psychiatric Examinations of Former Prisoners of the Auschwitz Concentration Camp. Anthology, Bd. III.2, 130–142.

94 Orwid, Maria: Socjopsychiatryczne następstwa pobytu w obozie koncentracyjnym Oświęcim-Brzezinka [Soziopsychiatrische Fol-

gen des Aufenthalts im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau]. – 1964, 17–23.
Englisch: Socio-Psychiatric Consequences of the Stay in the Concentration Camp Auschwitz-Birkenau. Anthology, Bd. III.2, 174–206.

95 Panasewicz, Józef: Niektóre aktualne zagadnienia patologii wojennej [Einige aktuelle Fragen der Kriegspathologie]. – 1969, 13–18.

96 Półtawska, Wanda: Z badań nad „dziećmi oświęcimskimi" (Uwagi ogólne) [Aus den Forschungen über die „Auschwitz-Kinder" (Allgemeine Anmerkungen)]. – 1965, 21–24.
Deutsch: Aus den Untersuchungen an den „Auschwitz-Kindern" (Allgemeine Anmerkungen). Anthologie, Bd. II.3, 20–35.

97 Półtawska, Wanda, Andrzej Jakubik, Józef Sarnecki, Julian Gątarski: Wyniki badań psychiatrycznych osób urodzonych lub więzionych w dzieciństwie w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Ergebnisse der psychiatrischen Untersuchung von Personen, die in Nazi-Konzentrationslagern geboren wurden oder in ihrer Kindheit dort inhaftiert waren]. – 1966, 21–36.
Deutsch: Ergebnisse der Untersuchungen der in den nazistischen Konzentrationslagern geborenen oder in den Kinderjahren inhaftierten Personen. Anthologie, Bd. II.3, 36–128, 215.

98 Półtawska, Wanda: Stany hipermnezji napadowej (Na marginesie badań tzw. „dzieci oświęcimskich") [Paroxysmale Hypermnesie-Zustände (Zu den Untersuchungen der sog. „Auschwitz-Kinder")]. – 1967, 89–93.
Wiederabdruck: Stany hipermnezji napadowej przedstawione na podstawie badań tzw. dzieci oświęcimskich. OiM III, 296–306.
Deutsch: Syndrom der anfallsweisen Hypermnesie (Am Rand der Untersuchungen der sog. „Auschwitz-Kinder"). Anthologie, II. 3, 186–214, 218; Anfälle von paroxysmaler Hypermnesie (Auf Grund von Untersuchungen sog. „Auschwitz-Kinder"). Medizinische Untersuchungen der Spätfolgen des Krieges und des NS-Regimes bei Jugendlichen und Kindern von ehemaligen KZ-Häftlingen und Verfolgten. Wien: FIR o.J. [1978], 85–94.

99 Półtawska, Wanda: Stany hipermnezji napadowej u byłych więźniów obserwowane po 30 latach [Nach 30 Jahren beobachtete Zustände paroxysmaler Hypermnesie bei ehemaligen Häftlingen]. – 1978, 20–24.

100 Ryn, Zdzisław: Uwagi psychiatryczne o tzw. KZ-syndromie [Psychiatrische Anmerkungen zum sog. „KZ-Syndrom"]. – 1981, 26–29.
Deutsch (überarbeitet): Die Dynamik der psychischen Störungen beim KZ-Syndrom. In dieser Edition Bd. 2, 69–74.

101 Ryn, Zdzisław: Troje rodzeństwa w obozie koncentracyjnym (Analiza kliniczna) [Drei Geschwister im Konzentrationslager (Eine klinische Analyse)]. – 1982, 97–102.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 89–96.

102 Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodziński: Wdowy po więźniach obozów koncentracyjnych. Studium psychologiczne i społeczne [Die Witwen ehemaliger KZ-Häftlinge. Eine sozialpsychologische Studie]. – 1987, 14–34.

103 Ryn, Zdzisław: KZ-syndrom u więźniów obozu koncentracyjnego Miranda de Ebro [Das KZ-Syndrom bei Häftlingen des Konzentrationslagers Miranda de Ebro] [Spanien]. – 1987, 34–44.

104 Sarnecki, Józef: Konflikty emocjonalne osób urodzonych lub więzionych w dzieciństwie w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Emotionale Konflikte bei Personen, die in Nazi-Konzentrationslagern geboren wurden oder in ihrer Kindheit dort gefangen waren]. – 1966, 39–46.
Deutsch: Emotionale Konflikte der in Nazikonzentrationslagern geborenen oder dort als Kinder in Haft gehaltenen Personen. Anthologie, Bd. II.3, 139–185, 139.

105 Schwann-Pawłowska, Jadwiga: Wstępne wyniki badań lekarskich byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych (ze środowiska szczecińskiego) [Erste Ergebnisse der ärztlichen Untersuchungen ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager (aus Szczecin und Umgebung)]. – 1967, 98–101.
Englisch: The Szczecin Environment. Anthology, Bd. III.1, 171–179.

106 Sobczyk, Piotr, Andrzej Cielecki, Maryla Zembrzycka-Cielecka, Irena Krupka-Matuszczyk, Barbara Kaźmierczak, Danuta Łukoszek: Analiza psychopatologiczna wstępnego materiału orzeczniczego byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Eine psychopathologische Analyse des Primärmaterials aus der Begutachtung ehemaliger KZ-Häftlinge]. – 1980, 89–91.

107 Sterkowicz, Stanisław: Uwagi o obozowym wyniszczeniu głodowym [Anmerkungen zur Auszehrung durch Hunger im Konzentrationslager]. – 1971, 17–22.

108 Sternalski, Marek: Przyczynek do psychiatrycznych aspektów tzw. KZ-syndromu [Ein Beitrag zu den psychiatrischen Aspekten des sog. KZ-Syndroms]. – 1978, 25–27.
Deutsch: Ein Beitrag zu den psychiatrischen Aspekten des sogenannten KZ-Syndroms. Mitteilungen FIR Nr. 14, 1978, 1–6.

109 Susułowska, Maria: Próba interpretacji treści snów byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Ein Versuch, die Träume ehemaliger KZ-Häftlinge zu interpretieren]. – 1976, 13–17.

110 Szemraj-Lochyńska, Alicja, Czesław Kempisty: Stan adaptacji do życia na emeryturze nauczycieli akademickich represjonowanych przez hitleryzm [Der Stand der Adaption an das Leben nach der Pensionierung bei Repressionen durch die Nazis ausgesetzten Hochschullehrern]. – 1981, 33–36.

111 Szwarc, Halina: Chorobowość u byłych więźniów hitlerowskich wiezień i obozów koncentracyjnych [Die Morbidität bei ehemaligen Häftlingen der Nazi-Gefängnisse und -Konzentrationslager]. – 1965, 38–40.

112 Szymusik, Adam: Poobozowe zaburzenia psychiczne u byłych więźniów obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu. Doniesienie wstępne [Psychische Störungen bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz als Haftfolge. Ein vorläufiger Bericht]. – 1962, 98–102.

113 Szymusik, Adam: Astenia poobozowa u byłych więźniów obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu [Asthenie als Haftfolge bei ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz]. – 1964, 23–29.
Englisch: Post-camp Asthenia Noticed With Former Prisoners of the Auschwitz Concentration Camp. Anthology, Bd. III.2, 207–240.

114 Szymusik, Adam: Inwalidztwo wojenne byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Die Kriegsinvalidität ehemaliger KZ-Häftlinge]. – 1974, 110–112.

115 Teutsch, Aleksander: Próba analizy procesu przystosowania do warunków obozowych osób osadzonych w czasie II wojny światowej w hitlerowskich obozach koncentracyjnych. Doniesienie wstępne [Ein Versuch der Analyse des Adaptionsprozesses von während des Zweiten Weltkrieges in den Nazi-Konzentrationslagern gefangen gesetzten Personen an die Bedingungen des Lagers. Vorläufiger Bericht]. – 1962, 90–94.

116 Teutsch, Aleksander: Reakcje psychiczne w czasie działania psychofizycznego stressu u 100 byłych więzniów w obozie koncentracyjnym Oświęcim-Brzezinka [Psychische Reaktionen auf psychophysischen Streß bei 100 ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau]. – 1964, 12–17.
Englisch: Psychological Reactions During Psycho-Physical Stress in the Cases of 100 Former Prisoners of the Auschwitz-Birkenau Concentration Camp. Anthology, Bd. III.2, 143–173.

117 Waitz, Robert: Zmiany chorobowe u byłych więźniarek obozów koncentracyjnych [Pathologische Veränderungen bei ehemaligen weiblichen KZ-Häftlingen]. – 1963, 41–50.
Erstveröffentlichung: La Pathologie des déportées. La semaine des Hôpitaux 1961, 37, 33, 1977–1984.
Englisch: Pathological Changes Found with Former Women Prisoners of Concentration Camps. Anthology, Bd. III.2, 1–41.

118 Waluk, Bronisław: Ocena stanu zdrowia osadników wojskowych

powiatu szczecińskiego [Eine Bewertung des Gesundheitszustands von Militärsiedlern im Kreis Szczecin]. – 1969, 35–36.

119 Wesełucha, Piotr: Uwagi o swoistości psychicznej byłych więźniów [Anmerkungen zur Spezifik der Psyche ehemaliger Häftlinge]. – 1968, 262–265.

120 Wieliczański, Henryk: Spostrzeżenia nad obecnym stanem zdrowia byłych więźniów [obozów] hitlerowskich [Beobachtungen zum heutigen Gesundheitszustand der ehemaligen Häftlinge der Nazi-Lager]. – 1964, 43–45.

121 Witusik, Władysław, Romualda Witusik: Ślady następstw chorobowych związanych z pobytem w więzieniach i obozach koncentracyjnych (u byłych więźniów ze środowiska oświęcimskiego) [Krankheiten als Haftfolge nach dem Aufenthalt in Gefängnissen und Konzentrationslagern (bei ehemaligen Häftlingen aus Oświęcim und Umgebung)]. – 1968, 57–64.
Englisch: The Auschwitz Environment. Anthology, Bd. III.1, 105–151.

122 Wojtasik, Władysław: Zmiany chorobowe u byłych więźniów obozów koncentracyjnych ze środowiska kieleckiego [Krankhafte Veränderungen bei ehemaligen KZ-Häftlingen aus Kielce und Umgebung]. – 1969, 18–24.

123 Wojtasik, Władysław: Zmiany elektrokardiograficzne u 105 byłych więźniów obozów koncentracyjnych (ze środowiska kieleckiego) [Elektrokardiographische Veränderungen bei 105 ehemaligen KZ-Häftlingen (aus Kielce und Umgebung)]. – 1971, 10–12.

124 Wojtasik, Władysław: Zmiany chorobowe u byłych więźniów obozów koncentracyjnych (z powiatów włoszczowskiego i staszowskiego w Kieleckim) [Pathologische Veränderungen bei ehemaligen KZ-Häftlingen (aus den Kreisen Włoszczowa und Staszów, Region Kielce)]. – 1973, 21–29.

125 Wojtasik, Władysław: Najczęstsze zmiany chorobowe w układzie krążenia u mieszkających na Kielecczyźnie byłych więźniów obozów hitlerowskich [Die häufigsten krankhaften Kreislaufveränderungen bei ehemaligen Häftlingen der Nazi-Lager in Kielce und Umgebung]. – 1973, 75–82.

126 Wojtasik, Władysław: Nadciśnienie tętnicze a miażdżyca. Uwagi na podstawie badań byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Arterielle Hypertonie und Sklerose. Anmerkungen auf der Grundlage der Untersuchung ehemaliger Häftlinge der Nazi-Lager]. – 1976, 80–84.

127 Zarządzenie Ministra Zdrowia i Opieki Społecznej w sprawie badań lekarskich stanu zdrowia byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych – czlonków ZBoWiD [Anordnung des Ministers für Gesundheit und Sozialwesen über ärztliche Untersuchungen des Gesundheitszustands ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager, die Mitglied des ZBoWiD sind]. – 1965, 165.

128 Zdawski, Tadeusz: Wstępne wyniki badań ftyzjatrycznych byłych więźniów hitlerowskich obózów koncentracyjnych (ze środowiska szczecińskiego) [Erste Ergebnisse der Untersuchung ehemaliger Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager auf Tuberkulose (aus Szczecin und Umgebung)]. – 1968, 64–65.
Englisch: The Szczecin Centre. Anthology, Bd. III.1, 163–170.

129 Zielina, Jan: Wyniki badań lekarskich byłych więźniów hitlerowskich więzień i obozów koncentracyjnych [Ergebnisse der medizinischen Untersuchungen ehemaliger Häftlinge der Nazi-Gefängnisse und -Konzentrationslager]. – 1966, 49–52.
Englisch: The Cieszyn Centre. Anthology, Bd. III.1, 191–199.

130 Żukowski, Wojciech, Grażyna Turska-Karbowska, Maria Gizler, Irena Orleska: Stan zdrowia „dzieci obozów" w świetle badań Dolnośląskiego Centrum Diagnostyki Medycznej [Der Gesundheitszustand der „Kinder aus den Lagern" im Lichte der Untersuchungen des Niederschlesischen Zentrums für Medizinische Diagnostik]. – 1985, 25–29.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 81–87.
Vgl. auch: 180, 181, 184, 185, 658, 660, 661, 826, 838, 839, 848, 850, 851, 860, 863.

3. Erinnerungsberichte und Forschungen über die Konzentrationslager

3.1. Auschwitz-Birkenau

131 Adam, Marianna: Relacja pielęgniarki uwięzionej w Brzezince [Der Bericht einer in Birkenau inhaftierten Krankenschwester] [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1970, 168–169.

132 Apostoł-Staniszewska, Jadwiga: Wspomnienia z Brzezinki. Urywki [Erinnerungen an Birkenau. Fragmente]. – 1969, 130–137.

133 Apostoł-Staniszewska, Jadwiga: Refleksje z obozu kobiecego w Brzezince [Reflexionen aus dem Frauenlager in Birkenau]. - 1977, 200–207.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 219–225.

134 Apostoł-Staniszewska, Jadwiga: Wobec śmierci w Brzezince i w Ravensbrück [Konfrontiert mit dem Tod in Birkenau und Ravensbrück]. – 1981, 163–168.

135 Bellert, Józef: Praca polskich lekarzy i pielęgniarek w Szpitalu Obozowym PCK w Oświęcimiu po oswobodzeniu obozu [Die Arbeit der polnischen Ärzte und Krankenschwestern im Lagerspital des Polnischen Roten Kreuzes in Oświęcim nach der Befreiung des Lagers]. – 1963, 66–69.
Wiederabdruck: OiM III, 263–271.
Deutsch: Lagerkrankenbau PCK nach Befreiung des Lagers in Auschwitz. Anthologie, Bd. II.2, 116–135.

136 Białówna, Irena: Z historii rewiru w Brzezince [Aus der Geschichte des Reviers in Birkenau]. – 1979, 165–175.
Wiederabdruck: OiM V, 101–121.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 173–184.

137 Borkowski, Włodzimierz: Wspomnienia z „Krankenbau" w Oświęcimiu [Erinnerungen an den „Krankenbau" in Auschwitz]. – 1984, 100–108.

138 Chylińska, Mieczysława: Wokół mechanizmów samoobrony psychicznej [Über Mechanismen der psychischen Selbstverteidigung]. – 1982, 205–212.

139 Chylińska, Mieczysława: Refleksje z obozu w Brzezince [Reflexionen aus dem Konzentrationslager Birkenau]. – 1984, 115–120.

140 Chylińska, Mieczysława: W kręgu reakcji obronnych [Im Kreis der Schutzreaktionen]. – 1984, 121–126.

141 Chylińska, Mieczysława: W kręgu przeżyć i doznań z obozowych apeli [Im Kreis der Erlebnisse und Erfahrungen bei den Appellen im Konzentrationslager]. – 1986, 131–144.

142 Chylińska, Mieczysława: Działania SS w Brzezince przeciw węzłom społeczno-emocjonalnym więźniów [Die Maßnahmen der SS in Birkenau gegen die sozialen und emotionalen Bindungen zwischen den Häftlingen]. – 1986, 145–161.

143 Chylińska, Mieczysława: Pod naporem beznadziejności w obozie [Unter dem Druck der Hoffnungslosigkeit im Lager] – 1987, 174–186.

144 Ciesielski Edward: Ucieczka z Oświęcimia [Eine Flucht aus Auschwitz]. – 1968, 218–224.

145 Cohen, Elie A.: Reakcja początkowa na osadzenie w obozie koncentracyjnym [Die erste Reaktion auf die Inhaftierung im Konzentrationslager] [Übersetzung ins Polnische]. – 1965, 28–31.

146 Cohen, Elie A.: W transporcie więźniów-Żydow z Holandii [In einem Transport von Juden aus Holland] [Übersetzung aus dem Deutschen; Orginaltitel: Durch den Schornstein]. – 1972, 120–123.

147 Danimann, Franz: W obozie oświęcimskim [Im Konzentrationslager Auschwitz] [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1968, 187–191.

148 Dangel, Jan: W „rewirach" obozów Oświęcim i Dachau [In den „Revieren" der Konzentrationslager Auschwitz und Dachau]. – 1974, 209–213.

149 Drohocki, Zenon: Wstrząsy elektryczne w rewirze monowickim [Elektroschocks im Krankenbau in Monowitz]. – 1975, 162–166.

150 Dziaduś, Stanisław: Urywki wspomnień z Oświęcimia-Brzezinki [Erinnerungsfragmente an Auschwitz-Birkenau]. – 1968, 204–209.

151 Fejkiel, Władysław: O służbie zdrowia w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu I (Obóz główny) [Das Gesundheitswesen im Konzentrationslager Auschwitz I (Hauptlager)]. – 1961, 44–51.
Deutsch: Das Gesundheitswesen im Konzentrationslager Auschwitz I (Hauptlager). SH dt. 1962, 15–23; Über das Gesundheitswesen im Konzentrationslager Auschwitz I (Stammlager). Anthologie, Bd. II.1, 4–34.

152 Fejkiel, Władysław: Eksperymenty dokonywane przez personel sanitarny SS w głównym obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu [Die vom SS-Sanitätspersonal im Stammlager des KL Auschwitz durchgeführten Experimente]. – 1964, 101–105.
Wiederabdruck: Eksperymenty sanitariatu SS w Oświęcimiu. OiM I, 40–44.

153 Forbert, Adolf: W Oświęcimiu po oswobodzeniu obozu [In Auschwitz nach der Befreiung des Konzentrationslagers]. – 1980, 182–184.

154 Gawalewicz, Adolf: Poczekalnia do gazu. Fragmenty wspomnień muzułmana [Der Warteraum ins Gas. Fragmente der Erinnerungen eines Muselmanns]. – 1963, 54–62.
Deutsch: Der Warteraum ins Gas. Auszüge aus den Erinnerungen eines Muselmanns. Anthologie, Bd. II.1, 95–133, 190.

155 Gawalewicz, Adolf: Numer wraca do nazwiska. I. Final „epopei" lagrowej [Die Nummer wird wieder zum Namen. I. Das Finale des „Lagerepos"]. – 1964, 30–43.
Englisch: A Number Gets Back Its Name. Anthology, Bd. III.1, 4–66.

156 Gawalewicz, Adolf: Numer wraca do nazwiska. II. Prolog ludzkiego życia [Die Nummer wieder wieder zum Namen. II. Prolog eines menschlichen Lebens]. – 1965, 123–134.
Wiederabdruck: Numer wraca do nazwiska. OiM I, 367–381.
Englisch: A Number Gets Back Its Name. Anthology, Bd. III.1, 4–66.

157 Gawalewicz, Adolf: Reszta będzie milczeniem [Der Rest ist Schweigen]. – 1966, 174–182.

158 Gawalewicz, Adolf: Z rozważań na temat oświęcimskiej problematyki moralnej [Betrachtungen zur Frage der Moral in Auschwitz]. – 1967, 45–48.

159 Gawalewicz, Adolf: Problemy interpretacji faktografii oświęcimskiej [Probleme bei der Interpretation der Faktographie von Auschwitz]. – 1987, 95–102.

160 Glińska, Alicja: Z badań nad moralnością więźniów Oświęcimia [Studien über die Moral der Häftlinge von Auschwitz]. – 1967, 37–45.

161 Glińska, Alicja: Kierunek przekształceń moralnych wśród więźniów Oświęcimia [Die Richtung der Veränderungen der Moral bei den Auschwitz-Häftlingen]. – 1969, 53–57.
Wiederabdruck: OiM II, 251–257.

162 Glińska, Alicja: Istota i mechanizm przemian w moralności więźniów Oświęcimia [Das Wesen und der Mechanismus der Veränderungen in der Moral der Auschwitz-Häftlinge]. – 1969, 57–60.
Wiederabdruck: OiM II, 258–264.

163 Głogowski, Leon: Królik doświadczalny [Versuchskaninchen]. – 1965, 108–109.
Deutsch: S. 134–142 von: Vom „Versuchskaninchen" in Auschwitz bis zum Leiter des Krankenbaus in Birkenau. Anthologie, Bd. II.1, 134–165.

164 Głogowski, Leon: Szpital w Brzezince [Das „Spital" in Birkenau]. – 1965, 109–114.
Deutsch: S. 142–165 von: Vom „Versuchskaninchen" in Auschwitz bis zum Leiter des Krankenbaus in Birkenau. Anthologie, Bd. II.1, 134–165.

165 Głogowski, Leon: Kwarantanna obozu Oświęcim-Brzezinka [Die Quarantäne des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau]. – 1966, 190–194.

166 Głogowski, Leon: Moje pierwsze dni w obozie oświęcimskim [Meine ersten Tage im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1968, 191–194.

167 Głogowski, Leon: Epizod z obozu oświęcimskiego [Ein Geschehnis im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1970, 202–203.

168 Głowacki, Czesław: Z dokumentacji zbrodniczych doświadczeń Carla Clauberga [Aus der Dokumentation von Carl Claubergs verbrecherischen Versuchen]. – 1976, 80–85.

169 Grenda, Józef: Wspomnienia z pracy szpitala PCK w Oświęcimiu po wyzwoleniu obozu [Erinnerungen an die Arbeit des Krankenhauses des Polnischen Roten Kreuzes in Oświęcim nach der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz]. – 1967, 223.
Wiederabdruck: Wspomnienia z pracy w szpitalu PCK w Oświęcimiu po wyzwolenio obozu. OiM III, 272–274.

170 Hałgas, Kazimierz: Oddział chirurgiczny szpitala obozowego w Oświęcimiu w latach 1940–1941 [Die chirurgische Abteilung des Häftlingskrankenbaus in Auschwitz in den Jahren 1940–1941]. – 1971, 48–54.

171 Hałgas, Kazimierz: Z pracy w tzw. rewirach dla jeńców radzieckich w Oświęcimiu i w Gross-Rosen [Aus der Arbeit in den sog. Revieren für die sowjetischen Kriegsgefangenen in Auschwitz und Groß-Rosen]. – 1980, 162–171.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 167–172 (Auszug).

172 Heller, Paul: Ewakuacja z oświęcimskiego podobozu w Jaworznie [Die Evakuierung des Nebenlagers Jaworzno von Auschwitz] [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1980, 176–182.

173 Hüpsch, Stanisław, Artur Krzetuski, Władysław Plaskura: Wpływ więźniów z „grupy mościckiej" na warunki bytowe i sanitarne w obozie oświęcimskim [Der Einfluß der „Mościce-Gruppe" auf die sanitären und die Existenzbedingungen im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1973, 137–147.

174 Iwaszko Tadeusz, Stanisław Kłodzinski: Bunt skazańców 28 X 1942 r. w oświęcimskim bloku nr 11. Kpt. dr Henryk Suchnicki [Die Revolte der Todeskandidaten im Block 11 in Auschwitz am 28.10.1942. Hauptmann Dr. Henryk Suchnicki]. – 1977, 119–122.

175 Jabłonski, Józef: Z Radogoszcza do Oświęcimia, Gross-Rosen i Mauthausen. Wspomnienia lekarza [Von Radogoszcz nach Auschwitz, Groß-Rosen und Mauthausen. Erinnerungen eines Arztes]. – 1969, 161–165.

176 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Osobliwości słownictwa w oświęcimskim szpitalu obozowym [Besonderheiten des Wortbestands im Häftlingskrankenbau in Auschwitz]. – 1972, 34–45.

177 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Śmiech w obozie koncentracyjnym [Lachen im Konzentrationslager]. – 1973, 84–99.
Wiederabdruck: OiM II, 196–128; überarbeitet: Śmiech w piekle [Lachen in der Hölle]. Oświęcim nieznany, 137–159, 291–295.

178 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Życie kulturalne w obozie oświęcimskim [Kulturelles Leben im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1974, 19–39.
Wiederabdruck überarbeitet: Życie kulturalne w obozie. Oświęcim nieznany, 98–136, 285–291.

179 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Używki w obozie oświęcimskim [Genußmittel im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1975, 40–67.
Wiederabdruck überarbeitet: Używki. Oświęcim nieznany, 160–208, 295–298.

180 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Sny więźniów obozu oświęcimskiego [Träume der Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz]. – 1977, 28–66.
Wiederabdruck: OiM IV, 124–198; überarbeitet: Obozowy świat snów [Die Lagerwelt der Träume]. – Oświęcim nieznany, 209–281, 298–305.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 189–239.

181 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Przetrwanie obozu w ocenie byłych więźniów Oświęcimia-Brzezinki [Das

Überleben im Lager aus der Sicht ehemaliger Häftlinge von Auschwitz-Birkenau]. – 1977, 77–108.
Wiederabdruck: OiM V, 229–276; überarbeitet: „Jak to się stało, że przeżyłem?" [„Wie kam es, daß ich überlebte?"]. Więźniowie Oświęcimia, 131–176, 234–238.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 13–52.

182 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Przyjaźnie oświęcimskie [Freundschaften in Auschwitz]. – 1978, 32–77.
Wiederabdruck überarbeitet: Przyjaźnie [Freundschaften]. Więźniowie Oświęcimia, 64–130, 230–234.

183 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Słownik oswięciemski A–B. Makieta [Auschwitz-Wörterbuch A–B. Ein Modell]. – 1978, 78–94.

184 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Agresja i agresywność w obozie oświęcimskim [Aggression und Aggressivität im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1980, 43–75.
Wiederabdruck überarbeitet: Agresja i agresywność w obozie. Więźniowie Oświęcimia, 9–62, 225–229.

185 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Stosunek ofiar Oświęcimia-Brzezinki do prześladowców [Das Verhältnis der Opfer von Auschwitz-Birkenau zu ihren Peinigern]. – 1981, 37–62.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 53–88.

186 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski: Samoleczнictwo więźniów Oświęcimia [Die medizinische Selbsthilfe der Häftlinge von Auschwitz]. – 1982, 25–56.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 149–187.

187 Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski, Danuta Wesełowska: Słownik oświęcimski (C–Ć). Makieta [Auschwitz-Wörterbuch (C–Ć). Ein Modell]. – 1984, 62–67.

188 Jezierska, Maria Elżbieta: Chorować nie wolno. Wspomnienia z Oświęcimia [Kranksein verboten. Erinnerungen an Auschwitz]. – 1966, 194–198.
Wiederabdruck: „Chorować nie wolno". OiM I, 167–174.
Deutsch: Man darf nicht krank sein. Erinnerung aus Auschwitz. Anthologie, Bd. II.2, 184–206, 218.

189 Kączkowski, Zbigniew: Próba ucieczki z obozu oświęcimskiego [Ein Fluchtversuch aus dem Konzentrationslager Auschwitz]. – 1967, 208–211.

190 Kieta, Mieczysław: Instytut Higieny SS i Policji w Oświęcimiu [Das Hygiene-Institut der SS und Polizei in Auschwitz]. – 1980, 172–176.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 213–217.

191 Kiwała, Julian: Kuchnia dietyczna (Dietküche) w szpitalu obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu [Die Diätküche im Häftlingskrankenbau im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1964, 80–82.

192 Kiwała, Julian: „Szpital" w obozie żeńskim w Brzezince na przełomie lat 1942–1943 [Das „Spital" im Frauenlager in Birkenau um die Jahreswende 1942–1943]. – 1965, 114–118.
Wiederabdruck: „Szpital" w obozie żeńskim w Brzezince (na przełomie 1942–1943 r.). OiM I, 155–160.
Deutsch: An der Jahreswende 1942–1943. Anthologie, Bd. II.2, 152–171, 217.

193 Kłodziński, Stanisław: Wkład polskiej służby zdrowia w ratowanie życia więźniów w obozie koncentracyjnym Oświęcim [Der Einsatz des polnischen Sanitätsdienstes bei der Rettung des Lebens der Häftlinge des KZ-Lagers Auschwitz]. – 1961, 51–57.
Wiederabdruck: Polski sanitariat z pomocą więźniom. OiM I, 211–222.
Deutsch: Der Einsatz des polnischen Sanitätsdienstes bei der Rettung des Lebens der Häftlinge des KZ-Lagers Auschwitz. SH 1962, 23–32; Der Einsatz des polnischen Sanitätsdienstes bei der Rettung des Lebens der Häftlinge im Konzentrationslager Auschwitz. Anthologie, Bd. II.2, S. 54–89, 216.

194 Kłodziński, Stanisław: Fenol w KL. Auschwitz-Birkenau [Phenol im KL Auschwitz-Birkenau]. – 1963, 62–65.
Deutsch: Phenol im KL Auschwitz-Birkenau. Anthologie, Bd. I.2, 139–157, 293; in dieser Edition Bd. 1, 277–280.

195 Kłodziński, Stanisław: Z zagadnień ludobójstwa. „Sterylizacja" i kastracja promieniami Roentgena w obozie oświęcimskim. Dr Horst Schumann [Probleme des Völkermords. „Sterilisierung" und Kastration durch Röntgenstrahlen im Konzentrationslager Auschwitz. Dr. Horst Schumann]. – 1964, 105–111.
Wiederabdruck: Sterylizacja i kastracja promieniami rentgena. OiM I, 45–56.
Deutsch: „Sterilisation" und Kastration durch Röntgenstrahlen im Auschwitz-Lager. Verbrechen Horst Schumanns. Anthologie, Bd. I.2, 89–119.

196 Kłodziński, Stanisław: Rola trucizn jako „Ultimum refugium" w obozie w Oświęcimiu. Dr Jan Zygmunt Robel [Gift als „Ultimum refugium" im Konzentrationslager Auschwitz. Dr. Jan Zygmunt Robel]. – 1964, 122–124.

197 Kłodziński, Stanislaw: Zbrodnicze doświadczenia farmakologiczne na więźniach obozu koncentracyjnego w Oświęcimiu (Preparat 3582, rutenol, Be 1034, periston) [Verbrecherische pharmakologische Versuche an Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz (Präparat 3582, Rutenol, Be 1034, Periston)]. – 1965, 40–46.
Wiederabdruck: Doświadczenia farmakologiczne na więźniach. OiM I, 57–66.
Deutsch: Verbrecherische pharmakologische Versuche an Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz (Präparat 3582, Rutenol, BE 1034, Periston). Anthologie, Bd. I.2, 61–88, 292.

198 Kłodziński, Stanisław: Dur wysypkowy w obozie Oświęcim I [Fleckfieber im Konzentrationslager Auschwitz I]. – 1965, 46–67.
Wiederabdruck: OiM V, 61–89.

199 Kłodziński, Stanisław: Esesmani z oświęcimskiej „służby zdrowia". Wykaz wstępny [Die SS-Leute aus dem „Gesundheitsdienst" in Auschwitz. Ein erstes Verzeichnis]. – 1966, 146–149.
Wiederabdruck (erweitert): Esesmani z oświęcimskiej służby zdrowia. OiM I, 339–345.
Deutsch: SS-ler aus dem „Gesundheitsdienst" in Auschwitz. Eine unvollständige Liste. Anthologie, Bd. I.2, 220–236.

200 Kłodziński, Stanisław: Paczki Międzynarodowego Czerwonego Krzyża dla więźniów Oświęcimia [Die Pakete des Internationalen Roten Kreuzes für die Häftlinge von Auschwitz]. – 1967, 122–125.

201 Kłodziński, Stanisław: Laboratorium Instytutu Higieny SS w Oświęcimiu. Bulion z mięsa ludzkiego [Das Labor des SS-Hygiene-Instituts in Auschwitz. Bouillon aus Menschenfleisch]. – 1969, 67–71.
Wiederabdruck: OiM II, 72–79.

202 Kłodziński, Stanisław: Świerzb i ropowice w obozie Oświęcim-Brzezinka [Krätze und Phlegmone im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau]. – 1970, 30–33.
Wiederabdruck (gekürzt): Świerzb w obozie Oświęcim-Brzezinka. OiM V, 55–60.

203 Kłodziński, Stanisław: Pierwsza oświęcimska selekcja do gazu. Transport do „sanatorium Dresden" [Die erste Selektion für das Gas in Auschwitz. Der Transport in das „Sanatorium Dresden"]. – 1970, 39–50.
Deutsch (gekürzt): Die „Aktion 14 f 13". Der Transport von 575 Häftlingen von Auschwitz in das „Sanatorium Dresden". In: Aktion T 4 1939–1945. Die „Euthanasie"-Zentrale in der Tiergartenstraße 4. Berlin 1987, 136–146.

204 Kłodziński, Stanisław: Pierwsze zagazowanie więźniów i jeńców w obozie oświęcimskim [Die erste Vergasung von Häftlingen und Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1972, 80–94.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 261–275.

205 Kłodziński, Stanisław: Rola kryminalistów niemieckich w początkach obozu oświęcimskiego [Die Rolle der deutschen kriminellen Häftlinge in der Anfangszeit des Konzentrationslagers Auschwitz]. – 1974, 113–126.

206 Kłodziński, Stanisław: Apteka w obozie kobiecym w Brzezince [Die Apotheke im Frauenlager in Birkenau]. – 1976, 90–95.

207 Kłodziński, Stanisław, Jan Masłowski: Poniżanie godności więźniów w Oświęcimiu-Brzezince [Die Erniedrigung der Würde der Häftlinge in Auschwitz-Birkenau]. – 1983, 73–99.

208 Kłodziński, Stanisław, Jan Masłowski: Patologia pracy w Oświęcimiu-Brzezince [Die Pathologie der Arbeit in Auschwitz-Birkenau]. – 1984, 37–54.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 135–148.

209 Kłodziński, Stanisław, Jan Masłowski, Danuta Wesołowska: Słownik oświęcimski (D). Makieta [Auschwitz-Wörterbuch (D). Ein Modell]. – 1985, 56–63.

210 Kłodziński, Stanisław, Jan Masłowski, Danuta Wesołowska: Słownik oświęcimski (E, Ł, Ż). Makieta [Auschwitz-Wörterbuch (E, Ł, Ż). Ein Modell]. – 1986, 45–60.

211 Kłodziński, Stanisław, Jan Masłowski, Danuta Wesołowska: Słownik oświęcimski (G). Makieta [Auschwitz-Wörterbuch (G). Ein Modell]. – 1987, 44–67.

212 Komenda, Janina: W rewirze Brzezinki [Im Krankenrevier von Birkenau]. – 1982, 194–205.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 185–197.

213 Komenda, Janina: Ucieczka podczas ewakuacji z Oświęcimia-Brzezinki [Die Flucht während der Evakuierung aus Auschwitz-Birkenau]. – 1983, 144–150.

214 Kopyciński, Adam: Orkiestra w oświęcimskim obozie koncentracyjnym [Das Orchester im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1964, 112–116.

215 Kopyciński, Adam: Skład orkiestry w Oświęcimiu [Die Zusammensetzung des Orchesters in Auschwitz]. – 1966, 217–219.

216 Kościuszkowa, Janina: Losy dzieci w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu [Kinderschicksale im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1961, 60–61.
Wiederabdruck: Losy dzieci w Oświęcimiu. OiM I, 205–207.
Deutsch: Kinderschicksale im KZ-Lager Auschwitz. SH 1962, 36–38.

217 Kowalczykowa, Janina: Choroba głodowa w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu [Die Hungerkrankheit im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1961, 58–60.
Deutsch: Die Hungerkrankheit im Konzentrationslager Auschwitz. SH 1962, 33–36.

218 Kret, Józef: Lekarze znaleźli wyjście [Die Ärzte fanden einen Ausweg]. – 1966, 184–190.
Wiederabdruck: OiM I, 223–232.
Deutsch: Die Ärzte fanden einen Ausweg. Anthologie, Bd. II.1, 68–94, 190.

219 Kret, Józef: Ze wspomnień oświęcimskich [Aus den Erinnerungen an Auschwitz]. – 1968, 209–212.

220 Kret, Józef: Przyczynek do historii zagłady inteligentów polskich w obozie oświęecimskim [Ein Beitrag zur Geschichte der polnischen Intelligenz im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1969, 61–66.

221 Kret, Józef: Więźniowie-miernicy w obozie oświęcimskim [Die als Vermesser eingesetzten Häftlinge im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1971, 55–60.

222 Krzywicki, Janusz: Obrażenia szczekowe w obozie oświęcimskim [Kieferverletzungen im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1967, 94–96.

223 Kuzak, Zygmunt: „Nachtwächter". – 1979, 159–162.

224 Kuzak, Zygmunt: Z duchowych przeżyć więźnia [Über die geistlichen Erlebnisse eines Häftlings] [Monteluppi-Gefängnis in Krakau und KZ Auschwitz]. – 1981, 159–162.

225 Leszczyńska, Stanisława: Raport położnej z Oświęcimia [Bericht einer Hebamme aus Auschwitz]. – 1965, 104–106.
Wiederabdruck: OiM I, 162–166.
Deutsch: Bericht einer Geburtshelferin aus Auschwitz. Anthologie, Bd. II.2, 172–183, 218.

226 Lorska, Dorota: Blok X w Oświęcimiu [Block 10 in Auschwitz]. – 1965, 99–104.
Deutsch: Block 10 in Auschwitz. Anthologie, Bd. I.2, 120–138 (gekürzt): in dieser Edition Bd. 1, 209–212.

227 Lorska, Dorota: Wspomnienia z bloku nr 10. Dr Hans Münch [Erinnerungen an Block Nr. 10. Dr. Hans Münch]. – 1966, 105–107.

228 Lorska, Dorota: Z pobytu w Oświęcimiu [Über den Aufenthalt in Auschwitz]. – 1967, 206–208.

229 Makowski, Antoni: Wspomnienia lekarza z obozów koncentracyjnych w Monowicach, Buchenwaldzie i Zwiebergen-Langensteinie [Erinnerungen eines Arztes an die Konzentrationslager [Auschwitz-]Monowitz, Buchenwald und Zwiebergen-Langenstein]. – 1967, 211–222.

230 Makowski, Antoni: I oddział wewnętrzny szpitala obozu koncentracyjnego Buna-Monowice [Die I. Innere Abteilung des Krankenbaus des Konzentrationslagers Buna-Monowitz]. – 1969, 71–75.

231 Makowski, Antoni: Niektóre osiągnięcia organizacyjne szpitala obozowego w Monowicach [Einige organisatorische Erfolge des Häftlingskrankenbaus in Monowitz]. – 1970, 165–168.

232 Makowski, Antoni: Z zagadnień zdrowotnych obozu Buna-Monowice w świetle zachowanych dokumentów [Gesundheitsfragen im Konzentrationslager Buna-Monowitz im Licht der erhaltenen Dokumente]. – 1972, 45–51.

233 Maniakówna, Maria: W oświęcimskim bloku nr 11 [Im Block Nr. 11 von Auschwitz]. – 1970, 208–212.

234 Münch, Hans: Głod i czas przeżycia w obozie oświęcimskim [Hunger und Lebenserwartung in Auschwitz] [gekürzte Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1967, 79–88.

235 Myłyk, Feliks: Notatki oświęcimskie [Auschwitzer Aufzeichnungen]. – 1982, 188–193.

236 Niedojadło, Eugenieusz: „Szpital" obozowy w Bunie [Das Lager-„Spital" in Buna]. – 1965, 120–122.
Deutsch: Der Lager-„Krankenbau" in Buna. Anthologie, Bd. II.2, 43–53.

237 Niedojadło, Eugeniusz: Podobóz Brno. Ucieczka przed Bogerem [Das Nebenlager Brünn. Flucht vor Boger]. – 1966, 108–111.

238 Niedojadło, Eugeniusz: Moje dwie rocznice oświęcimskie [Meine zwei Auschwitzer Jahrestage]. – 1970, 204–208.

239 Nowakowska, Maria: „Szpital kobiecy" w obozie w Oświęcimiu-Brzezince [Das „Frauen-Revier" im KZ-Lager Auschwitz-Birkenau]. – 1961, 61–64.
Wiederabdruck: „Szpital Kobiecy" w obozie Oświęcim-Brzezinka. OiM II, 48–53.
Deutsch: Das „Frauen-Revier" im KZ-Lager Auschwitz-Birkenau. SH 1962, 38–42; Das „Frauen-Revier" in Birkenau. Anthologie, Bd. II.2, 136–151; Das „Frauen-Revier" in Birkenau. Mitteilungen FIR, Nr. 6, 1975, 1–4.

240 Olbrycht, Jan: Sprawy zdrowotne w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu (Orzeczenie wygłoszone na rozprawie sądowej przed Najwyższym Trybunałem Narodowym w dniu 10 grudnia 1947) [Gesundheitsfragen im Konzentrationslager Auschwitz (Gutachten in der Verhandlung vor dem Obersten Volksgericht am 10. Dezember 1947]. – 1962, 37–49.
Wiederabdruck: Sprawy zdrowotnościowe w obozie oświęcimskim. OiM I, 19–39.
Deutsch: Das nazistische Sanitätspersonal führte eine aktive Zusammenarbeit mit der SS-Verwaltung von Auschwitz. Anthologie, Bd. I.1, S. 125–177, 185.

241 Olbrycht, Jan: Z przeżyć obozowych [Aus den Erlebnissen im Konzentrationslager]. – 1965, 139.

242 Olszowski, Jan: Więźniarska kancelaria w obozie oświęcimskim [Die Häftlingsschreibstube im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1982, 182–187.

243 Orzeszko, Tadeusz: Relacja chirurga z obozu oświęcimskiego [Ein Bericht eines Chirurgen über das Konzentrationslager Auschwitz]. – 1971, 43–48.
Wiederabdruck: OiM II, 62–71.

244 Paczuła, Tadeusz: Organizacja i administracja szpitala obozowego K.L. Auschwitz 1 [Die Organisation und Verwaltung des Häftlingskrankenbaus im KL Auschwitz]. – 1962, 61–68.

Deutsch: Organisation und Verwaltung des Häftlingskrankenbaus des KL Auschwitz I. Anthologie, Bd. II.1, 35–67; in dieser Edition Bd. 1, 159–165.

245 Paczuła, Tadeusz: Obóz i szpital obozowy w Oświęcimiu we wczesnych okresach istnienia [Das Lager und der Häftlingskrankenbau in Auschwitz in der ersten Phase ihres Bestehens]. – 1963, 50–53.
Wiederabdruck: OiM IV, 17–22.

246 Pawełczyńska, Anna: Przemiany struktury społecznej a możliwości przeżycia obozu oświęcimskiego [Veränderungen in der Sozialstruktur und Überlebenschancen im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1973, 76–81.
Deutsch: Vgl. Anna Pawełczyńska. Differenzierung der Häftlingsgemeinschaft und Überlebenschancen im KZ Auschwitz. In: Wacław Długoborski (Hrsg.). Zweiter Weltkrieg und sozialer Wandel. Göttingen 1981, 171–183; vgl. a. Anna Pawełczyńska. Values and violence in Auschwitz. A sociological analysis. Berkeley 1979, 51–67, 74–77 [zuerst poln. 1973].

247 Pęckowski, Zbigniew: Blok 19 szpitala obozowego w Oświęcimiu I. Relacja pielęgniarza [Block 19 des Häftlingskrankenhauses in Auschwitz I. Bericht eines Pflegers]. – 1972, 101–107.

248 Piątkowska, Antonia: Z przeżyć oświęcimskich [Aus den Erlebnissen in Auschwitz]. – 1968, 201–203.

249 Piekut-Warszawska, Elżbieta: Dzieci w obozie oświęcimskim (Wspomnienia pielęgniarki) [Kinder im Konzentrationslager Auschwitz. Erinnerungen einer Pflegerin]. – 1967, 204–205.
Deutsch: Erinnerungen einer Krankenschwester. Anthologie, Bd. II.3, 1–11; in dieser Edition Bd. 1., 227–229.

250 Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodziński: Patologia sportu w obozie koncentracyjnym Oświęcim-Brzezinka [Die Pathologie des Sport im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau]. – 1974, 46–58.
Wiederabdruck: OiM IV, 97–123.

251 Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodziński: Z problematyki samobójstw w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Zur Frage der Selbstmorde in den Nazi-Konzentrationslagern]. – 1976, 25–46.
Wiederabdruck: OiM III, 107–151.

252 Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodziński: Śmierć i umieranie w obozie koncentracyjnym [Tod und Sterben im Konzentrationslager]. – 1982, 56–90.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 281–328.

253 Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodziński: Na granicy życia i śmierci. Studium obozowego „muzułmanstwa" [An der Grenze zwischen Leben und Tod. Eine Studie über die Erscheinung des „Muselmanns" im Konzentrationslager]. – 1983, 27–73.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 89–154.

254 Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodziński: Głód w obozie koncentracyjnym [Hunger im Konzentrationslager]. – 1984, 21–37.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 241–260.

255 Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodziński: Psychopatologia głodu w obozie koncentracyjnym [Die Psychopathologie des Hungers im Konzentrationslager]. – 1985, 41–55.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 2, 113–133.

256 Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodziński: Postawy i czyny heroiczne w obozach koncentracyjnych [Heroische Haltungen und Taten in den Konzentrationslagern]. – 1986, 28–45.

257 Sehn, Jan: Sprawa oświęcimskiego lekarza SS J.P. Kremera [Der Fall des Auschwitzer SS-Arztes J.P. Kremer]. – 1962, 49–61.
Wiederabdruck: OiM I, 320–338.
Deutsch: Fall des SS-Arztes J.P. Kremer von Auschwitz. Anthologie, Bd. I.2, 1–49, 287–291.

258 Siciński, Antoni: Z psychopatologii więźniów funkcyjnych. Ernst Krankemann [Zur Psychopathologie der Funktionshäftlinge. Ernst Krankemann]. – 1974, 126–130.

259 Slisz-Oyrzyńska, Maria: Relacja z bloku nr 17 obozu kobiecego w Brzezince [Ein Bericht aus Block Nr. 17 des Frauenlagers in Birkenau]. – 1978, 160–166.

260 Sobolewicz, Tadeusz: Z przeżyć w rewirze oświęcimskim [Über die Erlebnisse im Krankenbau in Auschwitz]. – 1984, 108–110.

261 Sobolewicz, Tadeusz: Więźniowie w oświęcimskiej kuchni obozowej [Die Häftlinge in der Lagerküche in Auschwitz]. – 1984, 111–115.

262 Stasiak, Leon: Wspomnienie o prof. Robercie Waitzu [Erinnerungen an Prof. Robert Waitz]. – 1979, 152–154.

263 Stefańska, Irena: Medycyna w oświęcimskiej plastyce obozowej [Die Medizin in der bildenden Kunst in Auschwitz]. – 1977, 108–118.
Deutsch: Irena Stefańska. Die Medizin in der bildenden Kunst in Auschwitz. In: Volk und Gesundheit. Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus. Tübingen 1982, S. 205–221.

264 Stefańska, Irena: Muzeum w KL Auschwitz [Das Museum im KL Auschwitz]. – 1982, 111–117.

265 Strzelecka, Irena: Rozwój szpitali obozowych w Oświęcimiu-Brzezince [Die Entwicklung der Häftlings-Krankenreviere in Auschwitz-Birkenau]. – 1984, 84–88.

266 Strzelecka, Irena: Pierwszy szpital obozowy w Brzezince [Der erste Häftlingskrankenbau in Birkenau]. – 1984, 88–93.

267 Strzelecka, Irena: Oddział kobiecy w Oświęcimiu [Die Frauenabteilung [im Stammlager] in Auschwitz]. – 1985, 80–93.

268 Strzelecka, Irena: Obóz kwarantanny dla mężczyzn więzionych w Brzezince [Das Männer-Quarantänelager in Auschwitz-Birkenau]. – 1987, 102–116.

269 Strzelecki, Andrzej: O postawach więźniów konspiratorów w Oświęcimiu [Über die Haltung der in der Konspiration arbeitenden Häftlinge von Auschwitz]. – 1984, 93–96.

270 Szczerbowski, Kazimierz: Wspomnienia pierwszego pisarza „rewiru" oświęcimskiego [Erinnerungen des ersten Schreibers des „Reviers" von Auschwitz]. – 1970, 198–201.
Wiederabdruck: OiM II, 54–61.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 155–158.

271 Szuszkiewicz, Roman: Dentystyka w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu [Die Zahnbehandlung im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1964, 77–80.
Deutsch: Die Zahnbehandlung im Konzentrationslager Auschwitz. Anthologie, Bd. II.1, 166–177.

272 Szweda, Konrad: Pierwszy okres oddziału chorob zakaźnych w obozie oświęcimskim [Die erste Zeit der Infektionsabteilung im Konzentrationslager Auschwitz]. – 1972, 95–101.
Wiederabdruck: OiM V, 90–100.

273 Szweda, Konrad: W oświęcimskim szpitalu obozowym w latach 1940–1941 [1940–1941 im Häftlingskrankenbau in Auschwitz]. – 1974, 130–134.

274 Szymańska, Irena: Portret w obozie oświęcimskim [Das Porträt [in der bildenden Kunst] in Auschwitz]. – 1985, 93–104.

275 Szymański, Tadeusz: Przypadki noma (rak wodny) w obozie cygańskim Oświęcim Brzezinka [Fälle von Noma (Wasserkrebs) im Zigeunerlager Auschwitz-Birkenau]. – 1962, 68–70.

276 Szymański, Tadeusz, Danuta Szymańska, Tadeusz Śnieszko: O „szpitalu" w obozie rodzinnym dla cyganów w Oświęcimiu-Brzezince [Über das „Spital" im Zigeuner-Familienlager in Auschwitz-Birkenau]. – 1965, 90–99.
Deutsch: Über den „Krankenbau" im Zigeunerfamilienlager in Auschwitz-Birkenau. Anthologie, Bd. II.2, 1–42, 215; in dieser Edition Bd. 1, 199–208.

277 Tytoniak, Anna: Jesień 1942 roku w szpitalu kobiecym w Brzezince [Der Herbst 1942 im Frauenspital in Birkenau]. – 1968, 195–200.

278 Witaszek, Halina: Z rewiru kobiecego Brzezinki w latach 1943–1945 [Über den Frauen-Krankenbau in Birkenau 1943–1945]. – 1986, 167–175.

279 Włodarska, Helena: Ze szpitala kobiecego obozu w Brzezince [Im Krankenbau des Frauenlagers in Birkenau]. – 1970, 213–216.

280 Wolken, Otto: Komentarz do statystyki chorych i zmarłych w obozie-„kwarantannie" w Brzezince za okres od 20. IX. 1943 do 1. XI. 1944 [Kommentar zur Kranken- und Totenstatistik im „Quarantänelager" in Birkenau für die Zeit vom 20.IX.1943 bis zum 1.XI.1944] [Übersetzung a. d. Deutschen]. – 1964, 84–87.

Deutsch: Abdruck in: Friedrich Karl Kaul. Ärzte in Auschwitz. Berlin 1968, S. 144–158.

281 Wolken, Otto: Z zagadnień losu Żydów w Oświęcimiu (wymieralność) [Zum Schicksal der Juden in Auschwitz (die Mortalität)] [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1964, 88–90.

282 Wolken, Otto: Gdy myślę o dzieciach ... [Wenn ich an die Kinder denke ...]. – 1965, 106–107.
Deutsch: Wenn ich an Kinder denke... Anthologie, Bd. II.3, 12–19.

283 Wolken, Otto: Oswobodzenie obozu koncentracyjnego Oświęcim-Brzezinka [Die Befreiung von Auschwitz-Birkenau] [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1966, 113–119.
Deutsch: Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau [Rückübersetzung]. Anthologie, Bd. II.2, 90–115, 216; Mitteilungen FIR Nr. 5, 1974, 1–9; in dieser Edition Bd. 2, 261 ff.

284 Wolny, Jan: O organizowaniu pomocy lekarsko-sanitarnej w obozie kobiecym w Brzezince [Über die Organisierung ärztlich-sanitärer Hilfe im Frauenlager in Birkenau]. – 1965, 118–120.

285 Wolny, Jan: Wspomnienia sanitariusza z obozów w Dachau, Oświęcimiu i Mauthausen. II [Erinnerungen eines Sanitäters an die Konzentrationslager Dachau, Auschwitz und Mauthausen. II]. – 1968, 213–217.

286 Woycicki, Alfred: Dwa oblicza „Służby Rozpoznawczej" [Zwei Gesichter des „Erkennungsdienstes"]. – 1966, 182–184.

287 Zasacki, Stanisław: Laboratorium szpitala obozu w Brzezince [Das Labor des Häftlingskrankenbaus in Birkenau]. – 1978, 158–160.

288 Zielina, Jan: Blok 9 szpitala obozu Oświęcim I [Block 9 des Krankenbaus im Lager Auschwitz I]. – 1964, 82–84.
Deutsch: Block 9 des Krankenbaus im KL Auschwitz I. Anthologie, Bd. II.1, 178–187.

289 Żywulska, Krystyna: List do Matki [Brief an die Mutter]. – 1965, 149.

Vgl. auch 8, 19–24, 35, 59, 88, 298, 392, 413–416, 575, 580, 582, 584, 600, 603, 604, 611, 615, 852.

3.2. Dachau

290 Gawalewicz, Adolf, Wiktor Jacewicz: Wymieralność w latach 1945–1976 byłych więźniów Dachau, duchownych rzymskokatolickich [Die Mortalität von ehemals in Dachau inhaftierten römisch-katholischen Geistlichen in den Jahren 1945–1976]. – 1978, 29–32.

291 Hanke, Edward: Refleksje więźnia obozu koncentracyjnego w Dachau, Wincentego Spaltensteina [Reflexionen des Häftlings des Konzentrationslagers Dachau Wincenty Spaltenstein]. – 1968, 110–115.

292 Metera, Artur, Wit Maciej Rzepecki: Torakoplastyka w Dachau [Thorakoplastik in Dachau]. – 1971, 15–17.

293 Musioł, Teodor: „Służba zdrowia" w Dachau [Der „Gesundheitsdienst" in Dachau]. – 1972, 114–120.

294 Sterkowicz, Stanisław: Sprawa lekarza SS, Heinricha Schütza [Der Fall des SS-Arztes Heinrich Schütz]. – 1977, 137–141.

295 Urbańczyk, Stanisław: W Sachsenhausen i Dachau (W 25 rocznicę uwięzienia profesorów uczelni krakowskich) [In Sachsenhausen und Dachau (Zum 25. Jahrestag der Verhaftung der Professoren der Krakauer Hochschulen)]. – 1965, 76–86.

296 Wojtusiak, Roman J.: Przyczynek do dziejów tzw. Sonderaktion Krakau [Ein Beitrag zur Geschichte der sog. Sonderaktion Krakau]. – 1978, 174–180.

297 Wojtusiak, Roman J.: Utworzenie „oddziału naukowego" w Dachau [Die Bildung der „wissenschaftlichen Abteilung" in Dachau]. – 1982, 178–182.

298 Wolny, Jan: Wspomnienia sanitariusza z obozów w Dachau, Oświęcimiu i Mauthausen [I.] [Erinnerungen eines Sanitäters an die Konzentrationslager Dachau, Auschwitz und Mauthausen [I.]]. – 1966, 198–202.

299 Wolski, Józef: Z życia w obozie koncentracyjnym w Dachau [Über das Leben im Konzentrationslager Dachau]. – 1978, 172–174.

300 Żelechowski, Jerzy: Z rewiru w Dachau [Über das Revier in Dachau]. – 1979, 163–164.

Vgl. auch 43, 148, 285, 343.

3.3. Groß-Rosen

301 Dziaduś, Stanisław: „Hirschberg" i „Treskau", podobozy Gross-Rosen. Urywki wspomnień [Die Nebenlager Hirschberg und Treskau von Groß-Rosen. Erinnerungsfragmente]. – 1969, 138–145.

302 Dziaduś, Stanisław: Z kompanii karnej w Gross-Rosen [In der Strafkompanie in Groß-Rosen]. – 1970, 223–231.

303 Fijałkowska, Bronisława, Józef Witkowski: Kobiety w Gross-Rosen [Frauen in Groß-Rosen]. – 1982, 130–135.

304 Hałgas, Kazimierz: Z obozu koncentracyjnego w Gross-Rosen (Wspomnienia lekarza) [Über das Konzentrationslager Groß-Rosen (Erinnerungen eines Arztes)]. – 1967, 197–203.

305 Hałgas, Kazimierz: Epidemia jaglicy w obozie Gross-Rosen w r. 1943 [Die Trachom-Epidemie in Groß-Rosen 1943]. – 1975, 167–171.

306 Hałgas, Kazimierz: Z zagadnień sanitarnych komanda Dyhernfurth II [Sanitäre Angelegenheiten im Kommando Dyhernfurth II] [Nebenlager von Groß-Rosen]. – 1977, 122–130.

307 Konieczny, Alfred: Z księgi zmarłych szpitala obozowego w Kolcach [Aus dem Totenbuch des Häftlingskrankenbaus in Dörnhau] [Nebenlager von Groß-Rosen]. – 1986, 101–105.

308 Niewiarowicz, Roman: Medycyna in articulo mortis w hitlerowskich więzieniach i obozach koncentracyjnych [Die Medizin in articulo mortis in den Nazi-Gefängnissen und -Konzentrationslagern] [Lwów, Groß-Rosen]. – 1973, 179–188.

309 Olszyna, Roman: Wstępny wykaz lekarzy obozu Gross-Rosen [Ein erstes Verzeichnis der Ärzte des Konzentrationslagers Groß-Rosen]. – 1970, 169–171.

310 Piórek, Julian: Kilka spostrzeżeń z pobytu w Gross-Rosen [Einige Beobachtungen aus der Haft in Groß-Rosen]. – 1976, 184–188.

311 Popek, Walenty: W rewirze obozu Gross-Rosen [Im Revier des Konzentrationslagers Groß-Rosen]. – 1978, 171–172.

312 Sztaba, Romuald: Ze wspomnień lekarza obozu w Gross-Rosen [Aus den Erinnerungen eines Arztes im Konzentrationslager Groß-Rosen]. – 1968, 153–157.
Wiederabdruck: OiM IV, 36–45.

313 Witkowski, Józef: Małoletni więźniowie Gross-Rosen [Die minderjährigen Häftlinge von Groß-Rosen]. – 1980, 118–128.

314 Witkowski, Józef: Sytuacja sanitarna i zdrowotna w Gross-Rosen [Die sanitären und gesundheitlichen Verhältnisse in Groß-Rosen]. – 1982, 117–130.

315 Witkowski, Józef, Aleksandra Rudy: Gaz bojowy tabun a podoboz Dyhernfurth [Das Kampfgas Tabun und das Nebenlager Dyhernfurth]. – 1987, 131–142.

316 Żeglen, Józef: Z „rewiru" w Gross-Rosen [Über das „Revier" in Groß-Rosen]. – 1969, 145–148.

Vgl. auch 171, 175, 402.

3.4. Majdanek

317 Falgowski, Józef: Esesowska służba zdrowia w obozie na Majdanku [Das SS-Sanitätspersonal im Konzentrationslager Majdanek]. – 1970, 172–173.

318 Pawłowska, Zofia: W rewirze na Majdanku [Im Revier in Majdanek]. – 1968, 181–182.

319 Perzanowska, Stefania: Pomoc lubelskich organizacji społecznych więźniom Majdanka [Die Hilfe sozialer Organisationen in Lublin für die Häftlinge von Majdanek]. – 1965, 140–144.

320 Perzanowska, Stefania: Gdy wracam myślami do Majdanka. Wspomnienia lekarki [Wenn ich in Gedanken nach Majdanek zurückkehre. Erinnerungen einer Ärztin]. – 1966, 202–209.

321 Perzanowska, Stefania: O niektórych hitlerowskich lekarzy w Majdanku [Über einige Nazi-Ärzte in Majdanek]. – 1966, 209–211.
Wiederabdruck: Hitlerowscy lekarze w Majdanku. OiM I, 67–70.

322 Perzanowska, Stefania: Szpital obozu kobiecego w Majdanku [Das Spital des Frauenlagers in Majdanek]. – 1968, 169–180.
Wiederabdruckj: Szpital kobiet w Majdanku. OiM I, 175–192.

323 Sztaba, Romuald: O niektórych więźniach Majdanka [Über einige Häftlinge von Majdanek]. – 1969, 173–176.

3.5. Mauthausen

324 Chaszczyńska, Helena: Do Mauthausen-Gusen po prochy męża [Nach Mauthausen-Gusen, der sterblichen Überreste des Mannes wegen]. – 1982, 212–215.

325 Dubiel, Antoni: Ze wspomnień chorego więźnia Neu Sustrum i Gusen [Aus den Erinnerungen eines kranken Häftlings von Neu Sustrum [Westfalen] und Gusen]. – 1970, 216–219.

326 Dziaduś, Stanisław: Urywki wspomnień z Mauthausen [Erinnerungsfragmente aus Mauthausen]. – 1973, 168–173.

327 Dziaduś, Stanisław: W Sauer-Werke przed oswobodzeniem [In den Sauer-Werken vor der Befreiung] [Nebenlager von Mauthausen]. – 1975, 178–182.

328 Frankiewicz, Bogumił: Z pomocą dzieciom żydowskim w obozie Gusen II [Hilfe für jüdische Kinder im Konzentrationslager Gusen II]. – 1983, 150–153.

329 Karolini, Tadeusz: Początki rewiru w Gusen [Die Anfänge des Reviers in Gusen]. – 1976, 179–183.

330 Kelles-Krauz, Stanisław: Wspomnienia lekarza z obozu koncentracyjnego w Sachsenhausen [Erinnerungen eines Arztes aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen]. – 1963, 898–900.

331 Kuffel, Edwin: Ostatnie dni w obozie Ebensee [Die letzten Tage im Konzentrationslager Ebensee]. – 1970, 236–238.

332 Markiewicz, Józef: Wspomnienia lekarza z Mauthausen-Gusen [Erinnerungen eines Arztes aus Mauthausen-Gusen]. – 1965, 144–148.

333 Osuchowski, Jerzy: Zagazowanie więźniów z bloku 24 w Gusen [Die Vergasung der Häftlinge aus Block 24 in Gusen]. – 1969, 177–181.

334 Osuchowski, Jerzy: Zagazowanie jeńców radzieckich w Gusen [Die Vergasung sowjetischer Kriegsgefangener in Gusen]. – 1970, 219–220.

335 Pawłowski, Bolesław: Polski Szpital w Ebensee bezpośrednio po wyzwoleniu [Das unmittelbar nach der Befreiung gegründete Polnische Spital in Ebensee]. – 1972, 132–136.

336 Pawłowski, Bolesław: W sanatorium Goisern po oswobodzeniu [Im Sanatorium Bad Goisern nach der Befreiung]. – 1973, 154–157.

337 Pawłowski, Bolesław: Uwagi o szpitalu obozowym w Wiener Neudorf [Anmerkungen zum Häftlingskrankenbau in Wiener Neudorf]. – 1974, 195–200.

338 Pawłowski, Bolesław: Nieznane epizody z obozu w Aflenz [Unbekannte Episoden aus dem Lager Aflenz]. – 1976, 188–194.

339 Pawłowski, Bolesław: Przybycie do Mauthausen [Die Ankunft in Mauthausen]. – 1979, 156–159.

340 Przyboś, Adam: Śmierć więźnia Stefana Przybosia w Mauthausen [Der Tod des Häftlings Stefan Przyboś in Mauthausen]. – 1984, 97–99.

341 Rubin, Bronisław: Wspomnienia lekarza z Falkenbergu i Ebensee [Erinnerungen eines Arztes an Falkenberg und Ebensee]. – 1968, 182–187.

342 Rusinek, Kazimierz: Uroczystości w Mauthausen ku czci lekarzy. Dr Władysław Czapliński [Die Gedenkfeiern für Ärzte in Mauthausen. Dr. Władysław Czapliński]. – 1979, 124–131.

343 Wesełucha, Piotr: Niemcy. Wspomnienia z Działdowa, Dachau i Mauthausen-Gusen [Die Deutschen. Erinnerungen an Soldau, Dachau und Mauthausen-Gusen]. – 1967, 192–196.

344 Wesełucha, Piotr: Obłęd czy metoda. Refleksje poobozowe [Wahnsinn oder Methode. Reflexionen nach dem Lager] [Mauthausen-Gusen]. – 1969, 181–183.

345 Wesełucha, Piotr: Obóz jako eksperyment psychiatryczny [Das Konzentrationslager als psychiatrisches Experiment]. – 1970, 242–246.

346 Wlazłowski, Zbigniew: Szpital w obozie koncentracyjnym Gusen [Der Krankenbau im Konzentrationslager Gusen]. – 1967, 112–121.

347 Wlazłowski, Zbigniew: Gruźlica płuc i postepowanie z chorymi na gruźlicę w obozie koncentracyjnym Gusen [Die Lungentuberkulose und der Umgang mit Tuberkulosekranken im Konzentrationslager Gusen]. – 1968, 98–101.

348 Wlazłowski, Zbigniew: Lekarzy polscy w obozowym ruchu oporu w Gusen [Die polnischen Ärzte in der Widerstandsbewegung im Konzentrationslager Gusen]. – 1969, 92–95.
Vgl. auch 171, 175, 402.

3.6. Neuengamme

349 Kłodziński, Stanisław: Zbrodnicze doświadczenia z zakresu gruźlicy w Neuengamme. Działalność Kurta Heissmeyera [Die verbrecherischen Tuberkulose-Versuche in Neuengamme. Die Tätigkeit des Kurt Heissmeyer]. – 1969, 86–91.
Wiederabdruck: OiM III, 35–44.

350 Nowosielski, Aleksander: W obozie Neuengamme. Dr Zygmunt Szafrański [Im Konzentrationslager Neuengamme. Dr. Zygmunt Szafrański]. – 1977, 207–211.

351 Okła, Janusz: Lekarz-Więzień na statku „Cap Arcona" [Als Häftlingsarzt auf dem Schiff „Cap Arcona"]. – 1971, 131–135.
Wiederabdruck: Dramat w Zatoce Lubeckiej [Das Drama in der Lübecker Bucht]. OiM II, 23–29.

352 Sterkowicz, Stanisław: Ostatnie tygodnie więźniów Neuengamme w Sandbostel [Die letzten Wochen der Häftlinge von Neuengamme in Sandbostel]. – 1972, 124–131.

353 Sterkowicz, Stanisław: Pseudomedyczne eksperymenty w obozie Neuengamme [Pseudomedizinische Experimente im Konzentrationslager Neuengamme]. – 1977, 130–137.

354 Sterkowicz, Stanisław: Pierwsze tygodnie po wyzwoleniu więźniów Neuengamme [Die ersten Wochen nach der Befreiung der Häftlinge von Neuengamme]. – 1978, 155–157.

3.7. Ravensbrück

355 Ciosińska, Irena: W rewirach podobozów KL Ravensbrück i KL Sachenhausen [In den Revieren von Nebenlagern der Konzentrationslager Ravensbrück und Sachsenhausen]. – 1987, 154–174.

356 Fabowska-Grzezułko, Zofia: Ewakuacja z Wattenstedt, podobozu Ravensbrück [Die Evakuierung aus dem Nebenlager von Ravensbrück Wattenstedt]. – 1977, 198–200.

357 Kiedrzyńska, Wanda: Książka porodów w Ravensbrück [Das Geburtenbuch in Ravensbrück]. – 1976, 95–104.

358 Mączka-Patkaniowska, Zofia: Zeznania z bunkra [Berichte aus dem Bunker]. – 1965, 135–138.
Wiederabdruck: OiM II, 15–22.

359 Pagniez, Yvonne: Niedziela w obozie [Ein Sonntag im Konzentrationslager] [Übersetzung aus dem Französischen; Originaltitel: Le Magnificat des forçats]. – 1969, 154–156.

360 Pagniez, Yvonne: W Torgau [In Torgau] [Übersetzung aus dem Französischen, gekürzt; Originaltitel: Nos frères les prisonniers]. – 1970, 231–235.

361 Półtawska, Wanda: Operacje doświadczalne w obozie koncentracyjnym w Ravensbrück [Versuchsoperationen im Konzentrationslager Ravensbrück]. – 1963, 90–97.

Wiederabdruck: Operacje doświadczalne w obozie koncentracyjnym Ravensbrück. OiM II, 80–90.
Deutsch: „Kaninchen" im Konzentrationslager Ravensbrück. Anthologie, Bd. I.2, 169–199, 294.

362 Sypniewska, Maria: Obrazki z Ravensbrück [Bilder aus Ravensbrück]. – 1979, 175–179.

362a Walterowa, Aleksandra: Kolumna „Forst Neues Gut" w Ravensbrück [Das Kommando „Forst Neues Gut" in Ravensbrück]. – 1970, 228–231.

363 Wińska, Urszula: Uczucia czynnikiem kształtującym postawę Polek w Ravensbrück [Die Gefühle als haltungsbildender Faktor bei den Polinnen in Ravensbrück]. – 1982, 18–25.

364 Wińska, Urszula: Z działań w celu zachowania godności Polek w Ravensbrück [Aktivitäten zur Aufrechterhaltung der Würde der Polinnen in Ravensbrück]. – 1983, 100–107.

365 Zawodzińska, Celina: Kilka refleksji z lat uwięzienia [Einige Reflexionen in den Jahren der Haft]. – 1974, 213–217.

Vgl. auch 134.

3.8. Sachsenhausen

366 Brzezicki, Eugeniusz: Socjopsychopatia a „Kacet-Lager" Sachenhausen [Die Soziopsychopathie und das „KZ-Lager" Sachsenhausen]. – 1963, 77–83.
Wiederabdruck: OiM II, 157–167.

367 Brzezicki, Eugeniusz: Prof. Dr Jan Miodoński w obozie koncentracyjnym w Sachsenhausen. Wspomnienie pośmiertne [Prof. Dr. Jan Miodoński im Konzentrationslager Sachsenhausen. Postume Erinnerungen]. – 1964, 125–126.
Wiederabdruck: Prof. Dr. Jan Miodoński w obozie koncentracyjnym w Sachsenhausen. OiM II, 154–156.

368 Drozdowski, Jerzy: Wspomnienia z Sachsenhausen [Erinnerungen an Sachsenhausen]. – 1972, 202–206.
Wiederabdruck: OiM II, 131–138.

369 Frančic, Vilim: Organizacja więźniów-profesorów w obozie Sachsenhausen [Die Organisation der im Konzentrationslager Sachsenhausen gefangengehaltenen Professoren]. – 1970, 150–158.

370 Frąckowski, Kazimierz: Żydzi i księża w obozie koncentracyjnym Sachsenhausen-Oranienburg [Juden und Priester im Konzentrationslager Sachsenhausen-Oranienburg]. – 1970, 159–164.

371 Głowa, Stanisław: Ewakuacja obozu w Sachsenhausen [Die Evakuierung des Konzentrationslagers Sachsenhausen]. – 1966, 171–174.

372 Kamieński, Bogdan: Wspomnienia z Sonderaktion Krakau [Erinnerungen an die „Sonderaktion Krakau"]. – 1976, 171–179.

373 Leszczycka, Jadwiga: Profesor Izydor Stella-Sawicki w Sachsenhausen [Professor Izydor Stella-Sawicki in Sachsenhausen]. – 1979, 144–146.

374 Maziarski, Stanisław: Z Krakowa do Sachsenhausen [Aus Krakau nach Sachsenhausen]. – 1981, 143–151.

375 Maziarski, Stanisław: W Sachsenhausen [In Sachsenhausen]. – 1982, 168–178.

376 Maziarski, Stanisław: Wsród więźniów z tzw. Sonderaktion Krakau [Gemeinsam mit den Häftlingen aus der sog. Sonderaktion Krakau]. – 1983, 133–144.

377 Miodoński, Jan: Kilka wspomnień o Sonderaktion Krakau 1939 [Erinnerungen an die Sonderaktion Krakau 1939]. – 1963, 69–77.
Wiederabdruck: OiM II, 139–153.

378 Pigoń, Stanisław: Wspominki z obozu w Sachsenhausen (1939–1940) [Erinnerungen aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen]. – 1966, 157–171.

379 Schmidt, Stefan: Wspomnienia z bloku 46 w Sachsenhausen [Erinnerungen an Block 46 in Sachsenhausen]. – 1977, 191–193.

380 Skulimowski, Mieczysław, Stanisław Śliwiński: Profesor Władysław Szumowski w Sachsenhausen [Professor Władysław Szumowski in Sachsenhausen]. – 1980, 144–146.

381 O staraniach czynionych dla uwolnienia profesorów Uniwersytetu Jagiellońskiego (na podstawie relacji czlonków rodzin profesorów) [Über die Bemühungen zur Freilassung der Professoren der Jagiellonen-Universität (auf der Grundlage von Berichten der Mitglieder der Familien der Professoren)]. – 1964, 53–57.

382 Walter, Franciszek Ksawery: W cieniu śmierci. Refleksje z Sachsenhausen [Im Schatten des Todes. Reflexionen aus Sachsenhausen]. – 1977, 186–190.

383 Zabłocki, Jan: W rewirze obozu w Sachsenhausen [Im Revier des Konzentrationslagers Sachsenhausen]. – 1977, 193–194.
Wiederabdruck: OiM IV, 32–35.

384 Zegarski, Witold: Szpital w Sachsenhausen na tle warunków obozowych w latach 1940–1945 [Der Krankenbau in Sachsenhausen auf dem Hintergrund der Bedingungen im Lager von 1940–1945]. – 1969, 75–86.
Wiederabdruck [gekürzt]: Spital w Sachsenhausen w latach 1940–1945. OiM V, 122–135.

Vgl. auch 205, 295, 330, 355, 413–416, 565, 608.

3.9. Stutthof

385 Gliński, Mirosław: Obsada szpitala obozowego w Stutthofie [Das Personal des Häftlingskrankenbaus in Stutthof]. – 1971, 69–71.

386 Jezierska, Maria Elżbieta: Inwalidzi w obozie koncentracyjnym Stutthof [Die Invaliden im Konzentrationslager Stutthof]. – 1987, 116–125.

387 Nowicki, Jerzy: Od Stutthofu do Sandbostel [Von Stutthof nach Sandbostel]. – 1968, 158–169.

388 Siniecki, Bogdan: Z historii szpitala obozowego w Stuffhofie [Zur Geschichte des Häftlingskrankenbaus in Stutthof]. – 1975, 85–89.
Wiederabdruck: OiM III, 93–100.

3.10. Andere und mehrere Konzentrationslager

389 Adamczyk, Anatol: Ostatnie dni w szpitalu obozu w Litomierzycach [Die letzten Tage im Krankenbau des Konzentrationslagers Leitmeritz]. – 1980, 184–186.

390 Beardwell-Wieleżyńska, Myrtle: Obóz koncentracyjny w Bergen-Belsen bezpośrednio po wyzwoleniu [Das Konzentrationslager Bergen-Belsen unmittelbar nach der Befreiung]. – 1967, 105–112.

391 Biberstein, Aleksander: Przyczynek do dziejów obozu w Krakowie-Płaszowie [Ein Beitrag zur Geschichte des Konzentrationslagers Krakau-Płaszów]. – 1977, 195–198.
Vgl. a.: Biberstein, Aleksander: Zagłada Żydów w Krakowie [Der Untergang der Krakauer Juden]. Krakau 1986, S. 100–146, Kapitel: Obóz pracy przymusowej – później oboz koncentracyjny w Płaszowie [Das Zwangsarbeitslager und spätere Konzentrationslager Płaszów].

392 Brzezicki, Eugeniusz, Adolf Gawalewicz, Tadeusz Hołuj, Antoni Kępiński, Stanisław Kłodziński, Władysław Wolter: Więźniowie funkcyjni w hitlerowskich obozach koncentracyjnych (Dyskusja) [Die Funktionshäftlinge in den Nazi-Konzentrationslagern. Eine Diskussion]. 1968, 253–261.
Deutsch: in dieser Edition Bd. 1, 231–239.

393 Fedorowicz, Tadeusz („Ran"): Uwagi o „rewirach" i funkcyjnych obozowych [Bemerkungen zu den „Revieren" und den Funktionshäftlingen im Konzentrationslager]. – 1969, 148–153.

394 Fedorowicz, Tadeusz („Ran"): Ze wspomnień o postawie lekarzy w obozach [Erinnerungen über die Haltung der Ärzte in den Lagern]. – 1970, 238–242.

395 Frankl, Viktor E.: Higiena psychiczna w sytuacji przymusowej. Doświadczenia z zakresu psychoterapii w obozie koncentracyjnym [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1965, 24–28.
Erstveröffentlichung: Psychohygiene im Notstand. Psychothera-

peutische Erfahrungen im Konzentrationslager [Vortrag auf dem Internationalen Kongreß für Psychotherapie in Leiden, 8. IX. 1951]. In: Hygiene. Zeitschrift für Fragen der prophylaktischen Medizin 1952, Nr. 5/6, S. 177–186.

396 Garmada, Ludwik: Reminiscencje z tzw. obozu janowskiego [Erinnerungen an das sog. Janowski-Lager [Lager Janowska-Straße in Lwów]]. – 1978, 166–170.

397 Garstka, Stanley M.: Hitlerowski obóz koncentracyjny we Flossenbürgu [Das Nazi-Konzentrationslager Flossenbürg]. – 1974, 191–195.

398 Gawryluk, Franciszek: Wspomnienia z obozu we Flossenbürgu [Erinnerungen an das Konzentrationslager Flossenbürg]. – 1975, 171–178.

399 Gogołowska, Stanisława: Służba zdrowia w obozie janowskim [Der Gesundheitsdienst im Lager Janowska-Straße [Lwów]]. – 1975, 89–96.

400 Gogołowska, Stanisława: Przyczynek do historii obozu janowskiego. Ryszard Axer [Ein Beitrag zur Geschichte des Lagers Janowska-Straße. Ryszard Axer] [Lwów]. – 1979, 154–156.

401 Hein, Wincenty: Szpital dla więźniów w obozie „Mittelbau-Dora" [Der Häftlingskrankenbau im Konzentrationslager Mittelbau-Dora]. – 1971, 61–69.
Wiederabdruck: OiM II, 30–47.

402 Jagielski Stanisław: Psychiczne „galwanizowanie muzułmana" [Die psychische „Galvanisierung des Muselmanns"]. – 1968, 106–109.

403 Jakubik, Andrzej, Zdzisław Ryn: Eksperymenty pseudomedyczne w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Die pseudomedizinischen Experimente in den Nazi-Konzentrationslagern]. – 1973, 64–72.
Wiederabdruck: OiM II, 91–105.
Deutsch: Pseudomedizinische Experimente in den Hitlerschen Konzentrationslagern. Mitteilungen FIR Nr. 3, 1973, 9–14; Nr. 4, 1973, 20–29.

404 Jezierska, Maria Elżbieta: Blok 46 obozu buchenwaldzkiego w marcu 1945 r. [Block 46 des Konzentrationslagers Buchenwald im März 1945]. – 1967, 126.

405 Jezierska, Maria Elżbieta: Zagadnienie małych obozów [Die kleinen Lager]. – 1967, 127–128.

406 Jezierska, Maria Elżbieta: Warunki sanitarne ewakuacji pieszej więźniów w latach 1944–145 (teoria i rzeczywistość) [Die sanitären Bedingungen der Evakuierung von Häftlingen durch Fußmärsche in den Jahren 1944–1945 (Theorie und Wirklichkeit)]. – 1978, 147–154.

407 Jezierska, Maria Elżbieta: Szpital obozu Buchenwald (na podstawie archiwaliów z okresu 3 IV–20 VII 1945 r). [Das Spital des Lagers Buchenwald (auf Grund von Archivalien aus der Zeit vom 3.4.–20.7.1945)]. – 1980, 76–85.

408 Jezierska, Maria Elżbieta: Z fizjologicznych problemów bytowania w obozie [Physiologische Probleme des Lebens im Konzentrationslager]. – 1986, 161–166.

409 Kiełkowski, Roman: Obóz pracy przymusowej i koncentracyjny w Płaszowie [Das Zwangsarbeits- und Konzentrationslager in [Krakau-]Płaszów]. – 1971, 23–36.

410 Kłodziński, Stanisław: Zbrodnicze eksperymenty z zakresu gruźlicy dokonywane w hitlerowskich obozach koncentracyjnych w czasie II wojny światowej [Verbrecherische Experimente aus dem Bereich der Tuberkulose in den Nazi-Konzentrationslagern während des Zweiten Weltkrieges]. – 1962, 77–81.
Deutsch: Verbrecherische Versuche aus dem Bereich der Tuberkulose in den nazistischen Konzentrationslagern. Anthologie, Bd. I.2, 200–219.

411 Kłodziński, Stanisław: Niektóre zagadnienia deontologii lekarskiej w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Einige Fragen der ärztlichen Deontologie in den Nazi-Konzentrationslagern]. – 1963, 101–103.

412 Kłodziński, Stanisław: Sabotaż w buchenwaldzkim Instytucie Higieny SS. Dr Marian Ciepielowski [Sabotage im SS-Hygiene-Institut in Buchenwald. Dr. Marian Ciepielowski]. – 1977, 141–145.

413 Kulisiewicz, Aleksander: Z zagadnień psychopatologii muzyki i pieśni w obozach hitlerowskich [Zur Psychopathologie von Musik und Liedern in den Nazi-Lagern]. – 1974, 39–45.

414 Kulisiewicz, Aleksander: Dalsze przyczynki do zagadnień psychopatologii muzyki i pieśni w obozach hitlerowskich [Weitere Beiträge zur Psychopathologie von Musik und Liedern in den Nazi-Lagern]. – 1975, 33–40.

415 Kulisiewicz, Aleksander: Muzyka i pieśń jako współczynnik samoobrony psychicznej więźniów w obozach hitlerowskich [Musik und Lieder als Faktor der psychischen Selbstverteidigung der Häftlinge in den Nazi-Lagern]. – 1977, 66–77.

416 Kulisiewicz, Aleksander: Dalsze przyczynki do zagadnień muzyki i pieśni w zakresie samoobrony psychicznej więźniów w obozach hitlerowskich [Weitere Beiträge zu Musik und Liedern als psychische Selbstverteidigung der Häftlinge in den Nazi-Lagern]. – 1979, 38–50.

417 Lach-Kamińska, Janina: W więzieniu i w obozach hitlerowskich (1943–1945) [Im Gefängnis und in den Nazi-Konzentrationslagern (1943–1945)]. – 1969, 167–172.

418 Łakocinski, Zygmunt: Folke Bernadotte i akcja Szwedzkiego Cerwonego Krzyża [Folke Bernadotte und die Aktion des Schwedischen Roten Kreuzes]. – 1968, 145–152.

419 Nowicki, Jerzy: Po oswobodzeniu z obozu w Sandbostel [Nach der Befreiung aus dem Lager Sandbostel]. – 1975, 183–187.

420 Osuchowski, Jerzy: „Rewir" tzw. małego obozu w Buchenwaldzie [Das „Revier" des sog. kleinen Lagers in Buchenwald]. – 1970, 220–222.

421 Pęckowski, Zbigniew: Relacja pielęgniarza ze szpitala obozowego w Dorze [Ein Bericht eines Pflegers aus dem Häftlingskrankenbau in Dora]. – 1972, 108–114.

422 Sehn, Jan: Niektóre aspekty prawne tzw. eksperymentów dokonywanych przez hitlerowskich lekarzy SS w obozach koncentracyjnych [Einige juristische Aspekte der sog. Experimente, die in KZ-Lagern von nationalsozialistischen SS-Ärzten durchgeführt worden sind]. – 1961, 35–44.
Wiederabdruck: Niektóre aspekty prawne tzw. eksperymentów lekarzy SS. OiM I, 297–311.
Deutsch: Einige juristische Aspekte der sogenannten Experimente, die in KZ-Lagern von nationalsozialistischen SS-Ärzten durchgeführt worden sind. SH 1962, 4–15; einige rechtliche Aspekte der von den SS-Ärzten in den Konzentrationslagern durchgeführten sogenannten Versuche. Anthologie, Bd. I.1, 38–73, 178–184.

423 Sterkowicz, Stanisław: Obozowe sprawy życia i śmierci w retrospekcji lekarza [Fragen von Leben und Tod im Lager. Ein Arzt blickt zurück]. – 1963, 97–101.

424 Sterkowicz, Stanisław: Przyczynek do zagadnienia moralności więźniów obozów hitlerowskich [Zur Frage der Moral der Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager]. – 1969, 47–52.

425 Szawłowski, Lech: Z przeżyć warszawskich dzieci w obozach hitlerowskich [Erlebnisse Warschauer Kinder in den Nazi-Lagern]. – 1972, 158–164.

426 Waitz, Robert, Marian Ciepielowski: Doświadczalny dur wysypkowy w obozie koncentracyjnym w Buchenwaldzie [Fleckfieberversuche im Konzentrationslager Buchenwald]. – 1965, 68–69.
Erstveröffentlichung: Le typhus experimental au camp de Buchenwald. La presse Médicale 1946, Nr. 23, S. 322–324.
Deutsch: Fleckfieberversuche im Konzentrationslager Buchenwald. Anthologie, Bd. I.2, 158–168.

427 Witkowski, Józef: Uwagi o ucieczkach z obozów [Anmerkungen zu Fluchten aus den Lagern]. – 1987, 142–147.

Vgl. auch 91, 229, 308, 325, 343.

4. Erinnerungsberichte und Forschungen über andere Haftstätten (einschließlich Lager für Kinder und Jugendliche)

428 Bulanda, Bogusław: Relacja więźnia Montelupich [Der Bericht eines Häftlings aus dem Monteluppi-Gefängnis]. – 1972, 187–191.

429 Ciepły, Józef: Warunki sanitarne w zastępczym więzieniu w Mysłowicach [Die sanitären Verhältnisse im Ersatz-Polizeigefängnis in Myslowitz]. – 1981, 95–107.

430 Dangel, Jan: W izbie chorych „Pawiaka" [In der Krankenstube des Pawiak-Gefängnisses]. – 1976, 195–199.

431 Fijałkowska, Bronisława, Józef Witkowski: Egzekucje przez ścięcie gilotyną w więzieniu wrocławskim [Exekutionen durch Enthauptung mit der Guillotine im Strafgefängnis Breslau]. – 1986, 106–111.

432 Frąckowski, Kazimierz: Fort VII w Toruniu [Das Fort VII in Torun]. – 1970, 80–85.

433 Golemo, Antoni: Z Montelupich. Włodzimierz Podgórzec [Über das Monteluppi-Gefängnis. Włodzimierz Podgórzec]. – 1982, 158–164.

434 Kłodziński, Stanisław: Z historii więzienia Montelupich (1941–1942). Dr. Józef Garbień [Zur Geschichte des Monteluppi-Gefängnisses (1941–1942). Dr. Józef Garbień]. – 1971, 85–96.

435 Kościusukowa, Janina: Przez rok w więzieniu Montelupich [Ein Jahr im Monteluppi-Gefängnis]. – 1972, 191–196.

436 Lebioda, Jerzy: W więzieniu Montelupich [Im Monteluppi-Gefängnis]. – 1972, 181–187.
Wiederabdruck: OiM III, 320–241.

437 Madeyski, Zbigniew: Wspomnienia więźnia Montelupich. Zygmunt Klemensiewicz [Erinnerungen eines Häftlings des Monteluppi-Gefängnisses. Zygmunt Klemensiewicz]. – 1982, 152–157.

438 Mruk, Józef: Obóz karny „Liban". Uwagi lekarza [Das Straflager „Liban". Anmerkungen eines Arztes]. – 1970, 144–147.
Wiederabdruck: OiM III, 101–106.

439 Szwarc, Halina: Kobiece więzienie gestapo w Łodzi w ostatnim okresie okupacji [Das Frauengefängnis der Gestapo in Łódź [Litzmannstadt] in der letzten Zeit der Okkupation]. – 1972, 196–202.

440 Wilkońska, Maria: Pół roku pracy w szpitalu więziennym podczas okupacji [Ein halbes Jahr Arbeit im Gefängniskrankenhaus während der Okkupation]. – 1970, 253–257.

441 Witkowski, Józef: Hitlerowski obóz dla dzieci w Łodzi [Das Nazilager für Kinder in Łódź [Litzmannstadt]]. – 1968, 73–81.
Wiederabdruck: OiM I, 193–204.

442 Witkowski, Józef: Hitlerowski obóz śledczy w Mysłowicach [Das Nazi-Untersuchungshaftlager in Myslowitz]. – 1969, 95–97.

443 Witkowski, Józef: Dalsze informacje o „Polen-Jugendverwahrlager" w Łodzi. „Witaszkowcy" [Weitere Informationen über das „Polen-Jugendverwahrlager" in Łódź [Litzmannstadt]. Die Witaszek-Gruppe]. – 1969, 97–108.
[Vgl. a. A. Witaszek-Napierala]

444 Witkowski, Józef: Moringen – hitlerowski obóz dla małoletnich [Das Nazi-Lager für Minderjährige Moringen] [Jugendschutzlager Moringen]. – 1972, 137–139.

445 Witkowski, Józef: Sytuacja sanitarna w hitlerowskim obozie dla dzieci w Łodzi [Die sanitären Verhältnisse im Nazi-Lager für Kinder in Łódź [Litzmannstadt]]. – 1972, 140–151.

446 Witkowski, Józef: Dzierząźna – filia łódzkiego obozu dla dzieci [Die Nebenstelle Dzierząźna des Lagers für Kinder in Łódź [Litzmannstadt]]. – 1972, 151–157.

447 Witkowski, Józef: Małoletni więźniowie Montelupich [Minderjährige Häftlinge des Monteluppi-Gefängnisses]. – 1974, 139–149.

448 Witkowski, Józef: Sytuacja sanitarna w obozie w Mysłowicach [Die sanitären Verhältnisse im Lager [Ersatz-Polizeigefängnis] in Myslowitz]. – 1975, 96–107.
Wiederabdruck: OiM IV, 46–64.

449 Witkowski, Józef: Zsyłanie małoletnich Polaków do obozów po odcierpieniu kary [Die Einweisung von minderjährigen Polen in Lager nach der Strafverbüßung]. – 1975, 108–111.
Vgl. auch 224, 505.

5. Erinnerungsberichte und Forschungen über Kriegsgefangenen- und Internierungslager

450 Bayer, Stefan: Szpital jeniecki w Zeithain [Das Kriegsgefangenenlazarett in Zeithain]. – 1971, 123–130.

451 Beaupré, Jadwiga: W obozie Lamsdorf [Im Kriegsgefangenenlager Lamsdorf]. – 1971, 114–118.

452 Beaupré, Jadwiga: Relacja lekarki z Zeithain [Bericht einer Ärztin aus Zeithain]. – 1974, 201–209.

453 Cereniewicz, Bogusław: Szpital jeńców wojennych w Tangerhütte [Das Kriegsgefangenenlazarett in Tangerhütte]. – 1970, 96–103.

454 Cereniewicz, Bogusław: Żolnierze z powstania warszawskiego w Altengrabowie [Soldaten aus dem Warschauer Aufstand in Altengrabow]. – 1973, 147–153.

455 Cieślawski, Marian: Głód w obozie wschodnim „stalagu" II B w Czarnem [Der Hunger im Ostlager des Stammlagers II B Hammerstein]. – 1972, 51–56.

456 Cieślawski, Marian: Warunki sanitarne i bytowe jeńców w drużynach roboczych w Koszalińskiem [Die sanitären und die Existenzbedingungen der Kriegsgefangenen in Arbeitskommandos in der Umgebung von Köslin]. – 1973, 52–55.

457 Czerucki, Władysław: Lekarz-jeniec w konspiracji obozowej [Ein kriegsgefangener Arzt in der konspirativen Arbeit im Kriegsgefangenenlager]. – 1975, 159–161.

458 Kasprzyk, Ludwik: Na Helu i w obozach jenieckich [Auf Hel und in den Kiegsgefangenenlagern]. – 1970, 86–95.

459 Kujawski, Zygmunt: Z powstania warszawskiego do obozu w Zeithain [Aus dem Warschauer Aufstand in das Kriegsgefangenenlager Zeithain]. – 1971, 118–123.

460 Mianowska, Aleksandra: Szpital jeniecki Polskiego Czerwonego Krzyża w Krakowie [Das Kriegsgefangenenlazarett des Polnischen Roten Kreuzes in Krakau]. – 1985, 72–79.

461 Mianowska, Aleksandra: Szpital jeniecki „u Jezuitow" w Krakowie [Das Kriegsgefangenenlazarett „bei den Jesuiten" in Krakau]. – 1986, 61–71.

462 Mianowska, Aleksandra: Szpitale jenieckie w Krakowie i Ślązacy [Schlesier in den Kriegsgefangenenlazaretten in Krakau]. – 1987, 150–154.

463 Müller, Tadeusz: Wspomnienia internowanego i jeńca wojennego [Erinnerungen eines Internierten und Kriegsgefangenen]. – 1967, 225–228.

464 Wiśnicki, Paweł: Ze wspomnień jeńca obozu w Zeithain [Erinnerungen eines Kriegsgefangenen des Lagers Zeithain]. – 1973, 174–179.

465 Zientarski, Andrzej: Ekshumacja zamordowanych jeńców z obozu w Czarnem [Die Exhumierung ermordeter Kriegsgefangener aus dem Kriegsgefangenenstammlager Hammerstein]. – 1973, 56–60.

6. Die deutsche Besatzungspolitik in Polen und ihre Auswirkungen

466 Albert, Zygmunt: Zamordowanie 25 profesorów wyższych uczelni we Lwowie przez hitlerowców w lipcu 1941 r. [Die Ermordung der 25 Hochschulprofessoren in Lwów durch die Nazis im Juli 1941]. – 1964, 58–77.
Wiederabdruck: OiM II, 169–188.

467 Bernard, Henri: Relacja z lat wojny [Ein Bericht aus den Kriegsjahren]. – 1970, 147–150.

468 Bojar-Fijałkowski, Gracjan: Z zagadnień eksterminacji robotników przymusowych w Trzeciej Rzeszy [Zur Vernichtung von Zwangsarbeitern im Dritten Reich]. – 1973, 60–64.

469 Brożek, Krzysztof, Jan Ornowski: Próba zestawienia strat wśród lekarzy Śląska i Zagłębia Dąbrowskiego (1939–1945) [Ein Versuch zur Zusammenstellung der Verluste unter den Ärzten in Schlesien und im Dąbrowa-Becken (1939–1945)]. – 1978, 131–138.

470 Cieślawski, Marian: Z przeżyć dzieci i matek-robotnic przymusowych na Pomorzu Zachodnim [Über die Erlebnisse von zur Zwangsarbeit nach Pommern verbrachten Mütter und ihren Kindern]. – 1981, 121–124.

471 Czuj, Tadeusz, Czesław Kempisty: Z zagadnień sytuacji zdrowotnej Polakow górnośląskich w okresie okupacji [Zur gesundheitlichen Lage der Polen in Oberschlesien während der Okkupation]. – 1972, 59–63.

472 Dzięcielska-Machnikowska, Stefania: Problemy zawodu lekarskiego w okresie okupacji hitlerowskiej w świetle literatury pięknej i pamiętników [Probleme des Arztberufs in der Zeit der Nazi-Okkupation im Licht der belletristischen und der Erinnerungsliteratur]. – 1967, 49–51.

473 Frąckowski, Kazimierz: Pomorze w cieniu swastyki [Pommern im Schatten des Hakenkreuzes]. – 1970, 75–80.

474 Frankowski, Aleksander: „Czarna niedziela" w Krakowie [Der „schwarze Sonntag" in Krakau] [Massenverhaftung am 6.8.1944]. – 1974, 157–159.

475 Gackowa, Maria: Pierwsze ofiary okupanta w Krakowie Podgórzu [Die ersten Opfer der Okkupanten in Krakau-Podgórze]. – 1980, 146–147.

476 Grockmal, Stanisław: Epizody z okupacyjnych przeżyć lekarza w Tarnowskim [Episoden aus den Erlebnissen eines Arztes in der Region Tarnów während der Okkupation]. – 1972, 177–181.

477 Jabłonski, Cezary: Wymieralność w getcie w Brzezinach [Die Mortalität im Ghetto in Brzeziny]. – 1980, 40–43.

478 Jaroszewski, Zdzisław, Benigna Tarmanowska: Dzieci w Instytucie Higieny Psychicznej (w Warszawie, 1943–1944) [Kinder im Institut für Psychohygiene in Warschau 1943–1944]. – 1981, 152–155.

479 Kiciarski, Marian („Jur"): Olkusz pod okupacją hitlerowską. Wspomnienia lekarza [Olkusz unter der Nazi-Okkupation. Erinnerungen eines Arztes]. – 1968, 228–235.

480 Kielanowski, Tadeusz: Z okupowanego Lwowa [Lwów während der Okkupation]. – 1971, 109–113.

481 Kielanowski, Tadeusz: Fragmenty wspomnień ze Lwowa [Erinnerungsfragmente aus Lwów]. – 1985, 127–135.

482 Kiełkowski, Roman: Rządy Hansa Franka w swietle dokumentacji Rady Głównej Opiekuńczej [Die Regierung Hans Frank im Licht der Dokumente des Polnischen Hauptausschusses]. – 1968, 126–145.

483 Kiełkowski, Roman: Sprawy zdrowia i wyżywienia w hitlerowskiej polityce wschodniej [Gesundheits- und Ernährungsfragen in der Ostpolitik der Nazis]. – 1976, 149–170.

484 Klimkiewicz, Stanisław: W Tomaszowie Lubelskim w latach okupacji [In Tomaszów Lubelski während der Okkupation]. – 1982, 142–147.

485 Kłodziński, Stanisław: Próby biologicznego wyniszczenia narodu polskiego pod pozorem „walki z gruźlicą" w okresie okupacji hitlerowskiej 1939–1945 r. [Versuche zur biologischen Vernichtung des polnischen Volkes unter dem Vorwand der „Tuberkulosebekämpfung"]. – 1962, 70–77.
Wiederabdruck: Pod pozorem „walki z gruźlicą" [Unter dem Vorwand der „Tuberkulosebekämpfung"]. OiM I, 73–82.

486 Kłodziński, Stanisław: „Konferencja Krynicka" lekarzy hitlerowskich w październiku 1941 r. [Eine Konferenz der Nazi-Ärzte in Krynica im Oktober 1941]. – 1963, 115–123.
Wiederabdruck: Konferencja krynicka lekarzy hitlerowskich (13–16 X. 1941 r.). OiM I, 103–117.

487 Kłodziński, Stanisław: Pomóc wysiedlanym przez hitlerowców w świetle relacji siostr PCK, Stefanii Rzącowej i Marii Osińskiej [Hilfe für von den Nazis Umgesiedelte im Licht der Berichte der Schwestern des Polnischen Roten Kreuzes Stefania Rzącowa und Maria Osińska]. – 1966, 87–89.

488 Kłodziński, Stanisław: Sytuacja sanitarna okupowanej Warszawy w sprawozdaniu Wilhelma Hagena [Die sanitären Verhältnisse in Warschau während der Okkupation in einem Bericht Wilhelm Hagens]. – 1975, 137–142.

489 Kłodziński, Stanisław: Egzekucja dr Czesława Zapędowskiego w Lasach Rzuchowskich [Die Exekution von Dr. Czesław Zapędowski in den Rzuchower Wäldern]. – 1980, 148–149.

490 Kłodziński, Stanisław: Uwagi o sytuacji zdrowotnej robotników przymusowych w Niemczech hitlerowskich [Anmerkungen zur gesundheitlichen Lage der Zwangsarbeiter in Hitlerdeutschland]. – 1981, 63–72.

491 Kordylewska, Zofia: Z okupacyjnych przeżyć lekarki [Erlebnisse einer Ärztin während der Okkupation]. – 1969, 165–167.

492 Kotucha, Rajnold: Na robotach w Rzeszy. Wspomnienia lekarza [Als Arbeiter im Reich. Erinnerungen eines Arztes]. – 1969, 113–116.

493 Kowalczyk, Jan: Z pierwszych dni września 1939 r. w Krakowie [Über die ersten Septembertage 1939 in Krakau]. – 1981, 138–143.

494 Kowalczyk, Jan: Z okupacyjnych zapisków krakowskich [Aus den Aufzeichnungen im besetzten Krakau]. – 1982, 164–167.

495 Lorenczuk, Wanda: Wspomnienia z prac ekshumacyjnych na Pomorzu po wyzwoleniu [Erinnerungen an die Exhumierungen in Pommern nach der Befreiung]. – 1967, 224–225.

496 Mahrburg, Stanisław: Karty z okresu terroru hitlerowskiego w Wilnie [Blätter aus der Zeit des Nazi-Terrors in Wilna]. – 1965, 86–90.

497 Monkiewicz, Waldemar, Józef Krętowski: Los chorych psychicznie, kalek i starców w okupowanym Białostockiem [Das Schicksal der psychisch Kranken, der Krüppel und der Alten in der Region Białystok während der Okkupation]. – 1984, 80–84.

498 Moska, Dionizy: Hitlerowska polityka biologicznego wyniszczenia ludności polskiej na Górnym Śląsku [Die Nazi-Politik der biologischen Ausrottung der polnischen Bevölkerung in Oberschlesien]. – 1973, 41–52.

499 Moska, Dionizy: „Polenlagry" na Górnym Śląsku (Die „Polenlager" in Oberschlesien]. – 1974, 134–139.

500 Moska, Dionizy: Z hitlerowskiej polityki sanitarnej na Górnym Śląsku [Zur Nazi-Gesundheitspolitik in Oberschlesien]. – 1986, 98–101.

501 Olbrycht, Jan: Sprawy zdrowotne w tak zwanym Generalnym Gubernatorstwie. Orzeczenie wygłoszone w dniu 20.6.1948 r. przed Najwyższym Trybunałem Narodowym w Krakowie w sprawie przeciwko dr Józefowi Bühlerowi, byłemu szefowi w tzw. rządzie G.G. [Gesundheitsfragen im sogenannten Generalgouvernement. Gutachten vom 20.6.1948 im Verfahren vor dem Obersten Volksgericht in Krakau gegen Dr. Josef Bühler, ehemaliger Chef in der sog. Regierung des G.G.]. – 1963, 103–115.
Wiederabdruck: Sprawy zdrowotne w Generalnej Guberni. OiM I, 83–102.

502 Olbrycht, Jan Stanisław: Przeżycia medyka sądowego w czasie okupacji hitlerowskiej oraz po wyzwoleniu w sprawach z niązwią zanych [Erlebnisse eines Gerichtsmediziners während der Nazi-Okkupation und bei mit ihr zusammenhängenden Angelegenheiten [d.i. Exhumierungen] nach der Befreiung]. – 1968, 82–91.
Wiederabdruck: Wspomnienia medyka sądowego. OiM I, 136–151.

503 Onyszkiewicz, Tadeusz: W okupowanym Zamościu [In Zamość während der Okkupation]. – 1982, 147–152.

504 Orlicka, Zofia: Z okupacyjnych przeżyć pielęgniarki w Warszawie [Erlebnisse einer Krankenschwester in Warschau während der Okkupation]. – 1970, 246–252.

505 Piekara, Arkadiusz H.: Epizody z tzw. Sonderaktion Krakau

[Episoden aus der sog. Sonderaktion Krakau] [u.a. Monteluppi-Gefängnis in Krakau]. – 1979, 146–148.

506 Pospieszalski, Karol Marian: Wykaz pracowników Uniwersytetu Poznańskiego zmarłych w czasie wojny [Verzeichnis der während des Krieges verstorbenen Mitarbeiter der Universität Poznań]. – 1967, 128–131.

507 Przychodzki, Michał: Lekarze poznańscy w czasie okupacji na tle ludobójczej polityki hitlerowskiej [Die Völkermordpolitik der Nazis und ihre Auswirkungen auf Ärzte aus Poznań]. – 1977, 158–172.

508 Przychodzki, Michał: Martyrologia lekarzy wielkopolskich podczas okupacji hitlerowskiej [Die Leidensgeschichte der großpolnischen Ärzte während der Naziokkupation]. 1978, 116–131.

509 Rawska, Helena: Ze wspomnień okupacyjnych pielęgniarki z Ursusa [Aus den Erinnerungen einer Krankenschwester aus Ursus an die Okkupation]. – 1966, 142–145.
Wiederabdruck: OiM II, 242–248.

510 Seweryn, Tadeusz: Okupacji dzień powszedni [Der Alltag der Okkupation]. – 1970, 178–197.

511 Sowiakowski, Jeremiasz: Okupacyjne wspomnienia z Janowa Lubelskiego [Erinnerungen an die Okkupationszeit in Janów Lubelski]. – 1968, 236–243.

512 Starczewski, Jan: Dzieci żebrzące w okupowanym Warszawie [Bettelnde Kinder in Warschau während der Okkupation]. – 1978, 189–191.

513 Walter, Franciszek [Ksawery]: Zmarli podczas wojny profesorowie i docenci Wydziału Lekarskiego UJ [Die während des Krieges verstorbenen Professoren und Dozenten der Medizinischen Fakultät der Jagiellonen-Universität]. – 1964, 50–53.
Erstveröffentlichung: Kronika Uniwersytetu Jagiellońskiego za lata wojny 1939–1945 i rok akademicki 1945 [Chronik der Jagiellonen-Universität für die Kriegsjahre 1939–1945 und das Akademische Jahr 1945]. Krakau 1946; von der Redaktion ergänzt.

514 Witaszek-Napierała, Alodia: Z lat germanizacji dzieci polskich [Aus den Jahren, in denen polnische Kinder germanisiert wurden]. – 1969, 109–110.

515 Witkowski, Józef: Śladami dzieci z czeskiej wsi Lidice [Auf den Spuren der Kinder von Lidice]. – 1970, 173–178.

516 Witkowski, Józef: Warunki sanitarne robotników przymusowych w „Festung Breslau" [Die sanitären Bedingungen der Zwangsarbeiter in der „Festung Breslau"]. – 1979, 61–73.

517 Witkowski, Józef: „Zakład wychowawczy" w Grodkowie [Die „Erziehungsanstalt" in Grottkau]. – 1981, 107–114.

518 Wojniłowicz, Jerzy: Martyrologia lekarzy tomaszowskich 1939–1945 [Der Leidensweg der Ärzte in Tomaszów Mazowiecki 1939–1945]. – 1987, 85–88.

519 Woytowicz, Bolesław: W okupowanej Warszawie [In Warschau während der Okkupation]. – 1969, 117–125.
Wiederabdruck: OiM III, 173–188.

520 Zdanowski, Jerzy: Hitlerowska polityka żywienia chorych w szpitalach Generalnej Guerni [Die Okkupationspolitik bezüglich der Verpflegung der Kranken in den Krankenhäusern des Generalgouvernements]. – 1972, 57–59.

521 Zielina, Jan: Dzieci z Lidic [Die Kinder aus Lidice]. – 1966, 138–149.

Vgl. auch 295, 296, 366–369, 372–382

7. Krankenhäuser, Polnisches Rotes Kreuz und andere Gesundheitseinrichtungen im besetzten Polen

522 Aleksandrowicz, Julian: Ludzie służby zdrowia w okupowanym i podziemnym Krakowie [Menschen im Gesundheits- und Sanitätsdienst im besetzten und unterirdischen Krakau]. – 1963, 129–134.
Wiederabdruck: Służba Zdrowia w podziemnym i okupowanym Krakowie. OiM I, 235–244.

523 Białokoz, Michał: Sanatorium Przeciwgruźlice ZUS w Kobierzynie pod okupacją hitlerowską [Das Tuberkulose-Sanatorium des Sozialversicherungsverbandes in Kobierzyn während der Nazi-Okkupation]. – 1970, 141–143.

524 Biberstein, Aleksander: Z problematyki żydowskiej służby zdrowia w Krakowie pod okupacją hitlerowską [Zur Frage des jüdischen Gesundheitswesens in Krakau unter der Nazi-Okkupation]. – 1967, 156–162.
Vgl. a.: Bieberstein, Aleksander: Zagłada Żydów w Krakowie [Der Untergang der Krakauer Juden]. Krakau 1986, S. 175–207, Kapitel: Służba Zdrowia [Das Gesundheitswesen].

525 Byrdy, Maria: Z działalności identyfikacyjnej pracowników Zakładu Medycyny Sądowej w Krakowie poczas okupacji [Über die Identifizierungstätigkeit der Mitarbeiter des Instituts für Gerichtsmedizin in Krakau während der Okkupation]. – 1971, 13–14.

526 Capińska, Krystyna: Choroby skóry i weneryczne w Krakowie w czasie drugiej wojny światowej [Haut- und Geschlechtskrankheiten in Krakau während des zweiten Weltkrieges]. – 1970, 34–39.

527 Chaciński, Antoni Jerzy: Szpital Maltański w okupowanym Warszawie [Das Malteser-Krankenhaus in Warschau während der Okkupation]. – 1975, 143–148.
Wiederabdruck: OiM IV, 296–305.

528 Ciećkiewicz, Marian: Ubezspieczalnia Społeczna w dobie okupacji w tzw. Generalnej Gubernii [Die Sozialversicherung in der Okkupationszeit im sog. Generalgouvernement]. – 1963, 124–129.

529 Ciećkiewicz, Marian: Lecznictwo ubezpieczeń społecznych w Polsce w czasie okupacji [Der Gesundheitsdienst der Sozialversicherungen in Polen in der Zeit der Okkupation] [ausgearbeitet 1948]. – 1966, 65–86.

530 Ciećkiewicz, Marian: Krakowska służba zdrowia w czasie okupacji [Das Gesundheitswesen in Krakau während der Okkupation]. – 1975, 128–137.
Wiederabdruck: OiM V, 15–34.

531 Czejkowa, Zofia: „Wrześniowe" szpitale w Tarnowie [Die „Septemberlazarette" in Tarnów]. – 1971, 135–139.

532 Gościmska, Alicja: Zakład dla Niewidomych w Laskach podczas okupacji hitlerowskiej [Die Blindenanstalt in Laski während der Naziokkupation]. – 1983, 118–127.

533 Kasperek, Józef: Zarys organizacji służby zdrowia w Lublinie w okresie okupacji hitlerowskiej (Eine Organisationsskizze des Gesundheitsdienstes in Lublin während der Nazi-Okkupation]. – 1980, 149–157.
Wiederabdruck: Organizacja służby zdrowia w okupowanym Lublinie. OiM V, 35–52.

534 Kępińska-Bazylewicz, Halina („Kora"): Piotrkowski Polski Cerwony Krzyż w latach okupacji [Das Polnische Rote Kreuz in Piotrków [Trybunalski] in den Okkupationsjahren]. – 1970, 136–141.

535 Kołodziejczyk, Barbara, Jan Sikorski: Szpital Miejski w Kielcach (1939–1945) [Das Städtische Krankenhaus in Kielce (1939–1945)]. – 1986, 71–81.

536 Kulikowska, Anna: Okupacyjne wspomnienia ze Szpitala Psychiatrycznego w Gostyninie [Erinnerungen an das Psychiatrische Krankenhaus in Gostynin [Gasten] in der Okkupationszeit]. – 1977, 211–215.
Deutsch (Auszug): Erinnerungen an das psychiatrische Krankenhaus in Gostynin während der Okkupationszeit. In: Aktion T 4 1939–1945. Die „Euthanasie"-Zentrale in der Tiergartenstraße 4. Berlin 1987, 45–46.

537 Lityński, Michał: Oddzial chorób wewnętrznych Szpitala Ujazdowskiego podczas okupacji hitlerowskiej [Die Abteilung für innere Krankheiten des Ujazdowski-Krankenhauses während der Naziokkupation]. – 1974, 172–183.

538 Lityński, Michał: Z zagadnień gospodarczych Szpitala Ujazdows-

kiego. Kpt. Antoni Wolf [Wirtschaftsfragen des Ujazdowski-Krankenhauses. Hauptmann Antoni Wolf]. – 1986, 83–88.

539 Majkowski, Juliusz: W służbie sanitarnej Warszawy pod okupacją [Im Gesundheitsdienst in Warschau unter der Okkupation]. – 1977, 148–157.
Wiederabdruck: W sanitarnej służbie Warszawy pod okupacją. OiM IV, 333–352.

540 Marczyński, Aleksander: Z dziejów służby zdrowia na okupowanym Podhalu [Zur Geschichte des Gesundheitsdienstes in der Region Podhale während der Okkupation]. – 1974, 160–172.

541 Marczyński, Aleksander: Przez pierwsze miesiące okupacji w Szpitalu Ujazdowskim [Im Ujazdowski-Krankenhaus während der ersten Monate der Okkupation]. – 1983, 128–133.

542 Mysakowska, Helena: Z okupacyjnych losów przeciwgruźliczej lubelskiej służby zdrowia [Zum Schicksal der Tuberkulose-Abteilung des Gesundheitsdienstes in Lublin während der Okkupation]. – 1976, 142–149.
Wiederabdruck: OiM IV, 268–274.

543 Nowak, Tadeusz: W krakowskim szpitalu dla dzieci podczas okupacji hitlerowskiej [Im Kinderkrankenhaus Krakau während der Nazi-Okkupation] [mit einer Vorbemerkung von Jan Małowski]. – 1978, 180–184.

544 Perzanowska, Stefania: Z okupacyjnych dziejów radomskiej służby zdrowia [Zur Geschichte des Gesundheitsdienstes in Radom während der Okkupation]. – 1973, 164–168.

545 Pliś, Marian: Służba zdrowia w Łańcuckiem podczas okupacji [Der Sanitätsdienst in der Region Łańcut während der Okkupation]. – 1976, 136–142.

546 Popielski, Bolesław: Zakład Medycyny Sądowej Uniwersytetu Jagiellońskiego podczas okupacji hitlerowskiej [Das Institut für Gerichtsmedizin der Jagiellonen-Universität während der Nazi-Okkupation]. – 1968, 92–98.
Wiederabdruck: OiM IV, 255–267.

547 Ryn, Zdzisław: Zakopańskie placówki służby zdrowia podczas okupacji hitlerowskiej [Die Gesundheitseinrichtungen in Zakopane während der Nazi-Okkupation]. – 1981, 114–121.

548 Skulimowski, Mieczysław: Zagłada szpitala żydowskiego w Wieliczce w roku 1942 [Die Vernichtung des jüdischen Krankenhauses in Wieliczka 1942]. – 1966, 101–105.

549 Sroczyński, Kazimierz: Szpitale warszawskie w okresie okupacji hitlerowskiej [Die Krankenhäuser in Warschau während der Nazi-Okkupation]. – 1976, 109–117.
Wiederabdruck: OiM III, 202–220.

550 Starczewski, Jan: Uwagi o służbie zdrowia w okupowanym Warszawie [Anmerkungen zum Gesundheitsdienst in Warschau während der Okkupation]. – 1976, 105–108.
Wiederabdruck: OiM III, 221–229.

551 Sznajder, Tadeusz: Były oddział Zakaźny Państwowego Szpitala św. Lazarza w Krakowie w czasie okupacji [Die ehemalige Abteilung für Infektionskrankheiten des Staatlichen St.-Lazarus-Krankenhauses in Krakau in der Zeit der Okkupation]. – 1967, 61–62.

552 Wacek, Szczepan: W Szpitalu Ujazdowskim podczas okupacji hitlerowskiej [Im Ujazdowski-Krankenhaus während der Nazi-Okkupation]. – 1970, 104–112.
Wiederabdruck: OiM IV, 227–295.

553 Wolf, Antoni: Kwatermistrzostwo Spitala Ujazdowskiego (1939–1942) [Die Quartiermeisterei des Ujazdowski-Krankenhauses (1939–1942)]. – 1976, 118–124.

554 Zabłotniak, Ryszard: Białostocka służba zdrowia w czasie okupacji hitlerowskiej [Der Gesundheitsdienst in Białystok in der Zeit der Nazi-Okkupation]. – 1967, 63.

555 Zabłotniak, Ryszard: Szkoły kosmetyki i masażu leczniczego w okupowanej Warszawie [Die Schulen für Kosmetik und Heilmassage in Warschau während der Okkupation]. – 1978, 138–140.

8. Widerstand gegen die Besatzungspolitik in Polen. Sanitätsdienst der Polnischen Armee. Medizinstudium im Untergrund und in der Emigration

556 Bartelski, Lesław M.: Służba sanitarna powstańczego Mokotowa [Der Sanitätsdienst in Mokotów während des Warschauer Aufstands]. – 1982, 136–141.

557 Bayer, Stanisław: Relacja ze szpitala Ujazdowskiego [Ein Bericht aus dem Ujazdowski-Krankenhaus]. – 1974, 183–190.

558 Bayer, Stanisław: Z historii warszawskich szpitali powstańczych [Zur Geschichte der Lazarette des Warschauer Aufstands]. – 1975, 149–154.

559 Bayer, Stanisław: Służba zdrowia obwodu Żoliborz w powstaniu warszawskim [Der Sanitätsdienst des Bezirks Żoliborz während des Warschauer Aufstands]. – 1975, 154–158.

560 Bayer, Stanisław: Warszawska powstańcza służba zdrowia obwodu Śródmieście [Der Sanitätsdienst im Bezirk Stadtmitte während des Warschauer Aufstands]. – 1976, 125–129.

561 Bayer, Stanisław: Służba zdrowia Pragi w czasie powstania warszawskiego [Der Sanitätsdienst in Praga während des Warschauer Aufstands]. – 1979, 120–124.

562 Bayer, Stanisław: Z dziejów konspiracyjnej służby zdrowia w Warszawie (1939–1944) [Zur Geschichte des konspirativen Sanitätsdienstes in Warschau (1939–1944)]. – 1980, 131–137.

563 Białokoz, Michał: Z historii służby zdrowia Warszawy-Śródmieścia w powstaniu warszawskim [Aus der Geschichte des Sanitätsdienstes in Warschau-Stadtmitte während des Warschauer Aufstandes]. – 1970, 113–119.

564 Białokoz, Michał: Ewakuacja niektórych szpitali po kapitulacji powstania warszawskiego [Die Evakuierung einiger Krankenhäuser nach der Kapitulation des Warschauer Aufstandes]. – 1970, 121–129.

565 Bolewski, Andrzej, Henryk Pierzchała: Rzymskie starania o zwolnienie profesorów uwięzionych w „Sonderaktion Krakau" [Römische Bemühungen um die Freilassung der in der „Sonderaktion Krakau" gefangengesetzten Professoren]. – 1986, 95–98.

566 Brzeziński, Tadeusz: Służba zdrowia 1 i 2 armii Wojska Polskiego w działaniach bojowych o wyzwolenie kraju [Der Sanitätsdienst der 1. und der 2. Armee der Polnischen Streitkräfte in den Operationen zur Befreiung Polens]. – 1975, 79–85.
Wiederabdruck: OiM III, 245–256.

567 Chrościelewski, Edmund: Niektóre polskie studia medyczne w okresie drugiej wojny światowej [Orte, an denen Polen während des zweiten Weltkrieges Medizin studierten]. – 1970, 50–57.

568 Chrościelewski, Edmund: Tajny Wydział Lekarski Uniwersytetu Ziem Zachodnich [Die geheime Fakultät für Medizin der Universität der Westgebiete]. – 1986, 89–95.

569 Czejkowa, Zofia: Z historii pomocy więźniom w Tarnowie [Zur Geschichte der Hilfe für Häftlinge in Tarnów]. – 1971, 139–141.

570 Garnuszewski, Zbigniew: Wspomnienia lekarza z konspracji i partyzantki [Erinnerungen eines Arztes an die Untergrund- und die Partisanenbewegung]. – 1967, 184–191.

571 Gerwel, Tadeusz: Służba zdrowia w obronie Wybrzeża w r. 1939 [Der Sanitätsdienst bei der Verteidigung der [polnischen] Küste 1939]. – 1981, 80–92.

572 Gerwel, Tadeusz: Służba zdrowia Marynarki Wojennej w konspiracji 1941–1945 [Der Sanitätsdienst der Kriegsmarine im Untergrund 1941–1945]. – 1981, 92–95.

573 Gołębiowska, Janina: Szpitalik polowy w Sielcu Kolonii [Das Feldlazarett in Sielec Kolonia]. – 1978, 184–187.

574 Grajkowska-Brykowa, Maria: Wspomnienia z ludowej konspiracji [Erinnerungen an die Untergrundarbeit der Volksbewegung]. – 1969, 125–129.

575 Jekielek, Wojciech („Żmija"): Akcja pomocy Batalionów Chłopskich więźniom obozu koncentracyjnego Oświęcim-Brze-

zinka [Die Hilfsaktion der Bauernbataillone für die Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau]. – 1966, 120–131.

576 Kaczyńska, Danuta: Sprawy sanitarne batalionu „Parasol" [Sanitätsangelegenheiten im Bataillon „Parasol"]. – 1985, 105–113.

577 Kępińska-Bazylewicz, Halina („Kora"): Konspiracyjna służba zdrowia w Piotrkowskiem [Der konspirative Gesundheitsdienst in Piotrków [Trybunalski] und Umgebung]. – 1970, 130–135.

578 Kępińska-Bazylewicz, Halina („Kora"): Udział kobiet w piotrkowskim ruchu oporu [Die Teilnahme der Frauen an der Widerstandsbewegung in Piotrków [Trybunalski]]. – 1972, 165–168.

579 Kłodziński, Stanisław: Z okupacyjnych dziejów Podhala. Dr Leopold Bednarczyk [Zur Geschichte der Region Podhale während der Okkupation. Dr. Leopold Bednarczyk]. – 1971, 104–109.

580 Kłodziński, Stanisław: Krakowski „Patronat" więzienny [Das „Patronat" für die Gefängnisse in Krakau]. – 1972, 168–176.
Wiederabdruck: OiM IV, 241–254.

581 Kłodziński, Stanisław: Dr Ignacy Chrzanowski w służbie zdrowia Armii „Małopolska" i w konspiracji [Dr. Ignacy Chrzanowski im Sanitätsdienst der Armee „Małopolska" und im Untergrund]. – 1979, 74–81.

582 Kłodziński, Stanisław: „Patronat" w Krakowie podczas okupacji (sesja z 16 stycznia 1984 roku) [Das „Patronat" in Krakau während der Okkupation (Eine Tagung am 16. Januar 1984)]. – 1985, 160–166.

583 Kołodziejczyk, Barbara: Szkolenie sanitarne harcerek w okupowanym Kieleckim [Die Sanitätsausbildung der Pfadfinderinnen in der Region Kielce während der Okkupation]. – 1985, 66–72.

584 Korczyńska, Adela: Przyczynek do zagadnień pomocy więźniom Oświęcimia-Brzezinka [Ein Beitrag zur Frage der Hilfe für die Häftlinge von Auschwitz-Birkenau]. – 1980, 113–118.

585 Kowalczyk, Stanisław: Z konspiracji krakowskiej w latach 1941–1942 [Zur Konspiration in Krakau 1941–1942]. – 1974, 149–156.

586 Kujawski, Zygmunt: Chirurg w konspiracyjnej warszawskiej służbie zdrowia [Ein Chirurg im konspirativen Gesundheitsdienst in Warschau]. – 1971, 71–79.
Wiederabdruck: OiM II, 229–241.

587 Kuś, Jan: Pomoc więźniom Montelupich w latach 1939–1941 [Hilfe für die Häftlinge des Monteluppi-Gefängnisses in den Jahren 1939–1941]. – 1975, 121–128.

588 Lebioda, Jerzy: Na pomoc uchodźcom z powstanczej Warszawy [Hilfe für die Flüchtlinge aus dem aufständischen Warschau]. – 1973, 128–137.

589 Marczyński, Aleksander: W konspiracji krakowskiej. Dr Marian Jan Mossler [Im Krakauer Untergrund. Dr. Marian Jan Mossler]. – 1978, 144–147.

590 Matus, Barbara: Zielony Krzyż, służba sanitarna Batalionów Chłopskich [Das Grüne Kreuz, der Sanitätsdienst der Bauern-Bataillone]. – 1968, 117–125.
Wiederabdruck: Zielony Krzyż w Batalionach Chłopskich. OiM I, 263–275.

591 Maziarski, Stanisław: Tajny Wydział Lekarski Uniwersytetu Jagiellońskiego w okupowanym Krakowie [Die konspirative Medizinische Fakultät der Jagiellonen-Universität in Krakau während der Okkupation]. – 1973, 110–122.

592 Mazurkiewicz-Pieńkowska, Maria Ruth: Transport uratowany przed Oświęcimiem. Wspomnienia lekarki [Ein Transport vor Auschwitz gerettet. Erinnerungen einer Ärztin]. – 1969, 157–160.

593 Miączyński, Adam: Szpital polski na emigracji w Aix-les-Bains [Das polnische Krankenhaus in Aix-les-Bains]. – 1980, 158–162.

594 Miecznikowski, Andrzej: Uwagi o opiece lekarskiej nad więźniami w okupowanym Lwowie [Anmerkungen zur ärztlichen Betreuung von Häftlingen in Lwów während der Okkupation]. – 1987, 148–150.

595 Misiewicz, Janina: Zapiski z dni powstania warszawskiego w Szpitalu Wolskim [Aufzeichnungen aus den Tagen des Warschauer Aufstands im Krankenhaus Wola]. – 1967, 147–156.
Wiederabdruck: W Szpitalu Wolskim podczas powstania. OiM I, 245–262.

596 Mistecka, Lucyna: Szpital przy ulicy Mokotowskiej 22 w powstańczej Warszawie [Das Krankenhaus in der Mokotowska-Straße während des Warschauer Aufstands]. – 1978, 140–143.

597 Moska, Dionizy: Postawa lekarzy i farmaceutow polskich na okupowanym Górnym Śląsku [Die Haltung der polnischen Ärzte und Pharmazeuten in Oberschlesien während der Okkupation]. – 1972, 63–71

598 Moska, Dionizy: Społeczęstwo śląskie z pomocą jeńcom wojennym [Hilfe für Kriegsgefangene durch die Bevölkerung [Ost/Ober] Schlesiens]. – 1975, 115–121.

599 Moska, Dionizy: Konspiracyjna służba zdrowia w byłej rejencji katowickiej [Der konspirative Sanitätsdienst im früheren Regierungsbezirk Kattowitz]. – 1977, 172–183.

600 Mostowski, Jerzy: Zakłady profesora Bujwida dla wyroby surowic i szczepionek w Krakowie i ich współpraca z Ruchem Oporu i obozami koncentracyjnymi [Professor [Odo] Bujwids Institute für Seren und Impfstoffe in Krakau und ihre Zusammenarbeit mit der Widerstandsbewegung und den Konzentrationslagern]. – 1963, 135–137.

601 Namitkiewicz, Zofia: Przygotowanie harcerek do służby sanitarnej w drugiej wojnie światowej [Die Ausbildung von Pfadfinderinnen für den Sanitätsdienst im zweiten Weltkrieg]. – 1976, 129–135.

602 Namitkiewicz, Zofia: Studentki medycyny w harcerskiej służbie sanitarnej [Medizinstudentinnen im Sanitätsdienst der Pfadfinder]. – 1977, 145–148.

603 Nowodworska, Irena, Maria Rörichowa, Karol Pędowski: Opieka „Patronatu" nad więźniemi [Die Fürsorge des „Patronat" für die Häftlinge]. – 1971, 37–42.
Wiederabdruck: OiM III, 190–201.

604 Pabis-Braunstein, Morosława: Apteka „Pod Aniołem Stróżem" w Brzeszczach. Mgr. Maria Bobrzecka [Die „Schutzengel-Apotheke" in Brzeszcze. Magister Maria Bobrzecka] [Medikamentenhilfe für die Häftlinge von Auschwitz]. – 1987, 88–95.

605 Pańkiewicz, Tadeusz: Apteka „Pod Orłem" w getcie krakowskim [Die Apotheke „Unter dem Adler" im Krakauer Ghetto]. – 1966, 89–101.
Wiederabdruck: OiM I, 276–294.

606 Prelerowa, Terasa: Pomoc lekarska ukrywającym sie Żydom (w Warszawie, 1942–1944) [Ärztliche Hilfe für sich versteckende Juden (in Warschau 1942–1944)]. – 1983, 113–117.
Vgl. Teresa Prekerowa. Konspiracyjna Rada Pomocy Żydom w Warszawie 1942–1945 [Der Untergrundrat für Judenhilfe in Warschau 1942–1945]. Warschau 1982, S. 217–226.

607 Raiter, Alfons Wojciech: Wspomnienia z piotrkowskiej partyzanckiej służby sanitarnej [Erinnerungen an den Partisanen-Sanitätsdienst in Piotrków Trybunalski]. – 1981, 155–159.

608 Rusinow, Rusin: Bułgarzy a tzw. Sonderaktion Krakau [Bulgaren und die sog. Sonderaktion Krakau] [Übersetzung aus dem Bulgarischen]. – 1977, 183–185.

609 Ryn, Zdzisław: „Błękitny Krzyż" podczas okupacji hitlerowskiej [Das „Blaue Kreuz" während der Nazi-Okkupation]. – 1970, 66–74.

610 Ryn, Zdzisław: Lekarze zakopiańscy podczas okupacji [Die Ärzte von Zakopane während der Okkupation]. – 1971, 96–103.

611 Rzeźnik, Stefan: Wykradzenie więźnia obozu Oświęcimia Tadeusza Orzelskiego ze Szpitala sw. Lazarza w Krakowie (11.VI.1941 r.) [Wie der Auschwitz-Häftling Tadeusz Orzelski aus dem St.-Lazarus-Krankenhaus in Krakau herausgeholt wurde]. – 1966, 132–138.

612 Sądowski, Cyprian: W sanitariacie „Kedywu" [Im Sanitätswesen des „Kedyw"] [d.i. Diversionsabteilung der Armia Krajowa]. – 1973, 158–164.
Wiederabdruck: OiM IV, 306–317.

613 Sądowski, Cyprian: Nocna przepustka [Der Nachtpassierschein]. – 1978, 187–189.

614 Salwa, Władysław („Mazur"): Wspomnienia rannego partyzanta [Erinnerungen eines verwundeten Partisanen]. – 1968, 225–227.
615 Seweryn, Tadeusz: „Wisła" na falach eteru [[Sender] „Weichsel" im Äther]. – 1965, 152–159.
616 Seweryn, Tadeusz: Polskie sądownictwo podziemne [Das polnische Gerichtswesen im Untergrund]. – 1966, 212–217.
617 Seweryn, Tadeusz: Wielostronna pomoc Żydom w czasie okupacji hitlerowskiej [Vielseitige Hilfe für Juden in der Zeit der Nazi-Okkupation]. – 1967, 162–183.
618 Skowron, Stanisław: Relacja z organizacji tajnego nauczania na Studium Farmaceutycznym w Krakowie [Ein Bericht über die Organisierung des geheimen Pharmaziestudiums in Krakau]. – 1971, 80–84.
Wiederabdruck: OiM II, 219–224.
619 Ślusarczyk, Walenty: W partyzantce na Kielecczyźnie [Bei den Partisanen in der Region Kielce]. – 1979, 139–144.
620 Starczewski, Jan: Na ratunek dzieciom Zamojszczyzny [Rettung für die Kinder aus der Region Zamość]. – 1978, 191–194.
Wiederabdruck: OiM IV, 318–323.
621 Sucharski, Stefan: Służba zdrowia armii „Pomorze" (1–6 września 1939 roku) [Der Sanitätsdienst der Armee „Pomorze" (1.–6. September 1939)]. – 1987, 68–85.
622 Talarczyk, Regina: Ze Śląska do Jugoslawii [Aus Schlesien nach Jugoslawien]. – 1985, 121–127.
623 Terlecki, Olgierd: Służba zdrowia Drugiego Korpusu Polskiego w bitwie o Monte Cassino [Der Sanitätsdienst des Zweiten Polnischen Korps in der Schlacht um Monte Cassino]. – 1980, 92–100.
624 Tycner, Henryk: Grupa doktora Franciszka Witaszka w wielkopolskim ruchu oporu [Die Gruppe von Doktor Franciszek Witaszek in der Widerstandsbewegung in Großpolen]. – 1967, 131–147.
625 Urbanek, Bożena: Z konspiracyjnej działalności sanitariuszek i pielęgniarek w okupowanej Warszawie [Zur konspirativen Arbeit von Sanitäterinnen und Krankenschwestern in Warschau während der Okkupation]. – 1980, 137–141.
626 Walter, Franciszek Ksawery: Uwagi o tajnym nauczaniu medycyny w Krakowie [Anmerkungen zum geheimen Medizinstudium in Krakau]. – 1985, 64–66.
627 Walter-Janke, Zygmunt: Z dziejów służby zdrowia okupowanego Śląska [Zur Geschichte des Sanitätsdienstes im besetzten Schlesien]. – 1980, 104–112.
628 Wankiewicz, Roman: Służba zdrowia Wojska Polskiego w bitwie nad Bzurą [Der Sanitätsdienst des Polnischen Heeres in der Schlacht an der Bzura]. – 1984, 68–79.
629 Wawrzecki, Adam, Stanisław Kłodziński: Praca konspiracyjna i straty osobowe Ubezpeczalni Społecznej w okupowanym Krakowie [Die konspirative Arbeit und die personellen Verluste der Sozialversicherung in Krakau während der Okkupation]. – 1973, 122–128.
630 Włoczewski, Jerzy: Ursus a powstanie warszawskie. Wspomnienia lekarza [Ursus und der Warschauer Aufstand. Erinnerungen eines Arztes]. – 1966, 140–142.
631 Zabłotniak, Ryszard: Studia medyczne w czasie okupacji hitlerowskiej [Das Medizinstudium während der Nazi-Okkupation]. – 1968, 71–72.
632 Zabłotniak, Ryszard: Pomoc lekarzy dla ruchu oporu we wschodniej Białostocczyźnie [Die Hilfe von Ärzten für die Widerstandsbewegung im Osten der Region Białystok]. – 1968, 116–117.
633 Zabłotniak, Ryszard: Konspiracyjne studia medyczne i farmaceutyczne w Warszawie [Das konspirative Medizin- und Pharmaziestudium in Warschau]. – 1970, 58–66.
634 Zabłotniak, Ryszard: Polacy studiujący medycynę i farmację w Rumunii w latach drugiej wojny światowej [Polnische Medizin- und Pharmaziestudenten in Rumänien während des zweiten Weltkrieges]. – 1974, 89–92.
635 Zabłotniak, Ryszard: Polskie studia medyczne i farmaceutyczne na Węgrzech w latach II wojny świstowej [Polnisches Medizin- und Pharmaziestudium in Ungarn während des zweiten Weltkrieges]. – 1979, 82–85.
636 Zabłotniak, Ryszard: Polacy studiujący medycynę i farmację w Kownie (1940–1944) [Polnische Medizin- und Pharmaziestudenten in Kowno (1940–1944)]. – 1980, 101–104.
637 Zabłotniak, Ryszard: Polscy studenci medycyny i farmacji w uniwersytetach bejruckich (1941–1945) [Polnische Medizin- und Pharmaziestudenten an Beiruter Universitäten (1941–1945)]. – 1981, 124–125.

9. Nationalsozialistische Gesundheitspolitik. Euthanasiemorde

638 Chrościelewski, Edmund: Eutanazja. Niektóre zagadnienia lekarskie i prawne [Euthanasie. Medizinische und rechtliche Fragen]. – 1969, 37–42.
639 Chrościelewski, Edmund, Wiesław Celiński: Pseudoeutanazja w „Kraju Warty" podczas okupacji hitlerowskiej [Die Pseudoeuthanasie im „Wartheland" während der Nazi-Okkupation]. – 1969, 42–47.
640 Dąbrowski, Stanisław: Likwidacja chorych szpitala psychiatrycznego w Obrzycach a problem eutanazji [Die Liquidierung der Kranken des psychiatrischen Krankenhauses in Obrawalde und das Problem der Euthanasie]. – 1968, 36–40.
641 Kasperek, Stefan: Sterylizacje ze wskazań eugenicznych w latach 1934–1944 na Śląsku Opolskim [Sterilisierungen aufgrund eugenischer Indikationen im Oppelner Schlesien von 1934 bis 1944]. – 1968, 40–47.
642 Kasperek, Stefan: Powikłania zabiegów sterylizacyjnych w latach 1934–1938 na Śląsku Opolskim [Komplikationen bei Sterilisierungen im Oppelner Schlesien 1934–1938]. – 1974, 82–89.
643 Kasperek, Stefan: Przymusowe sterylizacje w rejencji wrocławskiej 1934–1944 [Zwangssterilisierungen im Regierungsbezirk Breslau 1934–1944]. – 1979, 50–60.
644 Kasperek, Stefan: Przymusowe sterylizacje w rejencji opolskiej 1934–1938 [Zwangssterilisierungen im Regierungsbezirk Oppeln 1934–1938]. – 1980, 32–40.
645 Kiełkowski, Roman: Zagłada chorych szpitala psychiatrycznego w Kobierzynie [Die Vernichtung der Kranken des psychiatrischen Krankenhauses in Kobierzyn]. – 1967, 68–78.
Wiederabdruck: Zagłada chorych w Kobierzynie. OiM I, 118–135.
646 Kłodziński, Stanisław: Z zagadnień „gospodarczej" eksploatacji zwłok ludzkich w Niemczech hitlerowskich [Zur Frage der „wirtschaftlichen" Nutzung von menschlichen Leichen in Hitler-Deutschland] [Zu: Viktor Scholz. Über die Möglichkeit der Wiederverwendung des Goldes im Munde der Toten. Diss. Breslau 1940]. – 1964, 91–96.
647 Kłodziński, Stanisław: Zbiór szkieletów żydowskich dla uniwersytetu III Rzeszy w Strasburgu (Z działalności prof. dr Augusta Hirta) [Die Sammlung von Skeletten von Juden für die Reichsuniversität Straßburg (Zur Tätigkeit von Prof. Dr. August Hirt)]. – 1964, 96–101.
648 Krupka-Matuszczyk, Irena: Jeńcy z Łambinowic w Szpitalu Psychiatrycznym w Lublińcu [Kriegsgefangene aus Lamsdorf im Psychiatrischen Krankenhaus Loben]. – 1986, 81–83.
649 Łyskanowski, Marcin: Los psychicznie chorych pod panowaniem ideologii hitlerowskiej [Das Schicksal der psychisch Kranken unter der Herrschaft der Nazi-Ideologie]. – 1967, 64–67.
650 Milczarek, Jan: Wymordowanie chorych psychicznie w Warcie [Die Ermordung der psychisch Kranken in Wartha]. – 1979, 115–119.
651 Moska, Dionizy: Eksterminacja w zakładzie „Loben" [Vernichtung in der Anstalt „Loben"] [Euthanasiemorde in der Jugendpsychiatrischen Klinik Loben]. – 1975, 112–114.
652 Pankowicz, Andrzej: Narodowosocjalistyczne przemiany medy-

cyny niemieckiej [Nationalsozialistische Veränderungen in der deutschen Medizin]. – 1982, 108–111.

653 Saller, Karl: Mord na tle rasowym i urojenie bohaterstwa w narodowym socjalizmie [Der Rassenmord und Heldenwahn des Nationalsozialismus]. – 1967, 13–30.
Deutsch: Der Rassenmord und Heldenwahn des Nationalsozialismus. Anthologie, Bd. I.1, 74–103 [Rückübersetzung].

654 Schweitzer, Peter Paul, Peter Chroust, Matthias Hamann: Eksterminacja w ośrodku Hadamar [Vernichtung in Hadamar] [Übersetzung aus dem Deutschen; Originaltitel: „... kommt für einen Arbeitseinsatz in Deutschland nicht mehr in Betracht". Der Mord an 459 polnischen und sowjetischen Kindern, Frauen und Männern in der Landesheil- und Erziehungsanstalt Hadamar (Hessen-Nassau) 1944–1945]. – 1986, 111–130.
Deutsch: Vgl. Matthias Hamann. Die Morde an polnischen und sowjetischen Zwangsarbeitern in deutschen Anstalten. In: Aussonderung und Tod. Die klinische Hinrichtung der Unbrauchbaren (= Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 1). Berlin 1985, S. 121–187, besonders S. 158–181.

655 Sterkowicz, Stanisław: Lekarz ludobójca Joachim Mrugowski [Der Arzt und Massenmörder Joachim Mrugowski]. – 1987, 126–131.

Vgl. auch 203, 468, 471, 485, 486, 490, 497, 498, 500, 501, 517, 520, 523, 528, 529.

10. Begutachtungs-, Entschädigungs- und Rentenfragen

656 Brzozowski, Lesław: Uwagi dotyczące uprawnień do świadczeń rentowych byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Anmerkungen zu den Rentenansprüchen ehemaliger KZ-Häftlinge]. – 1965, 71–73.

657 Domańska, Irena: Akcja Polskiego Cerwonego Krzyża na rzecz byłych więźniów hitlerowskich obozów koncentracyjnych ofiar zbrodniczych eksperymentów pseudolekarskich [Die Aktion des Polnischen Roten Kreuzes zugunsten von ehemaligen Häftlingen der Nazi-Konzentrationslager, die verbrecherischen pseudomedizinischen Experimenten ausgesetzt waren]. – 1965, 70–71.

658 Kłodziński, Stanisław: Uwagi dotyczące stanu zdrowia byłych więźniów obozów koncentracyjnych w związku z orzecznictwem rentalnym [Anmerkungen zum Gesundheitszustand ehemaliger KZ-Häftlinge im Zusammenhang mit der Begutachtung für Renten]. – 1965, 73–74.

659 Krętowski, Józef, Marian Killar, Konstanty Znosko, Jan Karbowski, Maria Kościk-Grenda: Pomoc społeczna i lekarska kombatantom w Białymstoku [Soziale und medizinische Hilfe für Kombattanten in Białystok]. – 1981, 30–33.

660 Sobczyk, Piotr: Trudności psychiatryczne orzecznictwa inwalidzkiego odległych skutków działan wojennych [Psychiatrische Probleme bei der Invaliditätsbegutachtung später Kriegsfolgen]. – 1980, 86–89.

661 Szymusik, Adam: Dotychczasowy stan inwalidzkiego orzecznictwa psychiatrycznego dotyczącego byłych więźniów koncentracyjnych [Der bisherige Stand der Invaliditätsbegutachtung bei ehemaligen KZ-Häftlingen]. – 1965, 74–75.

11. Biographien und Nachrufe

662 Bayer, Stanisław: Płk. dr med. Leon Strehl [Oberst Dr. med. Leon Strehl]. – 1976, 237–238.

663 Bayer, Stanisław: Płk dr med. Michał Dobulewicz [Oberst Dr. med. Michal Dobulewicz]. 1977, 216–217.

664 Bayer, Stanisław: Dr Stefan Pokrzewiński [Dr. Stefan Pokrzewiński]. – 1980, 189–190.

665 Bętkowski, Andrzej: Kpt. Mieczysław Słaby, lekarz z Westerplatte [Hauptmann Mieczysław Słaby, der Arzt von Westerplatte]. – 1975, 188–190.

666 Biberstein, Aleksander: Wspomnienia o dr Jadwidze Spoczyńskiej [Erinnerungen an Dr. Jadwiga Spoczyńska]. – 1974, 218–219.

667 Bogusz, Józef: Dr Mieczysław Owca-Orwicz [Dr. Mieczysław Owca-Orwid]. – 1965, 171–172.

668 Bogusz, Józef: Prof. dr Antoni Kępiński [Prof. Dr. Antoni Kępiński]. – 1973, 189–193.

669 Bogusz, Józef: Ku pamięci Jana Olbrychta [Jan Olbrycht zum Gedenken]. – 1979, 148–152.

670 Bogusz Józef, Danuta Wesołowska: Dr Zenon Jagoda [Dr. Zenon Jagoda]. – 1983, 182–185.

671 Bogusz, Józef, Jan Masłowski: Lidia Zamkow. – 1983, 185–180.

672 Brożek, Krzysztof: Dr Jan Buzek [Dr. Jan Buzek]. – 1980, 187–189.

673 Cholewa, Leon, Stanisław Kłodziński, Kazimierz Hałgas: Lek. med. Andrzej Rudolf Nikiel [Der Arzt Andrzej Rudolf Nikiel]. – 1979, 202–204.

674 Chrościelewski, Edmund: Uwagi w związku z akcją doktora Witaszka. Helena Siekierska („Lusia") [Anmerkungen zur Aktion des Doktor Witaszek. Helena Siekierska („Lusia")]. – 1969, 110–112.

675 Czuperska-Śliwicka, Anna: Lek. Zygmunt Śliwicki [Der Arzt Zygmunt Śliwicki]. – 1985, 141–145.

676 Denikiewicz, Władysław: Doc. dr Jan Kowalczyk [Dozent Dr. Jan Kowalczyk]. – 1961, 78–79.
Deutsch: SH 1962, 59.

677 Dominik, Małgorzata: Dr Halina Jankowska [Dr. Halina Jankowska]. – 1967, 229–236.

678 Dominik, Małgorzata: Prof. dr Franciszek Raszeja [Prof. Dr. Franciszek Raszeja]. – 1969, 195–198.

679 Dominik, Małgorzata: Dr Adam Gradziński [Dr. Adam Gradziński]. – 1972, 228–232.

680 Dominik, Małgorzata: Dr Janusz Korczak (Henryk Goldszmit) [Dr. Janusz Korczak (Henryk Goldszmit)]. – 1974, 225–229.

681 Falgowski, Józef: Dr Jan Řihá [Dr. Jan Řihá]. – 1970, 272–273.

682 Gogołowska, Stanisława: Jerzy Antoni Mysakowski. – 1979, 187–188.

683 Hołuj, Tadeusz: Marian Toliński. – 1964, 121–122.

684 Horzela, Tadeusz: Dr Mieczysław Paweł Pietrzyk [Dr. Mieczysław Paweł Pietrzyk]. – 1982, 216–217.

685 Jankowski, Jerzy: Dr Jan Oktawian Jodłowski [Dr. Jan Oktawian Jodłowski]. – 1987, 191–194.

686 Jasińska, Władysława: Kilka wspomnień o dr Wandzie Starkowskiej [Einige Erinnerungen an Dr. Wanda Starkowska]. – 1966, 237–238.

687 Kacperski, Bogumił: Dr Piotr Tadeusz Wesełucha [Dr. Piotr Tadeusz Wesełucha]. – 1985, 156–159.

688 Kępińska-Bazylewicz, Halina („Kora"): Dr Antoni Ostaszewski [Dr. Antoni Ostaszewski]. – 1969, 204–206.

689 Kępińska-Bazylewicz, Halina („Kora"): Dr Bolesław Kwapiński [Dr. Bolesław Kwapiński]. – 1970, 270–272.

690 Kiedrzyńska, Wanda: Dr Maria Kujawska [Dr. Maria Kujawska]. – 1965, 166–167.

691 Kiedrzyńska, Wanda: Dr Celina Choynacka [Dr. Celina Choynacka]. – 1965, 167–168.

692 Kiedrzyńska, Wanda, Halina Kępińska-Bazylewicz („Kora"): Dwa szkice o prof. dr Jadwidze Szustrowej [Zwei Skizzen über Prof. Dr. Jadwiga Szustrowa]. – 1969, 191–195.

693 Kieta, Mieczysław: Prof. dr Jan Sehn [Prof. Dr. Jan Sehn]. – 1966, 239–240.

694 Kłodziński, Stanisław: Maria Stromberger. – 1962, 102–107.

695 Kłodziński, Stanisław: Dr Aleksander Smerek [Dr. Aleksander Smerek]. – 1965, 172–174.

696 Kłodziński, Stanisław: Dr Ludwik Fischer, więzień obozu w Gross-Rosen nr 7851 [Dr. Ludwik Fischer, Häftling des Konzentrationslagers Groß-Rosen Nr. 7851]. – 1966, 229–234.

697 Kłodziński, Stanisław: Dr Dorota Lorska [Dr. Dorota Lorska]. – 1967, 236–241.
698 Kłodziński, Stanisław: Dr Józef Żegleń [Dr. Józef Żegleń]. – 1968, 270–271.
699 Kłodziński, Stanisław: Dr Władysława Jasińska [Dr. Władysława Jasińska]. – 1969, 199–201.
700 Kłodziński, Stanisław: Dr Stefan Pizło, więzień Oświęcimia nr 333 [Der Auschwitz-Häftling Nr. 333, Dr. Stefan Pizło]. – 1970, 258–260.
701 Kłodziński, Stanisław: Dr Wilhelm Türschmid [Dr. Wilhelm Türschmid]. – 1970, 261–263.
702 Kłodziński, Stanisław, Roman Niewiarowicz: Dwie relacje o doktorze Mieczysławie Kotarbińskim [Zwei Berichte über Doktor Mieczysław Kotarbiński]. – 1970, 264–270.
703 Kłodziński, Stanisław: Dr Edward Nowak (więzień obozu oświęcimskiego nr 447) [Der Auschwitz-Häftling Nr. 447, Dr. Edward Nowak]. – 1971, 156–159.
704 Kłodziński, Stanisław: Dr Ludwik Edward Witkowski [Dr. Ludwik Edward Witkowski]. – 1971, 159–162.
705 Kłodziński, Stanisław: Dr Leon Głogowski [Dr. Leon Głogowski]. – 1971, 162–164.
706 Kłodziński, Stanisław: Dr Czesław Kozłowski [Dr. Czesław Kozłowski]. – 1972, 232–234.
707 Kłodziński, Stanisław: Dr Marian Mroczkowski [Dr. Marian Mroczkowski]. – 1972, 234–237.
708 Kłodziński, Stanisław: Dr Roman Łaba [Dr. Roman Łaba]. – 1973, 198–200.
709 Kłodziński, Stanisław: Jadwiga Dąbrowska-Belońska. – 1974, 232–237.
710 Kłodziński, Stanisław: Dr Stefan Żabicki [Dr. Stefan Żabicki]. – 1975, 192–194.
711 Kłodziński, Stanisław: Dr Witold Paweł Kulesza [Dr. Witold Paweł Kulesza]. – 1975, 194–195.
712 Kłodziński, Stanisław: Teresa Lasocka-Estreicher. – 1975, 204–205.
713 Kłodziński, Stanisław: Stanisława Leszczyńska. – 1975, 206–208.
714 Kłodziński, Stanisław: Dr Jan Władysław Brzeski [Dr. Jan Władysław Brzeski]. – 1976, 222–224.
715 Kłodziński, Stanisław: Dr Stanisław Dziurski [Dr. Stanisław Dziurski]. – 1976, 224–225.
716 Kłodziński, Stanisław: Dr Jerzy Rajchman [Dr. Jerzy Rajchman]. – 1976, 225–227.
717 Kłodziński, Stanisław: Dr Tadeusz Tomasz Orzeszko [Dr. Tadeusz Tomasz Orzeszko]. – 1976, 232–234.
718 Kłodziński, Stanisław: Doc. dr Janusz Okła [Dozent Dr. Janusz Okła]. – 1976, 234–236.
719 Kłodziński, Stanisław, Eugeniusz Niedojadło: Płk dr med. Czesław Wincenty Jaworski [Oberst Dr. med. Czesław Wincenty Jaworski]. – 1977, 217–220.
720 Kłodziński, Stanisław: Dr Zofia Kączkowska [Dr. Zofia Kączkowska]. – 1977, 220–222.
721 Kłodziński, Stanisław: Dr Ignacy Kwarta [Dr. Ignacy Kwarta]. – 1978, 195–200.
722 Kłodziński, Stanisław: Dr Katarzyna Łaniewska [Dr. Katarzyna Łaniewska]. – 1978, 200–205.
723 Kłodziński, Stanisław: Dr Czesław Gawarecki [Dr. Czesław Gawarecki]. – 1978, 208–211.
724 Kłodziński, Stanisław: Dr Tadeusz Kowalski [Dr. Tadeusz Kowalski]. – 1978, 211–214.
725 Kłodziński, Stanisław: Dr Józef Szulc [Dr. Józef Szulc]. – 1978, 217–220.
726 Kłodziński, Stanisław: Dr Mieczysław Jaworski [Dr. Mieczysław Jaworski]. – 1978, 221–222.
727 Kłodziński, Stanisław: Dr Stefan Manitius [Dr. Stefan Manitius]. – 1979, 180–182.
728 Kłodziński, Stanisław: Dr Feliks Skalski [Dr. Feliks Skalski]. – 1979, 182–184.
729 Kłodziński, Stanisław: Płk dr Tadeusz Gąsiorowski [Oberst Dr. Tadeusz Gąsiorowski]. – 1979, 199–202.
730 Kłodziński, Stanisław: Witold Słota. – 1979, 205–207.
731 Kłodziński, Stanisław: Mjr lek. Jan Maria Suchomel [Der Arzt Major Jan Maria Suchomel]. – 1979, 207–210.
732 Kłodziński, Stanisław: Dr Stanisław Mazurek [Dr. Stanisław Mazurek]. – 1979, 210–212.
733 Kłodziński, Stanisław: Lek. med. Józef Jabłoński [Der Arzt Józef Jabłoński]. – 1979, 213–215.
734 Kłodziński, Stanisław: Prof. dr Janina Kowalczykowa [Prof. Dr. Janina Kowalczykowa]. – 1980, 196–200.
735 Kłodziński, Stanisław: Dr Czesław Lutyński [Dr. Czesław Lutyński]. – 1980, 200–203.
736 Kłodziński, Stanisław: Dr Józef Gałka [Dr. Józef Gałka]. – 1981, 184–187.
737 Kłodziński, Stanisław: Dr Stefania Perzanowska [Dr. Stefania Perzanowska]. – 1981, 189–197.
738 Kłodziński, Stanisław: Prof. dr Włodzimierz Ławkowicz [Prof. Dr. Włodzimierz Ławkowicz]. – 1981, 197–202.
739 Kłodziński, Stanisław: Ppłk lek. med. Jan Zielina [Der Arzt Oberstleutnant Jan Zielina]. – 1981, 202–206.
740 Kłodziński, Stanisław: Prof. dr Stanisław Kapuściński [Prof. Dr. Stanisław Kapuściński]. – 1982, 226–230.
741 Kłodziński, Stanisław: Władysław Kosmal. – 1982, 230–233.
742 Kłodziński, Stanisław: Dr Irena Białówna [Dr. Irena Białówna]. – 1983, 154–161.
743 Kłodziński, Stanisław: Dr Janina Kościuszkowa [Dr. Janina Kościuszkowa]. – 1983, 162–168.
744 Kłodziński, Stanisław: Lek. Zbigniew Sobieszczański [Der Arzt Zbigniew Sobieszczański]. – 1984, 131–136.
745 Kłodziński, Stanisław: Dr Zenon Różewicz [Dr. Zenon Różewicz]. – 1985, 136–138.
746 Kłodziński, Stanisław: Maria Zazulowa. – 1985, 145–152.
747 Kłodziński, Stanisław: Dr Helena Szlapak [Dr. Helena Szlapak]. – 1985, 152–155.
748 Kłodziński, Stanisław: Dr Józef Marczyński [Dr. Józef Marczyński]. – 1986, 180–184.
749 Kłodziński, Stanisław: Dr Antoni Zygmunt Niepokój [Dr. Antoni Zygmunt Niepokój]. – 1986, 184–188.
750 Kłodziński, Stanisław: Dr Leon Wojciech Jan Bazała [Dr. Leon Wojchiech Jan Bazała]. – 1987, 187–190.
751 Korczyńska, Adela: Dr Bolesław Wiechuła [Dr. Bolesław Wiechuła]. – 1975, 196–200.
752 Kościuszkowa, Janina: Dr Stefania Kościuszkowa [Dr. Stefania Kościuszkowa]. – 1961, 78.
Deutsch: Dr. Stefania Kościuszkowa. SH 1962, 57–58.
753 Kościuszkowa, Janina: Dr Ernestyna Michalikowa [Dr. Ernestyna Michalokowa]. – 1961, 80.
Deutsch: Dr. Ernestyna Michalikowa. SH 1962, 60–61.
754 Kowalczykowa, Janina: Prof. dr Marian Gieszczykiewicz [Prof. Dr. Marian Gieszczykiewicz]. – 1961, 76–77.
Deutsch: Prof. Dr. Marian Gieszczykiewicz. SH 1962, 55–56.
755 Kowalczykowa, Janina: Dr Witold Preiss [Dr. Witold Preiss]. – 1961, 80–81.
Deutsch: SH 1962, 61–62.
756 Kowalczykowa, Janina: Dr Maria Werkenthin [Dr. Maria Werkenthin]. – 1961, 82–83.
Deutsch: Dr. Maria Werkenthin. SH 1962, 63–65.
757 Kowalska, Zofia: Dr Seweryn Roman Kowalski [Dr. Seweryn Roman Kowalski]. – 1982, 218–220.
758 Lambert, Maciej: Dr Bolesław Kaczyński [Dr. Bolesław Kaczyński]. – 1972, 239–242.
759 Lingens, Ella: Dr Adelajda Hautval [Dr. Adelaide Hautval] [Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1964, 119–121.
760 Łobodziński, Jan: Dr Jan Jarosz [Dr. Jan Jarosz]. – 1977, 223–225.
761 Mączka-Patkaniowska, Zofia: Mgr farmacji Czesław Mączka [Czesław Mączka, Magister der Pharmazie]. – 1969, 206–209.
762 Marczyński, Aleksander: Dr Artur Karol Werner [Dr. Artur

Karol Werner]. – 1981, 206–209.
763 Marczyński, Aleksander: Lek. med. Tadeusz Szymon Ptak [Der Arzt Tadeusz Szymon Ptak]. – 1982, 222–226.
764 Marczyński, Aleksander: Dr Tadeusz Boczoń [Dr. Tadeusz Boczoń]. – 1984, 127–131.
765 Masłowski, Jan: Antoni Kępiński w latach 1939–1947 [Antoni Kępiński in den Jahren 1939–1947]. – 1981, 126–137.
766 Mostowski, Jerzy: Dr Wilhelm Türschmiedt [Dr. Wilhelm Türschmiedt]. – 1961, 81–82.
Deutsch: Dr. Wilhelm Türschmiedt. SH 1962, 62–63.
767 Nowak, Jan, Stefania Perzanowska: Dwugłos o profesorze Mieczysławie Michałowiczu [Zwei Stimmen über Professor Mieczysław Michałowicz]. – 1968, 266–269.
768 Opoczyński, Edwin: Dr Henryk Krause. Dr Witold Kulesza. Dr Jan Malinowski [Dr. Henryk Krause. Dr. Witold Kulesza. Dr. Jan Malinowski]. – 1961, 79–80.
Deutsch: Dr. Henryk Krause. Dr. Witold Kulesza. Dr. Jan Malinowski. SH 1962, 59–60.
769 Opoczyński, Edwin: Dr Zbigniew Szawłowski [Dr. Zbigniew Szawłowski]. – 1961, 81.
Deutsch: Dr. Zbigniew Szawłowski. SH 1962, 62.
770 Petelski, Mieczysław: Dr Józef Bednarz [Dr. Józef Bednarz]. – 1981, 173–175.
771 Przerwa-Tetmajer, Alina: Dr Jerzy Gromkowski – „Grzela" [Dr. Jerzy Gromkowski – „Grzela"]. – 1965, 168–170.
772 Przerwa-Tetmajer, Alina: Lekarki z organizacji młodzieżowej „Życie". Helena Wolf („Anka") i Janina Zachariasz-Krajewska [Ärztinnen aus der Jugendorganisation „Życie" [„Leben"]. Helena Wolf („Anka") und Janina Zachariasz-Krajewska]. – 1966, 234–236.
773 Przychodzki, Michał: Dr Celina Choynacka [Dr. Celina Choynacka]. – 1978, 205–208.
774 Przychodzki, Michał: Płk dr Eugeniusz Parczewski [Oberst Dr. Eugeniusz Parczewski]. – 1981, 177–179.
775 Przychodzki, Michał: Dr Stanisław Janiszewski [Dr. Stanisław Janiszewski]. – 1981, 180–182.
776 Przychodzki, Michał: Dr Stanisława Parczewska [Dr. Stanisława Parczewska]. – 1981, 187–189.
777 Pytlik, Danuta: Mgr. farmacji Maria Bobrzecka [Mgr. Pharm. Maria Bobrzecka]. – 1961, 75–76.
Deutsch: Magister Pharm. Maria Bobrzecka. SH 1962, 54–55.
778 Rydygier, Hanna: Doc. dr Józef Rydygier [Dozent Dr. Józef Rydygier]. – 1983, 171–174.
779 Ryn, Zdzisław: Dr Władysław Tondos [Dr. Władysław Tondos]. – 1976, 228–231.
780 Ryn, Zdzisław: Antoni Kępiński w Miranda de Ebro [Antoni Kępiński in Miranda de Ebro]. – 1978, 95–115.
781 Ryn, Zdzisław: Dr Tadeusz Karolini [Dr. Tadeusz Karolini]. – 1978, 214–217.
782 Ryn, Zdzisław: Antoni Kępiński internowany na Węgrzech (1939–1940) [Antoni Kępińskis Internierung in Ungarn (1939–1940)]. – 1979, 85–95.
783 Ryn, Zdzisław: Antoni Kępiński w Polskim Wydziale Lekarskim w Edinburgh (1945–1946) [Antoni Kępiński an der Polnischen Medizinischen Fakultät in Edinburgh (1945–1946)]. – 1979, 95–114.
784 Sembol, Jan: Dr Wacław Olszak [Dr. Wacław Olszak]. – 1981, 169–173.
785 Sienicki, Witold: Dr Stanisław Kelles-Krauz [Dr Stanisław Kelles-Krauz]. – 1966, 227–228.
786 Sikorski, Jan: Mgr farmacji Franciszek Lechowicz [Mgr. Pharm. Franciszek Lechowicz]. – 1974, 229–232.
787 Sikorski, Jan: Płk dr Jan Bularski [Oberst Dr. Jan Bularski]. – 1981, 175–177.
788 Sikorski, Jan, Stanisław Kłodziński: Mjr dr Marian Gustek [Major Dr. Marian Gustek]. – 1981, 182–184.
789 Sikorski, Jan: Marian Green. – 1983, 177–181.
790 Sikorski, Jan: Kpt. lek. Jerzy Ryfiński [Der Arzt Hauptmann Jerzy Ryfiński]. – 1985, 139–140.
791 Siniecki, Bogdan: Dr Stefan Mirau [Dr. Stefan Mirau]. – 1975, 190–192.
792 Siniecki, Bogdan: Dr Bernard Filarski [Dr. Bernard Filarski]. – 1976, 219–220.
793 Siniecki, Bogdan: Dr Aleksander Witkowski [Dr. Aleksander Witkowski]. – 1976, 220–222.
794 Skowron, Stanisław: Prof. dr Kazimierz Kostanecki [Prof. Dr. Kazimierz Kostanecki]. – 1972, 224–227.
795 Skrobacki, Andrzej: Dr Stanisław Andrzej Bonikowski [Dr. Stanisław Andrzej Bonikowski]. – 1979, 184–186.
796 Skrobacki, Andrzej: Dr Władysław Michałowski [Dr. Władysław Michałowski]. – 1983, 174–176.
797 Śliwinski, Stanisław: Dr Władysław Krupa [Dr. Władysław Krupa]. – 1975, 200–203.
798 Śnieszko, Tadeusz: Dr Tadeusz Szymański [Dr. Tadeusz Szymański]. – 1971, 153–155.
799 Śnieszko, Tadeusz: Dr Roman Szuszkiewicz [Dr. Roman Szuszkiewicz]. – 1972, 237–239.
800 Szemińska, Alina: Jadwiga Jędrzejowska. – 1979, 195–199.
801 Szmaglewska, Seweryna: Sylwetki lekarzy – więźniów Oświęcimia [Biographische Skizzen von Häftlingsärzten in Auschwitz]. – 1964, 116–119.
802 Szymański, Tadeusz: Dr Franciszek Gralla [Dr. Franciszek Gralla]. – 1961, 77.
Deutsch: Dr. Franciszek Gralla. SH 1962, 56–57.
803 Szymusik, Adam, Jan Masłowski: Prof. dr Eugeniusz Brzezicki [Prof. Dr. Eugeniusz Brzezicki]. – 1976, 213–218.
804 Wąsik, Adam: Dr Józef Sohn-Sonecki [Dr. Józef Sohn-Sonecki]. – 1973, 194–197.
805 Witkowski, Józef: Dr Emil Vogl [Dr. Emil Vogl]. – 1986, 176–180.
806 Wlazłowski, Zbigniew: Lek. med. Józef Markiewicz [Der Arzt Józef Markiewicz]. – 1983, 168–170.
807 Zabłotniak, Ryszard: Dr Kazimierz Błażej Bacia [Dr. Kazimierz Błażej Bacia]. – 1982, 220–222.
808 Zastocka, Wacława: Dr Wanda Baraniecka-Szaynokowa. – 1979, 189–195.
809 Zastocka, Wacława: Dr Zofia Franio [Dr. Zofia Franio]. – 1980, 191–195.
810 Zegarski, Witold: Dr Witold Kopczyński (Dr. Witold Kopczyński]. – 1969, 201–204.

In Biographien und Nachrufen behandelte Personen in alphabetischer Reihenfolge

Kazimierz Błażej Bacia 807 · Wanda Baraniecka-Szaynokowa 808 · Leon Wojciech Bazała 750 · Leopold Bednarczyk 579 · Józef Bednarz 770 · Irena Białówna 742 · Maria Bobrzecka 604, 777 · Tadeusz Boczoń 764 · Stanisław Andrzej Bonikowski 795 · Jan Władysław Brzeski 714 · Eugeniusz Brzezicki 803 · Jan Bularski 787 · Jan Buzek 672 · Celina Choynacka 691, 773 · Ignacy Chrzanowski 581 · Marian Ciepielowski 412 · Władysław Czapliński 342 · Jadwiga Dąbrowska-Belońska 709 · Michał Dobulewicz 663 · Stanisław Dziurski 715 · Bernard Filarski 792 · Ludwik Fischer 696 · Zofia Franio 809 · Józef Gałka 736 · Józef Garbień 434 · Tadeusz Gąsiorowski 729 · Czesław Gawarecki 723 · Marian Gieszczykiewicz 754 · Leon Głogowski 705 · Adam Gradziński 679 · Franciszek Gralla 802 · Marian Green 789 · Jerzy Gromkowski 771 Marian Gustek 788 · Adelajda Hautval 759 · Józef Jabłoński 733 · Zenon Jagoda 670 · Stanisław Janiszewski 775 · Halina Jankowska 677 · Jan Jarosz 760 · Władysława Jasińska 699 · Czesław Wincenty Jaworski 719 · Mieczysław Jaworski 726 · Jadwiga Jędrzejowska 800 · Jan Oktawian Jodłowski 685 · Zofia Kączkowska 720 · Bolesław Kaczyński 758 · Stanisław Kapuściński 740 · Tadeusz Karolini 781 · Stanisław Kelles-Krauz 785 · Antoni Kępiński 668, 765, 780, 782,

783, 826 · Zygmunt Klemensiewicz 437 · Witold Kopczyński 810 · Janusz Korczak 680 · Janina Kościuszkowa 743 · Stefania Kościuszkowa 752 · Władysław Kosmal 741 · Kazimierz Kostanecki 794 · Mieczysław Kotarbiński 702 · Jan Kowalczyk 676 · Janina Kowalczykowa 734 · Seweryn Roman Kowalski 757 · Tadeusz Kowalski 724 · Czesław Kozłowski 706 · Henryk Krause 768 · Władysław Krupa 797 · Maria Kujawska 690 · Witold Paweł Kulesza 711, 768 · Bolesław Kwapiński 689 · Ignacy Kwarta 721 · Roman Łaba 708 · Katarzyna Łaniewska 722 · Teresa Lasocka-Estreicher 712 · Włodzimierz Ławkowicz 738 · Franciszek Lechowicz 786 · Stanisława Leszczyńska 713 · Dorota Lorska 697 · Czesław Lutyński 735 · Czesław Mączka 761 · Jan Malinowski 768 · Stefan Manitius 727 · Józef Marczyński 748 · Józef Markiewicz 806 · Stanisław Mazurek 732 · Ernestyna Michalikowa 753 · Mieczysław Michałowicz 767 · Władysław Michałowski 796 · Jan Miodoński 367 · Stefan Mirau 791 · Marian Jan Mossler 589 · Marian Mroczkowski 707 · Jerzy Antoni Mysakowski 682 · Antoni Zygmunt Niepokój 749 · Andrzej Rudolf Nikiel 673 · Edward Nowak 703 · Janusz Okła 718 · Jan Olbrycht 669 · Wacław Olszak 784 · Tadeusz Tomasz Orzeszko 717 · Antoni Ostaszewski 688 · Mieczysław Owca-Orwicz 667 · Stanisława Parczewska 776 · Eugeniusz Parczewski 774 · Stefania Perzanowska 737 · Mieczysław Paweł Pietrzyk 684 · Stefan Pizło 700 · Włodzimierz Podgórzec 433 · Stefan Pokrzewiński 664 · Witold Preiss 755 · Stefan Przyboś 340 · Tadeusz Szymon Ptak 763 · Jerzy Rajchman 716 · Franciszek Raszeja 678 · Jan Řihá 681 · Jan Zygmunt Robel 196 · Zenon Różewicz 745 · Józef Rydygier 778 · Jerzy Ryfiński 790 · Jan Sehn 693 · Helena Siekierska 674 · Feliks Skalski 728 · Mieczysław Słaby 665 · Zygmunt Śliwicki 675 · Witold Słota 730 · Aleksander Smerek 695 · Zbigniew Sobieszczański 744 · Józef Sohn-Sonecki 804 · Wincenty Spaltenstein 291 · Jadwiga Spoczyńska 666 · Wanda Starkowska 686 · Izydor Stella-Sawicki 373 · Leon Strehl 662 · Maria Stromberger 694 · Henryk Suchnicki 174 · Jan Maria Suchomel 731 · Zygmunt Szafrański 350 · Zbigniew Szawłowski 769 · Helena Szlapak 747 · Józef Szulc 725 · Władysław Szumowski 380 · Jadwiga Szustrowa 692 · Roman Szuszkiewicz 799 · Tadeusz Szymański 798 · Marian Toliński 683 · Władysław Tondos 779 · Wilhelm Türschmiedt 701, 766 · Emil Vogl 805 · Maria Werkenthin 756 · Artur Karol Werner 762 · Piotr Tadeusz Wesełucha 687 · Bolesław Wiechuła 751 · Aleksander Witkowski 793 · Ludwik Edward Witkowski 704 · Antoni Wolf 538 · Helena Wolf 772 · Stefan Żabicki 710 · Janina Zachariasz-Krajewska 772 · Lidia Zamkow 671 · Czesław Zapędowski 489 · Maria Zazulowa 746 · Józef Żegleń 698 · Jan Zielina 739

12. Literaturberichte und Rezensionen

811 Bogusz, Józef: O wspomnieniach „muzułmana" [Über die Erinnerungen eines „Muselmanns"] [Rezension von: Adolf Gawalewicz. Releksje z poczekalni do gazu. Ze wspomnień muzułmana [Reflexionen aus dem Warteraum zum Gas. Aus den Erinnerungen eines „Muselmanns". Krakau 1968]]. – 1970, 274–277.

812 Bogusz, Józef: Lekarz w Republice Federalnej Niemiec o Himmlerze i zbrodniczych eksperymentach [Ein Arzt in der Bundesrepublik Deutschland über Himmler und die verbrecherischen Experimente] [Rezension von: Heinz Schwann. Himmlers Anregungen für die medizinische Forschung. Med. Diss. Kiel 1973]. – 1976, 241–243.

813 Bogusz, Józef: O lekarsko-prawnej analizie zbrodni w Obrzycach [Zu einer medizinisch-juristischen Analyse des Verbrechens in Obrawalde] [Rezension von: Józef Radzicki, Jerzy Radzicki. Zbrodnie hitlerowskiej służby sanitarnej w zakładzie dla obłąkanych w Obrzycach [Das Verbrechen des Nazi-Sanitätspersonals in der Irrenanstalt in Obrawalde. Zielona Góra 1975]]. – 1977, 226–228.

814 Giza, Jerzy, St.: Problematyka obozowa w badaniach psychiatrów amerikańskich [Die Frage der Konzentrationslager in den Forschungen amerikanischer Psychiater]. – 1975, 209–211.

815 Giza, Jerzy, St.: Studia nad faszyzmem i zbrodniami hitlerowskimi [I. Wrocław 1974] [Studien über Faschismus und Naziverbrechen [I. Wrocław 1974; Rezension]]. – 1976, 239–141.

816 Godorowski, Kazimierz: Problematyka psychologiczno-medyczna hitlerowskich obozów koncentracyjnych w piśmiennictwie włoskim [Psychologisch-medizinische Fragen der Nazi-Konzentrationslager im italienischen Schrifttum]. – 1985, 191–196.

817 Gutt, Romuald Wiesław: Nazizm, ludzie nauki, Norymberga i pokłosie. Komentarze i uwagi do memuarystyki niemieckich naukowców [Der Nazismus, die Wissenschaftler, Nürnberg und die Folgen. Kommentare zu den Memoiren deutscher Wissenschaftler]. – 1973, 99–109.

818 Gutt, Romuald Wiesław: Autorzy belgijscy o medycynie SS [Belgische Autoren über die SS-Medizin] [Zur polnischen Ausgabe [1973] von: Yves Ternon, Socrate Helman. Histoire de la médecine SS ou le mythe du racisme biologique]. – 1974, 238–240.

819 Gutt, Romuald Wiesław: Gdy upłynęło ponad ćwierć stulecia... [Seitdem ist mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen...] [Rezension von: H.J. Herberg (Red.). Spätschäden nach Extrembelastungen. Herford, Berlin 1971]. – 1975, 212–213.

820 Gutt, Romuald Wiesław: Ludzie, którym odmówiono prawa do człowieczeństwa. Refleksje na temat wspomnień lekarza-jeńca [Menschen, denen das Recht zum Menschen abgesprochen wurde. Reflexionen zu den Erinnerungen eines kriegsgefangenen Arztes] [Rezension von: Ludwik Kasprzyk. Wracając pamięcią. Wspomnienia lekarza-jeńca z lat 1939–1945 [Wenn die Gedanken zurückgehen. Erinnerungen eines kriegsgefangenen Arztes an die Jahre von 1939–1945], Warschau 1974]. – 1975, 214–216.

821 Jakubik, Andrzej, Zdzisław Ryn: Pseudomedyczne eksperymenty w obozach hitlerowskich. Bibliografia polska 1945–1971 [Die pseudomedizinischen Experimente in den Nazi-Lagern. Eine polnische Bibliographie für die Jahre 1945–1971]. – 1973, 72–75.

822 Kępiński, Antoni, Jan Masłowski: Okupacyjna tematyka lekarska w polskich publikacjach z lat 1964–1965 [Medizinische Themen in den polnischen Veröffentlichungen zur Okkupation aus den Jahren 1964–1965]. 1966, 241–247.

823 Kępiński, Antoni: Homo homini lupus est [Rezension von: Paul Chodoff, The German Concentration Camp as a Psychological Stress. Archives of General Psychiatry 22, 1970, 1, 78–87]. – 1971, 165–167.

824 Kępiński, Antoni: Z niemieckich badań nad następstwami przebywania w obozach hitlerowskich [Deutsche Forschungen zu den Folgen der Haft in Nazi-Lagern] [Rezension von: Paul Matussek u.a. Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen. Berlin, Heidelberg, New York 1971]. – 1972, 243–246.

825 Kłodziński, Stanisław: O orzecznictwie psychiatrycznym wobec prześladowanych przez hitleryzm [Über die psychiatrische Begutachtung von Nazi-Verfolgten] [Rezension von: William G. Niederland. Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom. Seelenmord. Frankfurt am Main 1980]. – 1981, 221–224.

826 Leśniak, Roman, Jan Masłowski: Psychiatryczna problematyka obozów hitlerowskich w pracach Antoniego Kępińskiego [Psychiatrische Fragen der Nazi-Lager in den Arbeiten Antoni Kepinskis]. – 1974, 13–16.
Wiederabdruck: OiM IV, 84–96.

827 Lingens, Ella: Nowy sposób oceny zbrodni hitlerowskich [Eine neue Methode, die Nazi-Verbrechen zu bewerten] [Rezension von: Ernst-Günther Schenck. Das menschliche Elend im 20. Jahrhundert; Übersetzung aus dem Deutschen]. – 1967, 242–243.

828 Masłowski, Jan: Zagadnienia lekarskie okresu okupacji hitlerowskiej. Bibliografia polska 1944–1964 [Medizinische Fragen der Zeit der Nazi-Okkupation. Polnische Bibliographie 1944–1964]. – 1965, 175–189.

829 Masłowski, Jan: Okupacyjna tematyka lekarska w polskich publikacjach z roku 1966 [Medizinische Themen in den polnischen Veröffentlichungen zur Okkupation aus dem Jahre 1966]. – 1967, 244–249.

Dass. 1967: 1968, 272–281.
Dass. 1968: 1969, 210–220.
Dass. z lat 1969–1970 [für 1969–1970]: 1971, 167–176.
Dass. 1971: 1972, 247–256.
Dass. 1972: 1973, 201–214.
Dass. 1973: 1974, 240–249.
Dass. 1974: 1975, 217–226.
Dass. 1975: 1976, 247–258.
Dass. 1976: 1977, 233–249.
Dass. 1977: 1978, 237–253.
Dass. 1978: 1979, 216–228.
Dass. 1979: 1980, 213–228.
Dass. 1980: 1981, 229–248.
Dass. 1981: 1982, 251–267.
Dass. 1982: 1983, 210–220.
Dass. 1983: 1984, 159–177.
Dass. 1984: 1985, 205–219.
Dass. 1985: 1986, 213–223.
Dass. 1986: 1987, 212–227.

830 Masłowski, Jan: Uwagi o pielęgniarskiej tematyce okupacyjnej [Anmerkungen zum Thema der Krankenschwestern während der Okkupation]. – 1970, 277–281.

831 Masłowski, Jan: Okupacyjna tematyka medyczna w Polsce poza „Przeglądem Lekarskim" [Polnische Veröffentlichungen zu medizinischen Themen der Okkupation außerhalb des „Przegląd Lekarski"]. – 1970, 282–291.

832 Masłowski, Jan: Z nowszego piśmiennictwa o martyrologii dzieci [Aus dem neueren Schrifttum über den Leidensweg der Kinder]. – 1985, 201–205.

833 Ryn, Zdzisław: Z badań nad zachorowalnością i śmiertelnością byłych więźniów obozów koncentracyjnych [Forschungen zur Morbidität und Mortalität ehemaliger KZ-Häftlinge]. – 1977, 229–233.

834 Ryn, Zdzisław: Z psychologii i psychopatologii obozów koncentracyjnych i obozów jenieckich. Przegląd piśmiennictwa zachodniego [Zur Psychologie und zur Psychopathologie der Konzentrationslager und der Kriegsgefangenenlager. Ein Überblick über das westliche Schrifttum]. – 1978, 231–237.

835 Ryn, Zdzisław: Medycyna obozów koncentracyjnych i jenieckich w piśmiennictwie zachodnim [Medizinische Fragen der Konzentrations- und Kriegsgefangenenlager im westlichen Schrifttum]. – 1985, 196–201.

836 Szczepłek, Jan: Eksterminacja chorych psychicznie w Trzeciej Rzeszy [Die Ausrottung der psychisch Kranken im Dritten Reich] [Rezension der polnischen Ausgabe (1974) von Yves Ternon, Socrate Helman. Le massacre des aliénés. Des théoriciens aux practiciens SS. Paris 1971]. – 1976, 245–247 [vgl. a. 837].

837 Zadęcki, Jerzy: Pośredni dystans w ocenie wyniszczania psychicznie chorych [Die mittlere Distanz bei der Ausrottung der psychisch Kranken] [Rezension der polnischen Ausgabe (1974) von: Yves Ternon, Socrate Helman. Le massacre des aliénés. Des théoriciens aux practiciens SS. Paris 1971]. – 1976, 243–245 [vgl. a. 836].

13. Berichte

838 Bogusz, Józef, Jan Masłowski: Piąty kongres lekarski FIR (w Paryżu, 21–24 września 1970 roku) [Der Fünfte Ärztekongreß der FIR (Paris, 21.–24. September 1970)]. – 1972, 211–215.

839 Bogusz, Józef, Jan Masłowski: VI Międzynarodowy Kongres Lekarski FIR (Praga, 30 XI–2 XII 1976 roku) [Der VI. Internationale Ärztekongreß der FIR (Prag, 30.XI.–2.XII.1976)]. – 1978, 224–230.
Wiederabdruck: OiM IV, 226–238.

840 Bogusz, Józef: Sesja prezydium Międzynarodowego Stowarzyszenia im. Janusza Korczaka (w Izraelu, 13–21 stycznia 1981 r.) [Die Präsidiumssitzung der Internationalen Janusz-Korczak-Gesellschaft (Israel, 13.–21. Januar 1981)]. – 1982, 234–239.

841 Bogusz, Józef, Zdzisław Ryn: Medycyna w narodowym socjalizmie. Sesja w Bad Boll, 30 kwietnia – 2 maja 1982 r. [Die Medizin im Nationalsozialismus. Eine Tagung in Bad Boll vom 30. April bis zum 2. Mai 1982]. – 1983, 190–194.

842 Bogusz, Józef: Sesja Międzynarodowego Stowarzyszenia im. Janusza Korczaka w Republice Federalnej Niemiec, 24–29 maja 1982 r. [Die Sitzung der Internationalen Janusz-Korczak-Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland, 24.–29. Mai 1982]. – 1983, 194–197.

843 Bogusz, Józef, Mitsuo Kaneda, Bogusław Maciejewski: Hiroszima – Oświęcim. Posiedzenie Towarzystwa Lekarskiego Krakowskiego w dniu 15 czerwca 1983 r. [Hiroshima – Auschwitz. Die Sitzung der Krakauer Ärztegesellschaft am 15. Juni 1983]. – 1984, 137–141.

844 Bogusz, Józef: Medycyna w narodowym socjalizmie (II). Konferencja w Bad Boll (29 kwietnia do 1 maja 1983 r.) [Medizin im Nationalsozialismus (II). Eine Konferenz in Bad Boll (29. April bis 1. Mai 1983)]. – 1984, 141–143.

845 Bogusz, Józef: Dwie konferencje w Bad Boll (25–27 listopada 1983 i 18–20 maja 1984 roku) [Zwei Konferenzen in Bad Boll (25.–27. November 1983 und 18.–20. Mai 1984)]. – 1985, 166–169.

846 Bogusz, Józef, Zdzisław Ryn: Wojna i okupacja a medycyna. Międzynarodowa sesja w Krakowie, 25–26 kwietnia 1985 [Krieg und Okkupation und die Medizin. Die internationale Tagung in Krakau 25.–26. April 1985]. – 1986, 189–202.

847 Dauzenroth, Erich, Adolf Hampel, Stanisław Rogalski: Korczakowska problematyka zjazdów międzynarodowych w Giessen (23–25.V.1973 r.) i w Bazylei (28.V.–2.VI.1973) [Janusz Korczak als Thema internationaler Tagungen in Gießen (23.–25.V.1973) und in Basel (28.V.–2.VI.1973)]. – 1974, 220–224.

848 Jagoda, Zenon, Jan Masłowski: Drugi zjazd lekarzy ZBoWiD. Polska medycyna wobec problematyki okupacyjnej [Der zweite Ärztekongreß des ZBoWiD. Die polnische Medizin und Fragen der Okkupation]. – 1969, 184–188.

849 Jankowski, Jerzy, Czesław Kempisty: Lekarze i pielęgniarki w służbie narodu 1939–1945 (Sesja we Wrocławiu 4 kwietnia 1986) [Ärzte und Krankenschwestern im Dienst am Volk 1939–1945 (Eine Tagung in Wrocław am 4. April 1986)]. – 1987, 195–198.

850 Kępiński, Antoni, Jan Masłowski: Pierwszy zjazd lekarzy ZBoWiD. Dorobek i perspektywy [Der erste Ärztekongreß des ZBoWiD. Ertrag und Perspektiven]. – 1965, 161–163.

851 Kłodziński, Stanisław: III Krajowy Kongres Delegatów ZBoWiD Warszawa 24–26 IX 1964 r. Z zagadnień socjalno-medycznych Kongresu [Der III. Delegiertenkongreß des ZBoWiD, Warschau, 24.–26.IX.1964. Zu den medizinischen und sozialen Fragen des Kongresses]. – 1965, 164–165.

852 Kłodziński, Stanisław: Proces lekarza SS, Horsta Fischera [Der Prozeß des SS-Arztes Horst Fischer]. – 1968, 102–106.
Wiederabdruck: Proces Horsta Fischera. OiM I, 312–319.

853 Lewin, Aleksander: Założenia Instytutu Naukowego i Opiekuńczo-Wychowawczego im. Janusza Korczaka [Die Grundlagen des Janusz-Korczak-Instituts für Wissenschaft, Fürsorge und Erziehung]. – 1982, 239–243.

854 Masłowski, Jan: Rocznice oświęcimskie w Krakowskim Towarzystwie Lekarskim [Die Auschwitz-Jahrestage in der Krakauer Ärztegesellschaft]. – 1971, 142–152.

855 Masłowski, Jan: Pokłosie konkursu Krakowskiego Towarzystwa Lekarskiego i Akademii Medycznej w Krakowie [Das Ergebnis des Wettbewerbs der Krakauer Ärztegesellschaft und der Medizinischen Akademie in Krakau]. – 1972, 215–223.

856 Masłowski, Jan: Trzydziesta rocznica oswobodzenia Oświęcimia w Towarzystwie Lekarskim Krakowskim [Der dreißigste Jahrestag der Befreiung von Auschwitz in der Krakauer Ärztegesellschaft]. – 1976, 200–212.

857 Masłowski, Jan: 35 rocznica wyzwolenia Oświęcimia w Towa-

rzystwie Lekarskim Krakowskim [Der 35. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz in der Krakauer Ärztegesellschaft]. – 1981, 210–215.

858 Masłowski, Jan: Trzydziesta ósma rocznica wyzwolenia Oświęcimia w Towarzystwie Lekarskim Krakowskim [Der 38. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz in der Krakauer Ärztegesellschaft]. – 1984, 143–147.

859 Masłowski, Jan: Czterdziesta rocznica wyzwolenia Oświęcimia-Brzezinki w Towarzystwie Lekarskim Krakowskim [Der 40. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz-Birkenau in der Krakauer Ärztegesellschaft]. – 1986, 202–208.

860 Nowak, Jan: Sprawozdanie z IV kongresu lekarskiego FIR w Bukareszcie [22–27.VI.1964) [Bericht über den IV. Medizinischen Kongreß der FIR in Bukarest (22.–27.VI.1967)]. – 1965, 160–161.

861 Oddział krakowski Polskiego Towarzystwa Lekarskiego czci dwudziestą rocznicę wyzwolenia obozu koncentracyjnego Oświęcim-Brzezinka [Die Krakauer Abteilung der Polnischen Ärztegesellschaft begeht den 20. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau]. – 1966, 220–226.

862 Pituch, Anna: Studenci o zbrodniach hitlerowskich. Seminarium ogólnopolskie [Studenten über die Nazi-Verbrechen. Ein gesamtpolnisches Seminar]. – 1969, 189–190.

863 Ryn, Zdzisław: Międzynarodowa konferencja medyczna FIR (Berlin, NRD, 1–3 grudnia [Die internationale medizinische Konferenz der FIR (Berlin, DDR, 1.–3. Dezember 1981)]. – 1983, 197–201.

864 Ströder, Josef: Pokłosie pobytu w Krakowie w latach wojny [Folgen des Aufenthaltes in Krakau in den Kriegsjahren] [Rede anläßlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Medizinischen Akademie Krakau am 18.10.1978]. – 1980, 141–144.

865 Wiemann, Dilus B., Claudia Scholz, Matthias Hamann: Wczoraj i dziś medycyny hitlerowskiej [Gestern und Heute der Nazi-Medizin] [Übersetzung aus dem Deutschen; Originaltitel: Eine Reise nach Polen]. – 1985, 169–180.

14. Verfasserregister

Adam, Marianna 131
Adamczyk, Anatol 389
Albert, Zygmunt 466
Aleksandrowicz, Julian 522
Apostoł-Staniszweska, Jadwiga 132–134

Banach, Grażyna 41
Bartelski, Lesław M. 1, 556
Bayer, Stefan 450, 557–562, 662–664
Beardwell-Wieleżyńska, Myrtle 390
Beaupré, Jagwiga 451, 452
Bellert, Józef 135
Bernard, Henri 467
Bętkowski, Andrzej 665
Białokoz, Michał 523, 563, 564
Białówna, Irena 136
Biberstein, Aleksander 391, 524, 666
Bieńka, Stanisław 42
Bilikiewicz, Tadeusz 2
Blahá, František 43
Bogusz, Józef 3–6, 667–671, 811–813, 838–846
Bojar-Fijałkowski, Gracjan 468
Bolewski, Andrzej 565
Borkowski, Włodzimierz 137
Brożek, Krzysztof 469, 672
Brzezicki, Eugeniusz 366, 367, 392
Brzeziński, Tadeusz 566
Brzozowski, Lesław 656
Budny, Jerzy 44
Bulanda, Bogusław 428
Buszko Józef 7
Byrdy, Maria 525

Capińska, Krystyna 45, 46, 526
Capiński, Tadeusz Zbigniew 45, 46
Celiński, Wieslaw 639
Cereniewicz, Bogusław 453, 454
Chaciński, Antoni Jerzy 527
Chaszczyńska, Helena 324
Chlebowska, Maria 54
Cholewa, Leon 673
Chrościelewski, Edmund 567, 568, 638, 639, 674
Chroust, Peter 654
Chylińska, Mieczysława 138–143
Ciećkiewicz, Marian 528–530
Cielecki, Andrzej 106
Ciepielowski, Marian 426
Ciepły, Józef 429
Ciesielski, Edward 144
Cieślawski, Marian 455, 456, 470
Ciosińska, Irena 355
Cohen, Elie A. 47, 145, 146
Cyrankiewicz, Józef 8
Czejkowa, Zofia 531, 569
Czerucki, Władysław 457
Czuj, Tadeusz 471
Czuperska-Śliwicka, Anna 675

Dąbrowski, Stanisław 50, 640
Dangel, Jan 148, 430
Danieli, Yael 48
Danimann, Franz 147
Dauzenroth, Erich 847
Dębicka-Małkowska, Danuta 49
Denikiewicz, Władysław 676
Domańska, Irena 657
Dominik, Małgorzata 41, 51–53, 56, 677–680
Drohocki, Zenon 149
Drozdowski, Jerzy 368
Dubiel, Antoni 325
Dziaduś, Stanisław 150, 301, 302, 326, 327
Dzięcielska-Machnikowska, Stefania 472

Fabowska-Grzeżułko, Zofia 356
Falgowski, Józef 317, 681
Fedorowicz, Tadeusz 393, 394
Fejkiel, Władysław 151, 152
Fijałkowska, Bronisława 303, 431
Foersterling, Ewa 49
Forbert, Adolf 153
Frąckowski, Kazimierz 370, 432, 473
Franaszek, Ewa 54
Frančić, Vilim 369
Frankiewicz, Bogumił 328
Frankl, Viktor E. 395
Frankowski, Aleksander 474

Gackowa, Maria 475
Garmada, Ludwik 396
Garnuszewski, Zbigniew 570
Garstka, Stanley M. 397
Gątarski, Julian 55, 56, 97
Gawalewicz, Adolf 154–159, 290, 392
Gawryluk, Franciszek 398
Gerwel, Tadeusz 571, 572
Giza, Jerzy Stanisław 57, 58, 814, 815

Gizler, Maria 130
Glińska, Alicja 160–162
Gliński, Mirosław 385
Głogowski, Leon 163–167
Głowa, Stanisław 371
Głowacki, Czesław 168
Godorowski, Kazimierz 9, 816
Gogołowska, Stanisława 399, 400, 682
Gołębiowska, Janina 573
Golemo, Antoni 433
Gościmska, Alicja 532
Grajkowska-Bryjowa, Maria 574
Grenda, Józef 169
Grochmal, Stanisław 476
Gutt, Romuald Wiesław 10–11, 817–820

Hałgas, Kazimierz 170, 171, 304–306, 673
Hamann, Matthias 654, 865
Hampel, Adolf 847
Hanke, Edward 291
Hein, Wincenty 401
Heller, Paul 172
Hoehne, Teresa 54
Hołuj, Tadeusz 392, 683
Horzela, Tadeusz 684
Hüpsch, Stanisław 173

Iwaszko, Tadeusz 174

Jabłoński, Cezary 477
Jabłoński, Henryk 12
Jabloński, Józef 175
Jacewicz, Wiktor 290
Jagielski, Stanisław 402
Jagoda, Zenon 13, 59, 176–187, 848
Jakubik, Andrzej 14–16, 60, 61, 97, 403, 821
Jańkowski, Jerzy 685, 849
Jaroszewski, Zdzisław 478
Jasińska, Władysława 686
Jekiełek, Wojciech 575
Jezierska, Maria Elżbieta 17, 188, 386, 404–408

Kacperski, Bogumił 687
Kączkowski, Zbigniew 189
Kaczyńska, Danuta 576
Kaczyński, Antoni 62
Kamieński, Bogdan 372
Kaneda, Mitsuo 843
Karbowski, Jan 659
Karolini, Tadeusz 329
Kasperek, Józef 533
Kasperek, Stefan 641–644
Kasprzyk, Ludwik 458
Kaźmierczak, Barbara 106
Kelles-Krauz, Stanisław 330
Kempisty, Czesław 63–71, 110, 471, 849
Kępińska-Bazylewicz, Halina 534, 577, 578, 688, 689, 692
Kępiński, Antoni 18–25, 72, 73, 392, 822–824, 850
Kiciarski, Marian 479
Kiedrzyńska, Wanda 357, 690–692
Kielanowski, Tadeusz 480, 481
Kiełkowski, Roman 409, 482, 483, 645
Kieta, Mieczysław 190, 693
Killar, Marian 659
Kinal, Krystyna 49
Kiwała, Julian 191, 192
Klein, Hillel 74
Klimkiewicz, Stanisław 484
Kłodziński, Stanisław 26–27, 59, 73, 75–78, 102, 174, 176–187, 193–211, 250–256, 349, 392, 410–412, 434, 485–490, 579–582, 629, 646, 647, 658, 673, 694–750, 788, 825, 851, 852
Kołakowski, Stanisław 28
Kołodziejczyk, Barbara 535, 583
Komenda, Janina 213
Konieczny, Alfred 307
Kopyciński, Adam 214, 215
Korczyńska, Adela 584, 751
Kordylewska, Zofia 491
Kościk-Grenda, Maria 659
Kościuszkowa, Janina 216, 435, 752, 753
Kotucha, Rajnold 492
Kowalczyk, Jan 493, 494
Kowalczyk, Stanisław 585
Kowalczykowa, Janina 217, 754–756
Kowalska, Zofia 757
Kowalski, Stanislaw 79
Kret, Józef 218–221
Krętowski, Józef 497–659
Krupka-Matuszczyk, Irena 80, 106, 648
Krzetuski, Artur 173
Krzywicki, Janusz 81, 222
Kuffel, Edwin 331
Kujawski, Zygmunt 459, 586
Kulikowska, Anna 536
Kulisiewicz, Aleksander 413–416
Kuś, Jan 587
Kutyba, Janusz 76
Kuzak, Zygmunt 224

Lach-Kaminska, Janina 417
Łakociński, Zygmunt 418
Lambert, Maciej 758
Last, Uriel 74
Lebioda, Jerzy 436, 588
Leśniak, Elżbieta 85–87
Leśniniak, Roman 82–87, 826
Leszczycka, Jadwiga 373
Leszczyńska, Stanisława 225
Leszczyńska, Zdzisława 66, 67
Lewandowska, Melita 49
Lewin, Aleksander 853
Lingens, Ella 88, 759, 827
Lityński, Michał 537, 538
Łobodziński, Jan 760
Łobzowski, Witold 89
Lorenczuk, Wanda 495
Lorska, Dorota 226–228
Łukoszek, Danuta 106
Łyskanowski, Marcin 649

Maciejewski, Bogusław 843
Maciejewski, Zdzisław Maciej 90
Mączka-Patkaniowska, Zofia 358, 761
Madeyski, Zbigniew 437
Mahrburg, Stanisław 496
Majkowski, Juliusz 539
Makowski, Antoni 91, 229–232
Maniakówna, Maria 233
Marczyński, Aleksander 540, 541, 589, 762–764
Markiewicz, Józef 332
Markowska, Maria 70
Masłowski, Jan 13, 25, 29, 59, 176–187, 207–211, 765, 803, 822, 826, 828–832, 838, 839, 848, 850, 854–859
Matus, Barbara 590
Maziarski, Stanisław 374–376, 591
Mazurkiewicz-Pieńkowska, Maria Ruth 592

Metera, Artur 292
Miączyński, Adam 593
Mianowska, Aleksandra 460–462
Miecznikowski, Andrzej 594
Milčinski, Janez 30
Milczarek, Jan 650
Miodoński, Jan 377
Misiewicz, Janina 595
Mistecka, Lucyna 596
Mitarski, Jan 82
Monkiewicz, Waldemar 497
Morasiewicz, Wiesław 57
Moska, Dionizy 498–500, 597–599, 651
Mostowski, Jerzy 600, 766
Mruk, Józef 438
Müller, Tadeusz 463
Münch, Hans 234
Musioł, Teodor 293
Myłyk, Feliks 235
Mysakowska, Helena 542

Namitkiewicz, Zofia 601
Niedojadło, Eugeniusz 236–238, 719
Niewiarowicz, Roman 308, 702
Nowak, Jan 767, 860
Nowak, Tadeusz 543
Nowakowska, Maria 239
Nowicki, Jerzy 387, 419
Nowodworska, Irena 603
Nowosielski, Aleksander 350

Okła, Janusz 351
Olbrycht, Jan 240, 241, 501, 502
Olszowski, Jan 242
Olszyna, Roman 309
Onyszkiewicz, Tadeusz 503
Opoczyński, Edwin 768, 769
Orleska, Irena 130
Orlicka, Zofia 504
Ornowski, Jan 469
Orwid, Maria 19, 56, 82, 92–94
Orzeszko, Tadeusz 243
Osuchowski, Jerzy 333, 334, 420

Pabis-Braunstein, Mirosława 604
Paczuła, Tadeusz 244, 245
Pagniez, Yvonne 359, 360
Panasiewicz, Józef 95
Pankiewicz, Tadeusz 605
Pankowicz, Andrzej 652
Pawełczyńska, Anna 246
Pawłowska, Zofia 318
Pawłowski, Bolesław 335–339
Pęckowski, Zbigniew 247, 421
Pędowski, Karol 603
Perzanowska, Stefania 319–322, 544, 767
Petelski, Mieczysław 770
Piątkowska, Antonia 248
Piechocki, Marian 46
Piekara, Arkadiusz H. 505
Piekut-Warszwaska, Elżbieta 249
Pierzchała, Henryk 565
Pingoń, Stanisław 378
Piórek, Julian 310
Piotrowska, Ewa 68
Pituch, Anna 862
Plaskura, Władysław 173
Pliś, Marian 545
Półtawska, Wanda 96–99, 361
Popek, Walenty 311
Popielski, Bolesław 546
Pospieszalski, Karol Marian 506
Pradela, Jadwiga 80
Prekerowa, Teresa 606
Przerwa-Tetmajer, Alina 771–772
Przyboś, Adam 340
Przychodzki, Michał 507, 508, 773–776
Pytlik, Danuta 777

Raiter, Alfons Wojciech 607
Rawska, Helena 509
Regent-Lechowicz, Maria 31
Rörichowa, Maria 603
Rogalski, Stanisław 847
Rubin, Bronisław 342
Rusinek, Kazimierz 32, 342
Rusinow, Rusin 608
Rydygier, Hanna 778
Ryn, Zdzisław 33, 100–103, 250–256, 403, 547, 609, 610, 779–783, 821, 833–835, 841, 846, 863
Rzepecki, Wit Maciej 292
Rzeźnik, Stefan 611

Sadowski, Cyprian 612, 613
Saller, Karl 653
Salwa, Władysław 614
Sarnecki, Józef 97, 104
Schmidt, Stefan 379
Scholz, Claudia 865
Schrammowa, Halina 50
Schwann, Pawłowska, Jadwiga 105
Schweitzer, Albert 34
Schweitzer, Peter Paul 654
Sehn, Jan 35, 257, 422
Sembol, Jan 784
Seweryn, Tadeusz 36, 510, 615–617
Siciński, Antoni 258
Sienicki, Witold 785
Sikorski, Jan 535, 786–790
Siniecki, Bogdan 388, 791–793
Skowron, Stanisław 37, 618, 794
Skrobacki, Andrzej 795, 796
Skulimowski, Mieczysław 380, 548
Slisz-Oyprzyńska, Maria 259
Śliwiński, Stanisław 380, 797
Ślusarczyk, Walenty 619
Śnieszko, Tadeusz 276, 798, 799
Sobczyk, Piotr 106, 660
Sobolewicz, Tadeusz 260, 261
Sowiakowski, Jeremiasz 511
Sroczyński, Kazimierz 549
Starczewski, Jan 512, 550, 620
Stasiak, Leon 262
Stefańska-Szymańska, Irena 263, 264, 274
Sterkowicz, Stanisław 107, 294, 352–354, 423, 424, 655
Sternalski, Marek 108
Ströder, Josef 864
Strzelecka, Irena 265–268
Strzelecki, Andrzej 269
Sucharski, Stefan 621
Susułowska, Maria 109
Sypniewska, Maria 362
Szawłowski, Lech 425
Szczepłek, Jan 836
Szczerbowski, Kazimierz 270
Szemińska, Alina 800

Szemraj-Lochyńska, Alicja 71, 110
Szmaglewska, Seweryna 801
Sznajder, Tadeusz 551
Sztaba, Romuald 312, 323
Szuszkiewicz, Roman 271
Szwarc, Halina 111, 439
Szweda, Konrad 272, 273
Szymańska, Danuta 276
Szymańska, Irena – s. Stefańska, Irena
Szymański, Tadeusz 275, 276, 802
Szymusik, Adam 82, 93, 112–114, 661, 803

Talarczyk, Regina 622
Tarmanowska, Benigna 478
Terlecki, Olgierd 623
Teutsch, Aleksander 52, 82, 93, 115, 116
Turska-Karbowska, Grażyna 130
Tycner, Henryk 624
Tytoniak, Anna 277

Urbańczyk, Stanisław 295
Urbanek, Bożena 625

Wacek, Szczepan 552
Waitz, Robert 117, 426
Walter, Franciszek Ksawery 382, 513, 626
Walter-Janke, Zygmunt 627
Walterowa, Aleksandra 362a
Waluk, Bronisław 118
Wankiewicz, Roman 628
Wąsik, Adam 804
Wawrzecki, Adam 629
Weselucha, Piotr 119, 343–345
Wesołowska, Danuta 187, 209–211
Więcko, Walery 49
Wieczorek, Janusz 38
Wieliczański, Henryk 120
Wiemann, Dilus B. 865
Wilkońska, Maria 440
Wińska, Urszula 363, 364
Wiśnicki, Paweł 464
Wiśniewski, Karol 80
Witaszek, Halina 278
Witaszek-Napierała, Alodia 514
Witkowski, Józef 303, 313–315, 427, 431, 441–449, 515–517, 805
Witusik, Romualda 121
Witusik, Władysław 121
Władzłowski, Zbigniew 346–348, 806
Włoczewski, Jerzy 630
Włodarska, Helena 279
Wojniłowicz, Jerzy 518
Wojtasik, Władysław 122–126
Wojtusiak, Roman Józef 296, 297
Wolf, Antoni 553
Wolken, Otto 280–283
Wolny, Jan 284, 285, 298
Wolski, Józef 299
Wolter, Władysław 392
Woycicki, Alfred 286
Woytowicz, Bolesław 519

Zabłocki, Jan 383
Zabłotniak, Ryszard 554, 555, 631–637, 807
Zadęcki, Jerzy 28, 837
Zagórska, Ewa 39
Żakowska-Dąbrowska, Teresa 50
Zakrzewska, Wanda 49
Zasacki, Stanisław 287
Zastocka, Wacława 808, 809
Zawodzińska, Celina 365
Zdanowski, Jerzy 520
Zdawski, Tadeusz 128
Zegarski, Witold 384, 810
Żegleń, Józef 316
Żelechowski, Jerzy 300
Zembrzycka-Cielecka, Maryla 106
Zięba, Andrzej 28
Zielina, Jan 129, 288, 521
Zientarski, Andrzej 465
Znosko, Konstanty 659
Züger, Philipp 40
Żukowski, Wojciech 130
Żywulska Krystyna 289

Auswahlbibliographie zur Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau

Aufgenommen wurden (mit einigen Ausnahmen) nur selbständige deutschsprachige Veröffentlichungen. Weitere Literaturhinweise finden sich in den Bibliographien sowie vor allem in den Veröffentlichungen der Gedenkstätte Auschwitz (Państwowe Muzeum Oświęcim Brzezinka) und den Arbeiten von Hermann Langbein.

Bibliographien:

Wanda **Kiedrzyńska:** Międzynarodowa bibliografia hitlerowskich obozów koncentracyjnych 1933–1976 [Die internationale Bibliographie der Nazi-Konzentrationslager 1933–1976]. In: Biuletyn Głównej Komisji Badania Zbrodni Hitlerowskich w Polsce XXX. Warszawa 1981, S. 9–240 [s. dort Register, S. 230 f.; die umfangreichste Bibliographie über die nationalsozialistischen Konzentrationslager].

Persecution and Resistance under the Nazis. Part I, II. – London 1978 (= The Wiener Library. Catalogue Series No. 7), S. 152–155, 409–414.

Bibliographie zur Zeitgeschichte 1953–1980. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München herausgegeben von Thilo Vogelsang und Hellmuth Auerbach unter Mitarbeit von Ursula van Laak. – München 1982, Bd. II, S. 196–201.

Zofia **Malec:** Bibliografia KL Auschwitz-Birkenau w Oświęcimiu-Brzezince 1942–1980 [Die Bibliographie des KL Auschwitz-Birkenau in Oświęcim-Brzezinka 1942–1980]. – o.O. [Krakow], o.J. [unveröffentlichter Typoskript in der Jagiellonen-Bibliothek Krakau].

Hermann **Langbein:** Menschen in Auschwitz [s.u.], S. 580–592.

Zur Geschichte des Lagers:

The **Auschwitz** Album. Lili Jacob's Album. Edited by Serge Klarsfeld. – New York 1980 [bzw.] L'Album d'Auschwitz. D'aprés un album par Lili Meier survivante du camp de concentration. Texte dè Peter Hellmann. – Paris 1983.

Auschwitz. Zeugnisse und Berichte. Hrsg. von H[ans] G[ünther] Adler, Hermann Langbein, Ella Lingens-Reiner. – Frankfurt am Main 1962 [gekürzte und ergänzte Neuausgaben: Köln, Frankfurt am Main 1979; Frankfurt am Main 1984].

Auschwitz. Geschichte und Wirklichkeit des Vernichtungslagers. – Reinbek b. Hamburg 1980, [bzw. textidentisch]

Auschwitz. Faschistisches Vernichtungslager. – Warschau: Verlag Interpress 1981, 2., erw. u. verb. Auflage [poln. 1977] [in der Gedenkstätte Auschwitz erarbeitete Überblicksdarstellung; Verfasser: Danuta Czech, Tadeusz Iwaszko, Barbara Jarosz, Franciszek Piper, Kazimierz Smoleń, Andrzej Strzelecki].

Danuta **Czech:** Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau. In: Hefte von Auschwitz 2, S. 89–140; 3, S. 47–125; 4, S. 63–120; 6, S. 43–96; 7, S. 71–113; 8, S. 47–122.*

Ebbo **Demant** (Hrsg.): Auschwitz – „Direkt von der Rampe weg ... ". Kaduk, Erber, Klehr: Drei Täter geben zu Protokoll. – Reinbek b. Hamburg 1979.

Józef **Garliński:** Fighting Auschwitz. The Resistance Movement in the Concentration Camp. – London 1975 [poln. 1974].

Martin **Gilbert:** Auschwitz und die Alliierten. Aus dem Englischen von Karl Heinz Siber. – München 1982.

Hefte von Auschwitz. Red.: Kazimierz **Smoleń** u.a. H. 1–17, Sonderheft I. – Oświęcim: Verlag Staatliches Auschwitz-Museum 1959–1985. [Deutschsprachige Ausgabe der Reihe „Zeszyty Oświęcimskie" (bisher in Polnisch: H. 1–18 und Sonderhefte I–III, Oświęcim 1957–1983) der Gedenkstätte Auschwitz; enthält grundlegende Forschungsarbeiten v.a. der wissenschaftlichen Mitarbeiter der Gedenkstätte Auschwitz sowie Quellenpublikationen – u.a. Aufzeichnungen von Mitgliedern des Sonderkommandos, Erinnerungsberichte ehemaliger Häftlinge, Tagebuch des SS-Arztes Johann Kremer, Erinnerungen des SS-Manns Pery Broad – und monographische Darstellungen der Nebenlager].

Christoph **Heubner,** Alwin **Meyer,** Jürgen **Pieplow:** Gesehen in Auschwitz: Lebenszeichen. – Bornheim-Merten 1979.

* Die Autorin bereitet eine überarbeitete und ergänzte Neuausgabe vor, die 1988 erscheinen wird.

Raul **Hilberg:** Sonderzüge nach Auschwitz. – Mainz 1981 (= Dokumente zur Eisenbahngeschichte, Bd. 18).

„Inmitten des grauenvollen Verbrechens". Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos. – Oświęcim 1972 (= Hefte von Auschwitz. Sonderheft I).

Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945–1966. – Amsterdam 1968 ff. [darin Bd. XXI, 1979, S. 381–835: Urteil des Landgerichts Frankfurt am Main vom 19./20.8.1965 in der Strafsache gegen Robert Mulka und andere – „erster Frankfurter Auschwitz-Prozeß"].

Friedrich Karl **Kaul,** Joachim **Noack** (Hrsg.): Angeklagter Nr. 6. Eine Auschwitz-Dokumentation. – Berlin 1966 [Pery Broad].

Friedrich Karl **Kaul** (mit Unterstützung von Winfried **Matthäus):** Ärzte in Auschwitz. – Berlin 1968.

KL Auschwitz. Fotografie dokumentalne. Documentary photographs. Documents photographiques. Dokumentaraufnahmen. Dokumental'nye snimki [Auswahl und Konzeption: Renata Bogusławska-Świebocka, Teresa Cegłowska]. – Warschau 1980.

KL Auschwitz in den Augen der SS. Höß, Broad, Kremer. Textauswahl und Bearbeitung der Anmerkungen: Jadwiga Bezwińska, Danuta Czech. – Oświęcim 1973.

Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen von Rudolf Höß. Eingeleitet von Martin Broszat. – Stuttgart 1958 (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 5) [bzw.:] Rudolf Höß: Kommandant in Auschwitz. – München 1981, 8. Aufl.).

Ota **Kraus,** Erich **Kulka:** Die Todesfabrik. – Berlin 1957.

Hermann **Langbein:** Der Auschwitz-Prozeß. Eine Dokumentation. – Wien 1965.

Hermann **Langbein:** Menschen in Auschwitz. – Wien 1972.

Heiner **Lichtenstein:** Warum Auschwitz nicht bombardiert wurde. – Köln 1980.

Bernd **Naumann:** Auschwitz. Bericht über die Strafsache gegen Mulka und andere vor dem Schwurgericht Frankfurt. – Frankfurt am Main, Bonn 1965.

Schuldig im Sinne des Rechts und des Völkerrechts. Auszüge aus dem Protokoll des Prozesses gegen den KZ-Arzt [Horst] Fischer vor dem Obersten Gericht der DDR. Herausgegeben von der Arbeitsgruppe der ehemaligen Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz beim Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer in der Deutschen Demokratischen Republik und dem Nationalrat der Nationalen Front des demokratischen Deutschland. o.O., o.J. [Berlin 1966].

Jan **Sehn:** Konzentrationslager Oświęcim-Brzezinka (Auschwitz-Birkenau). Auf Grund von Dokumenten und Beweisquellen bearbeitet von Dr. Jan Sehn. Zentralkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen. – Warschau 1957 [poln. 1955].

Kazimierz **Smoleń** (Red.): Ausgewählte Probleme aus der Geschichte des KL Auschwitz. – Oświęcim 1978.

Tomasz **Sobański:** Fluchtwege aus Auschwitz. Übersetzung: Alojzy Twardecki. – Warschau 1980.

Erinnerungen ehemaliger Häftlinge:

Lucie **Adelsberger:** Auschwitz. Ein Tatsachenbericht. Das Vermächtnis der Opfer für uns Juden und für alle Menschen. – Berlin 1956.

Tadeusz **Borowski:** Die steinerne Welt. Erzählungen. Deutsch von Vera Cerny. – München 1963.

Erinnerungen Auschwitzer Häftlinge. Übersetzung: Herta Henschel. – Oświęcim o.J. [um 1969] [Władysław Fejkiel, Józef Kret, Zofia Posmysz, Gracjan Fijałkowski, Alfred Fiderkiewicz, Czesław Ostańkowicz, Maria Elżbieta Jezierska, Jan Maria Gisges].

Fania **Fenelon:** Das Mädchenorchester in Auschwitz. Aus dem Französischen von Sigi Loritz – Frankfurt am Main 1980.

Viktor E. **Frankl:** Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. – Wien: Verlag für Jugend und Volk 1946 [bzw. Neuausgabe:] ... trotzdem ja zum Leben sagen. – München 1980.

Doris **Fürstenberg** (Hrsg.): Jeden Moment war dieser Tod. Interviews mit jüdischen Frauen, die Auschwitz überlebten. Eine Dokumentation. – Düsseldorf 1986.

Jörn-Erick **Gutheil** u. a. (Hrsg.): Einer muß überleben. Gespräche mit Auschwitz-Häftlingen. – Düsseldorf 1984.

Alfred **Kantor:** Das Buch des Alfred Kantor. – Wien, München, Zürich 1972 [Erinnerungen in Form von 1945 entstandenen Zeichnungen].

Benedikt **Kautsky:** Teufel und Verdammte. Erfahrungen und Erkenntnisse aus sieben Jahren in deutschen Konzentrationslagern. – Zürich 1946.

Wiesław **Kielar:** Anus Mundi. Fünf Jahre Auschwitz. Aus dem Polnischen von Wera Kapkajew. – Frankfurt am Main 1979.

Hermann **Langbein:** Die Stärkeren. Ein Bericht. – Wien 1949; Neuausgabe: Köln 1982.

Primo **Levi:** Ist das ein Mensch? Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Heinz Riedt. – Frankfurt am Main und Hamburg 1961.

Ella **Lingens-Reiner:** Eine Frau im Konzentrationslager. – Wien 1966 (= Monographien zur Zeitgeschichte).

Filip **Müller:** Sonderbehandlung. Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz. – München 1979.

Zenon **Rozanski:** Mützen ab... Eine Reportage aus der Strafkompanie des KZ Auschwitz. – Hannover 1948.

Grete **Salus:** Eine Frau erzählt. – Bonn 1958 (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für Heimatdienst, H. 36).

Jenny **Spritzer:** Ich war Nr. 10291. Tatsachenbericht einer Schreiberin der politischen Abteilung aus dem Konzentrationslager Auschwitz. Erg., sonst unveränderter Nachdruck der 1. Aufl. 1946. – Darmstadt 1980.

Überleben und widerstehen. Zeichnungen von Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz 1940–46. – Köln 1980.

Rudolf **Vrba,** Alan **Bestic:** Ich kann nicht vergeben. – München 1964.

Krystyna **Zywulska:** Wo vorher Birken waren. Überlebensbericht einer jungen Frau aus Auschwitz-Birkenau. Übers. aus dem Polnischen. – München 1979.

Spätfolgen der KZ-Haft:

Leo **Eitinger,** Robert **Krell,** Miriam **Rieck:** The Psychological and Medical Effects of Concentration Camps and Related Persecutions on Survivors of the Holocaust. A Research Bibliography. – Vancouver 1985.

Erwin **Leiser:** Leben nach dem Überleben. Dem Holocaust entronnen – Begegnungen und Schicksale. – Königstein/Ts. 1982.

Paul **Matussek:** Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen. Berlin 1971.

William G. **Niederland:** Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom. Seelenmord. – Frankfurt am Main 1980.

Dienstgrade der SS

SS	Wehrmacht
SS-Mann	Schütze
Sturmmann	Gefreiter
Rottenführer	Obergefreiter
Unterscharführer	Unteroffizier
Scharführer	Unterfeldwebel
Oberscharführer	Feldwebel
Hauptscharführer	Oberfeldwebel
Untersturmführer	Leutnant
Obersturmführer	Oberleutnant
Hauptsturmführer	Hauptmann
Sturmbannführer	Major
Obersturmbannführer	Oberstleutnant
Standartenführer	Oberst

Hinweise zur Aussprache polnischer Namen und Wörter

ą	wie *on* in französisch „ballon“
c	wie *ts,* auch vor k
ć bzw. ci	etwa wie *tj,* zu einem Laut zusammengezogen
ch	hart wie in deutsch „Dach“, „ach“
cz	wie *tsch* in deutsch „Kutsche“
ę	wie *in* in französisch „bassin“
h	wie *ch* in deutsch „Docht“
ł	wie *w* in englisch „water“, „well“
ń	etwa wie *nj* in spanisch „señor“
ó	wie *u* in deutsch „gut“, aber kürzer
rz und ż	wie *j* in französisch „journal“ bzw. *g* in französisch „rage“
s	scharfes *s*
ś bzw. si	etwa wie *sj,* zu einem Laut zusammengezogen
sz	wie *sch* in deutsch „Schule“
ź bzw. zi	stimmhaft, etwa wie *sj,* zu einem Laut zusammengezogen
z	stimmhaft, wie *s* in deutsch „Rose“
ż	wie *j* in französisch „journal“

Personenregister

Die Seitenzahlen in gerader Schrift beziehen sich auf Band 1, kursiv gesetzte Ziffern verweisen auf Band 2. Literaturangaben wurden durch Unterstreichungen gekennzeichnet.

Aaroma, A. *79*
Abramowicz, Owsiej 215
Adamczyk, Anatol 99, 109, 111, 113, 127, 129, 130, 140, 143, 151
Albin, Mieczysław 37, 50, *227, 237*
Alexander, J. S. 91, 153
Alexander, Leo *22*
Algera, G. *79*
Alpatova, Ljuba 38
Andrunik, Arnold 37, 50, 248, 249, 257, 260, 292, 305, 320, 326, *158, 186, 187, 210, 224, 237*
Anthony, J. *111*
Antoniewicz, Bogumił 50
Apfelbaum-Kowalski, Emil 152
Apfelbaum-Wyszomirska, Felicja 24, 50
Apostol-Staniszewska, Jadwiga 14, 16, 17, 18, 20, 26, 31, 36, 50, 88, 219, 242, 244, 247, 248, 249, 252, 254, 260, 283, 285, 294, 305, 311, 318, 319, 321, 322, 326, 326, *26, 27, 31, 32, 46, 49, 56, 58, 115, 117, 119, 126, 127, 132, 133, 135, 148, 203, 210, 236, 237*
Arndt, Ino *270*
Artidi 216
Atamanow 266
Aumeier, Hans *255*

Bachleda 303
Backer, G. de *79*
Baer, Richard *271*
Baeyer, Walter von *238*
Bagiński 293
Baltaziński 251, *138*
Balzar, Franciszek 38
Banachowicz, Leon *136, 138, 141, 148, 187*
Bandler, Jan 212
Banasiuk, Teofil 158, 165, 268, 269, 273
Bańkowska, Eleonora 178, 179, 181
Baran, Marian 28, 29, 50, *234, 237*
Barcz, Wojciech 158, 270
Bartel, Erwin 271
Bartoszewski, Władysław 285, 326
Baś, Ludwig 158
Baś, Stanisław 50, 88, 322, 326, *49, 58, 156, 170, 187*
Batko, Marian 314
Batkowski, Marian 157
Bator, Zofia *198, 215, 217, 229, 237*
Batowski, Henryk 88
Bauch, Paul 76
Baworowski 17, 272
Bayle, F. *16*
Beals, Walter B. *16*
Becker-Freyseng, Hermann *16, 21*
Bednarek, Emil 70, 76, *52*
Beecher, Henry K. *22*
Beiglböck, Wilhelm *16*
Benewitz *226*
Bentkowski, Zbigniew 102, 111, 113, 133, 151
Bentlewska, Kazimiera 17, 19, 48, 50
Berberyusz, Ewa *132*
Berkson, M. *76*
Bezwińska, Jadwiga 261, 271, 285, 326, 327
Białek 42
Białówna, Irena 50, 88, 185, 191, 192, 193, 194, *32, 36, 58, 140, 148, 203, 204, 218, 231, 237*
Biedroń, Stanisław 50, 248, 260, 286, 326, *237*
Bień, Jadwiga *210, 211, 219, 237*
Bień, S. *77*
Bieńkowska, Monika *239*
Biernacik *255*
Biesgen, Fritz *255*
Bijałd, Lech 106, 111, 151
Bilikiewicz, T 326
Blahá, František *62, 75*
Blaschke 268
Blome, Kurt *16*
Blos, P. *110*
Bober, S. 91, 152
Bock, Hans 156, 158, 168, 169, 170, 172, 265, 266, 267, 268, 272, *255*
Boczek, Eugeniusz *95*
Boczek, Helena *95*
Bodecki, Stanisław 50
Bodmann, Franz von 165
Boger, Wilhelm 43, 62, 76, *215, 226, 227*
Bogusz, Józef 152, *15*
Bojda, Honorata 104, 151
Bolarska 181
Bolewski, Andrzej 54, 88
Bonarek, Ernestyna 103, 113, 115, 116, 128, 137, 138, 140, 143, 146, 151
Bonitz, Bernhard 60, 76
Bordon 32
Borkowski, Włodzimierz 101, 102, 107, 111, 122, 144, 146, 151, 306, 326, *159, 168, 175, 177, 187*
Bormann, Martin 9
Boros, L. 281, 326
Borowiecki, Kazimierz *126, 133*
Borowski, Tadeusz *241, 257*
Brack, Viktor *16*
Brandhuber, Jerzy Adam 91, 168, 171, 172, 261, 262, 270
Brandstaetter, Roman 326
Brandt, Karl *16, 21*
Brandt, Rudolf *16*
Braude-Heller, A. 91, 152
Bréhant, Jacques 281, 282, 326
Breitwieser, Arthur 264, 271
Brzeski, Kazimierz 25, 46
Brewda, Alina 212
Briske, Heinz 214
Brodniewitsch, Bruno *255*
Brody, G. *110*
Bronikowski, Andrzej 128, 151
Broszat, Martin 327

Brudkowska, Aglajda 174, *232, 237*
Brudz, Józef 50, 101, 105, 118, 151, 295, 314, 326
Brühl, Wanda Janina 50, 88, 152, 326, *36, 42, 43, 44, 45, 46, 58, 155, 170, 173, 184, 187*
Bryniarski *226*
Brzeski, Jan 162
Brzeski, Kazimierz 50, 88, *58, 237*
Brzezicki, Eugeniusz 87, 231, 233, 237, *114, 132*
Buda, Stanisława 245, 248, 260, *126, 133, 141, 148*
Bukład, Zofia 116
Bukowczyk, A. 282, 326
Bukowińska, Bronisława 247, 260, *208, 210, 223, 237*
Bukowska, Józefa 21, 50, 88, *187, 237*
Burakiewicz 161
Buras, Władysław 88
Burch, P. R. J. *80*

Caesar, Joachim 35, 217
Cannon *10*
Capesius, Viktor 82
Carrel, Alexis 219
Cegielski, Czesław 35
Cegłowska, Teresa 312, 326
Chabros, E. *79*
Charzewska, J. *79*
Chęciński, Bogumił 50
Chetwynd, T. *238*
Chodała, Teresa 223
Chodkowska, E. *79*
Chodoff, Paul 309, 326
Chomicz 176
Choynacka, Celina 192, 174, 175, *46*
Christeller, S. *79*
Chylińska, Mieczysława 88, 98, 103, 105, 107, 114, 115, 116, 118, 127, 128, 138, 143, 146, 151, 242, 244, 260, 308, 316, 326, *29, 31, 33, 43, 51, 55, 58, 119, 133, 147, 148, 154, 155, 160, 161, 163, 168, 172, 185, 187, 223, 228, 235, 237*
Chytkowski, A. *76*
Cieliczka, Roman 201
Ciepiełowski, Marian *18*
Ciepły, Jożef 98, 103, 116, 141, 151, 242, 254, 260, *115, 133, 135, 138, 139, 140, 142, 143, 148, 160, 187*
Cieslawski, Marian 152
Clauberg, Carl 209, 210, 211, 215, *18*
Cohen, Elie A. *73*
Crawford, John T. *16*
Cybura, Władysław 40
Cykowiak, Zofia *122, 123, 129, 133*
Cyran, Henryk 214
Cyrankiewicz, Józef 280
Czajkowski, Władysław 275
Czaporowska, Maria 88
Czech, Bronisław *227*
Czech, Danuta 213, 261, 262, 271, 275, 277, 285, 326
Czekaj, Jan 113, 128, 151
Czekalski, Leopold 22, 50, 264, 269, *26, 37, 38, 39, 45, 46, 48, 49, 52, 53, 54, 56, 58, 237*
Czekierda, Edward 50, 256, 260, *138, 141, 148*
Czernowska, Halina 38
Czerteżyński, Roman 50, *187*
Czerwiec-Dzierżymirska, Janina 25, 27, 37, 50, *198, 202, 217, 237*
Czerwiński, Czesław 26, 50, *29, 31, 35, 39, 41, 48, 49, 50, 51, 53, 58, 161, 163, 174, 186, 187*
Czubak, Jerzy 158
Czubernat *205*
Czyż, Zofia *190, 237*

Dąbrowski 279
Dadał, Mieczysław *226*
Dańczyszyn, Zbigniew *33, 37, 53, 58*
Danisch, Franz 70
Daszkiewicz, Krystyna 87
Dawczyński, Jarosław *187*
Dębicka-Małkowska *71*
Dejaco, Walter 213
Delmotte, Hans 216
Dembińska-Kieć, A. *76*
Dembowski, Adam, 157
Dembowski, Mieczysław 50, 88, 157, 158, *125, 133, 229, 237*
Dering, Władysław 158, 162, 163, 210, 211, 212, 265, 272
Devoto, Andrea *260*
Diem, Rudolf 162, 201, 206, 265
Diestl, Hermann 161
Ding-Schuler *18, 19*
Ditfurth, Hoimar v. 326
Długajczyk, Konstancja *29*
Dobosiewicz, Stanisław 105, 152
Dobrowolski, Tadeusz 264, *186*
Dolińska, Apolonia *193, 231, 234, 237*
Dolińska, Wiktoria *238*
Domański, Bolesław *30, 36, 58*
Dominik, Małgorzata *13, 64, 72, 89, 95, 99, 110*
Doroszewski, Witold 100, 152
Drabek, Bolesław 50
Dramaix, N. *79*
Drechsler, Margot 61, 128, 182, *41, 255, 256*
Drewniak, Stanisław 23, 50, 145, 151, *166, 177, 187, 224, 237*
Drzymała, Teodor 84
Dubiel, St. *208*
Dubowska, Gertruda 36, 50, *155, 161, 169, 181, 182, 187, 200, 211, 212, 237*
Dul, E. 326
Dunicz-Niwińska, Helena 21, 24, 25, 50, 326, *139, 140, 143, 144, 145, 148, 152, 162, 168, 172, 182, 187*
Dunikowski, Xawery 35, 36, 47
Dupont, Marian 158, 162
Duraczowa, Romana 139
Duraczyński, Aleksander *216, 237*
Duraczyński, Stanisław 50
Duzel, Czesław 164
Dworakowski, Stanisław 50, 88, 266
Dybus, Marian 88, 157, *187*
Dydko, Henryk *166*
Dydusiak, Jan 201
Dylewski 271
Dymiński, Karol *209, 237*
Dyning, Walter 274
Dyrek, Władysław 99
Dyrowicz, Jerzy 151, 269
Dziadek, Michał 115
Dziamski, Bolesław 151, 244, 260, *224, 237*
Dzierwa, Adam 18, 50
Dziopek, Jan 20, 28, 33, 37, 50, 261, *190, 237*

Edel, E. *110*
Effinger 83
Eggersdorf *255*
Eichmann, Adolf 279
Ellin, B. *111*
Emmerich 71
Emmerling, Maria 50, *164, 181, 187, 191, 204, 237*
Entress, Friedrich 58, 87, 161, 163, 165, 279, 280, *155*
Epstein, Berthold 202, 204, 205, *180, 262*
Ericsson, A. *79*
Escher, M. *79*

Fabowska, Zofia *42, 58*
Fałat, Julian *217*
Falender-Napierała, Wanda 38, 50, 88
Falkiewicz, Antoni 152
Faron, Cecylia 188
Fastman 228
Fedorowicz, Tadeusz 326
Fejkiel, Władysław 87, 93, 152, 163, 270, 280, 317, 326, *8, 17, 62, 64*
Fellmann, J. *79*
Ferenc, Edward 31, 36, 50, 88, 118, 125, 134, 151, 268, *55, 58, 197, 226, 227, 237*
Ferri, Luigi *262, 265*
Fichez, Louis *28, 65*
Ficowski, Jerzy 199
Fiderkiewicz, Alfred *180*
Fikus 265
Filipczyk, Zofia 295, 319, 321, 326, *117, 118, 133, 154, 181, 182, 187*
Filipski, Szymon 50, 88, *153, 237*
Firlej, Józef 50
Firlej, Stefan 295, 317, 326
Fischer, Fritz *16, 19, 20*
Fischer, Horst 163, 280
Fischhab 157
Flakiewicz, Wacław 151, 320, 326, *126, 133, 138, 144, 148*
Fleck, Ernestyna 215
Fleck, Ludwik 215, 216
Fliederbaum, Julian 152, *76*
Fodor 162
Frączek, Kazimierz *187*
Frączysty, Stanisław *200, 207, 214, 226, 235, 237*
Frank, Hans 9, *15*
Frankl, Viktor E. 150, 151, 153, 325, 326
Franz 129
Freimann, Dawid 214, 215, 216
Frelichowski, Stefan 304
Friedman, Filip 261
Fritzsch, Karl 46, 86, 156, 264, 270, 271, 297
Frolik, Stefan 158, 161
Fros, Alojzy 14, 30, 39, 50, 88, 292, 296, 307, 308, 323, 326, *28, 35, 47, 51, 52, 58, 120, 133, 136, 148, 152, 156, 169, 174, 187, 237*
Frydman-Chlebowski, Jakub 91, 153
Fugger, Franz 214, 215, 216
Furmann, E. 110

Gabryszewski, Roman 158, 270
Gaca, Czesław 162
Gajdek 165
Gajewski, Teomir 163
Galas, Michael („Miki") *206, 255*
Galica, Monika 175, 178, 181, 188
Gańcarz, Michał 32, 50, *198, 237*
Garlson, L. A. *76*
Garwoliński, Edward 50, 289, 319, 326, *138, 148, 171, 184, 187*
Gąsienica-Makowski, Andrzej 35, 44, 50, 88, 300, 326, *34, 36, 45, 47, 49, 53, 54, 56, 58, 142, 148, 152, 159, 177, 184, 187, 207, 215, 227, 237*
Gąsiorowski, Tadeusz 58, 162, *164, 176*
Gasser, J. P. *79*
Gątarski, Julian *13, 64, 65, 72, 90, 96*
Gawąd, Adam *29, 38, 39, 45, 50, 52, 58*
Gawalewicz, Adolf 17, 20, 34, 50, 88, 95, 96, 106, 107, 108, 109, 111, 122, 126, 151, 153, 231, 232, 233, 236, 281, 283, 299, 326, *9, 13, 30, 31, 38, 39, 43, 44, 49, 58, 59*
Gawarecki, Czesław 162, 265
Gawliczek, Wincenty 26, 37, 50, 321, 326, *157, 166, 172, 178, 187, 202, 237*
Gdesz, Janina 20, 44, 50, *237*
Gebhardt, Karl *18, 19*
Geel, U. *79*
Genzken, Karl *16, 20*
Getinger 293
Getlichowa 181
Gibiński, K. *76*
Giemza, Marian 265
Giermański, Aleksander 31, 43, 47, 50, 88, 151, 274, 286, 290, 305, 318, 326, *25, 28, 30, 31, 44, 55, 56, 58*
Giese, W. *76*
Gil, Czesław 274
Gil, Jan 88
Gisges, Jan Maria 91, 96, 153
Gizler, Maria *280*
Giżyński, Zbigniew 35, 43, 47, 50, *213, 237*
Głąbkowska, Janina 38, 50, *133*
Glazer, Stefan 26, 50, *217, 223, 237*
Glińska, Alicja 51, *59, 70*
Głogowski, Leon 157, 158, 162, 265
Głowa, Stanisław 43
Głowacka, Urszula *207*
Głowacki, Czesław 165, 209, *17*
Główka, Marian 25, 30, 32, 35, 36, 41, 43, 47, 50, 88, *35, 40, 50, 58, 179*
Goebel 210
Goenscy, Imro 216
Göring, Hermann *268, 270*
Goetzmann, P. *76*
Gogołowska, Stanisława *237*
Golant, R. Ja. 92, 153
Golemo, Antoni *197, 237*
Gomółka, Kazimierz 50
Górecka, Maria *133*
Górecki, Aleksander 163
Górska, Anna 176, 178
Gorzelniak, Jan *39, 58*
Gościński, Bronisław 50, 88, 136, 151, 247, 260, 306, 326, *38, 43, 46, 48, 58, 148, 187, 191, 235, 237*
Gottinger, Alfons *256*
Grabczyński, Józef 163, *176*
Grabiński 158
Grabner, Maximilian 170, 265, 275, *215, 226, 227, 255*
Gralla, Franciszek 162, 201, 202
Grandowski, Tadeusz *133*
Graumann, Samuel *135*
Grawitz, Robert Ernst 279
Grese, Irma 182
Grochowski, Władysław 50, *202, 237*
Grönke 300
Grohmann *226*
Grohs (s. Rosenburgh)
Gromkowski, Jerzy 201, 289, 327
Gruca, Stanisława 26
Grudek, Elżbieta 50
Gryboś-Tajak, Antonina 50, 326, *38, 39, 52, 58, 172, 187, 195, 217, 237*
Gryglewski, R. J. *76*
Grzeżułko-Fabowska, Zofia 22, 50, 88
Grzyb, Roman 98, 111, 116, 117, 128, 139, 151, 242, 260, *115, 133*
Grzywo-Dąbrowska, Maria 326
Grzywo-Dąbrowski, Wiktor 326
Günter, Hans 279
Güsow, K. 79
Gulba, Franciszek 88, 293, 294, 313, 326, *30, 31, 58, 155, 160, 187*
Gumkowski, Janusz *257*
Gunn, C. G. *76*
Gut, Jan 217
Gutheil, Jörn-Erik 40

Haagen, Eugen *18*
Hądzel, Stefan 249, 260
Häfner, H. *238*
Halbach, Erich *22*
Hałgas, Kazimierz 16, 50, 55, 88, 266, 269, 270, 272, 274, 275, 301, 323, 326, *27, 28, 48, 58, 157, 158, 159, 169, 185, 187*
Halshoffer *76*
Hamilton, P. J. S. *80*
Hampe, Johann Christoph 282, 326
Handloser, Siegfried *16*
Hannemann, Helene 206
Hantl, Emil 271, 280
Hanuszek, Tadeusz 104, 151
Hartjenstein, Fritz *270*
Hartmann, Ernest *238*
Hartwig *255*
Hautval, Adelaide 174, 212
Havelka, Jadwiga 174, 175
Hawlowa, Maria 26
Hedorowicz, Stanisław 268
Hędzel, Stefan 50
Heftler, N. *110*
Helman, Socrate 283, 328
Herman, Zygmunt 202, 228
Hermes, Magda 176
Hesse 311
Hewelka-Grabowska, Mirosława 50
Hewelke, Jadwiga 196
Heydecker, Joe 326
Heyden, S. *79*
Heydrich, Reinhard 261, *18, 20*
Himmler, Heinrich 41, 206, 211, 261, 262, *265, 268, 269*
Hincz, Janina 326
Hiroń, Piotr 33, 50, 88, 97, 151, 292, 298, 326, *46, 58, 143, 148, 161, 178, 187, 215, 222, 224, 237*
Hirszfeldowa, H. 153
Hirt, August *19*
Höß, Rudolf 58, 74, 167, 199, 206, 207, 261, 262, 264, 265, 271, 272, 277, 310, 312, 314, *166, 192, 227, 261, 268, 269, 270*
Hössler, Franz 35, 271, 277, *144*
Hofer, Josef 271
Hoffmann, Helena 107
Hofmann, Krzystof *224, 225, 232, 237*
Holcer, Zygmunt 107
Holi, Roman *237*
Holler, Karol *155, 167, 185, 187*
Hołowkiewicz, Władysław 151, *227, 237*
Hołuj, Tadeusz 209, 231, 233, 234, 235, 237, 238, 239, *241*
Hordyński, Józef 155, 158
Horowitz, Kazimiera 138, 151
Hoven, Waldemar *16, 19, 20*
Hrabar, Roman *95*
Hüpsch, Stanisław 264

Idec, Jan *198, 237*
Idziak, Zygmunt 99
Ingling, Howard H. 153, 243
Iwaszko, Tadeusz 51, 90, 275, 299, 326

Jabłońska, Jola 116
Jabłońska, Józefa 316, 319, 324, 326
Jabłońska, Marta 99, 105, 138, 151, 244, *133, 148*
Jablonski, Antoni 201
Jabłoński, Józef 50
Jachnina, Anna 176
Jackowski 201
Jäckel, Eberhard *270*
Jagielski, Stanisław 89, 153, 164, 315, 326, *70*
Jagoda, Zenon 153, 308, 326, 327, *13, 70, 110, 241, 259*
Jakubik, Andrzej 317, 327, *17, 70, 96*
Jakubowski, Wanda *192*
Jakubski, Antoni 214, 216
Janikowa 176
Jankowski, Kazimierz 257, 260
Jankowski, Stanisław 315, 327
Janus, Józef 292, 320, 326, *133*
Japoll, Kazimierz 21, 50, 88, 326, *58, 133, 154, 168, 172, 183, 187, 200, 201, 226, 237*
Jaroch, Jerzy 16, 43, 50, *221, 237*
Jarosławski, Tadeusz 125, 151, 326
Jarrett, R. J. *80*
Jarzyńska, Sabina *133*
Jasielka, Jadwiga 174, 175
Jasińska, Janina 50, 88, *58, 237*
Jasińska, Maria 38
Jasińska, Władysława 174
Jaskiewicz, Czesław 266
Jastrzębski, Włodzimierz *95*
Jaszczyński, Roman 37, 39, 45, 50
Jaworski, Czesław Wincenty 100, 153
Jaworski, T. 231
Jaźwiecki, Franciszek 142
Jędrych, Józef 119
Jedrzejczyk, O. 327
Jezierska, Maria Elżbieta 100, 102, 106, 108, 111, 112, 113, 114, 127, 140, 145, 151, 245, 250, 255, 260, *122, 131, 133, 146, 148, 159, 160, 163, 170, 172, 176, 182, 187, 191, 193, 194, 211, 230, 237*
Jezierski, Zygmunt 50
Joachimowski, Tadeusz 199, 205, 206, 207
Jodl, Alfred 261
Jodłowski, Jan 153, *76*
Johannes Paul II. 259, 314, 326, 327, *132*
Jung, Julius 266, 267
Juraczek, Bronisław 50
Jurkiewicz, Adam 32, 50, 88, 99, 120, 130, 151, 251, 260, *28, 33, 44, 58, 140, 148, 236, 237*

Kacperek, Stefania 187
Kączkowska, Zofia 174, 175, 192
Kaczmarski, Bronisław 15, 28, 50, *233, 237*
Kaczorowska, Marylka 179, 195
Kaduk, Oswald 35, 74, 76, *227*
Kafka, Antoni 267
Kahl, Tadeusz 16, 50, 151, *45, 48, 53, 54, 57, 58*
Kahn, M.-L. *110*
Kajzer, Abram 118, 153, 290, 327
Kalus, Sławomir 264, 269
Kamiński, Andrzej 327
Kaminski, Czesław 120, 125, 143, 144, 151, 264, 268, 290
Kamiński, Tomasz 213
Kania, Stanisław *258*
Kapmeyer, Philipp 217
Kapuściński, Stanisław 164
Kapusta, Helena 88, *120, 133, 137, 148, 224, 237*
Karczewski, Jerzy 50
Karczewski, Marian 151
Karelus, Maria 326, *146, 148*
Kasatkin, V. N. *238*
Kasner 83
Katarzyński, Mieczysław 64, *255*
Kautsky, Benedikt 100, 153, 327, *148*
Keen, H. *80*
Kehlert, Bruno *206*

Keitel, Wilhelm 261
Keller 33
Keller, H. *79*
Kempisty, Czesław 50, 88, 101, 102, 114, 151, *72, 75, 79, 89, 96, 110*
Kenrick, Donald 199
Kępa, Stefan 29, 35, 40, 50, 88, 249, 260, *190, 231, 234, 237*
Kępiński, Antoni 11, 95, 153, 231, 234, 287, 299, 307, 309, 325, 327, *58, 62, 69, 70, 73, 110, 127*
Kerstenberg, Judith *110*
Kielanowski, Tadeusz 92, 153, 327
Kielar, Wiesław 153, 265, 273, 283, 327
Kielch, Stanisław *178*
Kieliszek, Marian 158
Kieta, Mieczysław 107
Kirjarinto, M. *79*
Kisker, K. P. *238*
Kitt 216, *155*
Kiwała, Julian 88, 133, 142, 151, 164, *30, 37, 38, 39, 40, 43, 54, 58, 133, 172, 174, 175, 176, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 187*
Kłapsia, Alojzy 100, 116, 151
Klehr, Josef 58, 76, 165, 279, 280, 315, *155, 255*
Klein, Ela 175, 192
Klein, Fritz 173, 178, 201
Klemperer, Viktor *260*
Klimczyk, Roman 157
Klimkiewicz, Zofia 50, 181
Klimková-Deutschová, E. *97, 110*
Kłodziejczyk, Józef *187*
Kłodziński, Stanisław 11, 14, 60, 95, 107, 143, 153, 163, 172, 209, 231, 233, 235, 238, 241, 259, 263, 285, 299, 326, 327, *7, 17, 19, 58, 69, 70, 74, 110, 111, 128, 132, 135, 227, 241*
Klotz, A. *65*
Kluz, Adam 50
Knysak, Edward 111
Kobierska, Jadwiga 174
Kobusiński, Andrzej 265
Kocząb-Serbeńska, Józefa *193, 237*
Köll, W. P. *238*
König, Hans Wilhelm 173, 178, 182, 280
Köster, R. *76*
Kogon, Eugen *148*
Kogut, Michał 50, 88, 151, *33, 37, 38, 58, 138, 148, 155, 159, 168, 175, 178, 187, 215, 237*
Kokosiński 100
Kolbe, Maksymilian 24, 69, 108, 150, 314, 323
Kolendo, Janina 181
Kolle *62*
Kołodziejczyk, Józef 50, 88, *183*
Kołodziejczyk, Olek 38
Kołodziejski, Zygmunt 50, 151
Komenda, Janina 176, 178, 185
Komenda, Janusz 185
Komenda, Jerzy 185
Komenda, Wacław 185
Kończal, Ludwik *223, 237*
Konieczna, Irena 174
Konieczny, Alfred 156
Konikowski, Franciszek 151, *201, 237*
Konkołowicz, Jan 98, 111, 151
Kopyt, Tadeusz 265
Kordek, Ryszard 125, 146, 149, 151
Korewicki, J. *77*
Korn, Mikolaj 214, 215
Korsak, A. *77*
Kościelniak, Mieczysław 16, 50
Kościelny *155*
Kościuszko, Janina 174, 184, *238*
Kosicki, Józef *237*
Kossak-Szczucka, Zofia 38, 97, 153, *113, 132, 207*
Kosztowny, Witold 158, 162, *185*
Koszyk, Władysław 129, 151, *237, 238*
Kotarbińska, Janina *190, 238*
Kotnitzer, M. *79*
Kotulski, Ludwik 200
Kowalczyk 161
Kowalczyk, Emilia 239
Kowalczykowa, Janina 91, 153, 175, 188, 215, 242, 259, *113, 132*
Kowalik 177
Kozaczka, Adam 153, 327
Kozdass, Otto 201
Kozeł, Julian 162
Kozielewski, R. 231
Kozłowski 162
Kozłowski, Wacław 213
Krankemann, Ernst 86, *142, 255*
Kremer, Johann Paul 312, 327
Kreowski, Władysław 23, 50, *238*
Kret, Józef 50, 83, 88, 96, 119, 129, 153, 243, 252, 260, 296, 313, 326, *51, 58, 117, 133*
Krokowski, Jan 18, 28, 50, 88, *40, 58, 238*
Król, Henryk *238*
Król, Józef 88, *48, 58*
Królówna, Jadwiga 187
Krüger, Friedrich Wilhelm 279
Krumey, Hermann 279
Krupa, Kazimierz 41, 50, *176, 238*
Krupa, Stefan 50, 242, 244, 249, 253, 260, 300, 326, *124, 126, 128, 130, 133, 143, 145, 147, 148, 153, 163, 164, 166, 168, 174, 182, 187*
Krupiński, Tadeusz 38, 100, 118, 129, 151, *114, 116, 133, 166, 178, 186, 187, 213, 238*
Krupisz, Mieczysław 279
Krupkowski, Aleksander 88
Kruszelnicki, Z. 83
Krystal, H. *111*
Krzemińska, Alina 22, 28, 30, 50
Krzetuski, Artur 15, 18, 48, 50, 88, 103, 113, 151, 263, *58, 136, 137, 142, 148, 156, 157, 166, 175, 187, 192, 238*
Krzywicki, Janusz 164
Książkiewicz 181
Kubica, Antoni 50, 88, 248, 258, 260, 326, *30, 38, 45, 54, 58, 150, 155, 157, 179, 182, 184, 187, 238*
Kubiński, Stanisław 29, 35
Kuczbara 164
Kuczyński, Janusz 220
Kübler-Ross, Elisabeth 282, 327
Küsel, Otto 40, *147, 206*
Kuffel, Adam 41, 50, *133*
Kuffel, Edwin 88, 106, 151, *238*
Kujawski 217
Kulba, F. *76*
Kulesza, Witold 200, 202
Kulisiewicz, Aleksander 100, 153
Kumala, Kazimierz 88, *33, 41, 58, 182, 187*
Kupczyk, Adam 151, 326, *148*
Kupiec, Antoni 88
Kupiec, Zofia 16, 50, 88, *203, 238*
Kurant, Tadeusz 274
Kuraszkiewicz, Władysław 100, 101, 153, *258*
Kurek, Jan 50, 88, 108, 151, *29, 45, 50, 57, 58, 139, 148, 153, 174, 187*
Kuźmińska 181
Kwarta *169*
Kwaśna, Antonina 175
Kwoka, Ryszard 157

Lachenich, Johannes *255*
Lachmann, Gerhard 62, 165, 264, 271, *215*
Landau, Leibus 214, 280
Langbein, Hermann 211, 212, 264, 270, 271, 280
Łaniewska, Katarzyna 116, 174, *194, 206, 238*
Lanny 76
Laufer, M. *111*
Ławkowicz, Włodzimierz 289, 290, 327
Ławski, Zenon 163, 265
Lechowicz, Franciszek 158
Leeb, Johannes 326
Leibbrand, Werner *22*
Lekki, Tadeusz 275
Lempart, Genowefa 111, 151
Lenczowski, Czesław 50, 88
Lerner, Hadasa 211
Leroy, A. 153
Leśniak, Elżbieta 51
Leśniak, Roman 51, *7, 13, 58, 61, 64, 70, 238*
Leśniak, Zofia *213, 215, 238*
Leszczyńska, Stanisława 176, 181, 190
Levi, Primo 259
Lewandowski, Stefan 60, *176*
Lewental, Zalmen 284, 285, 327
Lewicki, Bolesław 265, *177*
Lewicki, Jan 50, 88, *140, 148, 153, 160, 167, 175, 178, 181, 187*
Lewin, Jakub 214, 215, 217
Lewińska-Tepicht, Pelagia 15, 17, 19, 21, 29, 31, 39, 41, 46, 50
Leyton 91, 152
Liberski 202
Liebehenschel, Arthur *270*
Lifton, Robert Jay 285, 312, 327
Lill, Karl 280
Lindberg, H. A. *76*
Lingens, Ella 192, 174, 175, 182
Lipiński, Eugeniusz 50
Lipkovitz, M. H. *111*
Lipowska-Teutsch, Anna *90*
Lippmann, W. *58*
Lisowski, Tadeusz 264
Liszka, Edward 264, 269, 270
Liwacz, Jan 45, 47, 50, 88, 249, 260, 264, *38, 45, 56, 58, 192, 198, 218, 238*
Loegler, Marian 88, *115, 133*
Łojewski *157*
Lucas, Franz Bernhard 201
Ludwig, Józef 103, 112, 120, 140, 151, 251, 252, 260, *126, 133*
Ludyga, Bernard 84
Lula, Józef 50, 254, 260, *120, 133, 178, 180, 181, 187*
Łutynski, Czesław *170*
Luxemburger, Hans *22*
Łyczkowski, Władisław 50, 88, 286, 326
Łyjak, Czesław 15, 34, 50, 88, 151, *28, 32, 58, 139, 142, 146, 148, 151, 187*

Machnowski, Jan 33
Mackiewicz, Leon 264, 265
Maćkowski, Wojciech *210, 238*
Madej 265
Magdon, M. *77*
Majchrzak, Józef 50, 88, 142, 152, 294, 303, 306, 308, 315, 317, 326, *28, 37, 54, 58, 137, 146, 148, 154, 155, 187, 191, 195, 217, 218, 238*
Majewski, J. 327
Makowski, Andrzej 119, 152, 247, 260
Makowski, Antoni 153, 243, 259
Mąkowski, Janusz 214, 215, 216
Małecki, Zygmunt 88, *238*
Malik, Marta 210
Malik, Ryszard 24, 50, *195, 201, 202, 224, 231, 238*
Malina, Bronisław 165
Mandel, Maria 72
Maniusza 177
Mann, G. V. *76*
Marcinko, Czesław 50, 119, 152, *197, 238*
Marossanyi, Wanda 107, 177
Marszałek, Jan 17, 19, 25, 38, 41, 50, 78, 88, 242, 250, 253, 260, 288, 290, 291, 296, 298, 304, 307, 308, 317, 322, 323, 324, *118, 133, 198, 203, 211, 236, 238*
Marszałek, Józef *169*
Martini, Massimo *260*
Masłowski, Jan 11, 153, 287, 327, *110, 241*
Matela, A. W. *79*
Matheisel, Helena 175, 181
Matusiak, Zofia 176
Matussek, P. *238*
Matys, Zbyszek *205*
Mayer, Georg Franz 280
Maziński, Wacław 267, 268, *238*
Mazo 181
McCartney, P. *80*
McGill, H. C. *76*
Meinhart, Kazimierz 143, 152
Meizel, Helena 212
Melchior, Małgorzata 312, 327
Mellibruda, L. *77*
Mende, Wanda 192
Mengele, Josef 46, 73, 173, 178, 182, 193, 194, 195, 196, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 223, 228, 280, *181*
Merkel, Antonina *212*
Meyer [Meier], Richard 157
Mężyk, Józef 163
Michalikowa, Ernestyna 174, 175, 192
Michalski, Józef *154, 158, 163, 187, 198, 199, 228, 238*
Michalski, K. 150
Michniak, Andrzej 88, *164, 176, 181, 187*
Michniowski, Tadeusz *223, 238*
Michta-Bukowińska, Bronisława 50
Mieczkowski, Andrej 152
Mielke, Fred 11, 327, *16, 19*
Miernik, Antoni 36, 50
Mikołajczyk 183
Mikołajczyk, Marian 164, 274
Mikołajczyk, W. *77*
Mikołajec 62
Mikusz, Józef 269
Miłosz, Czesław 325, 327
Milówka, Stanisław 275
Mitscherlich, Alexander 11, 327, *16, 19*
Mitscherlich-Nielsen, Margarethe 11
Młodożeniec, Juwentyn 327
Młynarski, Janus 163
Molke, Ignacy 165
Moll, Otto 58, 292, 315
Mollison, P. L. 152, *76*
Monné-Dzikowska, Barbara *90*
Moody, Raymond 282, 327
Morell *18, 20*
Mostowski, Jerzy 99, 101, 116, 122, 129, 152, *150, 187, 229, 238*
Moszyńska, Janina 174
Motz, Eugeniusz 264, 271
Mroczek-Czarnecka, D. *80*
Mróz, Stanisław 157
Mróz-Długoszewski, Bronisław 86
Mrugowsky, Joachim *16, 19, 20, 21*

Mścisz, Eugeniusz 17
Mucha, Władysław 161
Muchowicz, Jerzy 16, 31, 45, 50, *236, 238*
Müller, Filip 216
Münch, Hans 87, 153, 216, 242, 259, *75*
Mulzoff 217
Myczkowski, Jan 257, 260, *123, 133*
Myłyk, Feliks 16, 18, 46, 50
Myrdko, Wiktor 50, 88, 246, 260, *187*
Mysłakowska, Wanda 177

Nałkowska, Zofia 55
Naskalski, Stanisław 248, *154, 155, 176, 187*
Nawrocka, Anna 175, 176
Nawrot, Roman 84
Nedvedová, Zdena 174
Nieć, Roman 32
Niedoba, Maria 138
Niedojadło, Eugeniusz 15, 20, 25, 30, 38, 40, 43, 50, 88, 254, 256, 260, 271, *122, 126, 127, 129, 133, 150, 155, 160, 162, 165, 169, 170, 172, 177, 181, 187, 190, 206, 217, 223, 233, 235, 238*
Nierzwicki, Hans 165, 271, 280, *155, 255*
Niesiołowska, Helena 176
Niewiarowicz, Roman 153
Niewiarowski, Julian 50, 88, 288, 305, 307, 314, 326, *45, 58, 133, 148, 157, 187, 238*
Nikišanin, Nikolaj 171, 172
Nikitišna, Olga 174, 183
Nikodem, Walentyna 25, 50, 88, *32, 38, 43, 48, 49, 53, 55, 56, 58, 196, 229, 235, 238*
Niwińska, Helena 137, 152, *115, 133*
Nosalowa 181
Nowaczek, Maria 176, 182
Nowaczyk, Jan 262
Nowak, Edward 157, 158, 162
Nowak, Jan *207, 224, 238*
Nowak, Zygmunt 88, *238*
Nowak-Gołąbowa, Maria *8*
Nowakowska, Maria Anna 38, 50, 109, 152
Nowakowski, Sylwester *116*
Nowicki, Stanisław 35
Nowosielski, Aleksander 119, 152

Oberheuser, Herta *16, 19*
Obojski, Eugeniusz 158, 268, 272, 273
Obojski, Gienek 165
Ogrodowczyk 265
Okoński, Michał 270
Olbromski, Rafał *11*
Olbrycht, Jan 35, 93, 121, 153, 164, 317, 327
Oleś, Mieczysław 275, *173*
Olpinski 60
Olszewski, Krystyn *257*
Olszówka, Erwin 161
Olszowski, Jan 27, 32, 34, 50, 99, 152
Olszyna, Roman 172
Opacińska, Kazimiera 176
Opaliński, Tadeusz 54, 86, 88, 104, 133, 144, 152, *148*
Orleska, Irena *282*
Orłowski, Kazimierz 104, 152
Orö, L. *76*
Orwell, George *260*
Orwid, Maria *7, 13, 58, 64, 70, 111, 238*
Orzeska, Tadeusz 163
Orzeszko, Tadeusz 50, *198, 235, 238*
Oschlies, Wolf *260*
Osika, Józef 50, 88, *235, 238*
Ossowska, Helena 201
Ostańkowicz, Czesław 80, 96, 88, 153
Ostoja, Adam 153, 327
Ostrowski 300
Ostrzycki, A. *77*
Oyrzyńska, Maria 108, 127, 137, 141, 144, 152
Oziemski, Stefan 268

Pach, J. *77*
Pachnia, Irena 176
Paczuła, Tadeusz 161, 267, 287, 327
Paczyński, Józef 265
Pahlowa, Zofia 176
Pakowski, Jan 163, 267, 270
Paliszewska, Zofia 176
Palitzsch, Gerhard 60, 62, 86, 156, 264, 265, 270, 271, 273, 274, 279, *226, 227*
Paluch, S. 91, 153
Panasewicz, J. *65*
Panasiewicz, Józef 163
Pannenkowa, Irena 182
Pańszczyk 66
Pańszczyk, Mieczysław 158, 165, 280
Pańczyszyn-Pawłowska, Elżbieta 30, 39, 50
Papież, Stanisław *210, 238*
Pargner 216
Paris, Tadeusz 158
Passent, Daniel 327
Paszkiewiczowa 181
Pawełczyńska, Anna 51, *59, 197, 199, 204, 213, 229, 238*
Pawliczek, Stanisław 264
Pearson, Leonard 327
Penderecki, Krzysztof *235*
Perzanowska, Stefania 87, 174
Perzanowska, Zofia *234*
Petermann 206
Piasecki, Józef *196, 207, 223, 238*
Piątkowska, Antonina 41, 153
Piąty, Stanisława 88, 105, 129, 152, 326, *30, 31, 32, 36, 38, 42, 49, 53, 58, 128, 133, 138, 145, 146, 148, 157, 167, 187, 198, 207, 236, 238*
Piekarska, Felicja 123, 125, 139, 152, *200, 217, 238*
Piekut-Warszawska, Elżbieta *227, 238*
Pierzchała, Jan 142
Pieszczoch, Nikodem 15, 50, 88, 251, 260, 286, 295, 307, 326, *38, 42, 43, 50, 56, 58, 138, 141, 144, 146, 148, 184*
Pietrukowicz, Tadeusz 88
Pietrzykowski, Tadeusz *147, 148, 186*
Pigoń, Stanisław 111, 153, *10, 11, 13, 186*
Pilas, Władysław *238*
Pilecki, Jan 60, 161, 264
Pilichowski, Czesław *95, 96*
Pingel, Falk *148*
Piotrowska, E. *75*
Piotrowska-Przeorska, Alina 174
Piotrowski, Jan 88, *31, 39, 58, 166, 175, 187, 217, 224, 238*
Piper, Franciszek 327, *148*
Piwowarska, W. *80*
Pizło, Stefan 155, 158, 162, 268, 269
Płachta, Ignacy 88, *199, 208, 238*
Plagge, Ludwig 156, 157, *255*
Plaskura, Józef 265
Plechta, Ewa *190, 192, 195, 204, 207, 212, 221, 229, 232, 237*
Pleczka, Ewa *142, 148*
Podhalański, Maków 167
Podhalański, Zygmunt 108, 113, 152, *203, 209, 238*
Podoba, Leon 88

Podoba, Stanisław *190, 238*
Pohorecka, Zofia 90, *193, 196, 228, 231, 232, 238*
Pokorny, Alfred *16*
Polak, Edmund *238*
Polańska 181
Polenz 33
Polock *263*
Półtawska, Wanda 281, 327, *7, 13, 70, 71, 72, 89, 96, 238*
Ponurkiewicz, Edward *133*
Popiersch, Max 84, 156, 157, 267, 271
Poppendick, Helmut *16, 20*
Porczyńska, Anna Haneczka 181, 183
Porębski, Jan 50, *192, 199, 238*
Posmysz, Zofia 88
Potrzebowski, Jerzy 91
Pozimski, Jerzy 84, 96, *238*
Pracka-Raczyńska, Zofia 50, 88, 106, 152, *37, 46, 58, 133, 179, 181*
Prager, Kurt 217
Praussowa, Zofia 181, 195
Próchnicki, Stanisław *209, 238*
Przanowska, Zofia 16, 27, 34, 39, 47, 50, *159, 160, 161, 162, 163, 166, 171, 184, 187, 195, 212, 228, 238*
Przędzik, Jadwiga *168, 187*
Przerwa-Tetmajer, Alina 327
Przewdziecki, Stanisław *172, 187*
Przezdzik-Wicek, Jadwiga 326
Przeźmiński, Piotr 88
Przybylski 133
Przybylski, Adam 200, 201
Przybyszowa, Irena 50, 88, 179, 321, 326, *42, 58, 140, 148*
Pszon, M. 282, 327
Puxon, Grattan 199

Quakernak, Walter 271

Raczek, Kazimierz 21, 23, 40, 44, 50, *234, 238*
Raczyńska, Zofia *187*
Radwański, Stanisław 88
Rajek, Jan 50, *38, 45, 58*
Rajewski, Ludwik *257*
Rakoff, V. *111*
Ramioul, L. *79*
Ramsay, Paul *22*
Ramsler, L. *79*
Ratajczyk, Stanisław 165
Ratajczyk, Tadeusz 103, 152
Rawicz, Jerzy 327
Rębilas, Zygfryd 17, 40, 42, 50, 88, 286, 289, 294, 305, 310, 324, 325, 326, *25, 33, 35, 41, 42, 46, 48, 49, 53, 58, 163, 166, 168, 172, 173, 176, 187*
Reichel, Paul 214, 216
Reichenbacher, Bruno 264, 271
Reichert, Aurelia 182, *255*
Reichmann 224
Reid, D. D. *80*
Reinhold *255*
Reinke, Pawel 50, 161
Rek, T. 102, 153
Reymann, Jan 214
Riedlinger, W. F. *79*
Robak, Szczepan 50, 88, 248, 260, *41, 49, 58, 187, 238*
Roberts, R. H. *79*
Roczniak, Józef *238*
Rogacki, Jan 162
Rogalski, Kazimierz 88, *58, 133, 146, 148, 154, 169, 175, 181, 187*
Rogowski, Zygmunt 88
Rohde, Werner 163, 173, 178, 179, 181, 182, 183, 190, 192
Rohwer, Jürgen *270*
Rojek, Jan 88
Rojek, Zenon, 99
Romberg, Hans Wolfgang *16*
Rosé, Alma *145*
Rose, Gerhard *16, 17*
Rose, G. *80*
Rosenburgh-Grohs, Władysław de 88, *38, 42, 46, 49, 55, 57, 58, 204, 213, 217, 238*
Rosenthal *19*
Rospenk, Stanisław 266
Rostock, Paul *16*
Różycki 133
Rubin, Bronisław 50
Rudzka 181
Rückerl, Adalbert *270*
Ruff, Siegfried *16*
Rusinek, Kazimierz 289
Rusiński, W. *96*
Rutkowski, Adam *257*
Rybczyńska, Helena *238*
Rybka, Zbiegniew 161
Rycaj, Mieczysław 279
Rycyk, Tadeusz 279
Ryn, Zdzisław 95, 143, 153, 259, 285, 327, *17, 70, 128, 132*
Ryszler, Stanisław 165
Rywik, S. *77, 79*
Rzepkiewicz, Mirosława 99, 152
Rzeźniak, Jerzy 88, *58, 160, 187, 226, 232, 238*

Sadus 262
Samolewitsch 83
Samuel 212
Sapieha, Kardinal 23
Saragat, Guiseppe 325, 327
Sarapata, Jan 38
Sarnecki, Józef 315, *13, 89, 96*
Saunders, Cecily 282
Schäfer, Konrad *16*
Scheffler, Wolfgang *270*
Scherpe, Herbert 165, 271, 279, 280, *155*
Schettler, G. *76, 80*
Schiedlausky *19*
Schikowski, Paul *255*
Schilling, Claus *17*
Schilling, Dada 38
Schillinger, Josef 58, *227*
Schlage, Franz 156, 265
Schmidt, Helmut *15*
Schmidt, Józef *199*
Schröder, Oskar *16*
Schulc 267
Schumann, Horst 173, 174, 209, 210, 211, 277, 280
Schumann, Robert *145*
Schuster, Heinrich 194
Schwalbe, Mancy 174
Schwarz 311
Schwarz, Hans 83
Schwarz, Joachim 259
Schwarzhuber, Johann 206, 294
Schwela, Siegfried 165, 169, 265, 266, 268, 271
Sebring, Harold L. *16*
Sediwy, Roman 155, 158
Seemann, Anna 215
Seemann, Jakub 215
Sehn, Jan 93, 153, 243, 328, 261, *17*

Seidler, Fritz 170
Selye, H. *10, 63, 80*
Serafiński-Pilecki, Tomasz 22
Siedlecki, Nel *257*
Siegruth, Johann 86, *140, 141*
Sienek, Karol 264, 274
Sieniawski, Henryk 155, 163
Sievers, Wolfram *16*
Sigal, J. J. *111*
Sikora, Ignacy 109, 119, 120, 122, 152
Sikorski, Jan 40, 88, 164, 185, 295, 298, 311, 326, *117, 133, 183, 187*
Sikorski, Władysław 50, 88, 266, *133*
Silver, D. *111*
Siwek, Władysław 91
Skalska, Olga *170*
Skarszewski, Ludwik 289, 313, 326
Skonieczna, Halina 176, 192
Skrabania, Alfred 15, 25, 44, 50, 88, 112, 121, 124, 152, *36, 39, 45, 48, 53, 55, 58, 190, 218, 235, 238*
Skrzek, E. 326
Skrzydlewska, Alma *132*
Ślęzak 161
Slisz-Oyrzynska, Maria 23, 27, 29, 32, 50, 88, 288, 296, 301, 306, 315, 319, 320, 324, 326, *29, 30, 31, 34, 36, 37, 38, 39, 41, 42, 43, 45, 47, 48, 51, 54, 56, 57, 58, 130, 133, 140, 146, 148, 162, 167, 177, 179, 180, 181, 187*
Śliwinski 202
Ślizowski, Stanisław 274
Śmierciak, Melania 244, 260
Śnieżek, Franciszek 156
Śnieżek, M. *80*
Śnieszko, Tadeusz 200, 201
Sobański, Tomasz 51
Sobczyk, Edward 264
Sobczyk, P. *72*
Sobczyk, Ryszard 50, 88, 269, *36, 44, 47, 51, 53, 58, 175, 178, 187, 194, 238*
Sobieraj, Lucjan 50, 121, 141
Sobieszczański, Marian 275
Sobieszczański, Zbigniew 163
Sobolewicz, Tadeusz 88, 98, 120, 145, 152, *58*
Sobolewska, Halina 182
Sokół, Edward 122
Soleski, Zdzisław 50, 297, 300, 315, 326, *160, 174, 187*
Sończyk, Wiesław 153, *257*
Sośniak, M. 328
Sowa, Kazimierz 50, *196, 236, 238*
Sowul, Czesław 155, 164
Spieszny, Józef 217
Spychaj 268
Sroka, Alojzy 50, *32, 46, 58*
Sroka, Stanisław 88, *238*
Stachowiak, J. L. 328
Stadnicka, Zofia 223
Stahler, Alois *255*
Stamler, J. D. *76, 79*
Starczewski, Jan 38, 50, 257, 260, *121, 133, 164, 175, 176, 187*
Stark 266, 271
Starnecki *71*
Starostka, Stenia *41*
Staszkiewicz 42, *141*
Stawarz, Jan 288, 301, 309, 316, 322, 326
Stawarz, Władysław 50, 88, 248, 251, 260, *56, 58, 118, 132, 133*
Stefaniszyn, Józefa 88, 297, 302, 311, 326, *26, 31, 32, 33, 36, 40, 45, 53, 54, 58, 129, 137, 148*
Stein *76*
Steinmetz, Selma 199
Sterkowicz, Stanisław 93, 95, 153, 154, 243, 259, 317, 328, *17, 70, 114, 132*
Sternalski, Marek *72*
Stössel, Alfred 158, 165, 268, 269, 280
Stolarz, Stanisław 50, 88, *51, 58, 180, 238*
Stolarzewicz 162
Stolz, Erich 29
Storch, Henry 271
Streim, Alfred 167, 261
Streit, Christian 167, 261
Stroiński, Stefan 213
Stromberger, Maria 87
Stryj, Franciszek 311, 328
Strzelecka, Irena 156
Stulgiński, Tadeusz 88
Styczyński, Władysław 88, *34, 58, 232, 238*
Stypulczak, Helena *236*
Styszko, Wincenty 132, 152
Suchomel, Jan 162
Suchoń, Czesław *238*
Sudek *261*
Suliborski, Stanisław 158, 162, 267, 268, 270
Suszczewska, Barbara 181
Suwała-Czyż, Zofia 22, 24, 34, 50
Swearingen, Victor C. *16*
Świątek, Jan *155, 176*
Świder, Antoni *173*
Świderska, Maria *144*
Świerczyński 64
Świszczowski, Stefan 18, 40, 50, 115, 122, 152, 244, 245, 246, 260, *120, 128, 133, 202, 213, 215, 238*
Świtkowski, Bazyli 99
Sypuła, Ludwik 50, 88
Sytner, Henryś 229
Szary, Jan 158, 161
Szaynok, Halina 174, 183
Szczeklik, A. *77*
Szczerbiński, Józef 217
Szczerbowski, Kazimierz 269
Szelest, Kazimierz 88
Szemraj-Lochyńska, Alicja *283*
Szewczyk, Tadeusz 107
Szkodzińska, Józefa 25, 34, 50, 88, 152, 286, *25, 48, 50, 58, 168, 187, 238*
Szkudlarz *51*
Szmaglewska, Seweryna 119, 143, 154, 328
Sznajd, J. *77*
Szokalski, Zenon *194, 210, 211, 238*
Szonert-Witkowska, Danuta 22, 27, 32, 50
Szostak, Stefan 26, 50, 288, 297, 326, *34, 42, 58, 163, 180, 184, 187*
Szostak, W. *77*
Szpila 296
Szpunar, Stanisław 88, *25, 41, 51, 54, 58, 133, 236, 238*
Szuszkiewicz, Roman 164
Szwarc, Hanna *64, 71*
Szweda, Konrad 41, 88, 98, 107, 131, 150, 152, 262, 267, 270, 271, 275, 286, 326, *169, 186, 187, 202, 238*
Szybiński, Z. *77*
Szydłowski, Władysław 141
Szymański, Alfred 164
Szymański, Tadeusz 125, 144, 152, *173, 184, 186, 187*
Szymański, Dr. Tadeusz 200, 202, 204
Szymborski, Wacław 265, *255*
Szymczak, Jan *238*
Szymkowiak, Jerzy *255*
Szymkowiak, Mieczysław 165, 185, 269, *255*
Szymkowiak, Witold 42
Szymusik, Adam *7, 13, 58, 61, 64, 71, 238*

Tabean, Jerzy 201
Takuski, Stanisław 243, 246, 250, 253, 254, 255, 260, *120, 127, 133*
Talik, Karol 42, 50, 88, 103, 122, 129, 152, 326, *28, 50, 56, 58, 116, 120, 133, 214, 238*
Tamminen, N. *79*
Tarasiewicz, Wanda 99
Targosz, Kamila 24, 50, 88, 152, *32, 50, 58, 238*
Targowla *62, 69, 71, 238*
Taube 128, *41*
Taul, Roman 271, 275
Ternon, Yves 283, 328
Tetmajer Alina 174
Teutsch, Aleksander 51, 225, 287, 308, 328, *13, 58, 64, 69, 72, 95, 110, 238*
Theuer, Hans 156, 271
Thilly, C. *79*
Thilo, Heinz 173, 201, 312
Thomas, K. *238*
Thümmler, Johannes 29
Tibblin, G. *79*
Toczek, Piotr 45, *179*
Tokarz, Kazimierz 25, 47, 50, 88, 152, 254, 257, 258, 260, 297, 298, 302, 304, 315, 326, *27, 45, 54, 58, 89, 140, 141, 142, 148, 166, 170, 177, 183, 187, 192, 199, 207, 226, 227, 238*
Tokarz, Zofia *95, 96*
Tolik, Janina 29
Toliński, Marian 158, 164, *183*
Tomašek, Vaclav 214, 216
Tomaszewski, W. 154
Tondos, Władysław 163, 264, 266, 274
Toynbee, Arnold 314, 328
Trębasiewicz, Jadwiga 26, 50, 88, 98, 145, 152, 255, 256, 260, 316, 326, *119, 120, 121, 133, 151, 153, 160, 165, 175, 179, 185, 187*
Treger, Abraham 214
Trojanowski, Roman 326
Trossmann, B. *111*
Trzyciński, Zbigniew 270
Trzebiatowski, Józef *133*
Trzebinski 271, *155*
Türschmied, Wilhelm 266, 269, *174*
Turalski, Leon 266, *116, 133*
Turczyniak, Włodzimierz 78
Turecka-Wajd, Aniela 141, 152, 251, 260, *122, 123, 133*
Turkiewicz, Halina *115, 133, 238*
Turska-Karbowska, Grażyna *284*
Twardowski, Włodzimierz 99, 115, 152

Uehlinger *76*
Uhlenbrock, Kurt 163, 280
Ułan, Genowefa 50, 88, 138, 152, *156, 158, 167, 175, 179, 180, 181, 182, 187, 202, 216, 225, 238*
Ul[l]mann 213
Umschweif, Natalia 215
Umschweif, Resuch 215
Uniwersal-Leśniak, Elżbieta *90*
Urbańczyk, Stanisław 78, 88
Urbański, Bolesław 92, 154, 242, 259

Vestweber 217
Vetter *155*
Vexler, Jancu 205

Wągrowska, H. *79*
Waitz, Robert *18*
Walaszczyk *226*
Walczak, Józef 158
Walentynowicz, Feliks 155, 165, 280, *183*
Walewska, Aleksandra 181
Walter, Franciszek Ksawery 283, 284, 328
Warchoła, Jarosław 260, *122, 126, 133*
Warchomy, Jan 50, 88, *34, 35, 58*
Warzecha, Edward 275
Wasilewski, Leon 164
Watycha, Marysia 116
Wawant, Mirosława *148*
Wawrzyniec, Ryniak 201
Weber 279
Weber, Bruno 209, 210, 213, 214, 215, 216, 217
Weber, Józef 274
Wedel, H. *79*
Weder, Józef *217, 238*
Węgierska, Janina 38, 173, *181*
Weiss *177*
Weiss, Ena 173
Weiss, Josef 200
Weisskopf, Rudolf 205
Wejstrk, Augustyn *147, 148*
Welsch, Peter 265
Weltz, Georg August *16*
Werkenthin, Maria Wiktoria 174
Wesełucha, Piotr 87, *9, 13*
Wesołowski, Jerzy 201
Wiązownicka-Gawęda, Helena 35, 36, 50, 88, *151, 154, 168, 187, 238*
Widmann, Arno *19*
Wiecha, Władysława *123, 124, 129, 133*
Wieczorkiewicz, Bronisław *257*
Wiejowski, Tadeusz 255
Wiercioch, L. 328
Wierzbica, Stefan 33, 58
Wierzbicka, Ludwika 205
Wierzbowski, Zygmunt 88
Wietschorek, Leo 60, 156, 157, 168, 171, *256*
Wilczur, Jacek *95*
Wilhelmi, Anton 157
Wilhelmsen, L. *79*
Windeck, Josef 76
Winick, Myron 152
Winkler, Jan 266
Wirths, Eduard 209, 210, 211, 212, 280
Wisocki, Adam 158
Witkowski, Józef *71, 89, 96*
Właczkowska, Rysia 183
Włodarska, Helena 88, 176
Włodarski, Feliks 164
Włodarski, Nicet 158, 164, 268, *185*
Włoka, Franz 156
Wnękowski, Józef 270
Wnuk, Józef 314, 328
Wodzisławski, Prokop *169*
Wörl, Ludwig 211, 280
Wojciechowska 183
Wójcik, Tadeusz 157
Wojenicz, Jan 48, 50, 54, 83, 88
Wojtkowski, Stefan 35, 40, 50, 88
Wojtusiak, Roman 88
Wojtyła, Karol 150, 314, 328
Wolny, Jan 100, 124, 130, 131, 139, 152, 265, 266, 269, 272
Wolter, Władysław 231, 236, 239, *15*
Wongczewski, Dawid 156, 157
Wosnitza 271
Wróblewska, Haneczka 177
Wróblewski, Bogdan 118, 133, 152
Wrona, Alfons 26, 33, 50, 88, *118, 128, 133, 187*

Wrona-Merski, Stanisław 202
Wystrach, Roch 45, 50, 88, *32, 34, 41, 51, 58, 133, 144, 148, 175, 179, 185, 187, 195, 238*
Wyszyńska, Leokadia 103, 152

Zabeł 215, 216
Zabicki, Stefan 163
Zacharski, Adam 158, 161, 270, 271, 274
Zarebińska, Maria *7, 13*
Zasacki, Stanisław 257, 260, *163, 166, 170, 180, 187*
Zasępa, Jadwiga 152
Zasępa, Wiktor 144
Zatorska, J. *143*
Zawadzka, Maria Iwona 99, 152
Zawidzka, Maria 319, 326, *120, 133*
Zawistowski *176*
Zawodny, Marian 264
Zbroszczyk-Januszewicz, Wanda *212, 238*
Żegleń, Józef 167, 168, 171, 172, 274, 301
Zelle, Stanisław 162
Żemojtel, Lucjan *232, 238*
Zenkteller, Roman *169*
Zięba, Antonina 50, *238*
Zielina, Jan 50, 162
Zieliński, Marian 242, 286, 291, 293, 316, 317, 320, 321, 326, *116, 130, 131, 133*
Ziemba, Adam 119, 154
Ziembicki, Zygmunt 301
Żmuda, A. *76*
Zoszak, Piotr 50, 88, *30, 35, 37, 46, 52, 57, 58, 119, 133, 196, 231, 238*
Zülch, Tilman 199
Żukowski, Wojciech *284*
Żuk-Skarszewski, Ludwik 97, 136, 152
Zwolińska, Halina 291
Zybert, Zofia 176
Zyga, Staszek *205, 206*
Zyguła, Stanisław 50, *203, 238*
Żylińska-Nowakowska, Maria Anna 38, 50, 109, 152